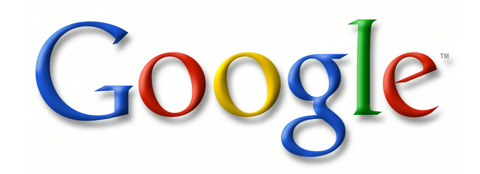


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

GOETHE-JAHRBUCH





UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030377702


Digitized by Google



Hum.
German

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

GOETHE-JAHRBUCH.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG GEIGER.

NEUNZEHNTER BAND.

MIT DEM DREIZEHNTEN JAHRESBERICHT

DER

GOETHE-GESELLSCHAFT.





FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1898.

Digitized by Google

PURCHASE
MAY 12 '31

PT
2045
.G6
130349
v.19
1898

Mit dem Lichtdruckbilde der
»Frau Rath«
nach einem im Besitze
des Herrn William Candidus
in Cronberg
befindlichen Ölgemälde.

Druckerei von August Osterrieth in Frankfurt a. M.

5

Digitized by Google



VORWORT.

Der vorliegende Band unterscheidet sich von seinen Vorgängern zunächst dadurch, daß die Bibliographie fehlt. Ihre Ausscheidung wurde dadurch nothwendig, daß das zuströmende Material der Mittheilungen und Abhandlungen so unerwartet groß war, überdies auch theilweise zu sehr vorgerückter Zeit eintraf, daß ich genöthigt war, alles irgendwie Entbehrliche zu entfernen. Von diesem Schicksal wurden besonders mehrere von mir ausgearbeitete Mittheilungen und Miscellen betroffen. Aber auch einzelne andere Miscellen befreundeter Fachgenossen, die ich fest angenommen hatte, durfte ich nach freundlich gewährter Erlaubniß der Mitarbeiter zurücklegen. Aus demselben Grunde wurde auch V. Pollaks Abhandlung von mir erheblich gekürzt. Die fehlende Bibliographie soll, wenn möglich, im nächsten Bande nachgeliefert werden. Daß der Text des Jahrbuches (excl. Register) einen so großen Umfang einnehmen konnte, mit Festrede 348 Seiten, gegen 331 des 18. Bandes, war nur durch das überaus anerkennenswerthe Entgegenkommen der Verlagshandlung möglich. Leider musste auch der Nekrolog Jakob Bächtoldts (gest. 8. August 1897) wegbleiben, allerdings nicht blos aus leidigem Raummangel. Denn es gelang nicht, für die Biographie des Heimgegangenen einen persönlichen Freund als Nekro-

Digitized by Google

logisten zu finden, und so musste ich schweren Herzens darauf verzichten, dem Verstorbenen das ihm gebührende Ehrendenkmal in diesem Bande zu stiften.

Die geringere Zahl der Miscellen, der große Umfang und die Vielseitigkeit der Abhandlungen wird gewiß Vielen erfreulich sein. Es gereicht dem Herausgeber zur Freude und zur Ehre, unter den Verfassern der letzteren manche neuen Mitarbeiter zu begrüßen, die, auf ihrem speciellen Arbeiterfelde wohl bewährt, zum ersten Male in unseren Studien das Wort ergreifen.

Auch dieser Band empfängt nach altem, den Lesern zur liebsten Gewohnheit gewordenen Herkommen seine wesentliche Bereicherung durch die Mittheilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. Ehrerbietiger Dank sei dem Hohen Protector des Archivs, Seiner königlichen Hoheit, dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen gesagt, ebenso dem Hohen Besitzer des Archivs, Seiner königlichen Hoheit, dem Erbgroßherzog Wilhelm Ernst von Sachsen, Dank für die Fürsorge, die nach dem Vorbilde der verewigten Begründerin des Archivs, die dem Jahrbuch stets eine gütige Gönnerin gewesen, auch diesem Bande durch Ueberlassung vieler und kostbarer Materialien gnädigst zu Theil geworden ist.

Der Umfang der Mittheilungen ist ein ungewöhnlich großer, größer als dies in den letzten Jahren der Fall war. Es bleibt mir eine angenehme Pflicht, dem Leiter des Archivs für die Auswahl der gespendeten Stücke und ihm und seinen Mitarbeitern für die mir persönlich gewordene Unterstützung den besten Dank zu sagen.

Berlin, den 7. Mai 1898.

LUDWIG GEIGER.

Digitized by Google



INHALT.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Neue Mittheilungen.

Digitized by Google

Digitized by Google



I. Mittheilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv.

1. Drei Aufzeichnungen Goethes über griechische Sculptur.

Elgin Marbles.

Ein Werk von großer Bedeutung. Der Katalog dessen was diese Sammlung enthält, ist wichtig und erfreulich, und daß dabei die schon in England vorhandenen Sammlungen, die Kunstreste von Phigalia und Aegina zur Sprache kommen, und von ihrem sämtlichen Kunstgehalt und allenfalsigen Geldeswerth die Rede ist, giebt sehr schöne Einsichten.

Die Verhöre nun über Kunst- und Geldeswerth der Elginischen Sammlung besonders, wie auch über die Art wie solche acquirirt worden, sind höchst merkwürdig. In der Ueberzeugung der höchsten Vortrefflichkeit dieser Werke stimmen die Herren alle überein, doch sind die Motive ihres Urtheils und besonders die Vergleichungsweise mit andern berühmten und trefflichen Kunstwerken höchst seltsam und unsicher. Hätte jemand einen kurzen Abriß der Kunstgeschichte und ihrer verschiedenen auf einander folgenden Epochen gegeben; so war die Sache klar, alles und jedes stand an seinem Platz und wurde da nach Würden geschätzt.

Digitized by Google

Freilich würde alsdann sogleich hervorgesprungen sein die Albernheit der Frage, ob diese Kunstwerke so vortrefflich seien, als der Apoll von Belvedere? Indessen ist es höchst intressant zu lesen, was Flachsman und West bei dieser Gelegenheit sagen. Henry Bankes, Esq. in the Chair versteht freilich gar nichts von der Sache, er müsste sich denn sehr verstellt haben. Denn wenn er, mit Bewußtsein, die ironischen Antworten einiger Befragten ruhig einsteckte, und immer fortfuhr, ungehörige Fragen zu thun, so muß man ihn als Meister der Verstellungskunst rühmen.

Elginische Marmore.

In dem englischen Werke, das unter diesem Titel uns zugekommen, sind nur zwei Statuen der neuerworbenen abgebildet, ein sogenannter Herkules und Ilyssus, sodann noch ein Pferdekopf, dazu sind gefügt früher schon herausgegebene Platten der Basreliefs der inneren Zelle.

Nun höre ich von reisenden Engländern, dass, wie freilich schon zu vermuthen war, man die Absicht habe sämmtliche Marmore zeichnen und zunächst[1] in Kupfer stechen zu lassen. Ein solches Werk würde freilich alle Kunstfreunde höchlich interessiren, da die neun ersten Platten obgenannten Werkes uns einen allgemeinen Begriff geben von dem was 1683 noch vorhanden war und nicht von dem einen Bestimmten was übrig geblieben ist. Es entstünde daher eine doppelte Frage,

1. in wiefern die Abzeichnung der Marmore wirklich im Gange ist, und wann man etwa hoffen könnte eine Herausgabe, und wäre es auch nur theilweise zu erleben?

2. Da solches wahrscheinlicherweise sich verziehen könnte, ob und für welchen Preis man Zeichnungen erhalten könnte, von drei oder vier dieser Überreste, welche uns gegenwärtig zu artistischen und literarischen Zwecken am meisten interessiren, und in welcher Zeit sie etwa zu erlangen wären. Man würde alsdann sogleich diejenigen Figuren bezeichnen, deren Abbildung man wünscht.

[1] zunächst Correctur über gestrichenem »in der Folge«.

Digitized by Google

[Phigalisches Relief.]

— »Das Lebendige, die Großheit des Stils, Anordnung, Behandlung des Reliefs, alles ist herrlich. Hingegen kann man bey so viel Schönem die außerordentliche Gedrungenheit der Figuren, die oft kaum sechs Kopflängen haben, überhaupt die vernachläßigten Proportionen der einzelnen Theile, wo oft Fuß oder Hand die Länge des ganzen Beins oder Arms haben u. s. w. kaum begreifen. Und da soll man sagen, daß man an den Coloß beinahe in allen Vorstellungen erinnert wird. —«

Was werden Sie aber, theuere Freundin, zu dem entschiedenen Verehrer der griechischen Kunst sagen, wenn er bekennt, daß er das alles zugiebt, es aber keineswegs entschuldigt oder auf sich beruhen läßt, sondern behauptet, daß alle diese Mängel mit Bewusstsein vorsätzlich, geflissentlich aus Grundsatz verübt worden. Zuerst also ist die Plastik Dienerin der Architektur; ein Fries an einem Tempel dorischer Ordnung fordert Gestalten, die sich zur Proportion seines ganzen Profiles nähern; schon in diesem Sinn mußte das Gedrängte Derbe, schon hier vorzuziehen [sein].

Aber warum gar innerhalb dieser Verhältnisse und wenn wir sie zugegeben haben noch Disproportionen? in wiefern sollte denn dies zu entschuldigen sein? Nicht zu entschuldigen, sondern zu rühmen, denn wenn der Künstler mit Vorsatz abweicht, so steht er höher als wir, und wir müssen ihn nicht zur Rede ziehn, sondern ihn verehren. Bei solchen Darstellungen kommt es darauf an die Kraft der Gestalten gegeneinander vortreten zu lassen; wie wollte hier die weibliche Brust der Amazonen-Königin gegen eine Herkulische Mannsbrust und einen kräftigen Pferdehals in ihrer Mitte sich halten, wenn die Brüste nicht auseinander gezogen und der Rumpf dadurch viereckt und breit wäre. Das linke fliehende Bein kommt gar nicht in Betracht, es dient nur als Nebenwesen zu Eurythmie des Ganzen. Was die Endglieder, Füße und Hände betrifft, so ist nur die Frage, ob sie im Bilde ihren rechten Platz einnehmen, und dann ist es einerlei, ob der Arm der sie bringt, das Bein das ihnen die rechte Stelle anweist, zu lang oder zu

Digitized by Google

kurz ist. Von diesem großen Begriff sind wir ganz zurück gekommen, denn kein einzelner Meister darf sich anmaßen mit Vorsatz zu fehlen, aber wohl eine ganze Schule.

Und doch können wir jenen Fall auch anführen.

Leonard da Vinci, der für sich selbst eine ganze Kunstwelt war, mit dem wir uns viel und lange nicht genug beschäftigten, erfrecht sich eben der Kühnheit wie die Künstler von Phigalia. Wir haben das Abendmahl mit Leidenschaft durchgedacht und durchdenkend verehrt; nun sei uns aber ein Scherz darüber erlaubt. Dreizehn Personen sitzen an einem sehr langen schmalen Tische, es giebt eine Erschütterung unter ihnen. Wenige blieben sitzen, andere sind halb, andere ganz aufgestanden. Sie entzücken uns durch ihr sittlich leidenschaftliches Betragen, aber mögen sich die guten Leute wohl in Acht nehmen, ja nicht etwa [den] Versuch machen sich wieder nieder zu setzen! zwei kommen wenigstens einander auf den Schooß, wenn auch Christus und Johannes noch so nahe zusammenrücken.

Aber eben daran erkennt man den Meister, daß er zu höhern Zwecken mit Vorsatz einen Fehler begeht. Wahrscheinlichkeit ist die Bedingung der Kunst, aber innerhalb des Reiches [der] Wahrscheinlichkeit muß das Höchste geliefert werden, was sonst nicht zur Erscheinung kömmt. Das Richtige ist nicht sechs Pfennige werth, wenn es weiter nichts zu bringen hat.

Die Frage ist also nicht, [ob] in diesem Sinne irgend ein bedeutend Glied in dieser Zusammensetzung zu groß oder zu klein sei. Nach allen drei Copien des Abendmahls, die wir vor uns haben, können die Köpfe des Judas und Thaddäus nicht zusammen an einem Tische sitzen, und doch, besonders wenn wir das Original vor uns hätten, würden wir darüber nicht quereliren, der unendliche Geschmack (daß wir dieses unbestimmte Wort hier in entschiedenem Sinne brauchen) den Leonard besaß, wußte hier dem Zuschauer schon durchzuhelfen.

Und beruht denn nicht die ganze theatralische Kunst gerade auf solchen Maximen, nur ist sie vorübergehend, poetisch-rhetorisch bestechend, verleitend und man kann

Digitized by Google

sie nicht so vor Gericht ziehen, als wenn sie gemalt, in Marmor gehauen oder in Erz gegossen wäre.

Analogie oder auch nur Gleichniß haben wir in der Musik: das was dort gleichschwebende Temperatur ist, wozu die Töne, die sich nicht genau untereinander verhalten wollen, so lange gebogen und gezogen werden, daß kaum einer seine vollkommene Natur behält, aber sich alle doch zu des Tonkünstlers Willen schicken. Dieser bedient sich ihrer als wenn alles ganz richtig wäre. Der hat gewonnen Spiel, das Ohr will nicht richten, sondern genießen und Genuß mittheilen. Das Auge hat einen anmaßlichen Verstand hinter sich, der Wunder meint wie hoch er stehe, wenn er beweist, ein Sichtbares sei zu lang oder zu kurz.

Wenden wir uns nun zu der Frage, warum wir den Colossen von Monte Cavallo immer wiederholt sehen, so antwort ich, weil er dort schon zweimal steht. Das Vortrefflichste gilt nun einmal, wohl dem der es wiederholen kann! diesen Sinn nährten die Alten im höchsten Grad. Die Stellung des Colossen, die mannigfaltige zarte Abänderung zuläßt, ist die einzige, die einem thätigen Helden ziemt; darüber hinaus kann man nicht und zu seinem Zweck variirend es immer wiederbringen ist der höchste Verstand, die höchste Originalität. Aber nicht allein diese Wiederholung findet sich auf den mir gegönnten Basreliefs, sondern Herkules und die Amazonen-Königin stehen in derselbigen Bewegung gegen einander wie Neptun und Pallas im Fronton der Parthenons. Und so muß es immer bleiben, weil man nicht weiter kann. Lassen wir die Pallas in der Mitte des Giebelfeldes von Aegina gelten, auch Niobe und ihre jüngste Tochter irgendwo, so sind das immer nur Vorahndungen der Kunst; die Mitte darf nicht streng bezeichnet sein, und bei einer vollkommenen guten Composition, sie sei plastisch, malerisch oder architektonisch, muss die Mitte leer sein oder unbedeutend, damit man sich mit den Seiten beschäftige, ohne zu denken, daß ihre Wirksamkeit irgend woher entspringe.

Da wir aber, was man nicht thun sollte, damit angefangen Einwürfe zu beseitigen, so wollen wir nunmehr zu

Digitized by Google

den Vorzügen des vor mir stehenden Basreliefs ohne irgend eine andere Rücksicht uns wenden.

Wer die Treppen des Goethe-Hauses hinaufsteigt, wird als eines der wesentlichsten Stücke des künstlerischen Schmuckes sogleich die große Zeichnung der »Thauschwestern« am Giebel des Parthenon bemerken. Und er wird sich dabei entsinnen, wie Goethe, der griechischen Kunst mit seinem innersten Fühlen und Wollen zugeneigt, doch erst so spät dazu gelangt ist, ihre höchsten originalen Schöpfungen auch nur nachgebildet mit eigenen Augen zu schauen. Der letzten Stufe seiner künstlerischen Studien blieb es vorbehalten, die plastischen Schätze kennen zu lernen, welche Griechenland zwei Jahrtausende lang in fast völliger Verborgenheit der Nachwelt aufbewahrt hatte.

Lesen wir das Gedicht »Der Wandrer«, das noch aus der nordischen Frankfurter Schaffensperiode Goethes stammt und uns doch schon zu den griechischen Ruinen des süditalischen Cumä führt, so möchten wir glauben, daß — nach Goethes eigenem Ausdruck — eine »Vorempfindung« griechischer Kunst und griechischer Lebensform in ihm gelegen habe. Aber als er endlich dazu gelangt, nach dem Süden aufzubrechen, da ist es dennoch nur Rom, wohin all sein Sinnen und Trachten strebt. Eindrücke der Kindheit von der Reise des Vaters her, wie Einflüsse der Gegenwart aus den Schriften eines Winckelmann und Mengs wirkten hier zusammen. Und wir wissen, wie ganz ihn Rom, als er endlich durch die Porta del Popolo eingefahren war, hingenommen hat. Als der Fürst von Waldeck, ein ganz weltkundiger und einsichtiger Mann ihm vorschlug, eine gemeinsame Reise nach Griechenland zu machen, da sah er darin nur ein Ansinnen, durch das er „entrückt oder wohl gar verrückt« werden sollte; so sehr schien ihm das ausser dem natürlichen Kreise seiner Bestrebungen zu liegen. Und auch als er von Rom nach Süditalien aufbrach, that er es nicht mit dem Gedanken, nun auf den Boden der alten Magna Graecia hinüberzuschreiten die er schon in seiner Jugenddichtung neben Rom gestellt hatte, sondern nur um das Bild Italiens sich abzurunden und zu vollenden. Doch in Pästum erfaßt ihn plötzlich der Eindruck eines Neuen, das unmittelbare Selbstzeugniß griechischen Kunstschaffens. Zuerst, gesteht er, befand er sich in einer ihm völlig fremden Welt; aber wenige Stunden in den Tempeln verbracht, machen ihn zu ihrem Vertrauten, daß er ihnen »das eigentliche Leben mittheilt, es aus ihnen wieder herausfühlt, welches der Baumeister beabsichtigte, ja hineinlegte.« Und nun wird es ihm auch zweifellos, daß er Sicilien sehen

Digitized by Google

müß, und er bereist es, mit dem vollen Bewußtsein, jetzt griechische Luft zu athmen. Die Tempel von Segesta und Girgenti ordnen sich jetzt mit denen von Pästum zusammen, die Odyssee wird im Anschauen der Küsten und ihrer Monumente ihm lebendig, und auch die Natur offenbart ihm noch anderen Reichthum als in der römischen Campagna, und entlockt ihm die zaubervollen Verse:

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer
Und duftend schwebt der Aether ohne Wolken.

Und dennoch! Ein Gedanke, Griechenland selber zu sehen, kommt auch jetzt in Goethe nicht auf; vielmehr hält er sich vor Augen, die sicilianische Reise dürfe ihn nicht allzuviel von seiner ersten Absicht, der Versenkung in die römische Welt, abhalten.

In Rom kamen ihm Zeichnungen von Metopen des Parthenon zu Handen. Sir Richard Worthley hatte sie in Athen nach den Originalen gezeichnet. »Man kann sich nichts Schöneres denken als die wenigen einfachen Figuren« schreibt er; aber dabei bleibt es auch; eine nur irgendwie bedeutende Rolle in seinem künstlerischen Gedankenkreise spielen diese Zeichnungen künftig durchaus nicht, zum sicheren Beweise, daß in Jedem nur die Eindrücke wirkungsvoll und fruchtbar werden können, die ihm auf der Stufe seiner Entwicklung gemäß sind.

Zwölf Jahre später erhielt er von Wilhelm Humboldt[1] aus Paris Nachricht über Gipsabgüsse von Theilen des Panathenäen-Frieses, die Gouffier in Athen besorgt hatte. Er wünschte nun den Abguß eines Abgusses zu erhalten; dies aber war nicht möglich, — und damit schienen auch die recht verständnißvollen Nachrichten Humboldts für Goethe abgethan; weder in den »Propyläen« noch in den anderen Kunstpublikationen der nächsten Jahre wird darauf Rücksicht genommen.

Erst die umfassende Kenntniß der Parthenonsculpturen, welche durch die Beschreibung und Nachbildung von Lord Elgins massenhaften Erwerbungen möglich wurde, brachte in Goethe die volle Erkenntniß des unvergleichlichen Werthes dieser Werke zum Durchbruch. Er hatte sich seit einigen Jahren, besonders 1814 und 1815, von der antiken Kunst mehr zurückgezogen, und sich dem Studium der altdeutschen am Rhein zugewandt. Da traten (1816) die »Elginischen Marmore« in seinen Gesichtskreis, denen dann noch der »Phigalische Fries« und die »Aegineten« sich anschlossen, —

[1] Vgl. hierüber meine »Klassische Aesthetik der Deutschen«, 1892. S. 220.


Digitized by Google

und schnell mußten die Werke des Mittelalters den Platz räumen; die Zeitschrift »Kunst und Alterthum«, ursprünglich den Schätzen »am Rhein, Main und Neckar« gewidmet, mußte jetzt wiederum das Lob der griechischen Kunst verkünden. Sie brachte den Vers:

> Homer ist lange mit Ehren genannt,
> Jetzt ward Euch Phidias bekannt;
> *Nun hält nichts gegen beide Stich,*
> Darob ereifre niemand sich.

Den jungen Bildhauern empfahl Goethe (1817) nach London zu gehen! »Daselbst studire er vor allen Dingen aufs Fleißigste den geringsten Ueberrest des Parthenons und des Phigalischen Tempels; auch der kleinste, ja beschädigte Theil wird ihm Belehrung geben«.

In diese Zeit frischer Begeisterung für die neuen griechischen Schätze führen uns die vorstehenden Aufzeichnungen Goethes ein; die zwei ersten mehr noch fragend und suchend, beziehen sich auf die Parthenonsculpturen, der dritte, schon klar und selbständig, auf den Phigalischen Fries. Jene beiden sind Beilagen zu den Concepten von Goethes Correspondenz aus dem Jahre 1817.[1] Es war im Mai, bei einem Aufenthalt in Jena, daß ihn die »Elginischen Marmore« lebhaft beschäftigten, auf Grund der englischen Denkschrift darüber, die ihm zugekommen und inzwischen durch Böttiger auch schon ins Deutsche übersetzt worden war. Zu dieser Uebersetzung hatte der Kunstfreund Meyer einige begleitende Bemerkungen geliefert, um deren Zusendung Goethe ihn in einem Brief vom 23. Mai ersuchte.[2] Mit diesem Briefe hat die eine unserer Aufzeichnungen (»Elgin Marbles«) nahe Verwandtschaft, und ist wohl am selben Tage entstanden. Doch dürfte sie im direkten Zusammenhang wohl stehen mit dem am gleichen Tage an den Großherzog gesandten Bericht (Serenissimo: Elgin Marbles). Da Goethe das Werk am 18. Mai von dem Großherzog erhalten hatte, so sind wir wohl berechtigt, die Aufzeichnung einzureihen unter die am 23. Mai im Tagebuch verzeichneten: »Aufsätze über verschiedenes von Serenissimo Eingesandtes, Concepte und Abschriften«. Interessant ist es, wie Goethe hier schon ganz und gar den historischen Standpunkt der Beurtheilung fordert, der ihm selbst auf seiner italienischen Reise noch nebensächlich er-

[1] Von Schreiberhand mit eigenhändigen Correcturen.
[2] Riemer hat dieses Schreiben (Briefe von und an Goethe S. 107) irrig vom 23. März datirt.


Digitized by Google

schienen war, wie er es schlechthin für »albern« erklärt, Werke ganz verschiedener Entstehungszeit und Stilgattung ohne Weiteres vergleichen zu wollen.

Die zweite Aufzeichnung »Elginische Marmore« setze ich in Beziehung zu einer Tagebuchnotiz vom 23. Juni »Aufträge nach England, — dazu Brief an Canzleirath Vogel«. Denn um eine Anweisung, was für Aufträge zu ertheilen seien, handelt es sich dabei.[1] Die hier erwähnten Platten nach *älteren* Zeichnungen, die den Zustand des Parthenon im Jahr 1683, d. h. vor seiner Zerstörung durch die Venetianer darstellen, sind Reproductionen der *Carrey*schen Blätter, die in jenem Jahr auf Veranlassung des französischen Gesandten in Constantinopel angefertigt worden waren, und deren kunsthistorischer Werth auch durch spätere Forschungen und Funde nicht aufgehoben werden konnte, da sie manches aufbewahrt hatten, was später vernichtet wurde.

Von viel höherer Bedeutung als diese beiden Aufzeichnungen ist die dritte,[2] die uns unmittelbar in Goethes künstlerische Denkarbeit einführt. Bei genauerer Betrachtung ergibt sich, daß sie das Resultat einer eifrigen Beschäftigung mit dem Gegenstande ist, für welche verschiedene gleichzeitige Briefe und Tagebuchnotizen Zeugniß ablegen.

Daß es sich bei dem »Relief« um einen Theil des Phigalischen Frieses handle, wurde mir sogleich beim ersten Durchlesen des Stückes unzweifelhaft. Das Goethe-Archiv trug dann freundlichst zur weiteren Aufhellung der Sache bei; in der »theueren Freundin« wurde schnell Louise Seidler erkannt, und dann ferner die einschlägigen Briefe an J. H. Meyer, sowie der ungedruckte an August Goethe herbeigezogen, aus welchem die bezügliche Stelle mit B. Suphans freundlicher Erlaubniß hier mitgetheilt wird.

Louise Seidler hatte aus München die Zeichnung einer Abtheilung des Frieses an Goethe gesandt. Sie hatte zugleich in ihrem Brief (2. Februar 1818) gewissen Einwänden gegen die künstlerische Vollendung dieser Sculpturen Ausdruck gegeben, — Einwänden, die nicht nur ihre eigene Ansicht, sondern auch das Urtheil von Kennern in München wiedergaben. Sendung und Brief interessirten Goethe aufs Höchste. »Vielfache Betrachtung darüber« notirt er am 10. Februar im

---

[1] Vgl. auch das Tagebuch zum 24. Juni.

[2] Die von Schreiberhand sehr fehlerhaft angefertigte Vorlage zeigt keine Correcturen Goethes; es sind daher die Unregelmäßigkeiten der Schreibung im Abdrucke normirt worden; auch einige offenbare Mißverständnisse des Schreibers waren durch Conjecturen zu beseitigen.

Digitized by Google

Tagebuch; am folgenden Tage dictirte er die geistvolle Rechtfertigung jener auffallenden Eigenthümlichkeiten des Werkes. Zuerst wollte er, wie die Anrede zeigt, diese Erklärung dem Dankbrief an Louise einfügen, behielt sie aber dann doch zu anderer Verwendung zurück; einiges daraus wurde in den Bericht aufgenommen, den er am 27. März[1] in vorsichtig bescheidenen Ausdrücken an seinen künstlerischen Berather Meyer einsandte. An seinen Sohn aber hatte er schon gleich nach dem Empfang geschrieben: »Louise Seidler hat mir ein Geschenk gegeben, wie es die talentreiche Anmuth[2] allein geben kann. Eine Abtheilung des phigalischen Frieses: Herkules[3] mit der Amazonenkönigin in Conflict, noch zwey Streitpaare und zwey Pferde. Eine Elle hoch, nicht gar drey Ellen lang, auf blau Papier, schwarze Kreide, weiß gehöht. Und wie es in diesem Sinne und bey ihrem Talente möglich ist, im Facsimile in der Größe des Originals, alle Verstümmelungen angedeutet, die verhältnißmäßig gering sind. Es ist ein Abgrund von Weißheit und Kraft, man wird sogleich 2000 Jahre jünger und besser. Mehr ist nicht zu sagen, komm und sieh!!

Dieser blaue, reichbegabte Streifen nimmt sich auf der blaßgelben Wand meiner Zinne bey vollem Licht gar herrlich aus, und macht mich, was viel gesagt ist, glücklich. Wenn die in England bestellten auch so einschlagen, so werden wir viel Freude und Belehrung haben, in eben der Größe habe ich sie verlangt«.

Daß Goethe durch die malerische Wiedergabe des in mancher Hinsicht doch nicht einwandfreien Reliefs so entzückt wurde, wird man leichter begreiflich finden, wenn man ganz unabhängig davon das Urtheil eines neueren Kenners[4] vernimmt, der phigalische Fries gewinne auffällig bei graphischer Reproduction, erscheine in ihr gefälliger, harmonischer, anmuthiger als im Original; es rühre das von einem gewissen malerischen Element her, das in der Behandlung unverkennbar sei und fast zur Annahme verführen könne, daß der Fries zuerst für eine malerische Behandlung bestimmt und dann erst auf Marmor übertragen sei.

Die eigenthümliche Mischung hervorragender künstlerischer Eigenschaften mit offensichtlichen Mängeln hat die Kunstgeschichte auf verschiedene Art zu erklären versucht; wohl Niemand aber ist auf das geistvolle Verfahren Goethes verfallen, gerade jene Mängel in Vorzüge umzudeuten. Dies Verfahren entspricht durchaus einem Grundzuge von Goethes Kunstbetrachtung. Schon im Briefwechsel mit Schiller, wo

---

[1] In Riemers Abdruck 26. März. [2] Im Concept (von Färbers Hand): Armuth. [3] Nach heutiger Erklärung: Theseus.
[4] Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik, 3. Aufl. I, 455.



beide Dichter ja auch soviel theoretisirt haben, spricht Goethe die Maxime aus, man müsse klare Forderungen aufstellen, aber auch bewußte Verstöße gegen diese Forderungen dem Künstler gestatten: »Ganz anders arbeitet man aus Grundsätzen als aus Instinkt, und eine Abweichung, von deren Nothwendigkeit man überzeugt ist, kann nicht zum Fehler werden«. Und noch in den Gesprächen mit Eckermann hat er solche absichtliche Fehler, die eben keine Fehler seien, in Dichtung und Malerei, bei Shakespeare und bei Rubens, aufgezeigt. Im Einzelnen der überreichen Gedankenfülle, die Goethe in unserer Aufzeichnung hat ausströmen lassen, mit einem Commentar zu folgen, — würde den lebendigen Eindruck nur abschwächen können. Nur ein paar thatsächliche Bemerkungen seien noch angefügt. Ueber Lionardos Abendmahl hatte Goethe wenige Monate zuvor seinen eingehenden Aufsatz verfaßt. Zu dem Hinweis auf die »theatralische Kunst« wäre der Aufsatz »Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke« in den Propyläen heranzuziehen. Der »Coloß vom Monte Cavallo«, die eine der beiden Dioskurenfiguren auf dem römischen Quirinalplatz, gehört zu den Kunstwerken, die Goethe immer von Neuem angezogen haben. Sie galt den Zeitgenossen als griechisches Werk (»Opus Phidiae« steht auf dem Sockel), und ist ja wohl auch Nachahmung eines solchen. Noch im Jahre zuvor, als Goethe sich mit den Elgin Marbles beschäftigt und »die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen« ihn überwältigt, hat er sich plötzlich entschlossen nach Rudolstadt zu fahren, wo er einen Abguß des Werkes wußte und wo er sich »an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit herstellte«.

Wir müssen tief bedauern, daß Goethe auf den apologetischen Theil seiner Besprechung den geplanten zweiten, der positiv die Vorzüge des Reliefs entwickeln sollte, nicht hat folgen lassen. Erloschen ist sein Interesse für den Phigalischen Fries nicht. Im Jahr 1821 ließ er ihn in »Kunst und Alterthum« von Meyer beurtheilen. Im höchsten Alter hatte er noch die Freude, den Entdecker und ersten Bearbeiter dieses Schatzes, den Baron Stackelberg, zu mehrtägigem Besuch bei sich zu sehen. Auch mit ihm besprach er noch Entstehung und Ausführung des Werkes, das er »ein Wunder von Herrlichkeit« nannte.

O. Harnack.



Digitized by Google

2. DIE FREITAGSGESELLSCHAFT.

Eine Erläuterung zum Briefwechsel mit Schiller.

Goethe an Schiller, 27. November 1794: »Herr v. Humbold ist neulich zu einer ästethisch critischen Session gekommen, ich weiß nicht wie sie ihn unterhalten hat«.

Schiller an Goethe, 29. November 1794: »Herr v. Humboldt, der sich Ihnen aufs beßte empfiehlt, ist noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein solches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn Sie wieder auf einige Tage hieher kommen, keine Ruhe laßen werden, biß Sie auch eine solche Sitzung mit uns halten«.

Goethe an Schiller, 2. December 1794: »Daß Herr v. Humbold mit unsern homerischen Unterhaltungen zufrieden ist, beruhigt mich sehr, denn ich habe mich nicht ohne Sorge dazu entschlossen. Ein gemeinsamer Genuß hat so große Reize und doch wird er so oft durch die Verschiedenheit der Theilnehmer gestört. Biß jetzt hat noch immer ein guter Genius über unsre Stunden gewacht. Es wäre recht schön, wenn wir auch einmal einige Bücher zusammen genößen«.

Von den erwähnten Vorlesungen wäre wohl das nöthige zu erwähnen, da ihre Wirkung zur Zeit bedeutend war.

Es versammelten sich etwa zwölf Personen wöchentlich Abends in meinem Hause, deren Namen schon von der Unterhaltungsweise genugsames Verständniß giebt.

Geh. Rath v. Voigt, ein allseitig gebildeter Geschäftsmann, der in meiner Abwesenheit die Zusammenkunft fortführte und einleitete.

v. Fritsch, jung, gebildet, bildungslustig, aufmerksam, durchaus theilnehmend.

Wieland, Herder, Buchholz, Hufeland, Bertuch, Meyer, Krause; Männer vom verschiedensten Interesse, ein jeder in seinem Fach ernstlich beschäftigt, vorschreitend im Neuen, nachdenkend über das Alte; keiner der nicht in der Folge des Lebens sich bedeutend erwiesen hätte.

Als Gäste fanden sich ein verschiedene Lehrer von Jena, Voigt von Ilmenau bey jedesmaligem Hierseyn, und so ward auch jeder bedeutende Fremdling eingeladen und wohl aufgenommen, so wie das was er etwa mitzutheilen hatte. Die Anmuth, so wie die Wirksamkeit einer solchen

Digitized by Google

Unterhaltung wird sich jeder Denkende gern vergegenwärtigen.

Höchst bedeutend war hiebey daß Durchl. Herzog öfters Theil nahm und dabey mit besonderem Scharfsinn die Verdienste des Inhalts so wie des Vortrags beurtheilend, jüngere Männer kennen lernte, die ihm sonst schwerlich von dieser Seite so nahe getreten wären. Weimar und Jena haben diesen Abenden manche wichtige Anstellung und Auszeichnung zu verdanken.

Da nun bey solchen Zusammenkünften mit Maas und Bescheidenheit alles zur Sprache kam, was empfunden, gedacht und gewußt zu werden verdiente, so war auch Poesie höchst willkommen.

Nun war damals die Vossische Uebersetzung der Ilias an der Tages-Ordnung und über die Lesbarkeit und Verständlichkeit derselben mancher Streit, daher ich denn nach alter Ueberzeugung, daß Poesie durch das Auge nicht aufgefaßt werden könne, mir die Erlaubniß ausbat, das Gedicht vorzulesen, mit dem ich mich von Jugend auf mannigfaltig befreundet hatte.

Daß mir nun das rhapsodische Metier nicht ganz mißlungen, davon giebt Herrn von Humboldts Erwähnung gegen Schillern das beste Zeugniß, welches diesen bewog, einen gleichen Vortrag von mir gelegentlich zu verlangen.

Und gewiß schwarz auf weiß sollte durchaus verbannt seyn; das Epische sollte rezitirt, das Lyrische gesungen und getanzt und das Dramatische persönlich mimisch vorgetragen werden.

Weimar den 30. Decbr. 1824.

Daß Goethe bei der Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller anfänglich die Absicht hatte, Erläuterungen und Excurse hinzuzufügen, ist erst durch den letzten, neunten Band der Tagebücher bekannt geworden. Ueberhaupt gewinnt die Vorgeschichte dieser Ausgabe durch Goethes Aufzeichnungen aus den Jahren 1823 und 1824 erst die rechte Beleuchtung. Den Anstoß scheint Wilhelm von Humboldt gegeben zu haben, der sich in Weimar anmeldete, als Goethe eben, in den Tagen vom 28. Mai bis 3. Juni 1823 die Schillerschen Briefe aus seinen Correspondenzheften ausgehoben hatte, und bei Aus-

Digitized by Google

führung seines Besuchs vom 12. bis 23. November auch die an ihn gerichteten Briefe Schillers mitbrachte, auf daß die Freunde »in fruchtreicher Gegenwart sich an den frühern schönen Blüten aufs neue erbauen und erquicken könnten«. Die ersten Tage des folgenden Jahres brachten den Entschluß, eine bedeutsame Episode des Briefwechsels aus dem Jahre 1802 für »Kunst und Alterthum« auszuwählen; abgeschlossen wurde dieser Vorläufer vom 12. bis 23. December 1824. Unmittelbar daran schloß sich, nachdem im Laufe des Jahres 1824 mit Lotte Schiller und Caroline von Wolzogen gemeinsam der Plan einer Gesammtausgabe des Briefwechsels berathen, mit Cotta Verhandlungen eingeleitet, Abschrift und Revision des Manuscripts durch Goethe veranlaßt waren, in den letzten Decembertagen des Jahres 1824 die Absicht, dem Briefwechsel einen Commentar beizugeben. Denn Goethe notirt am 26. December: »Später die Schillersche Correspondenz vom Jahre 1794 durchgesehen, die aufzuklärenden Stellen bemerkt, auch die Chronik desselbigen Jahres durchgesehen,« am 27. December: »Die Schillersche Correspondenz von 1794 in Rücksicht der dazu erforderlichen Noten durchgesehen«, und endlich am 30. December (Tageb. IX, 316): „*Verschiedenes dictirt zu den Noten der Schillerschen Correspondenz*«.

Ein Rest dieser Anmerkungen liegt in obiger Niederschrift vor, die im Kanzler Müller-Archiv — auf einem Foliobogen grauen Conceptpapiers von Johns Hand — gefunden, von B. Suphan alsbald aus dem Datum und aus der von Goethe eigenhändig mit Bleistift übergeschriebenen Bezeichnung »S. 33b 1794.« bestimmt wurde. Das Druckmanuscript des Briefwechsels, auf das Goethe damit verweist, hat also ungefähr denselben Umfang gehabt, wie der erste Druck, der die Eingangs angeführten Stellen auf S. 67—74 bringt. Daß Goethe das dictirte Concept nicht näher geprüft hat, beweist gleich im ersten Absatz die unmittelbar auf einander folgende doppelte Verwendung von »erwähnen«, die sonst schwerlich durchgegangen wäre. Kanzler von Müller, der den Bogen verwahrte, hat S. 15 Z. 18 »mir die Erlaubniß ausbat,« corrigirt aus »und bat mir die Erlaubniß aus«. Am Schluß ist der Anfang einer weiteren Ausführung: »Es geschieht auch so nur zerstreut und zufällig,« gestrichen.

Goethes Plan ist nicht zur Ausführung gekommen; im Jahre 1825 und später verlautet nichts mehr von einem Commentar zu dem Briefwechsel, dessen erster Band nach mancherlei Verzögerungen erst im Jahre 1828 erschien. Seine Aufzeichnungen über die Freitags-Gesellschaft verwerthete Goethe später für die Tag- und Jahreshefte (Werke 35, 68), wo die Episode nunmehr unter dem Jahre 1796 in folgender Gestalt erscheint: »Eine Gesellschaft hochgebildeter Männer, welche sich jeden Freitag bei mir versammelten, bestätigte

Digitized by Google

sich mehr und mehr. Ich las einen Gesang der Ilias von Voß, erwarb mir Beifall, dem Gedicht hohen Antheil, rühmliches Anerkennen dem Uebersetzer. Ein jedes Mitglied gab von seinen Geschäften, Arbeiten, Liebhabereien, beliebige Kenntniß, mit freimüthigem Antheil aufgenommen. Dr. *Bucholz* fuhr fort die neusten physisch-chemischen Erfahrungen mit Gewandtheit und Glück vorzulegen. Nichts war ausgeschlossen, und das Gefühl der Theilhaber, welches Fremde sogar in sich aufnahmen, hielt von selbst alles ab, was einigermaßen hätte lästig sein können. Akademische Lehrer gesellten sich hinzu, und wie fruchtbar diese Anstalt selbst für die Universität geworden, geht aus dem einzigen Beispiel schon genugsam hervor, daß der Herzog, der in einer solchen Sitzung eine Vorlesung des Doctor Christian Wilhelm Hufeland angehört, sogleich beschloß ihm eine Professur in Jena zu ertheilen, wo derselbe sich durch mannigfache Thätigkeit zu einem immer zunehmenden Wirkungskreise vorzubereiten wußte.

Diese Societät war in dem Grade regulirt, daß meine Abwesenheit zu keiner Störung Anlaß gab, vielmehr übernahm Geh. Rath Voigt die Leitung, und wir hatten uns mehrere Jahre der Folgen einer gemeinsam geregelten Thätigkeit zu erfreuen«.

Zur Sache diene kurz Folgendes. Ueber die »Freitagsgesellschaft«, wenigstens über ihre Anfänge, sind wir zur Genüge unterrichtet, doch fehlt es noch an einer zusammenfassenden Darstellung. Ihre Entstehung verdankt sie einer Anregung Goethes, der am 1. Juli 1791 an Karl August schreibt: »Bey dieser Gelegenheit hat sich eine alte Idee: hier eine gelehrte Gesellschaft zu errichten und zwar den Anfang ganz prätentionslos zu machen, in mir wieder erneuert. Wir könnten reichlich mit unsern eignen Kräften, verbunden mit Jena viel thun wenn nur manchmal ein Reunionspunckt wäre. Biß Sie wiederkommen soll das Projeckt reifer seyn«. Bereits am 5. Juli unterzeichneten Voigt, Wieland, Herder, Bertuch, Bode, Knebel und Buchholz die von Goethe eigenhändig aufgesetzten Statuten (Jahn, Goethes Briefe an C. G. v. Voigt S. 443—445), am 9. September versammelte sich die Gesellschaft zum erstenmale im Palais der Herzogin Mutter und Goethe führte wiederum eigenhändig die Protocolle über die beiden ersten Sitzungen (Jahn a. a. O. S. 445—452). Ueber die späteren Versammlungen, die ebenfalls bei der Herzogin Anna Amalia und nicht wöchentlich, sondern meist monatlich abgehalten wurden, berichtet ausführlich der Magister Ubique Böttiger (Literarische Zustände und Zeitgenossen I, 23—47), der mit Professor Kästner und Hofmedicus Hufeland zugleich als Mitglied vorgeschlagen (Goethes Briefe IX, 291), am 4. November 1791 zum erstenmal an einer Sitzung theil-

Digitized by Google

nahm. Außer den bereits Genannten werden noch als Mitglieder erwähnt: Friedrich Hildebrand von Einsiedel bei Jahn, Goethes Briefe an C. G. v. Voigt S. 449. 452, und nur von Goethe selbst in obiger Erläuterung: der junge v. Fritsch, also Karl Wilhelm Freiherr von *Fritsch,* der am 16. Juli 1769 geboren, bereits 1789 als Hofjunker und Regierungsassessor in Weimarische Dienste trat und 1793 zum Regierungsrath befördert wurde, ferner Johann Heinrich Meyer und »Krause« d. h. Georg Melchior *Kraus,* Goethes Landsmann, der seit 1775 in Weimar und seit 1780 Director der herzoglichen freien Zeichenschule war. Der in den Tag- und Jahresheften namentlich erwähnte *Hufeland* hieß nicht Christian Wilhelm sondern *Christoph Wilhelm;* damals Hofmedicus in Weimar hielt er im Herbst 1792 einen Vortrag über Makrobiotik, in Folge dessen er Ostern 1793 ordentlicher Professor in Jena wurde, vgl. E. Gurlt in der Allg. D. Biographie XIII, 286. — Dr. Wilhelm Heinrich Sebastian *Buchholz* (1734—1798), Bergrath und Hofmedicus, auch Stadt- und Amtsphysikus, war der wissenschaftlich hochgebildete Besitzer der Hofapotheke in Weimar. — Der Professor Kestner endlich, der mit Böttiger und Hufeland gleichzeitig aufgenommen wurde, ist Johann Friedrich *Kästner,* früher Hofmeister der v. Steinschen Knaben, 1780 Pagen-Informator, 1787 Gymnasialprofessor in Weimar. — Die Zahl der einheimischen Mitglieder der Gesellschaft beläuft sich also auf mindestens fünfzehn.

Von Gästen werden erwähnt die Professoren Batsch, Lenz und Griesbach aus Jena, Graf Beust und August Friedrich Carl v. Ziegesar, Prinz August von Gotha, später Wilhelm von Humboldt und in der Erläuterung speciell »Voigt von Ilmenau«. Unter letzterem ist Johann Karl Wilhelm Voigt (1752—1821) zu verstehen, der Bruder des an der Freitagsgesellschaft hervorragend betheiligten Ministers Christian Gottlob von Voigt. Wie dieser erhielt er seine Schulbildung in Roßleben, studirte dann in Jena Jura, wurde aber durch den Verkehr mit Trebra, als dieser in Ilmenau das Bergwerk untersuchte, zum Studium der Mineralogie bestimmt und ging mit ihm 1776 nach Freiberg. Nachdem er dort seine Studien beendigt hatte, bereiste er im Auftrag Carl Augusts 1780 Weimar und Mansfeld in mineralogischer Hinsicht, wurde 1783 bei Eröffnung des neuen Bergbaus in Ilmenau Goethen und seinem Bruder als Secretär der Bergwerks-Commission beigegeben und 1789 zum Bergrath befördert (Jahn S. 37).

Bei Goethes Abwesenheit — darunter ist nicht nur seine Theilnahme an der Campagne in Frankreich und an der Belagerung von Mainz, sondern auch kleinere Reisen nach Jena, Ilmenau u. s. w. zu verstehen — vertrat Voigt seine Stelle, vgl. Briefe XI, 1. 37. — Die Gesellschaft scheint nicht

Digitized by Google

über den Winter 1796—97 hinaus bestanden zu haben. Am 15. October 1796 schreibt Goethe noch an Schiller: »Gestern ist meine Freytags-Gesellschaft wieder angegangen; ich werde sie aber wohl nur alle vierzehn Tage halten und dazu einladen lassen«; später finde ich sie nicht mehr erwähnt. Andere Vereinigungen mehr geselliger Natur traten an ihre Stelle, aber einen Ersatz für die vielseitigen wissenschaftlichen Anregungen der Freitagsgesellschaft konnten sie nicht bieten.

Ueber Goethes Beiträge zu den Abendunterhaltungen im Winter 1791—92 berichtet Böttiger. Darnach las Goethe am 4. November 1791 fortgesetzte Betrachtungen über das Farbenprisma; am 17. Februar 1792 sprach er über K. Ph. Moritz' »Grundlinien zu meinen Vorlesungen über den Stil«; am 2. März las er Proben eines Lehrgedichts über die Pflanzen in deutschen Hexametern von einem Schweden vor und am 23. März überraschte er die Gesellschaft durch den Vortrag über Cagliostro's Stammbaum. Der zu Ende des Jahres 1795 ausgearbeitete Vortrag »Ueber die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit« (vgl. Eduard von der Hellen im G.-J. XIV, 3—26) scheint nicht gehalten zu sein. An erster Stelle aber stehen durch ihre Wirkung seine Vorlesungen und Erklärungen der Vossischen Ilias im November 1794. Vossens Uebersetzung war, zugleich mit der umgearbeiteten Odyssee, im Jahr zuvor in Altona erschienen; und Goethe hatte, während er — im Gegensatz zu der übrigen Hofgesellschaft — auf die Odyssee von 1781 nicht subscribirte, der neuen Erscheinung das regste Interesse entgegengebracht. Seine alte Liebe zu Homer war in Italien neu erwacht und hatte ihn aus dem klassischen Lande in die hyperboräischen Nebel begleitet. Gerade im Winter 1793—94 hatte Goethe, um »etwas unendliches zu unternehmen«, sich in Homer-Studien vergraben, von denen das Archiv noch Reste enthält; und der Besuch von Voß im Juni 1794, seine Vorlesungen aus der Odyssee im Weimarer Freundeskreise (vgl. Herbst, J. H. Voß II, 1, 164), für die ihm Goethe warm die Hand drückte, mussten dieses Interesse noch steigern. Ueber die Wirkung von Goethes Vorträgen, an die sich eine kritische Besprechung knüpfte, fällt Böttiger (Literarische Zustände und Zeitgenossen I, 81) folgendes Urtheil: »Die härtesten Stellen wurden durch Goethe's treffliche Declamation und richtig wechselndes Andante und Adagio außerordentlich sanft und milde. Es ist unleugbar, daß Voß nur fürs Ohr und den lebendigen successiven Eindruck, nicht fürs Auge und zergliedernden Ueberblick des Styls gearbeitet hat«.

Carl Schüddekopf.



3. EIN GUTACHTEN GOETHES ÜBER ABSCHAFFUNG DER DUELLE AN DER UNIVERSITÄT JENA. 1792.[1]

Verbindung einer Anzahl Studirender zu Jena zu Abschaffung der Duelle ist bekannt.

Es giebt dieses Phänomen mancherley zu dencken.

Allgemeine Betrachtungen über diesen Gegenstand werden hier vorgelegt.

Balgereyen, Raufereyen aller Art, sind die thätigen Folgen von augenblicklichen Zwisten.

Alle Classen von Menschen bedienen sich hierzu ihrer eignen Waffen.

Findet man, daß in einer gewissen Art von Menschen Balgerey gäng und gäbe[2] wird, so kann man schließen, daß in dem Gebrauch dieser Waffen eine allgemeine Virtuosität existire.

Gleichniß von den Musik-Liebhabern hergenommen.

Zeit wann die Duelle mit dem Degen an ihrem Platz waren.

Bemerckung daß die Französischen Officiere sich mehr als die Deutschen duelliren.

Ursache der Duelle auf Akademien.

Sie kommt nicht aus einer Virtuosität im[3] Fechten, welche immer seltner wird.

Sie kommt nicht aus der Händelsucht der Neuankommenden her.

Auch nicht aus der Sinnesart der Fleißigern und Gesittetern.

Es kann sich also diese Händelsucht nur aus der Hefe der ältern, in einer rohen Existenz geübten und erfahrnen Akademischen Bürger auf die Uebrigen verbreiten.

---

[1] Die Vorlage ist auf fünf Bogen grauen Conceptpapiers von Paul Götze (vgl. über ihn die Zusammenstellung im Goethe-Jahrbuch XIII, 9) mit vielen Fehlern geschrieben, die hier nicht bemerkt werden. Dagegen sind die deutlichen Spuren der Entstehung als Dictat absichtlich nicht beseitigt. Bei der Bearbeitung des Textes hatte ich mich der Unterstützung B. Suphans zu erfreuen.

[2] Geschrieben: gänge und giebe

[3] Geschrieben: vom


Digitized by Google

Wir wissen daß dieses bey den Ordensobern der Fall ist; ihre ganze Existenz beruht darauf, daß sie die Roheren an sich ziehen und die Uebrigen schrecken.

Der ganze Leim aller Orden, der Leim aller geheimen Gesellschaften ist der große Reitz das Verbotene zu thun, Parthey zu nehmen, Gesetz gegen Gesetz und womöglich Gewalt gegen Gewalt zu stellen.

Jede geheime Gesellschaft wird in unsern Tagen gefährlicher, weil der Allgemeingeist des Augenblicks mit tausend Zungen ausspricht, daß man kein Gesetz zu halten brauche, in das man nicht ganz freiwillig consentirt habe. Kein Staat soll keine geheime Verbindung dulden, alle öffentliche begünstigen.

Sehr erwünscht ist jene Verbindung vernünftiger junger Leute in diesem Augenblick, sie sprechen das deutlich aus, was von vielen Vernünftigen schon lange gedacht und ausgeübt wird, sie sind auf alle Weise zu begünstigen.

Sie hören von den Lehrstühlen der Philosophen, daß in dem Menschen die Selbstbestimmung zum Guten zu suchen sey. Daß kein äußeres noch so weises, selbst kein göttliches Gebot, sondern daß ihm sein eigen Herz das recht Thun empfehle und befehle. Sie wollen auch diese edelste Herrschaft über sich selbst ausüben, sie wollen das alte verjährte, durch Gesetze in die Winkel verstoßene, von der Klarheit einer gesunden Philosophie in die Nacht verdrängte Vorurtheil völlig abschütteln, und dadurch gleichsam dem Gesetze Realität geben. Sie bedingen sich nur hinreichende Gesetze und einen Antheil an der Ausübung aus.

Irrthum und Pedanterie des Pedismus,[1] an der Gewalt so viel man will, nur an dem Schein der Gewalt nichts nach zu geben.

Schicklichkeit, besonders für die Akademie, wohldenckenden jungen Leuten eine Gelegenheit zu schaffen auch sich hier auszuzeichnen, und den Begriff von Ausübung einer vernünftigen Gewalt auch von der Akademie mit nach Hause zu nehmen.

[1] Despotismus? [Suphan]; Pennalismus?

Digitized by Google

Der Arzt läßt seine geschickten Schüler am Krankenbett unter seinen Augen sich üben, der Rechtslehrer giebt ihnen Akten um die Theorie auf einzelne Fälle anzuwenden, der Geistliche läßt sie sich auf der Kanzel üben; warum sollte die Akademie nicht im Ganzen thun was jede Fakultät im Einzelnen für Pflicht hält? Warum sollte es nicht schicklich seyn ein Gericht zu bestellen, in welchem sittliche junge Männer über die Puncte der Sittlichkeit und ihrer Verletzung mit urtheilen, und indem sie durch die Gegenwart ihrer Lehrer ihre allzu große Empfindlichkeit mäßigen lernen, auch wieder durch ihre Gegenwart die Gleichgültigkeit des Alters über gewisse Puncte gleichsam wieder aufs neue beleben.

Es ist pädagogisches Institut, daß in gewissen Puncten nicht vorwärts geruckt wäre, wo man nicht junge Leute durch Aemter, Urtheil über ihres gleichen auszubilden suchte. Was im kleinen mit Jüngern möglich ist, warum sollte es im großen mit Aelteren nicht möglich seyn? Und sollte es der Gesetz gebenden und ausübenden Macht nachtheilig seyn, vernünftige Menschen öffentlich in ihrem Interesse zu sehen[1], da sie bisher einzelne übelgesinnte Menschen, zum Hohn der Gesetze und der ausübenden Gewalt, beschränckte[2] und oft niedrige Privat-Vortheile zum Schaden des Ganzen benutzen sah? Ich bin überzeugt, daß es der Augenblick ist, den so verdienten Ruhm der Jenaischen Akademie noch mehr zu erheben. Sie braucht so wenig als jeder seinen Beyfall verdienende Lehrer um die Gunst ungesitteter Menschen zu buhlen. Man zerstöre alle geheime Verbindungen, es entstehe daraus was wolle. Man beschütze Sittlichkeit und alle die, so sich dazu bekennen, die guten Folgen werden alle Erwartung übertreffen und selbst im Augenblicke wird keine schlimme Würkung zu besorgen seyn. Man bestimme die Gesetze gegen die Uebertreter der Sittlichkeit, gegen die Störer der Ruhe nach den Bedürfnissen des Augenblicks. Man gebe vernünftigen jungen Leuten einen schicklichen Antheil an der Beurtheilung

---

[1] Wohl zu ergänzen »wirken zu sehen« [Suphan].

[2] Geschrieben: beschränckt

Digitized by Google

einzelner Fälle, und man wird von diesem Punct aus ein neues Licht über die ganze Akademie sich verbreiten sehen.

Ich sage dieß nicht ohne Kenntniß der Menschen, Sachen und Umstände und ich darf wohl sagen, ich wünschte die Zeit zu sehen wo auf einen bloßen Schlag die Relegation gesetzt wäre, und ich würde unter wenig veränderten Umständen dieses Gesetz vorzuschlagen wagen. Wer schlägt, gehört dahin wo man mit Schlägen unterrichtet, und hört auf ein akademischer Bürger zu seyn. Wer seines gleichen schlägt, giebt zu steigenden Repressalien und zuletzt zu allen Extremitäten Anlaß, und der wie eine Kranckheitsgeschichte merckwürdige Purschen-Comment verdiente von dieser Seite einen Commentar und man würde sehen, wie man in diesem abentheuerlichen Gesetz gesucht hat die Leidenschaften und das Betragen eines Bauern, eines Schülers und eines Edelmanns zu vereinigen.

Man lasse mir einen Augenblick zu, nur in der Einbildungskraft die Relegation auf einen jeden Schlag zu setzen, so hat man auf einmal ein einfaches Gesetz gegeben, das alle im Grund lächerliche Aufstufungen[1] von der Ohrfeige bis zum Knittel und Hetzpeitsche auf einmal aufhebt. Man sage nicht, daß ein solches Gesetz zu streng sey; es kommt alles darauf an, wie man sich und andere gewöhnt und in welcher Gesellschaft man sich befindet; und je besser die Gesellschaft ist, desto bemerckbarer wird ein geringeres Vergehen.

Die Gradationen von Strafen taugen im Grunde nichts und vermehren nur die Schwierigkeit der einzelnen Fälle.

Die Relegation cum Infamia kann auf keine weise im Duellfall weder gedroht noch dictirt werden, und die simple Relegation schon Strafe genug für einen jeden ist.[2]

Ich gestehe, wie schon oben geschehen, daß dieses hier mehr Gedanke als Vorschlag ist. Allein ich bin völlig überzeugt, daß dieses das einzige Mittel wäre, wodurch in der Folge alles abgeschnitten werden könnte, und eine Akademie, wo der Unterricht immer vermehrt und verbessert wird, hat sich vor keinem Abgang zu fürchten.

---

[1] Davor ungestrichen, am Seitenende: Schatti[rungen]

[2] Das einleitende »und« ist absichtlich nicht verbessert [Suphan].

Digitized by Google

Mein Vorschlag zu einem ganz einfachen Gesetz wäre also:

1. Jede wörtliche Beleidigung werde durch Abbitte in Gegenwart des Beleidigten und einiger von ihm erbetenen Freunde,
2. Das Schuppen oder Stoßen, viel oder wenig, mit einer Karzerstrafe,
3. Jeder Schlag mit einer irremissiblen Relegation bestraft.

Es braucht also der ganzen complicirten Organisation, des ganzen Gerichts der Beysitzer und alle der Umstände nicht, jeder vernünftige Mensch ist in Ruhe und es wird ihm gleich Ruhe geschafft.

Es ist eben wie mit der Abschaffung der Todesstrafen, die sich gar leicht von selbst abschaffen, wenn man die ersten Grade, wovon große Verbrechen das Ende sind, verhüten kann.

Ich für mein Theil bin so davon überzeugt, daß ich dieses Gesetz besonders in der Epoque worin Jena[1] gegenwärtig steht, wenn die Akademie vorher von den Ordensverbindungen gereiniget wäre, simpliziter zu geben getraute und nicht allein für den Augenblick kein Uebel fürchten dürfte, sondern in der Folge bey fortgesetzten Bemühungen so vieler trefflichen Lehrer einen unglaublichen Zuwachs erwarten könnte.[2]

In Goethes amtlicher Thätigkeit, von der Vogels bekanntes Buch nur schwache Umrisse giebt, nehmen seine Beziehungen zur Jenaischen Hochschule eine hervorragende Stellung ein. »Gewisse Orte behalten sich immer das Recht vor uns gewisse Eindrücke zu geben«, so schreibt er an Knebel; »hier bin ich fleißiger und gesammelter als in Weimar, ob es mir gleich auch dort an Einsamkeit nicht fehlt«. Die akademische Luft, die Nähe der wissenschaftlichen Institute und der Verkehr mit befreundeten Professoren verfehlten ihre Wirkung nicht; seitdem er Loders Schüler in der Anatomie geworden war, blieb ihm der Umgang mit hervorragenden Vertretern der

[1] »Jena« fehlt.

[2] Hierunter eigenhändig mit Blei die Zeilen:
In welche Classe der Menschen die Studirenden gehören.

Digitized by Google

einzelnen Disciplinen ein stetes Bedürfniß. Von den Professoren im Allgemeinen dagegen, namentlich als Mitgliedern einer akademischen Körperschaft, von ihrem Zusammenwirken für Universitätszwecke, von ihrer Handhabung der Disciplin dachte er, wie O. Jahn (Goethes Briefe an Voigt S. 47) ausführt, gering und hielt sich durch seine Erfahrungen berechtigt, gelegentlich der Universität gegenüber energisch durchzugreifen. Solchen Fragen der academischen Disciplin, die in Jena oft auftauchten, war Goethe frühzeitig näher getreten; schon vor der italiänischen Reise, im Frühjahr 1786, hatte er gegen die landsmannschaftlichen Verbindungen scharfe Vota abgegeben, die Burkhardt in den Grenzboten von 1878 Nr. 37 mitgetheilt hat. Während die Gutachten der Professoren weit auseinander gingen, auch Geheimrath Schnauß zur Behutsamkeit rieth und von Anwendung »heroischer« Mittel nichts wissen wollte, wurden Goethes Vorschläge, denen sich der Geheimrath J. C. Schmidt anschloß, angenommen. Darnach sollten alle diejenigen, welche der landsmannschaftlichen Verbindungen verdächtig waren, vor dem Prorector, dem ein Concilium arctius zur Seite stand, eidlich angeloben, daß sie aus den Verbindungen austreten, bezw. niemals darein sich begeben wollten. — Milder urtheilte Herder in seinen am 4. October 1790 eingereichten »Anmerkungen über das Project zu erlaubten landsmannschaftlichen Verbindungen auf Universitäten« (Weimarisches Herder-Album S. 91, Sämmtl. Werke ed. Suphan 30, 468), in denen er auf die Stiftung besserer Gesellschaften drang, »die durch ein gemeinschaftliches Ziel in Wissenschaften und Bestrebungen die Gemüther binden, sie vom Nationalismus abwenden, und gleichsam wissenschaftliche Gemeinen aus mancherlei Nationen sammeln«. Dafür war die Zeit noch nicht gekommen. Wiederholte scharfe Patente gegen die aus den früheren »Nationen« hervorgegangenen Landsmannschaften fruchteten nichts; daneben hatte seit der Mitte des Jahrhunderts, in welchem die Geheimbünde blühten, das Ordenswesen unter den Studenten Eingang gefunden. In den neunziger Jahren bestanden in Jena der Orden der strengen Brüder, die Constantisten, die Unitisten und die Mosellaner oder Amicisten, die sich aus trefflichen Anfängen, wie es meist bei solchen Vereinigungen der Fall ist, zu einem der freien Entwicklung des Studententhums sehr schädlichem Despotismus gestaltet hatten und durch ein Ueberdauern der Orden in das bürgerliche Leben nicht ungefährlich wurden. Daher wandte sich auch, wie wir sehen werden, Goethes Eifer vorzugsweise gegen diese geheimen Gesellschaften.

Als er nach der Rückkehr aus Italien im Jahre 1788 mit Christian Gottlob Voigt gemeinsam die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen und Kunstanstalten des Landes und

Digitized by Google

die Leitung der Universität Jena als Ressort erhielt, mußten naturgemäß die Angelegenheiten der Hochschule ihn mehr als zuvor berühren. Liegt auch das reichste Material bisher ungedruckt in den Acten der späteren »Oberaufsicht«, so fehlt es doch nicht an bekannten Beweisen seiner darauf bezüglichen Wirksamkeit.

So waren wir denn auch über Goethes Theilnahme an einer Bewegung, die im Anfang der neunziger Jahre in Jena auf Abschaffung der Studentenduelle hinzielte, bereits in großen Zügen unterrichtet. Die Gebrüder *Keil* haben in ihrer »Geschichte des Jenaischen Studentenlebens« (Leipzig 1858, S. 250 ff.) darüber Aufschluß gegeben auf Grund der seltenen Schrift von Heinrich *Stephani* »Wie die Duelle, diese Schande unsers Zeitalters, auf unsern Universitäten so leicht abgeschafft werden könnten« (Leipzig, Brockhaus 1828), die als ein Geschenk der Verlagshandlung sich jetzt in der Bibliothek des Archivs befindet. Stephani seinerseits benutzt und wiederholt den Abdruck der einschlägigen Actenstücke in Nr. 16 des »Anzeigers« vom 19. Januar 1792, der als ein Beiblatt zu Rudolf Zacharias Beckers »Deutscher Zeitung« in Gotha erschien. Auf Grund dieser gedruckten Quellen erfolgt hier eine knappe quellenmässige Darstellung der Vorgänge, ohne Anspruch auf eine erschöpfende oder kritische Behandlung des Themas.

Der Autor des eben genannten Werkes, Heinrich Stephani,[1] war selbst an der Bewegung, deren Geschichtsschreiber er später wurde, hervorragend betheiligt. Im Jahre 1761 geboren und in Erlangen als Theologe gebildet, lebte er von 1791 an zwei Jahre mit seinem Zöglinge, dem jüngeren Grafen von Castell, auf der Universität Jena, in vertrauten Verhältnissen, wie er selbst sagt, sowohl zu den damals berühmtesten akademischen Lehrern als auch zu den geistvollsten jungen Männern unter den Studirenden. »Einst als eine größere Gesellschaft derselben bei uns versammelt war«, erzählt Stephani, »und das Gespräch von wissenschaftlichen Gegenständen endlich auf die häufigen Duelle überging, von denen damals gewöhnlich 6 bis 8 in jeder Woche vorfielen, äußerte ich: wie auffallend es für mich sei, dieses Unwesen noch auf dem (damals) ersten Sitze der Wissenschaften und der Kantischen Philosophie zu finden, wo die jungen Leute, zu solcher philosophischen und moralischen Bildung gediehen, die Lächerlichkeit und Unsittlichkeit des Zweikampfes klar erkennen müssten. Alles stimmte mir bei, aber erklärte durchaus das Duell für ein *nothwendiges Uebel,* welchem auf Universitäten nie auszuweichen sei. Auf meine Erwiderung, daß ich die

[1] Vgl. Sander in der Allg. Deutschen Biographie 36, 90—93.

Digitized by Google

Nothwendigkeit derselben nie zugestehen könnte, weil es von den Studirenden selbst abhinge, solches abzuschaffen und an dessen Stelle etwas Besseres zu setzen, wurde ich aufgefordert, meine Idee darüber ihnen ausführlicher zu entwickeln«.

Stephani legte nun seine von der Kantischen Philosophie sichtlich beeinflußten Ansichten über das Wesen der akademischen Freiheit und über die wahre Ehre vor, zu deren Sicherung er folgende Mittel vorschlug: Ehrengesetze, welche besser als der lächerliche Burschencomment die gleichen Rechte der Studirenden unter einander zu bestimmen und Strafen gegen Verletzungen derselben festzusetzen hätten; die Bildung eines Ehrengerichts aus der Mitte der Studenten, welches die Untersuchung aller Ehrenhändel vorzunehmen und die gesetzlichen Strafen in Anwendung zu bringen habe; und endlich die Organisation der Studirenden in Landsmannschaften, um diese gesetzlichen Bestimmungen zu verabreden, das Ehrengericht zu errichten, und die Erhaltung dieser vernünftigen akademischen Freiheit zu unterstützen.

Seine Vorschläge fanden begeisterte Zustimmung. Binnen drei Tagen hatten sich gegen dreihundert Studenten, nach Landsmannschaften verbunden, durch Unterschrift verpflichtet, und selbst mehrere Ordenssenioren erklärten, daß sie sich, wenn das Unternehmen zu Stande komme, dieser besseren Gestaltung der Dinge sogleich anschließen würden. Die Kunde von diesen Vorgängen drang alsbald, wenn auch entstellt, nach Weimar. Schon am 17. November 1791 schreibt Voigt an Hufeland (Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit, S. 54): »Ich höre, daß es wieder im Plan ist, Schlägereien und Ehrensachen einiger Studenten zur Anzeige zu bringen. Es hat dies einige mal bei den Höfen Abneigung gefunden und ich glaube, daß das Contre mehr Grund hat. Gleichwohl wäre jedes Mittel, diese albernen Duelle zu zerstören, erträglich, wenn es auf der anderen Seite nicht gar zu wunderliche Folgen hätte«.

Zwei Tage darauf, am 19. November 1791, wandten sich auf Stephanis Rath die Deputirten, um »bei jenen revolutionären Zeiten« nicht den mindesten Argwohn von Ungesetzlichkeiten zu wecken, an den Herzog Carl August, als den Landesherrn und ersten Pfleger der Universität, mit dem Gesuche um Schutz bei dieser Unternehmung und um Ernennung einiger Commissarien, unter deren Aufsicht und Leitung sie diesen wohlthätigen Plan ausführen könnten. »Würden dabei Ew. Herzogl. Durchlaucht auf den Geheimenrath *Göthe,* und unter unsern hiesigen Lehrern auf die Hofräthe *Schnaubert* und *Schütz* gnädige Rücksicht nehmen, so würden wir uns eine desto glücklichere Vollendung versprechen, je allgemeiner und größer das Vertrauen der hiesigen Studirenden zu diesen vortrefflichen Männern ist«.

Digitized by Google

Dieses Gesuch wurde, wie der »Anzeiger« meldet, auf die gnädigste Weise bewilligt, und darauf »unter den Augen der erbetenen Commissarien« ein »Plan zur Abschaffung der Duelle« entworfen, der vom 16. December 1791 datirt ist. Nach eingeholter Zustimmung der Landsmannschaften wurde dann am 3. Januar 1792 der ausgearbeitete Entwurf von den Deputirten dem Herzoge von Weimar, den übrigen Nutritoren der Hochschule und dem akademischen Senat zur Begutachtung vorgelegt; gleichzeitig wurde der Plan eines neuen Ehrencodex und einer künftigen Organisation derjenigen Studirenden beigefügt, die der neuen Verbindung zur Abschaffung der Duelle beitreten wollten.

Aus dem Inhalt der interessanten Aktenstücke, welche unter Stephanis Vorsitz von einem Ausschuß der Unterzeichner ausgearbeitet waren, sei hier nur das Wesentlichste zur Erklärung des Goethischen Gutachtens mitgetheilt. Der »Plan zur Abschaffung der Duelle« bewegt sich im Großen und Ganzen auf der Linie der Stephanischen Ausführungen; doch hatte dieser selbst vorgeschlagen, um »der Schwachheit des Senats nicht zu nahe zu treten«, auf ein reines, bloß aus Studenten-Mitgliedern bestehendes Ehrengericht zu verzichten und sich damit zu begnügen, wenn die beiden erbetenen Commissarien und vier von Monat zu Monat oder auf eine andere beliebige Weise abwechselnde Deputirte der verbundenen Landsmannschaften der zu errichtenden Commission cum voto beisitzen dürften. — Der beigegebene Ehrencodex stellte allgemeine Grundsätze über die Rechte der Studirenden, über Kränkung derselben und über Genugthuung an die Spitze, um dann in »speciellen Gesetzen« detaillirte Vorschläge über Vergehen und Strafen zu machen, die Goethe als »im Grund lächerliche Aufstufungen von der Ohrfeige bis zum Knittel und Hetzpeitsche« verwirft. So heißt es z. B.

»6) Jeder einfache Schlag mit der Hand wird mit zweitägigem Carcer bestraft, es mag der Schlagende von dem andern geschimpft worden seyn oder nicht.

7) Damit die Carcerstrafe gehöriges Gewicht erlange, so wird a) Niemand anders als dem Wächter oder einem Arzte erlaubt zu dem Gefangenen zu gehen. b) Darf ihm des Morgens nichts als eine Portion Kaffee, des Mittags Suppe, Gemüß und Fleisch, des Abends eine Portion Braten, und als Getränke nicht mehr als zwei Maas Bier, Wasser aber in beliebiger Menge gegeben werden. c) Die Carcerstrafe kann auch nie über acht Tage aufgeschoben werden.

8) Mehrere Schläge mit der Hand werden mit acht- und mehrtägigem Carcer bestraft.

9) Wer einen empfangenen Schlag mit der Hand durch *einen* Schlag mit dem Stocke erwiedert, verliert nicht nur das

Digitized by Google

Recht Genugthuung zu fordern, sondern wird noch obendrein mit viertägigem Carcer bestraft.

10) Wer den andern mit Stockschlägen oder Peitschenhieben mißhandelt, wird, er mag von dem andern geschimpft oder sonst beleidiget worden seyn, in jedem Falle relegiret, und es kann nur auf Fürbitte des Beleidigten diese Strafe in vierwöchige Carcerstrafe verwandelt werden.«

Die schärfsten Bestimmungen waren für den Zweikampf selbst in folgenden Paragraphen aufgestellt:

»13) Wer den andern zum Zweikampfe herausfordert, wird nach überwiesener Handlung *sogleich unabänderlich relegirt.*

14) Wer sich wirklich schlägt, wird *cum infamia* relegirt und *zugleich sein Vaterland davon benachrichtiget.*

15) Wer einem Zweikampfe beiwohnet, wird als Theilnehmer einer solchen entehrenden Thorheit gleichfalls relegirt«.

Zur künftigen Organisation aller Studirenden, welche dieser neuen Verbindung zur Abschaffung der Duelle beitreten wollten, wurde vorgeschlagen, daß diese sich in »natürliche« Landsmannschaften von wenigstens fünfzehn Mitgliedern vereinigen, alle vollzähligen Landsmannschaften einen Deputirten auf ein Semester erwählen und diese bei dem akademischen Gerichte das ganze Corps der verbundenen Landsmannschaften repräsentiren, sowie mit den Commissarien das Privatgeschäft freundschaftlicher Vermittlung besorgen sollten.

Diese Schriftstücke dem Herzoge Carl August zu übergeben wurde nun Goethe als erbetener Commissarius ersucht; und zwar wandte sich nach Angabe des »Anzeigers« als Vertreter der Deputirten ein Herr von Deyn mit diesem Gesuche an ihn — vermuthlich *Georg Heinrich von Deyn* aus Bremen, der, wie mir G. Steinhausen gütigst nachwies, am 15. October 1789 in Jena immatrikulirt war, damals also im fünften Semester stand.

Deyns Begleitschreiben ist, wie die meisten übrigen Briefe bis zum Jahre 1792, durch das leidige Auto da fé von 1797 (vgl. die Tag- und Jahreshefte von diesem Jahre, Werke 35, 73) vernichtet worden; Goethes Antwort aber wurde, als sein erster gedruckter Brief, schon vierzehn Tage später mit den übrigen Actenstücken im »Anzeiger«, Spalte 134, veröffentlicht und lautet folgendermaßen:[1]

> Den mir von Ew. Hochwohlgebl. zugesandten Entwurf eines Plans zu Abschaffung der Duelle habe mit Vergnügen gelesen und mich über den Gesichtspunkt gefreut, aus dem so viele hoffnungsvolle junge Leute diesen Gegenstand ansehn. Ich werde nicht verfehlen

[1] In der Weimarischen Ausgabe IX, 293 ist dieser Brief ohne Angabe des Adressaten und nach Jahns abweichendem Text gedruckt.

Digitized by Google

Serenissimo sogleich das eingereichte Schreiben mit den Beylagen vorzulegen und wünsche mir Einfluß genug diese gute Sache befördern zu helfen, und dabey das schmeichelhafte Zutrauen zu verdienen womit mich ein so schätzbarer Theil unsrer akademischen Bürger beehrt hat.

Weimar, den 5. Jan. 1792.

J. W. Göthe.

Das Gutachten, durch welches Goethe die Vorschläge der Deputirten beim Herzoge unterstützen oder besser gesagt modificiren wollte, liegt uns als Entwurf in obiger Niederschrift vor, die sich unter seinen Privatacten vorfand. Ob es als ausgearbeitetes Pro Memoria eingereicht und zu den Acten genommen wurde ließ sich nicht eruiren.

Goethes Stellung zu dem Plane der Deputirten ist im Großen und Ganzen eine wohlwollende. Der Abschaffung der Duelle und der Aufhebung der Orden stimmt er rückhaltlos zu, auch das Ehrengericht der Studirenden ist ihm Eingangs aus pädagogischen Rücksichten nicht unsympathisch. Im Verfolg seines Gutachtens aber geht er über die Vorschläge der Studirenden hinaus, verwirft die ganze complicirte Organisation des Ehrencodex, das ganze Gericht der Beisitzer, und greift nach der einfachsten Lösung, indem er auf einen bloßen Schlag die Relegation setzen will, die Relegation cum infamia aber für einen Duellfall überhaupt verwirft. Durchaus aber ist er bestrebt, die ganze Frage des Duellwesens und der akademischen Disciplin unter einem höheren Gesichtspunkte und unter Berufung auf die Kantischen Lehren zu behandeln.

Daß die Sache großes Aufsehen nicht nur in ganz Deutschland, sondern selbst im Auslande machte, ist nicht zu verwundern. Die Publikation der einschlägigen Actenstücke im »Anzeiger« hatte die Frage in weite Kreise getragen, und einige junge Männer unter den Studirenden unternahmen auf den Rath ihrer Lehrer ein »Sendschreiben an ihre Brüder auf den übrigen deutschen Akademien« (Jena 1792), worin sie diese zur Theilnahme an der allgemeinen Abschaffung der Duelle aufforderten.

Der Gothaische Anzeiger brachte alsbald in seiner Nummer 117 vom 16. Mai 1792 folgende Anfrage: »Der in Nr. 16. des *Anzeigers* a. c. bekannt gemachte Plan, die Studenten-Duelle auf der Universität zu *Jena* abzuschaffen, hat in unsrer Gegend außerordentliche Sensation gemacht. Einige Väter von meiner Bekanntschaft sind wirklich dadurch bewogen worden, ihre Söhne an Ostern dahin zu schicken, die es sonst nicht Willens waren, und mehrere wollen es auf Michaels thun; indem man voraussetzt, daß auf einer

Digitized by Google

Universität, wo ein solcher Plan ausgeführt werden kann, schon gute und feine Sitten unter den Studirenden herrschen, und die Obern sich eben so sorgfältig um die moralische, als gelehrte Bildung der jungen Leute bekümmern müssen. Es wird daher sehr vielen Eltern ein groser Gefalle damit geschehen, bald zu erfahren: wie weit die Ausführung dieses Plans gediehen ist? Was für Verbesserungen (die er in der That bedurfte,) daran gemacht worden sind? und ob er den davon erwarteten Nutzen wirklich leistet?«

Eine Antwort brachte die 130. Nummer am 2. Juni in folgender Form:

»Es war natürlich, daß ein Unternehmen von der Wichtigkeit, wie die gänzliche Abschaffung der Duelle auf einer so zahlreichen Universität, nicht plötzlich geschehen konnte, und der von einer so beträchtlichen Anzahl braver Studenten dazu gemachte Entwurf, verdiente die sorgfältigste Prüfung, um ihn ausführbar zu machen, ohne die verschiedenen Jurisdictionsverhältnisse der Landesherrschaft und der Universität zu verwirren. Ich kann aber den Eltern, welche deshalb angefragt haben, zur Beruhigung melden, daß von Seiten der Durchl. Erhalter der Universität so standhaft und weise in der Sache fortgeschritten wird, daß die Vollendung nicht weit mehr entfernt seyn kann. Vorläufig habe ich folgendes davon gehört. Es soll ein besonderer *Herzoglicher Commissarius*, der nicht zum Corps der Universität gehört, als *Friedensrichter* angestellt, und diesem einige der von ihren sämmtlichen Mitbrüdern am meisten geschätzten und geliebten Studirenden als Beysitzer zugeordnet werden. Letztere sollen nach einem zu entwerfenden Ehrengesetz, bey jedem entstehenden Streite entscheiden, ob der Fall dieser oder jener im Gesetz classificirten Beleidigung vorhanden sey? Worauf der Herzogl. Commissarius den richterlichen Ausspruch über die dem Beleidigten zu gebende gesetzmäßige Satisfaction thun wird. Weigert sich der Beleidiger, dieselbe zu leisten: so wird die Sache dem *Akademischen Consistorium* übergeben, welches die Vollstreckung des Spruches verfüget.

Daß jene, mittelst des *Anzeigers* und der *Deutschen Zeitung* geschehene Bekanntmachung, des ersten Entwurfs dieser Verbesserung der Universitäts-Polizey schon einen großen Eindruck auf das Publikum gemacht habe, ist offenbar: indem bey der Eröffnung des jetzigen Sommer-Lehr-Cursus nicht allein eine merklich größere Anzahl neuer Studierenden als sonst (auf 300) angekommen; sondern auch mehrere Väter an ihre hiesigen Correspondenten ausdrücklich geschrieben haben, daß sie, außer der gegenwärtigen vortreflichen Besetzung aller wissenschaftlichen Fächer mit Lehrern, auch mit durch die so wünschenswerthe Abschaffung der Duelle

Digitized by Google

bewogen worden, ihre Söhne hierher zu schicken. Jena, den 26ten May 1792. *N. N.*«

Doch diese hochgespannten Erwartungen sollten getäuscht werden; das mit so großem Enthusiasmus begonnene Unternehmen scheiterte vollständig. Stephani berichtet (S. 97) — zugleich eine Ergänzung zu Goethes Gesprächen bietend — über den weiteren Verlauf der Verhandlungen Folgendes: Vertrauensvoll und ruhig sahen die Verbundenen dem Erfolge ihres Unternehmens entgegen. Aber es wollte nichts zum Vorschein kommen. Ein Gespräch mit Göthe ließ nicht viel Gutes ahnen, denn dieser ließ die Worte fallen, daß man die Eingabe nur für das Werk einiger bessern Köpfe hielt, daß selbe dem noch rohen Geiste des großen Haufens aber nicht entspräche; und es sei eine Maxime der Regierungsklugheit: »die Menschen nicht so zu behandeln, wie sie sein sollten, sondern wie sie wirklich sind«.

Zunächst scheinen sich praktische Schwierigkeiten ergeben zu haben, die die Verhandlungen der Deputirten mit der eingesetzten Commission nicht so bald zu einem Resultat kommen ließen (vgl. Jahn S. 51); Voigt hatte gleich Anfangs an Hufeland seine Bedenken geäußert (Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit S. 54): »In den Jenaischen Schlägerei-Affairen kann die sogenannte *Constitution* Nutzen haben und insofern bin ich ihr, als bloßes Privat-Institut, nicht entgegen; aber eine gesetzliche öffentliche Gesellschaft, eine rechtliche universitas personarum daraus zu machen und die Studenten zu einem gesetzlichen Ehrengericht zu ziehen, fiel mir sehr auf«. Im späteren Verlauf der Dinge scheint auf beiden Seiten gefehlt worden zu sein. Durch das Vorgehen der Deputirten wurden die Gegensätze im studentischen Leben verschärft, namentlich die Ordensbrüder gegen die »Chocoladisten« — so wurden die Anhänger des Ehrengerichts genannt, angeblich, weil sie öfters geäußert hätten, sie wollten ihre Streitigkeiten bei einer Tasse Chocolade schlichten — aufgeregt. Andrerseits hielten die Regierungen den Zeitpunkt für geeignet, um nach Goethes radicalem Vorschlag die geheimen Gesellschaften, die Orden, mit einem Schlage zu vernichten. Die gehässigen Denunciationen eines damals in Jena studirenden jungen Griechen, Namens Polizo[1], der seine eignen ehrgeizigen Pläne zur Errichtung eines Ehrengerichts scheitern sah, mußten dazu dienen; achtzehn Studirende, die angeblich Senioren und Chargirte der Orden waren, wurden auf die Angaben des Denuncianten hin mit dem Consilium abeundi belegt und neue, strenge Verbote gegen die Ordensverbindungen erlassen. Aber das gerade Gegentheil von dem, was man erwartete, trat ein.

[1] »Cyriacus Polizo ex Thessalia«, immatrikulirt am 23. Mai 1791, nach freundlicher Mittheilung G. Steinhausens.


Digitized by Google

Die Orden, welche — so behauptet wenigstens Stephani — seit der angekündigten freiwilligen Abschaffung der Duelle fast alles Ansehen von selbst verloren hatten und zu einer geringen Anzahl von Mitgliedern zusammengeschmolzen waren, erhielten neues Ansehen als einzige Schutzwehr der bedrohten akademischen Freiheit gegen die Gewalt der Willkür. Ungeschickte Maßregeln des unbeliebten Prorectors Ulrich führten am 10. Juni 1792 zu einem Tumult mit schweren Excessen; in Folge dessen wurde eine Untersuchungscommission nach Jena gesandt, der am 14. Juli ein Commando von 16 Husaren und 50 Jägern folgte, wodurch die den Studenten nach einem früheren Krawall gegebene Versicherung gebrochen wurde. Dies gab schließlich den Anlaß zu dem berühmten »Auszug der Studenten« nach dem kurmainzischen Dorfe Nohra, den der größere Theil der Studirenden, etwa 450 an Zahl, am 19. Juli 1792 um die Mauern von Weimar herum veranstaltete, um nöthigenfalls von der Universität Erfurt zur Fortsetzung ihrer Studien aufgenommen zu werden. Goethe selbst verfaßte eine Niederschrift über den Durchzug der Studenten (Grenzboten 1878, Nr. 41) und schrieb an demselben Tage an den Coadjutor von Dalberg: »Man ist keineswegs gesonnen, diejenigen aufzuhalten, welche sich den Anordnungen, die man zum allgemeinen Besten räthlich glaubt, nicht fügen wollen und wird sie in Frieden ziehen lassen, um so mehr, da die Akademie nur durch diese Krise gewinnen kann, indem sie rohe und unruhige Subjekte los wird, und so kann ihr dieser sonst unangenehme Vorfall zum Nutzen gereichen«. Und wieder knüpft er an die große revolutionäre Bewegung der Zeit an, indem er hinzufügt: »Es scheint, daß wir in unsern Gegenden wenigstens das Bild jener größern Uebel nicht entbehren sollen, es ist nur gut, daß es diesmal nur eine Kinderkrankheit, von der hoffentlich die größere Anzahl der Patienten genesen wird«.

Goethe sollte Recht behalten. Nach längeren Verhandlungen mit der weimarischen Regierung kehrten die Emigranten am 23. Juli 1792 nach Jena zurück. Der Plan zur Abschaffung der Duelle aber war von den Ereignissen überholt, Goethes Ansicht, daß er nur das Werk einiger besseren Köpfe sei, schien gerechtfertigt. Resignirt schließt Stephani seinen Bericht: »Auch der ganze Sommer verging, ohne die neuen Hoffnungen zu erfüllen. So verfloß ein ganzes Jahr seit der Anregung der bessern Ordnung der Dinge, ohne daß etwas für ihre Verwirklichung von oben geschah. *In diesem ganzen Jahre fiel kein einziger Zweikampf vor!!* Aber einer um den andern von den bessern, für das Gute begeisterten jungen Leuten verließ die Universität, und neue mit jener Idee nicht bekannte Bursche kamen dafür an; es entstand eine neue Welt, und

damit fanden sich die alten Unarten wieder ein«. Daß Stephanis Bericht einseitig und die Befürchtung, die Universität werde an den Folgen zu leiden haben, unbegründet war, beweist auch ein ungedruckter Brief von Fritz von Stein an Goethe (Kochberg, 2. October 1792), in dem es heißt: »Ich habe von einer ganzen Menge vornehmer und reicher junger Leute gehört die zu Michaelis nach Jena kommen, so daß es mir scheint als hätte der lezte unruhige Vorfall dem auswärtigen Credit der Academie nicht geschadet«.

CARL SCHÜDDEKOPF.



4. GOETHE AN DIE GROSSFÜRSTIN MARIA PAULOWNA ÜBER KANTS PHILOSOPHIE.

Wenn Ew. Kaiserl. Hoheit bey einer frohen und hoffnungsreichen Epoche irgend etwas vorzulegen unternehmen sollte, so müßte es eigentlich heiter seyn, aus dem Leben gegriffen und ins Leben zurückführend. Davon erfolgt aber gerade das Gegentheil, denn das Beykommende ist vielleicht das Abgezogenste was Menschen Geist und Sinn von sich selber hören kann.

Diese Blätter jedoch einzureichen[1] bewegt mich nur die mir bekannt gewordene Gewißheit, daß Ew. Kaiserl. Hoheit schon etwas davon vernommen und nicht abgeneigt seyen, einen Blick darauf zu werfen. Demohngeachtet konnte ich nicht unterlassen ein Blatt hinzuzufügen wodurch die Strenge eines allzuscharfen Denkers vielleicht gemildert und erheitert werden könnte.

Der ich mich, mit den aufrichtigsten lebhaften Wünschen für Höchst Ihro und der Hohen Ihrigen Wohl in treuster Anhänglichkeit unterzeichne

Weimar d. 3n. Jänner
1817

Adresse: Ihro Kaiserl. Hoheit der Frau Erb Grosherzogin.

Concept von Kräuters Hand. Tagebuch 1817, 3 Januar.

---

[1] »jedoch einzureichen« eigenhändig über gestrichenem »vorzulegen«.

Digitized by Google

KURZE VORSTELLUNG DER KANTISCHEN PHILOSOPHIE

VON D. F. V. R.[1]

§ 1. Ließe sich ausfindig machen, worin die Einrichtung unsers Wesens vor aller Erfahrung besteht; (was rein, oder a priori in demselben vorhanden ist;) so ließen sich nicht blos die Grenzen unsers Wissens auf das genaueste bezeichnen, sondern es wäre auch hiermit der Grund zu einer wirklich wissenschaftlichen (strengphilosophischen) Erkenntniß gelegt, weil man dann alles aus den lezten allgemeinsten und nothwendigsten Grundsätzen (aus Principien) ableiten könnte.

§ 2. Die große Scheidung dessen, was rein, d. h. schon vor aller Erfahrung dem Gemüthe eigenthümlich ist, von dem, was von der Einwirkung der Gegenstände herrührt (von dem Empirischen) ist blos durch Kritik möglich; daher die Kritik der reinen Vernunft.

§ 3. Vermittelst dieser Kritik läßt sich zeigen, daß Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft Hauptkräfte unsers Vorstellungsvermögens sind.

§ 4. Das, was bey der Sinnlichkeit a priori vorhanden ist und wodurch Wahrnehmung äußerer Gegenstände möglich wird, ist Zeit und Raum. Beide Dinge sind außer uns, (objectiv) nichts; sie sind blos die dem Gemüthe anhängenden Bedingungen (Formen) unter welchen es von den äußern Gegenständen afficirt werden, (Anschauungen erhalten) kann. Was demnach diese Gegenstände an sich und ohne Rücksicht auf unsre Art von ihnen gerührt zu werden, seyn mögen, wissen wir nicht und können auch zu dieser Kenntniß nie gelangen; wir wissen bloß, was sie uns sind, und wie sie uns erscheinen.

§ 5. Der Verstand ist das Vermögen, das Mannichfaltige, welches die Sinnlichkeit liefert, unter Hauptvorstellungen zu sammeln, die man Begriffe nennt. Das, was bey diesem Vermögen rein und a priori vorhanden ist, sind gewisse Stammbegriffe (Kategorien) unter die sich alle Anschauungen zusammenfassen lassen. Quantität, Qualität Modalität und Relation sind diese reinen Verstandsbegriffe; durch sie kommt Einheit und Zusammenhang in den Stoff unsrer Anschauungen, und so entsteht Erfahrung.

§ 6. Aber diese Einheit, diesen strengen Zusammenhang,

[1] Zwei Briefbogen gr. 4°, 7 Seiten. Copia copiae von unbekannter Hand, ohne Verständniß der Vorlage angefertigt. Nach einer im G.-Sch.-Archiv genommenen Abschrift gedruckt in den Kantstudien II, 213—216 (K. Vorländer).

Digitized by Google

hat unsre ganze Erkenntniß hiermit noch immer nicht; es ist vielmehr noch ein Vermögen nöthig, das unserm ganzen Wesen Einheit und Vollendung gebe, und dieß ist die Vernunft. Die reinen, über alle Erfahrung hinausgehenden Begriffe derselben heißen Ideen.

§ 7. Der allgemeinste Vernunftbegriff, die letzte und höchste Idee, ist das Unbedingte, das Vollendete, das Absolute; denn bis man auf dieses gekommen ist, läßt sich immer noch nach neuen Gründen und nach höheren Bedingungen fragen; bey diesem hingegen hört alles weiterfragen auf.

§ 8. Das Unbedingte der Vernunft ist aber von dreyfacher Art:

1. Absolute Einheit des Subjects, welches nach Absonderung aller Accidenzen übrig bleibt; in so fern ist die Grundidee der Vernunft psychologisch, und bezeichnet die Seele;

2. Absolute Einheit aller Erscheinungen in allen Reihen, in denen sie auf einander folgen; insofern ist die Grundidee der Vernunft cosmologisch und bezeichnet die Welt;

3. Absolute Einheit alles Denkbaren,[1] oder höchster vollendeter Inbegriff aller Moralität; in so fern ist die Grundidee der Vernunft theologisch und bezeichnet die Gottheit.

§ 9. Durch einen sonderbaren aber sehr natürlichen Paralogismus hat man diese drey Ideen der Vernunft, die dazu dienen, unsre Erkenntniß zu vollenden und ihr systematische Einheit zu geben, folglich blos subjektiv und regulativ sind, für Gegenstände gehalten die außer uns[2] wirklich vorhanden sind, und auf dieselben eine rationale Psychologie, eine transcendentale Cosmologie, und eine natürliche Theologie, mit einem Worte Metaphysik gegründet. Dies sind also Wissenschaften die gar kein wirklich erweißliches Objekt haben, denn die speculative Vernunft kann auf keine Weise darthun, daß diese genannten Ideen mehr sind als Ideen, daß es ein immaterielles Subjekt der Seele, ein absolutes Weltganzes, und eine Gottheit gebe.

§ 10. Gleichwohl ist am Daseyn Gottes einem vernünftigen Wesen unendlich viel gelegen, und da es durch theoretische Gründe nicht erweißlich ist: so entsteht die Frage: ob nicht vielleicht praktische Gründe zu einem vernünftigen Glauben an dasselbe[3] führen können? Dieß läßt sich nicht anders, als

[1] Geschrieben: Deutbaren [corr. von Vorländer]
[2] Geschrieben: außen und
[3] Geschrieben: dieselbe

Digitized by Google

durch Kritik der praktischen Vernunft herausbringen.

§ 11. Um aber die a priori vorhandenen Principien des Begehrungsvermögens ausfindig zu machen, und hiermit die Moral auf unwandelbare Vernunftgründe zu bauen, hat man drey über die Erfahrung hinausgehende Absoluta aufzusuchen, nehmlich ein allgemeingültiges Sittengesetz; ein höchstes Gut; und eine allgemeingültige Triebfeder, jenes Gesez zu beobachten und nach diesem Gut zu streben.

§ 12. Das Grundgesetz der praktischen Vernunft kann kein anderes seyn als: handle rein vernünftig und mithin so, daß die Maxim deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne. Jeder andre Grundsaz der Sittlichkeit ist nicht rein, das heißt nicht aus dem Wesen der Vernunft allein geschöpft, folglich auch untüchtig zur Begründung einer allgemeingültigen Sittenlehre. Dieß gilt z. B. vom Grundsatz der Glückseeligkeit, der Vollkommenheit, des Willens Gottes; denn der Bestimmungsgrund des Willens bey diesen Grundsätzen liegt nicht in der Vernunft allein, sondern zugleich in äußern Objekten; dieses ist nicht Autonomie sondern Heteronomie.

§ 13. Daß aber das oben angegebene Sittengesetz wirklich dasey, ist ein Factum. Jeder vernünftige Mensch wird sich dessen bewußt und fühlt das unbedingte, keine Ausnahme und Einschränkung duldende Gebot desselben (den kategorischen Imperativ,) dann am meisten, wenn die Neigungen etwas anders fordern und im Widerspruche damit sind.

§ 14. Hieraus folgt, daß das Objekt des reinen Willens nichts anders seyn kann als das absolute Gute, als das, was nicht blos in Beziehung auf uns und unser sinnliches Wohlseyn, sondern überhaupt und allgemein (bey allen vernünftigen Wesen) gut ist; mithin die Sittlichkeit.

§ 15. Um dieses Gute zu realisiren, muß es auch eine reine absolute Triebfeder geben, welche demnach wiederum blos die Vernunft selbst seyn kann, indem sie das Gefühl der Achtung gegen das Sittengesetz hervorbringt. Diese Achtung ist daher der einzige ächtsittliche Beweggrund; was von andern mit unsern Neigungen zusammenhängenden Motiven herrührt, ist keine wahre Tugend.

§ 16. Indeß führt doch eben diese, eine reine Sittlichkeit für das oberste Gut erklärende Vernunft auch auf die Idee des höchsten Wohlseyns (der Seeligkeit) und kann daher nicht unterlassen, sich das Ideal, das Urbild eines vollendeten, in jeder Rücksicht höchsten Gutes vorzustellen, welches denn nach dem bisherigen nichts anders seyn kann, als

Digitized by Google

Sittlichkeit und Glükseeligkeit in proportionirter Vereinigung.

§ 17. Allein hier scheint die praktische Vernunft mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Sie fordert verhältnißmäßige Verbindung der reinsten Sittlichkeit und der höchsten Glückseeligkeit: aber beydes ist nach unsern gegenwärtigen Umständen nicht erreichbar. Die Vernunft scheint also auf einen unmöglichen Endzwek gerichtet zu seyn, und also sich aufzuheben.

§ 18. Dieser Schwierigkeit läßt sich nicht anders abhelfen, als dadurch, daß man Alles, was zur Realisirung des höchsten Guts erforderlich ist, postulire und wenn es gleich durch speculative Gründe nicht erwiesen werden kann, dennoch daran[1] glaube, weil sonst dem nothwendig gebietenden Sittengesetz nicht genug geleistet werden kann. Ein solcher Glaube ist vernünftig und unsrer moralischen Natur gemäß.

§ 19. Um reine Sittlichkeit erlangen zu können, muß demnach vorausgesetzt werden, daß es Freiheit gebe. Ungeachtet also die speculative Vernunft das Daseyn derselben nicht darthun kann: so müssen wir sie doch als vorhanden annehmen und sind berechtigt ihre Wirklichkeit zu glauben.

§ 20. Um es in der Sittlichkeit weiter zu bringen und sich der Heiligkeit, dem höchsten Grade derselben, nähern zu können, ist ein ins Unendliche gehender Fortschritt, und mithin auch eine unendliche persönliche Fortdauer, das heist Unsterblichkeit nöthig. Auch diese ist also ein Postulat der praktischen Vernunft und der Gegenstand eines vernünftigen Glaubens.

§ 21. Zum höchsten Gute gehört endlich eine der Sittlichkeit angemessene Glückseeligkeit. Diese kann nur durch ein Wesen bewirkt werden, das selbst im höchsten Sinn moralisch und zugleich Urheber und Regirer der Welt sey. Wir sehen uns also[2] gedrungen, auch ein solches Wesen, auch einen Gott zu glauben, wenn gleich die Existenz desselben theoretisch nicht dargethan werden kann. Das Sittengesetz führt nothwendig zur Religion. Es liegt folglich die Religion der Moral nicht zum Grunde, wie man bisher geglaubt hat; sondern umgekehrt muß die Religion, wenn sie vor dem Richterstuhl der Vernunft die Probe halten soll, auf Moral gebaut seyn.

[1] Geschrieben: demnach darum

[2] Geschrieben: oft. Vorländer: »uns nothgedrungen«. Dagegen bemerkt Haym (s. u. S. 42): »Nicht durch Noth, sondern durch logische Nothwendigkeit sehen wir uns gedrungen. Die Anfangssätze des Paragraphen enthalten die Prämissen eines Schlusses. Mithin muß es statt »oft« zweifellos heißen »also«.


Digitized by Google

[1] Beyliegende kurze Darstellung der Kantischen Philosophie ist allerdings merkwürdig, indem man daraus den Gang, welchen dieser vorzügliche Dencker[2] genommen, gar wohl erkennen mag. Es hat seine Lehre manchen Widerspruch erlitten und ist in der Folge auf eine bedeutende Weise supplirt, ja gesteigert worden. Daher gegenwärtige Blätter schätzenswerth sind, weil sie sich rein im Kreise des Königsbergischen Philosophen[3] halten.

Eine Bemerkung jedoch, die mir bey Durchlesung aufgefallen, will ich nicht verschweigen. Im §. 3. scheint mir ein Hauptmangel zu liegen, welcher im ganzen Laufe jener Philosophie merklich geworden. Hier werden als Hauptkräfte unseres *Vorstellungsvermögens* Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft aufgeführt, die Phantasie aber vergessen, wodurch eine unheilbare Lücke entsteht. Die Phantasie ist die vierte Hauptkraft unsers geistigen Wesens, sie[4] supplirt die Sinnlichkeit, unter der Form des Gedächtnisses, sie legt dem Verstand die Welt-Anschauung vor, unter der Form der Erfahrung, sie bildet oder findet[5] Gestalten zu den Vernunftideen und belebt also die sämmtliche Mencheneinheit,[6] welche ohne sie in öde[7] Untüchtigkeit versinken müßte.

Wenn nun die Phantasie ihren drei Geschwisterkräften solche Dienste leistet, so wird sie dagegen durch diese lieben Verwandten[8] erst ins Reich der Wahrheit und Wirklichkeit eingeführt. Die Sinnlichkeit reicht ihr rein umschriebene,[9] gewisse Gestalten, der Verstand regelt ihre productive Kraft und die Vernunft giebt ihr die völlige Sicherheit, daß sie nicht mit Traumbildern spiele, sondern auf Ideen gegründet sey.

Wiederholen wir das Gesagte in mehr als einem Bezug! — Der sogenannte Menschen Verstand ruht auf

---

[1] Concept von Kräuters Hand, von Goethe durchcorrigirt. In den folgenden Noten sind die wichtigeren Aenderungen verzeichnet. Goethes Tagebuch 1817, 2. Januar: »Phantasie als 4. Grundkraft des geistigen Wesens«.

[2] Zuerst: merkwürdige Philosoph [3] Zuerst: Denkers

[4] »ist die — sie« am Rande.

[5] »bildet« nach gestrichenem »reicht«; oder »findet« am Rande.

[6] Zuerst: Menschenkraft [7] Zuerst: eine öde

[8] Zuerst: durch jene erst [9] Zuerst: »wahre, umschriebene«

Digitized by Google

der Sinnlichkeit; wie der reine[1] Verstand auf sich selbst und seinen Gesetzen. Die Vernunft erhebt sich über ihn ohne sich von ihm[2] loszureißen. Die Phantasie schwebt über der Sinnlichkeit und wird von ihr angezogen; sobald sie aber oberwärts die Vernunft gewahr wird, so schließt sie sich fest an diese höchste Leiterin. Und so sehen wir denn den Kreiß unserer Zustände durchaus abgeschlossen und demohngeachtet unendlich, weil immer ein Vermögen des andern bedarf und eins dem andern nachhelfen muß.

Diese Verhältnisse lassen sich auf hundertfältige Weise betrachten und aussprechen — z. B.: Im gemeinen Leben treibt uns die Erfahrung auf gewisse Regeln hin, dem Verstand gelingt es zu sondern, zu vertheilen und nothdürftig zusammen zu stellen[3] und so entsteht eine Art Methode. Nun tritt die Vernunft ein, die alles zusammenfaßt, sich über alles erhebt, nichts vernachlässigt. Dazwischen aber wird unabläßig die alles durchdringende, alles ausschmückende Phantasie immer reizender, jemehr sie sich der Sinnlichkeit nähert, immer würdiger, jemehr sie sich mit der Vernunft vereint. An jener Gränze ist die wahre Poesie zu finden, hier die ächte Philosophie, die aber freylich, wenn sie in die Erscheinung tritt, und Ansprüche macht von der Menge aufgenommen zu werden, gewöhnlich barock erscheint und nothwendig verkannt werden muß.

s. m.[4]

Weimar d. 31n *Dcbr*
und 2n *Januar*
1816. u. 1817.

Goethes Briefe an Maria Paulowna sind zum grössten Theil in ihrer Biographie von Preller veröffentlicht. (Ein fürstliches Leben 1859.) Keiner der dort bekannt gegebenen reicht an die Bedeutung des unsrigen heran. Dieser allein aber würde mit seinen Beilagen genügen, die hohe Meinung, die Goethe von den Anlagen und der Bildung der Fürstin gehegt hat, darzuthun und den verehrungsvollen Ton, in dem

[1] »reine« am Rande. [2] Zuerst: ihn von sich
[3] »und — stellen« am Rande.
[4] »s. m.« = »salvo meliori« eigenhändig.

Digitized by Google

alle seine Zuschriften an sie gehalten sind, zu erklären. Ihrem »weitumfassenden«, durch Kunst- und philosophische Studien gebildeten Geiste durfte eine Neujahrsgabe, wie sie wohl selten in fürstliche, in Frauenhand gelangt, unbedenklich dargereicht werden.

Goethe sendet Blätter »abgezogensten« (abstractesten) Inhalts. Er gibt weder den Verfasser an, der sich hinter dem D. F. V. R. verbirgt, noch auch wie er zu ihrem Besitz gekommen. Möglich, daß die Empfängerin schon im voraus auch darüber »etwas vernommen« hatte. Uns aber geben andere Aufzeichnungen erwünschten Aufschluß. Im Tagebuch von 1816, Monat August, also während des Aufenthalts in dem »Bade« Tennstedt an der Unstrut notirt Goethe unter dem 25.: »Bey Kreis Amtm. Just | Reinhard Epitome Kantischer Lehre«. In einer kurzen Erläuterung dazu hat Julius Wahle als kundiger Herausgeber bereits auf unser Manuscript gedeutet und so zuerst den Namen des Verfassers aufgewiesen. Unter dem 3. August steht ein Eintrag: »Kreisamtmann Just. Erlebte philosophische Geschichte«. Was das bedeutet, sagt der sogenannte Auszug, den Goethe am 6. August seinem Sohne sandte (er ist öfters, und so zum Glück hier, ausführlicher als das Tagebuch selbst): »Nach Tische besuchte mich Kreis-Amtmann Just, ein sehr verdienter und gebildeter Mann. In meinen Jahren. Wir konnten die Epochen der politischen, philosophischen und ästhetischen Entwickelungen, die wir erlebt, ziemlich aus gleichem Gesichtspunkte, besprechen«. Ein Zusammenhang zwischen jenen zwei erstangeführten Zeilen ist durch diesen Nachweis augenscheinlich dargethan. August Fresenius, dem ich ihn verdanke, folgert mit Recht, daß Goethe die »Kurze Vorstellung« bei Just kennen lernte und von ihm erhielt. Just war (wie Fresenius ermittelt) der Schwiegersohn des Hofpredigers Strauß in Dresden, also eines Amtsgenossen des Verfassers der »Epitome«; Reinhard ist 1812 als königlich sächsischer Oberhofprediger gestorben; vorher (bis 1791) war er akademischer Lehrer in Wittenberg, und gerade in den letzten Jahren vor seiner Berufung nach Dresden hatte er dort als Interpret der Kantischen Philosophie gewirkt. Mit jenen Vorlesungen steht denn auch irgendwie die Kurze Vorstellung in zeitlich-sachlichem Zusammenhang.

Erst unlängst ist dies in fachwissenschaftlichem Kreise zur Sprache gekommen. Karl Vorländer hat in den »Kantstudien«, herausgegeben von Vaihinger, Band II, in einem Anhang zu seiner Abhandlung »Goethes Verhältniß zu Kant in seiner historischen Entwicklung« die Kurze Vorstellung veröffentlicht (S. 213—216), und durch einen glücklichen Treffer, wie er eben nur dem Kenner geräth, hat Vaihinger bei diesem Anlaß, S. 216, ohne von Wahles Notiz zum Tage-

Digitized by Google

buch zu wissen, den Namen des Verfassers aus den vier Buchstaben herausgebracht: Dr. Franz Volkmar Reinhard. Die Zeit der Niederschrift (»eher vor als nach 1790«) erschließt Vorländer aus der Thatsache, daß Reinhard nur die beiden ersten Kantischen Kritiken berücksichtigt, irrthümlich aber nimmt er an, Goethe habe das kleine Werk auch schon um 1790 kennen gelernt. Die Verwendung der Blätter zu Neujahr 1817, die Zuschrift und Beischrift Goethes waren uns im Archiv noch unbekannt, als ich die Erlaubniß zu Vorländers Publication erwirkte. Ich hätte mir jetzt die Wiederholung der 21 Paragraphen erspart, wenn damit nicht doch für manchen Leser des Jahrbuchs, vielleicht für die Mehrzahl eine Schwierigkeit geschaffen wäre.

Goethe hat Reinhard persönlich gekannt. Die Karlsbader Kur führte beide im Sommer 1807 zusammen, und der Bericht, den Goethe von diesem Verkehr in den Annalen (Werke 36, 15 fg.) gegeben hat, enthält wohl das Schönste, was über den milden, wackern Mann geschrieben worden ist. »Seine schöne sittliche Natur, sein ausgebildeter Geist, sein redliches Wollen sowie seine praktische Einsicht, was zu wünschen und zu erstreben sei, traten überall in ehrwürdiger Liebenswürdigkeit hervor«. In seinem Tagebuche hat Goethe, vom 22. Juni an, öfters etwas von dem Inhalte seiner Unterhaltungen mit Reinhard angemerkt (Werke III, 3, 226—242); danach sind es ethische und praktische, litterarische, auch wohl sociale Gegenstände gewesen, die in ihren Wandelgesprächen »am Schloßbrunn« berührt oder erörtert wurden, und so charakterisirt sie Goethe auch im Ganzen als »sittlich, das Unvergängliche berührend«. Dem fügt sich auch, was er einmal (Sept. 1824) Eckermann erzählt hat, gut ein: »Der selige Reinhard in Dresden wunderte sich oft [?] über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe, während ich doch in allen [?] übrigen Dingen so läßlich denke«. Von Kantischer Philosophie aber ist zwischen ihnen schwerlich die Rede gewesen. Brieflicher Verkehr hat so wenig vor 1807 wie nachher stattgefunden. Im Tagebuch begegnet Reinhards Name nur noch 1812, einige Wochen nach seinem Tode. († 6. Sept.) Am 6. October notirt Goethe: »Nekrolog. Oberhofprediger Reinhard«, am 15.: »Reinhard Bekänntnisse«; er hat an diesem Tage das 1810 erschienene Buch Reinhards »Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, in Briefen an einen Freund« aus der Bibliothek entliehen.

Zu Neujahr sandte ich die Goethe-Reinhardschen Blätter an Rudolf Haym. Einige Bemerkungen, insbesondere das aus dem Tagebuche von 1816 Erhobene, fügte ich bei. Ich wußte, daß dem verehrten Freunde eine Freude damit bereitet

Digitized by Google

war, und nicht minder den Lesern des Jahrbuchs, wenn er, willfährig meinem Wunsche, sich über den Werth des Fundes äußerte. Er hat mir — wofür ich ihm auf das herzlichste hier danke — verstattet von seiner Antwort Gebrauch zu machen, und ich mache den besten, indem ich das Hauptstück des Sendschreibens mittheile. Nur den Eingang und etliche einzelne sich anschließende Erörterungen lasse ich fort; diese sind zunächst textkritischer Beziehung (vgl. oben S. 38[a]) und lassen sich im übrigen dahin zusammenfassen, daß auch Haym davon überzeugt ist, erst im August 1816 sei die »Kurze Vorstellung« Goethe zu Handen gekommen. B. SUPHAN.

Halle, im Januar 1898.

So schön und charakteristisch für Goethe das ist, was er von sich aus zu den Reinhardschen Blättern hinzufügt, so werden wir, um es richtig zu schätzen, doch nicht vergessen dürfen, an wen die Mittheilung gerichtet ist. Da er sie für die edle Fürstin bestimmt, will er jenen Blättern, deren philosophischer Inhalt nicht eigentlich eine Gabe heitrer, aufs Leben bezüglicher Art ist, eine Wendung ins Gefällige und Anmuthige geben. Die Goethische Beilage hat also nicht die Bedeutung eines Versuchs, tiefer in den Kantschen Gedankengang einzudringen, auch tritt sie nicht mit dem Anspruch auf, zu zeigen, wie die Kantschen Gedanken umgebildet und weiter entwickelt werden müssten. Ich stelle das hier Vorliegende nicht auf gleiche Linie mit den beiden wichtigsten Aktenstücken, die wir über Goethes Stellung zu Kant besitzen — mit den Auseinandersetzungen des Kantjüngers im »Sammler und die Seinigen« und mit dem kleinen Aufsatz »Anschauende Urtheilskraft«. Die hier vorliegende Aeusserung ist eine Gelegenheitsäußerung — eine geistreiche, sinnige Zugabe zu einer sich zufällig bietenden Gabe, so wie man etwa bei Ueberreichung eines werthvollen, aber prosaischen, unscheinbaren oder ungefälligen Geschenks dasselbe mit einem Blumenstrauß, einem Kranz begleiten oder schmücken mag.

Der Verfasser will zwar einen »Hauptmangel, welcher im ganzen Verlaufe der Kantschen Philosophie merklich geworden«, aufdecken, aber doch nur in der Absicht, daß dadurch »die Strenge eines allzuscharfen Denkers vielleicht gemildert und erheitert werden könnte«. Was er also hinzufügt, ist die Zuthat eines Dichters zu den Gedanken eines Philosophen. Die Zuthat; denn nicht von innen heraus, durch folgerichtiges Umbilden der fremden Gedanken sucht er jene Strenge zu mildern, nicht Kant durch Kant zu kritisiren (wie in gleicher Absicht der Milderung z. B. Schiller

und Wilhelm von Humboldt gethan), sondern indem er neben dem Kantschen Lager ein eigenes Zelt mit lustiger bunter Fahne aufrichtet. Der Dichter huldigt und opfert neben den von dem Philosophen verehrten ernsten Mächten seiner Göttin, dem Schoßkinde Jovis, der Phantasie, und sucht auszuführen, wie jene dieser bedürfen und diese wieder durch jene gestützt und gehoben wird. Man könnte geradezu sagen, seine Betrachtungen seien ein reflectirtes, an das Gebiet der Philosophie anstreifendes Seitenstück zu der sechsunddreißig Jahre früher gedichteten Ode auf die Phantasie. Er denkt in unserm Aufsatz auf Anlaß von Kant neben Kant her, ähnlich wie in dem Aufsatz aus der Zeit der Spinoza-Studien (Werke II, 11, 315 fgg.)[1] auf Anlaß von Spinoza, neben Spinoza her.

Daß er mehr eigene Gesichtspunkte und Gedanken verfolgt, als daß er solche aus Kant herausspönne, geht schon daraus hervor, daß er seinen Ausgang von dem recht anfechtbaren und oberflächlichen § 3 Reinhards nimmt. Denn nicht, wie es in diesem § heißt, »vermittelst" der Kantschen Erkenntnißkritik läßt sich zeigen, »daß Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft Hauptkräfte unsers Vorstellungsvermögens sind«, sondern die »Theilung« unsres Vorstellungsvermögens in diese drei Hauptkräfte ist die von Kant aus der zeitgenössischen Philosophie übernommene, innerhalb seiner Kritik allerdings bedeutsam umgestaltete psychologische Voraussetzung Kants. Und wie nun hier Goethe nicht an Kant, sondern an die Reinhardsche Darstellung der Kantschen Lehre anknüpft, so gehen auch seine ferneren Auseinandersetzungen von dieser Darstellung nicht zu der Quelle zurück. Obgleich er »mit heißem Bemühn« sowohl die Kritik der reinen Vernunft wie die der Urtheilskraft selbst gelesen und stellenweise wieder gelesen, so ist doch die Erinnerung des Einzelnen, als er die gegenwärtigen Blätter schrieb, ihm dergestalt verblaßt, daß er in keiner Weise über den Kreis der Gedanken hinausgeht, die ihm jetzt die Reinhardsche Epitome vergegenwärtigte. Daß Kant neben Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft »die Phantasie vergessen habe«, hätte er unmöglich behaupten können, wenn er sich auch nur einer der zahlreichen Stellen erinnert hätte, in denen der große Kritiker des Beitrags gedenkt, den die Einbildungskraft zum Zustandekommen sowohl der sinnlichen Anschauung wie der Verknüpfung der Erscheinungen zur Erfahrung liefere. Auffälliger noch, daß er, der doch sonst auch den »Seitenwinken« des »köstlichen Mannes« achtsam nachging, so oft sie in eine seiner eigenen künstlerischen

[1] Zuerst im Goethe-Jahrbuch XII, 3—7 (1891) von mir veröffentlicht. B. S.

Digitized by Google

Anschauungsweise näher liegende Region hinüberwiesen, hier ganz und gar nichts von der Rolle zu wissen scheint, welche Kant der Einbildungskraft in ihrem Zusammenspielen mit dem Verstande, in ihrem Ringen mit der Vernunft in der »Kritik der Urtheilskraft« zuweist. Unser Aufsatz scheint weder die nach Kant zwischen Verstand und Vernunft stehende Urtheilskraft noch die auf die Ermittelung des apriorischen Princips der letzteren gerichtete Schrift Kants zu kennen. Höchst auffällig, wenn es sich nicht zur Genüge daraus erklärte, daß er hier eben nur dies Reinhardsche Schriftstück vor Augen hat und, bestochen durch dessen genaue und verständliche, knappe und übersichtliche Fassung, es unbefangen als vollständige und treue Wiedergabe der ganzen Kantschen Lehre gelten läßt.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die Kantsche Ansicht über Wesen und Bedeutung der Einbildungskraft, weder nach der psychologischen noch nach der transscendentalen, erkenntnißkritischen Seite vorzuführen; leiten doch die betreffenden Ausführungen in den tiefsten Schacht seines Denkens und gehören zu den schwierigsten Partien der Kritik der reinen Vernunft, zu den geistvollsten und lichtgebendsten der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Ausdrücklich ist dieser Punkt der Lehre von Frohschammer in dem Schriftchen v. J. 1879 »Ueber die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kants und Spinozas« herausgehoben worden, einem Schriftchen, das freilich die Kantsche Lehre zu sehr in die Consequenz der Frohschammerschen Weltanschauung von der Phantasie als dem »Grundprinzip des Weltprozesses« hinüberzuleiten sucht, als daß es die Gedanken des Meisters erschöpfend wiedergeben und sie in rein historischem Lichte erscheinen lassen könnte. Das Schriftchen von Mainzer v. J. 1881 »Die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Humes und Kants theoretischer Philosophie nachgewiesen« hält sich strenger an den Buchstaben Kants, verfolgt aber überwiegend den Zweck, den kriticistischen Standpunkt des Philosophen zu beleuchten und beschränkt sich überdies auf die Rolle, welche die Einbildungskraft in der »Kritik der reinen Vernunft« spielt. Die Abhandlung endlich von Apitzsch v. J. 1897 »Die psychologischen Voraussetzungen der Erkenntnißkritik Kants« geht mit löblicher Gründlichkeit eben auf diese Voraussetzungen und in diesem Sinne in einem Schlußabschnitt auch auf die Einbildungskraft ein, deutet aber bei dieser Beschränkung nur leicht an, wie durch die kritische Untersuchung von jenen Voraussetzungen aus ganz neue psychologische Einsichten gewonnen wurden. Eine genaue und vollständige Darlegung der fraglichen Lehre Kants bleibt noch immer eine lohnende Aufgabe. Daß aber Kant die

Digitized by Google

Phantasie »vergessen« habe und daß sein System deshalb eine unheilbare »Lücke« zeige — dies zu behaupten würde Goethe sicherlich Anstand genommen haben, wenn er, der sich so tapfer auch in die Wissenschaftslehre und in die Schellingschen Schriften hineingelesen, sich erinnert hätte, wie bei Fichte sowohl als bei Schelling die productive Einbildungskraft mehr und mehr in den Vordergrund getreten, wie sie von diesen aus dem Halbdunkel, in dem sie bei Kant stand, ans Licht gezogen, und nicht sowohl zu einer vierten Hauptkraft als vielmehr zu der eigentlichen Fundamentalkraft des theoretischen Geistes gemacht worden war.

Die Wahrheit ist: Goethe steht thatsächlich mit seinem Anspruch, den er auf die Gleichberechtigung der Phantasie mit Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft erhebt, Kant viel näher als er meint — so nahe wie nur irgend der Dichter dem Denker stehen kann. Wenn er sagt, daß die Phantasie die Sinnlichkeit unter der Form des Gedächtnisses supplire, so würde ihm der Psycholog Kant zugestimmt, der Transscendentalphilosoph aber bemerkt haben, daß er selber der Einbildungskraft weit mehr einräume, indem er — woran »vor ihm wohl noch kein Psycholog gedacht habe« — die Einbildungskraft zu einem »nothwendigen Ingrediens der Wahrnehmung selbst« mache. Wenn Goethe schreibt, daß die Phantasie dem Verstande die Weltanschauung unter der Form der Erfahrung vorlege — hätte er sich nicht leicht darüber verständigen lassen können, daß das Kantsche Kapitel vom Schematismus der reinen Verstandesbegriffe eben dasselbe lehre? Und würde Kant bestritten haben, daß die Phantasie zu den Vernunftideen Gestalten bilde oder finde?

Bei näherem Zusehn wird man nun freilich gewahr, daß die ganze Vorstellungsweise des Dichters die Linien, die der kritische Philosoph gezogen, ein wenig biegt und rundet. Die Verbindungen, die der Letztere zwischen den verschiedenen Erkenntnißvermögen herstellt, sind zum Theil recht künstliche und gezwungene, und trotz seines Bestrebens, die getrennten wieder in Beziehung zu setzen, bleiben dazwischen einige bedenkliche Lücken und Risse. Dem gegenüber ist es dem Dichter von Hause aus das wichtigste Anliegen, die »sämmtliche Mencheneinheit« ins Auge zu fassen, und eben die Phantasie erscheint ihm als die vermittelnde, »Alles durchdringende und Alles ausschmückende« Kraft, die den ganzen Organismus des Erkennens gleichsam zu einem System zusammenschließt. Führt er doch ganz in demselben Sinne in jener schönen Stelle der Geschichte der Farbenlehre aus, daß man sich die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken müsse, und daß daher keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausgeschlossen werden dürfe. »Die

Digitized by Google

Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart« — doch es ist überflüssig, die bekannten Worte auszuschreiben. Es hängt damit zusammen, daß der Dichter weder hier noch sonst den kritischen Gesichtspunkt Kants, die Absicht, zu ermitteln, was das reine, alles Erfahrungserkennen erst ermöglichende Beibringen unsers Geistes sei, streng festzuhalten und von der nur psychologischen Betrachtung zu unterscheiden im Stande gewesen ist. Offenbar spielen auch in unserm Aufsatz beide Betrachtungsweisen in einander über. Er acceptirt die Ergebnisse von Kants transscendentaler Untersuchung zwar nicht eigentlich bezüglich der Sinnlichkeit, wohl aber bezüglich des Verstandes und der Vernunft; denn wie ein guter Kantianer kennt er neben dem sogenannten Menschenverstande, der auf der Sinnlichkeit ruhen soll, den auf sich selbst und seinen Gesetzen ruhenden »reinen Verstand« und die »sich über Alles erhebende« Vernunft als das Vermögen der Ideen. Zahlreiche Goethische Stellen beweisen ja auch sonst, wie fest er sich diesen Theil der Kantschen Doctrin eingeprägt, wie geläufig, ja wie unentbehrlich ihm die Gegenüberstellung von Verstand und Vernunft, von Begriff und Idee geworden war. Wie er aber, was die Sinnlichkeit betrifft, die Kantsche Lehre von den reinen Anschauungsformen Raum und Zeit niemals zu seiner eigenen gemacht hat, sondern hier in dem »philosophischen Naturstande« verharrt, so fällt ihm auch hinsichtlich der Phantasie keineswegs ein, eine reine von einer unreinen zu unterscheiden, sondern er spricht von ihr lediglich im psychologischen Sinne. Er läßt sich die Grenzbestimmungen der kritischen Philosophie über den Verstand und die Vernunft gefallen, aber er gestattet sich gleichzeitig, über diese Marksteine die Fluth der Sinnlichkeit und der Phantasie hinwegspülen zu lassen. Kein Wunder daher, daß er die Herrschaft der Phantasie aufs Weiteste ausdehnt und ihr namentlich eine Vermischung mit den Ideen gestattet, die Kant als eine illegitime Verbindung bezeichnet haben würde. Die Schlußsätze vollends, in denen er das Gebiet der Poesie dahin verlegt, wo die Phantasie sich innig der Sinnlichkeit anschließt, das der echten Philosophie dahin, wo sie sich mit der Vernunft vereinigt, treten, so sinnig und ansprechend sie sind, völlig aus dem Rahmen der kritischen Philosophie heraus.

Allein im Einzelnen zu zeigen, wie Goethe sich immer wieder dem Geleise der Kantschen Untersuchungen nähert, um sofort von denselben wieder abzugleiten, würde ebenso endlos wie zwecklos sein. Vergebliche Mühe würde es sein, den Pegasus im Gestänge der Kantschen Philosophie festzuhalten, und immer würde ein Kantianer, der dies versuchen wollte, denselben Eindruck bekommen, den die Kantisch

Digitized by Google

Geschulten von den mündlichen Aeußerungen des Dichters über solche Dinge erfuhren, — den Eindruck, daß dies freilich »ein Analogon Kantscher Vorstellungsart, aber ein seltsames sei«.

Ein seltsames, aber in seiner Art köstliches und ungemein fruchtbares! In diesem Sinne ist der vorliegende Aufsatz eine neue hocherfreuliche Bereicherung unsrer Kenntniß nicht der Goethischen Philosophie sondern seines Verhältnisses zur Philosophie. Er wird volle Beachtung verdienen, wenn es Jemand neuerdings unternähme, dieses Verhältniß in zusammenfassender Darstellung klarzulegen. Sie selbst haben in Ihrem Schriftchen »Goethe und Spinoza« den schönsten Beitrag dazu geliefert, und nur eben erst hat Vorländer in den Kantstudien durch eine genaue Materialiensammlung eine dankenswerthe Unterlage für die auf Kant bezügliche Seite jenes Verhältnisses geschaffen. —

R. HAYM.



5. DREI BRIEFE GOETHES AN DIE FAMILIE MENDELSSOHN-BARTHOLDY.

1. *An Abraham Mendelssohn.*[1]

Wenn der talentvolle, fähige und fertige Felix mich manchmal beym Nachtisch den Kopf umwenden und nach dem Flügel schauen sähe, so würde er fühlen wie sehr ich ihn vermisse, und welches Vergnügen mir seine Gegenwart gewährte. Denn[2] seit dem Scheiden der so willkommenen Freunde ist es wieder ganz still und stumm bey mir geworden und wenn es höchst genußreich war, gleich beym[3] Empfang nach langer Abwesenheit, meine Wohnung in dem Grade belebt zu finden; so ist der Contrast an[4] trüben und kurzen Wintertagen leider allzufühlbar. Recht viel Glück wünsch' ich Ihnen daher zu Ihrer so wohlbestellten Hauskapelle, und hoffe daß Frl. von Pogwisch mir das Glück das ihrem Familienzirkel gegönnt ist[5] durch lebhafte Erzählung recht

[1] Concept von Johann Johns Hand, von Goethe durchcorrigirt.
[2] Goethe aus gewährte, denn [3] Goethe aus bey meinem
[4] Goethe über gestrich. bey [5] Goethe über gestrich. war

Digitized by Google

anschaulich machen[1] werde. Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank daß Sie uns das liebe Pfand solange[2] anvertrauen wollen. Es ist nichts tröstlicheres in älteren[3] Jahren als aufkeimende Talente zu sehen, die eine weite Lebensstrecke mit bedeutenden Schritten auszufüllen versprechen. Empfehlen Sie mich Ihren werthen Hausgenossen und Freunden, wie es mich denn immer freuen wird von dem Wachsthum unseres jungen Virtuosen durch den trefflichen Zelter das Beste zu erfahren.

Weimar d. [5.] Dcbr.
1821.

2. *An Lea Mendelssohn.*[4]

Mit vielem Vergnügen, meine wertheste Frau, werde ich das öffentliche Zeugniß betrachten, welches mir Ihr lieber, in einem so hohen Grade talentreicher Sohn zudenken will; ich bewundere ihn schon seit langen Jahren und dazu hat er als wohl geartet schon früh meine Neigung gewonnen und sie bis in diese letzten Zeiten zu erhalten und zu vermehren gewußt. Der Freude an seinem unvergleichlichen Talent konnte ich mich um so freyer überlassen als ich ihn von einem trefflichen Lehrer, meinem Freund, in einem hohen Grade geschätzt und geliebt wusste. Möchten seine schönen Gaben ihm auch zum Glück seines Lebens gereichen.

Auf diese Gerechtigkeit des Schicksals trauend, empfehle ich mich Ihnen und Ihrem werthen Hause zum allerbesten.

Weimar d. Apr. 1825.

3. *An Felix Mendelssohn.*[5]

Du hast mir, mein lieber Sohn, durch Deinen ersten römischen Brief viel Freude gemacht, daß ich nun auf Deinen zweyten von Luzern mich dankbar zu äußern alle Ursache habe. Ein Zwischen-Brief von Mayland, den ich, nach Zelterischer Anfrage empfangen haben sollte, ist nicht zu mir gekommen.

---

[1] Goethe über gestrich. gemacht [2] von Goethe über der Zeile.
[3] Goethe über gestrich. unsern [4] Concept, Johns Hand.
[5] Concept von Johann Johns Hand, von Goethe durchcorrigirt.

Digitized by Google

Manchmal mach' ich mir Vorwürfe daß ich im Familiengespräch und sonst im Geselligen doctrinair werde, über Puncte die mich interessiren, und so mag ich auch in Deiner Gegenwart von Witterung und deren Regel- und Unregelmäßigkeiten wohl gesprochen haben. Dieß ist mir aber nun sehr zum Vortheil gediehen, denn so bald Du auf diese Phänomene Deine Aufmerksamkeit lenktest, mußtest Du ihre charakteristischen Eigenheiten ergreifen und da Du in den Fall kamst zu sehen[1] was ein sonstiger Beobachter nicht sehen wird, so hast Du uns eine sehr bedeutende Schilderung jener[2] ungeheuren und gewaltsamen Naturwirkungen aufbewahrt.

Nun gratulire ich auch zu dem friedlichen Aufenthalt in Engelberg, wohin ich nicht gelangt bin. Eine behandelnswerthe Orgel in dieser Wüste zu finden ist denn doch höchst erfreulich und gleich eine Sprache zu besitzen womit man jene fremden und entfremdeten Menschen aufregen und erheben kann, ist keine Kleinigkeit.

Schillers Wilh. Tell in Luzern ist doch auch eine gar artige Vorkommenheit. Ottilie hat Lust ihr neuauflebendes Chaos damit zu schmücken und es wird Dir gewiß nicht unangenehm seyn Dein dramatisches Abenteuer in so verworrener Gesellschaft wieder zu finden.

Daß Du die erste Walpurgisnacht Dir so ernstlich zugeeignet hast, freut mich sehr; da niemand, selbst[3] unser trefflicher Zelter, diesem Gedicht nichts abgewinnen können. Es ist im eigentlichen Sinne hoch symbolisch intentionirt. Denn[4] es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende[5] Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht werde. Die Mittelzeit, wo der Haß noch gegen wirken kann und mag, ist hier prägnant genug dargestellt, und ein freudiger unzerstörbarer Enthusiasmus lodert noch einmal in Glanz und Klarheit hinauf. Diesem allen hast Du

[1] zu sehen fehlt. [2] Goethe über gestrich. dieser

[3] Goethe über gestrich. auch

[4] Goethe aus intentionirt, denn

[5] Goethe über gestrich. eindringende

Digitized by Google

gewiß Leben und Bedeutung verliehen und so möge es denn auch mir zu freudigem Genuß[1] gedeihen.

Damit aber dieses Blatt nicht länger verweile will ich schließen, und Dir in München gute Tage wünschen. Was die Deinigen Dir schreiben weiß ich nicht, ich aber würde Dir rathen einige Zeit noch im Süden zu verweilen. Denn die Furcht vor dem hereindringenden unsichtbaren Ungeheuer macht alle Menschen, wo nicht verrückt, doch verwirrt. Kann man sich nicht ganz isoliren, so ist man diesem Einfluß von Stunde zu Stunde ausgesetzt.

Und somit lebe wohl und treffe wann es auch sey zur guten Stunde ein[2], sie wird Dich willkommen heißen.

Weimar den 9. Septbr. 1831.

Die drei Briefe Goethes an Abraham, Lea und Felix Mendelssohn-Bartholdy, die hier aus seinen Concepttheften zum ersten Mal gedruckt erscheinen, bedürfen eigentlich keiner Einführung. Die Beziehungen der Familie Mendelssohn und besonders des jungen Felix zu Goethe sind aus dem liebenswürdigen Büchlein »Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy«, herausgegeben von dessen Sohn Karl, sowie aus dem Werke von S. Hensel »Die Familie Mendelssohn 1729—1847« zur Genüge bekannt. Die Briefe von Felix an Goethe hat Max Friedländer im XII. Bande des Goethe-Jahrbuchs veröffentlicht und ihnen ausführliche Anmerkungen beigegeben.

Der Brief an Abraham Mendelssohn — das Datum ist aus Goethes Tagebuch ergänzt — ist die Antwort auf das Goethe-Jahrbuch XII, 111 abgedruckte Schreiben von Felix Vater. »anvertrauen wollen« sagt Goethe für: haben anvertrauen wollen; gemeint ist der lange Besuch Zelters mit Felix in Weimar im November 1821.

Der Brief an Lea Mendelssohn ist die Antwort auf den a. a. O. S. 114 abgedruckten Brief der letzteren vom 9. April 1825, worin sie für Felix die Erlaubniß erbittet, Goethe sein drittes Quartett widmen zu dürfen. Bald darauf kam Felix mit seinem Vater, auf der Rückreise aus Paris, nach Weimar, und am 20. Mai 1825 schreibt Goethe in sein Tagebuch: »Abends Concert und Gesellschaft. Felix Mendelssohn spielte ein Quartett mit Eberwein und andern Musicis«.

Der Brief an Felix nimmt Bezug auf Mittheilungen, die letzterer am 28. August 1831 aus Luzern gemacht hatte.

[1] Goethe aus zur freudigen Kenntniß [2] ein fehlt.

Digitized by Google

(G.-J. XII, 93 ff.) Ein kleiner Theil desselben, und zwar derjenige der sich auf die »Walpurgisnacht« bezieht: »Daß Du die erste Walpurgisnacht — Glanz und Klarheit hinauf« ist bereits in Riemers Mittheilungen (2, 611 f.) und in etwas gekürzter Form in dem Buch von Karl Mendelssohn (S. 45) gedruckt. Einen anderen Theil, der die Gewitter und meteorologischen Vorgänge, den Besuch in Engelberg und die Aufführung des Wilhelm Tell in Luzern schildert, hatte Goethe im 2. Jahrgang des Chaos (Nummer 5—7) unter der Ueberschrift »Berner Oberland« mit einigen kleinen stilistischen Aenderungen abdrucken lassen (vgl. Goethe an Zelter den undatirten Brief VI, 300 und den Brief vom 15. Nov. 1831). Einige Bemerkungen dazu gibt Friedländer a. a. O. S. 123 f. Die Schweizerreise und besonders den Aufenthalt in Engelberg schildert Felix ausführlicher in reizenden Briefen, die im 1. Band seiner Reisebriefe abgedruckt sind. — Aus Rom berichtet Felix am 5. März (a. a. O. S. 93), daß ihn die Composition der »ersten Walpurgisnacht« schon seit Wochen beschäftige. »Ich will es mit Orchesterbegleitung als eine Art großer Cantate componiren, und der heitere Frühlingsanfang, dann die Hexerei und der Teufelsspuk, und die feierlichen Opferchöre mitten durch könnten zur schönsten Musik Gelegenheit geben«. Die Composition wurde, wie Felix aus Luzern am 28. August schreibt, in Mailand vollendet. »Es ist eine Art Cantate für Chor und Orchester geworden, länger und ausgedehnter, als ich zuerst gedacht hatte, weil die Aufgabe sich ausdehnte und größer ward und mir mehr sagte, je länger ich sie mit mir herumtrug«. (Vgl. auch Felix' Brief vom 14. u. 24. Juli 1831 in den Reisebriefen 1, 191 u. 208 und die Familie Mendelssohn 1, 342 ff.) — Das »hereindringende unsichtbare Ungeheuer« ist die furchtbare Cholera dieses Jahres, »die asiatische Hyäne«, wie er sie in dem Briefe an Adele Schopenhauer vom 19. September (vgl. unten S. 86) nennt. Ein Opfer dieser Seuche wurde Hegel.

JULIUS WAHLE.



Digitized by Google

6. DREIZEHN BRIEFE GOETHES AN ADELE SCHOPENHAUER.

NEBST ANTWORTEN DER ADELE UND EINEM BILLET BÖRNES AN GOETHE.

1.

Adele an Goethe. [Mitte September 1820.][1]

Einige Zeilen Ihres Briefes an August, lieber bester Herr Geheimerrath, berechtigen uns Mädchen zum Urtheil, ja, des alten Brauch's halber, sogar zu vorlauten Redensarten ueber das uns anvertraute Liebes Pärchen *Olfried* und *Lisena;* und Heute kommen mir obendrein allerliebste kleine, runde Gesandte,[1] mich zu Dank und Lachen aufzuregen, und mir in's Gewißen zu reden. Wäre ich nicht eben von der niedlichsten Packerei der Kleinen Dicken, und der ihnen eignen Artigkeit ermuthigt, und aus meinem gewohnten Gleise herausgerißen, so hätte ich nicht den Muth allein, ohne die Andern, ein Wörtchen zu sagen, so muß ich aber doch erklären daß ich eben das Buch allein vollende, indem ich's bereits 3 oder 4 mal vergeblich zu Ottilien gebracht. Ich konte die guten Liebenden unmöglich allein in ihren Fatalitäten verlaßen, und meine arme Tille hat vor lauter Besuchern noch nicht den Anfang gehört. Wenn ich nun erst die mir verehrten *Champignons* verzehrt habe, so findet sich vieleicht in der Erinnerung an Ihre Freundlichkeit der Muth allerlei des wunderlichen Buches halber zu fragen, oder auch zu sagen; und vieleicht darf ich das recht bald mündlich thun, da wir alle hoffen Sie nocheinmal in Weimar zu sehen, eh' Ihnen ein neuer Enkel sein Willkommen zuschreit, und zujauchzt. Ihre Güte spielt mir die Feder in die Hand, und ich möchte sie so gern nehmen, wenn ich nur die Mädchen- oder Hasennatur ueberwinden könnte, ich fürchte vieleicht etwas dummes zu sagen, und doch muß alles heraus, wenn mich mein lieber Geheimerrath frägt!

---

[1] Goethes Tagebuch 11. Sept.: »An Fräulein Schopenhauer, Schwämme mit eben der Gelegenheit«. War diese Sendung von einem Brief begleitet, so ist dieser nicht erhalten.

Digitized by Google

Für's erste also nur herzlichsten Dank für geistigen und körperlichen Genuß das Buch versetzt mich zur Meinen Heimath nach Danzig, und die Pilzen erinnern an Hamburg, wo soll nun ein so gejagdter Mensch, der zu dem Transport keine Siebenmeilen Stiefeln hat, Ruh finden um noch etwas anderes hinzu zu fügen, als den freundlichsten Gruß und Kuß.

Ihre Adele.

2.

Adele an Goethe. [Weimar 26. Sept. 1820.]

Ich trage heute Augusten das Buch hin, welches ich Ihrer Güte dankte, lieber Geheimmerrath, und nun ichs von mir gebe will es mich beinah betrübt machen mich davon zu trennen; so habe ich mich nach und nach festgelesen. Ich muß Ihnen wenigstens sagen, daß es mir viel Freude gemacht hat; es kommt dem guten Dichter alles so natürlich aus Aug' und Herzen, daß es auch uns zum Herzen dringt und vieles dem äußern Auge wirklich vorzuschweben scheint, weil es dem Innern mit gar großer Treue gezeigt ist.

Nun ist mir freilich am Helden der Geschichte wenig gelegen, es ist ein Leichtfuß und Schwächling, der mit respect. *Feen* gar nicht umzugehen weiß und ohne eigentliche Noth sich in Tod und Jammer stürzt; denn ich meine: ein rechter Liebhaber fände tausend Wege, um tröstend zur Liebsten durchzudringen. Und wie er endlich die alte Büchse wiederfindet, wird er durch das Wunder so klug zu thun, was er gleich thun konnte — er zieht einen anderen Rock an und geht eben hin!

Der eigentliche Held ist mir der Dichter; und weil ich eben Muth habe zum Reden dessen, was meine Gedanken stets an Sie richteten im Lesen, so lassen Sie mich eine tolle Nebenidee bekennen, die ich nicht los werden kann. Der Dichter spielt mir ein Märchen im Märchen, er kommt mir vor, wie ein verhexter herrlicher Held, der in eine Küche gebannt, als Küchenjunge zu leben gezwungen ist. Plötzlich rufen ihn draußen, irgend wie, Schicksalsstimmen zur That auf — die edle Natur erwacht mächtig in ihm, er will nun Waffen und macht im Eifer den Topf zum Helm, den Bratspieß zur Lanze, die Schüssel zum Schild und thut

Wunder damit; wie neckisch auch die Rüstung, er ist und bleibt ein Held und mag wohl am Ende den Kranz erreichen, der dann auch seine Waffen verwandeln und veredlen wird. — So erkläre ich mir den gequirlten Schaum des Meers und andre unedle Bilder, welche oft die zartesten gewinnendsten Stellen verunzieren. Der Dichter ist so wahr, daß er nicht nur das Schöne der Natur, sondern oft auch all ihre Mängel uns bringt.

Ungemein lieblich sind für mich die Fischer Episoden und alles sich auf Strand und Meer Beziehende. Ich glaube oft dort zu sein, denn der Nordküsten-länder zeigt sich überall, seine schönsten Gegenden gehören den Werdern, der Nehrung, ebenso alle Naturerscheinungen seinem Vaterlande. Und eben das macht mir das Buch so lieb, weil es den Dichter so wahr macht und weil es ihn erwärmt und aus Liebe begeistert. Man liest immer mit Interesse bis ans Ende. Wie diese Leistung dort möglich ward, begreife ich dennoch nicht, er muß eine reiche Fantasie haben und das Leben in ihm muß noch sehr jugendlich frisch sein, sonst wäre es unmöglich — ich kenne die Schwierigkeiten, durch die er seine Bahn brechen mußte.

Mein guter lieber Geheimmerath seyn Sie mir nicht böse, ich habe im Schreiben vergessen, wem ich schriebe und mich so keck und bestimt geäußert, daß mir mit einem Male sehr bange wird; sehen Sie nur aus der Überwindung, mit der ich nun schicke, was ich nicht anders schreiben kann, Sie aber vielleicht nicht loben können, wie sehr ich Sie liebe. Ihr Wunsch gestaltete sich in mir zur Nothwendigkeit und ich that was ich nicht lassen konnte.

Das neue Kind — so heißt jetzt das Brüderchen, wird Ihnen viel Freude machen, so wie es Ottilien beglückt an den Augenblick zu denken, in dem sie es Ihnen zeigt....

3.

Goethe an Adele. [30. Sept. 1820.]

Schönsten Dank, für Ihr liebes Blatt, meine gute Adele! Nun besitz ich schon drey Äußerungen über Olfried und

Digitized by Google

Lisena, zwey männliche und eine frauenzimmerliche, und wie sehr erfreut mich die daraus hervorgehende allgemeine Kultur, da sie in der Hauptsache durchaus gleichlautend sind. Nur daß die Männer den Poeten für einen guten Jungen gelten lassen, Sie ihn aber, mit scheinbarer Unbarmherzigkeit, als Küchenjunge an den Heerd versetzen.

Doch läßt sich auch dieses zu seinen Gunsten auslegen, denn indem Sie, als würdige Haustochter, auch wohl einmal am Heerd ein Geschäft treiben, so schien es Ihnen nicht unangenehm einen so zarten hübschen Burschen gelegentlich in der Nähe zu haben; der, nachdem er sich soviel mit dem Wasser beschäftigt, doch auch wohl dem Feuer etwas abgewinnen könnte.

Schönsten Dank zugleich für das liebenswürdige Bildchen: Viele Empfehlungen der guten Mutter und Ottilien die schönsten Grüße. August hat mich durch seinen Besuch sehr aufgerichtet, da ich meine Sorge und Verlegenheit nicht verläugnen will. Das Verlangen Mutter und Kind zu sehen, muß ich jedoch zurückhalten, die viertägige Anwesenheit Ernst Schubarths hat mich in meinen Geschäften zurückgebracht, obgleich auf eine erfreuliche Weise. Wie gern hätt' ich den Weimarischen Freunden diesen bedeutenden jungen Mann vorgestellt, auch Adelchen hoffe ich sollte ihn besser locirt haben, als jenen Helden.

Jena
den 30. Septbr. treulich
1820. Goethe[1]

4.

Goethe an Adele. [31. Dez. 1823.]

Mit freundlichster Anzeige: das anvertraute Kästchen sey wohl gepackt im Begriff den Weg nach dem neuen Jerusalem oder Babylon anzutreten, frage an: ob Fräulein Adele heute Abend um 6 Uhr mir das Vergnügen Ihrer

[1] Gesperrtes am Schluß eigenhändig; bei den kleineren Briefen ist nur G mit dem üblichen Respects-Strich eigenhändig zugesetzt.

Digitized by Google

Gegenwart schenken wolle. Zu schicklicher Unterhaltung steht und liegt ein prosaischer und poetischer Reisender bereit.

Mit den besten Grüßen und Wünschen

Weimar
den 31. Decbr.
1823.

G

5.

Goethe an Adele. [13. Aug. 1824.]

Herzlichen Dank meine Gute, fürs freundliche Schreiben, das ich leider nicht durch ein eiliges Kommen erwiedern kann. Wiesbaden hielt ich auf alle Fälle für mich heilsam und ersprießlich; seit Ihrer Abreise jedoch, ist meine Neigung häuslich zu bleiben immer stärker geworden; so daß auch die Aussichten auf herzlichen Empfang und gute Einrichtung die Sie mir geben mich nicht beweglich machen. Ihr Zusammenseyn mit Ottilien freut mich sehr, leider wird es nur allzukurz seyn, denn ich höre sie wird bald zurückkehren. Möge die Nachkur einen bessern Charakter annehmen als die Kur selbst, und Michaelis uns alle wieder zusammen führen. Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Fr. Mutter mit den treusten Wünschen und erhalten mir ein liebevolles Andenken.

Weimar
den 13. Aug.
1824.

bleib es beym Alten!
G

6.

Adele an Goethe. Wiesbaden d. 28ten August [1824.]

Lieber Vater Ottilie liegt wohl in diesem Augenblicke in Ihren Armen und sagt Ihnen mit Auge und Mund alles was mein Herz hier wiederhohlt. Über Unabwendbares muß man nicht unnütz reden; ich hatte gehofft, mit ihr Sie hier zu sehen — das wollten Sie nicht; dann wollte ich wenigstens so schreiben, daß sich das Blatt in Ihrer lieben Hand statt der meinen zu all den Glückwünschenden geselle und zum tausendsten Mahle Ihnen die Liebe wiederhohle, die Ihnen doch am Ende weder Auge, noch Hände-

Digitized by Google

druck, noch geschrieben oder ausgesprochnes Wort jemahls so sagen kann, wie mein Herz es wünscht! Mein alter Dämon, der Schmerz im Kopf, schlug seine garstigen Nachtflügel um alle meine Gedanken, es war gar nicht zu wagen, Ihnen in solcher Stimmung zu schreiben.

Heute bin ich froh, und der Gedanke, wie sich heute halb Teutschland am Morgen auf die Freude besinnet, daß Sie uns gebohren, an diesem Tage, macht mir die ganze Seele hell!

In Schlangenbad waren wir, Ottilie und ich, sehr glücklich, nur ihr körperliches Leiden trübte augenblicklich die lange Reihe schöner Stunden. Sie erzählt Ihnen das besser selbst, denn im Grunde war unsere kleine Gesellschaft aus so wunderbaren Elementen gemischt, daß sich die deutliche Beschreibung des Ganzen nicht in wenig Worte fassen läßt. Mir war unendlich wohl, ich hatte mein Leben fast wie die Ephemeren ihre Schleierhaut abgestreift und nahm jeden Morgen auf, als schließe der ihm folgende Abend mein Dasein. Aber desto schwerer ward mir hier das gesellige Treiben, unter Leuten, von denen ich mir selbst immer wiederhohle, daß ihre Güte meinen Dank verdient.

Gestern kam unvermuthet Haxthausen, dem ich der serwischen Lieder wegen den Text las und dessen komische Reue und wohlgefälliger Schreck, daß S i e dessen noch gedächten, mich unendlich belustigten. Er wohnt hier im Haus und gehört zu meinen deklarirten Liebhabern. Bei diesem wichtigen Kapitel, lieber Vater, fällt mir sehr natürlich gleich Ottilie ein, der ich zu sagen bitte, daß der einzige Verehrer, den wir alle in commun in Schlangenbad hatten, mich hier besucht hat und mir, nachdem er mir erzählt, er könne in seinen Gedanken s i e und m i c h nicht trennen, die schönsten Dinge gesagt hat, von denen ich ihr die Hälfte mitbringe. Eigentlich ist das eine wahre Mortification, bei allem freundlich anmuthigem Geplauder eines Verehrers gleich die Hälfte abziehen zu müssen und dieser hohe Grad von Gemeinschaft gefällt mir gar nicht recht! Sagt er in versteckten Anspielungen: d u gefällst mir — heißt es halb und halb und ohnedies gibt es keine ganzen Herzen mehr.

Digitized by Google

Eine große, unbeschreiblich große Freude ist mir gestern geworden, Ihnen, lieber gütiger Vater muß ich davon sprechen, denn hier wie überall trennt sich mein Inneres von dem Außenleben und keiner sieht den schnelleren Herzensschlag. Mein Bruder ist vollkommen hergestellt, befindet sich in Mannheim und hat mir geschrieben, um eine Zusammenkunft zwischen uns in *Frankfurt* zu bestimmen. Es gibt Worte, die ich von Ihnen gehört habe, die durch mein ganzes Leben hindurchtönen, ohne zu verhallen. So sagten Sie mir als ich von der Möglichkeit sprach: Du wirst dann wieder begütigend auf ihn wirken und in dem gestörten Dasein wieder eine Art Milde hineinbringen. Und so hoffe ich zu Gott, soll es sein. Ich bedarf des Gefühls Jemanden wohl zu thun, denn in den letzten Jahren ist mir sehr weh geschehen und oft habe ich mich unnütz oder besser sag' ich unbenutzt gefühlt. Es hatte noch Niemand mir ausgesprochen, daß in meinem Wesen eine Art Begütigung liege, deren Einwirkung ein Anderer empfinde, Sie sagten es und nun gieng es wieder fröhlicher durch die bunte Welt, in der ich wohl eigentlich ein Halbschatten bin. Das klingt, als lebte ich nur halb und so lassen Sie mich Ihnen gleich ein wenig erzählen von dem, was um mich war, damit Sie sehen, ich bin mit ganz deutlicher Anschauungs und Lebenskraft gegenwärtig. — Zuerst berichte ich ein Stückchen vergessener Reisebegebnisse und zwar eine wunderbare Lufterscheinung, die ich am 5ten August Abends um halb 8 Uhr beobachtete. Es war ein trüber Tag gewesen, den mit plötzlich klar werdendem Abendhimmel der allerschönste Sonnenuntergang schloss. Ich stand am Fenster in Gelnhausen, die Sonne konnte ich nicht sehen der Häuser wegen, es muß aber im Augenblick ihres Unterganges gewesen sein, da bildete sich ein ganz dunkelpurpurner Regenbogen, der gegen die Endpunkte heller ward, aber eigentlich durchweg einfarbig blieb. Nach minutenlangem Hinsehn glaubte ich zwar sehr blasses Grün zu sehen, die Mutter aber sah es nicht und wahrscheinlich bildete es sich in meinem Auge. Ich kann diesen wunderbaren Bogen nur den Mondscheinsregenbogen, die ich im Norden sah, vergleichen und

entsinne mich auch nie, einen gewöhnlichen Regenbogen während des Untergangs der Sonne gesehen zu haben. Der ganze Himmel war mit gelbrothen Wolkenschäfchen bedeckt, um den Bogen selbst war der Himmel heller. Die ganze Erscheinung hielt etwa 3 Minuten an, dann ward der Bogen blaß und blässer und löste sich in rosenrothen Abendschimmer auf. Ich weiß nicht, ob Sie jemahls einen Mondscheinsbogen sahen: er ist von blendend weißem Lichte, ganz ohne Farbe, und macht den Eindruck, als sei er durchsichtig; wie dieser ebenbeschriebene verschwimmt seine Form allmählich.

7.

Adele an Goethe. [10. Nov. 1827.]

Längst, lieber Vater, (gönnen Sie mir's der alten Art treu zu bleiben) längst wollte ich Ihnen schreiben, manches Leiden, manches Unglück stellte sich dazwischen, und endlich giebt mir dennoch ein Genius des Glücks die Feder in die Hand, um Ihnen zum Enkeltöchterchen Glück zu wünschen. Ein Glück kommt ja nicht allein, das eine ist das liebe Kind, das andre mögen unsre Wünsche immer näher herbeiziehen, Ottiliens Überdauern und Ertragen so vieler Schmerzen, ihre erneute Kraft, verbürgen eine weite Reihenfolge guter und erfreulicher Ereignisse — und was uns von all dem zweideutigen Geflügel der Sorge, Reue, schwarzer Gedanken umschwirrte, möge nun davon ziehen und sich gegenseitig geleiten. — Wie könten Sie, der überall Ordnung und schönes Gleichmaaß sucht oder schafft, mir nun versagen, mit in die fröhlichere Reihe zu treten, damit auch mir etwas Gutes geschehe, für mich insbesondere, lassen Sie mich hören, daß Sie Ihrer Adèle nicht böse sind. Ich würde sonst, so in der Mitte zwischen Freude und Leid stehen bleibend, die sich jetzt bildende Harmonie stören.

Über Cöln möchte ich heute Ihnen nicht viel sagen. Sie kennen meine Vorliebe für alles Alter- oder Eigenthümliche. Zum erstenmal sehe ich den Conflict verschiedner Religionsformen, mit kühlem entschiedenen Kopfe betrachte ich die seltsamen Erscheinungen, die er

Digitized by Google

hervorbringt, ich fühle mich lebhaft interessirt, erstaunt, aber nicht befangen von einem mir ganz fremden Stoffe. Mein Sommeraufenthalt zog sich längst dem Rheinufer hin — bedeutende innere Kämpfe, schmerzlich Entsagen, gewaltsame Trennungen stellten mich der Kunst wie der Natur gleich fern, denn das Herz ist dennoch ein drittes, eine Welt für sich und muß in sich schaffen und zerstören. Tritt dann die Ebbe der Empfindung, die geistige oder gemüthliche Ermüdung ein, dann erst können Genüsse sich nahen, neue Lebenselemente sich bilden — bis wieder der vorhandne Stoff zu' neuen Gestaltungen und Kriegen zwingt oder veranlaßt. — Seit vielen Monaten habe ich nicht gesprochen noch gedacht, wie eben jetzt, denn es ist vieles, sehr vieles anders, einfacher, weiblicher geworden in mir, der Gedanke an Sie wird mich aber stets aufwecken zu unzählig andern.

Vielleicht wird es mir Wohlthat oder Nothwendigkeit Ihnen recht bald mehr zu schreiben, ich habe so manches erfahren in dem halben Jahre unserer Trennung, aber noch nicht! noch möchte ich weder über mich noch über das Haus wo ich lebe, die ganz wunderbar natürlichen und gerade deshalb ganz ungewöhnlichen Menschen sagen. Spreche ich einmal, so ist's zu Ihnen.

Von auswärtigen Freunden habe ich Schmerzliches vernommen. Zeltern schelte ich, daß er nicht bei meiner Mutter war, Rauch ist sehr tief verletzt in seiner armen Tochter — ein Bekannter, Wilhelm Müller ist gar gestorben. Gestern erhielt ich dagegen einen Brief und eine Composition von Felix Mendelsohn, der wunderbar fest an mir hängt, mit gleichbleibender Neigung, hingebendem Vertrauen. Bei der krausen Umhüllung seines Wesens wundert michs fast. Es geht ihm sehr gut.

Ihre Freunde Willmer in Fr. sah ich mehrere mahle, der Geheimerath schien heiter und wohl, die Frau, wie immer ein holdes, stets bewegtes Herz. Ottilie wird Ihnen mitgetheilt haben, daß ich lange bei Frankfurt in Rödelheim lebte und dort in einer Art Pension war, mit noch sechs Familien, die mit Kind und Kegel bei einem Doctor Hoffmann Wohnung und Kost fanden. Der mir von Herrn Desvoeux

Digitized by Google

geschenkte Tasso machte Aufsehen und erregte bei denen, die ihn sahen, warme Theilnahme. Die engl. Sprache breitet sich auch dort sehr aus und bald wird man fast keine andere Litteratur anerkennen, als die neuere englische.

Vielleicht weckte das meinen Eigensinn, oder mein deutsches Herz, ich fand einen deutschen mir fremden Schriftsteller aus, der mir gar wohl gefiel, es war *Börne.* Er lebt in Frankfurt, hat ein Journal Die Waage allein geschrieben und herausgegeben. Seine Sachen sind humoristisch oder tiefleidenschaftlich, so soll er selbst sein und dieses ist vielleicht die Ursache, warum er nie ein größeres Werk geschrieben hat.

Dann fiel mir noch ein spanisch Stück, von Malzburg übersetzt, in die Hände. Es steht in dem nach seinem Tode erschienenen Bande und scheint mir sehr großartig in der Empfindung, die vorwaltet. Ich vergaß den Titel; es sind zwei Brüder, die erst in enger Verbindung leben, dann durch Liebe verfeindet, mit einander kriegen — eben fällt mir's ein, er heißt, »Weine Weib und du wirst siegen«.

Meine arme liebe Mutter wird mich den langen Winter hindurch entbehren, Vogel und sie selbst wollen es und mir scheint, Beide haben Recht. Der Landaufenthalt, den ich gemacht, hat meine Körperkräfte in etwas gestärkt, doch würden die alten Umgebungen mir schaden. Ich bleibe jetzt auch gern, da unsre Ottilie sich so artig beträgt. Nur Sie nicht zu sehen, fällt mir sehr schwer, Ihre unendliche Güte ließ mich oft glauben, es sei Vieles in mir, was fern von Ihnen mir gebricht, das fühle ich täglich. So ist's mir ein Trost, daß ich zeichnen lerne nach Ihrer Ansicht, ich bin möglichst fleißig, meine Hand ist frei geworden, ich zeichne mit Kohle oder stumpfer Kreide und sehr keck. Musik, Briefschreiben, all dergleichen leidet darunter, aber es muß; sonst fördere ich mich nicht. Mein Lehrer hat in Paris zwölf Jahre lang gemalt, hat Ludwig d. 16. und seine Familie gemalt, ist während der Revolution geflohen und hat viel sich in der Welt herumgetrieben, viel gesehen und unglaublich viel erfahren und geleistet. Es ist ein sehr toller Kopf, der aber in seinem originellen Wesen wohl zu meinem Lehrer sich eignet. Wäre nur

Digitized by Google

immer genug innere Stille in mir, so würde ich viel lernen können.

Indem ich dieses Blatt sende, überfällt mich die alte Scheu vor Ihnen. Was ich schrieb, ist kaum des Lesens werth, es ist kein Brief, wie Sie ihn lieben, keine Darstellung meiner Umgebung, kein Bild weder von mir noch andern. Aber vergeben Sie es dennoch, ich schwieg zu lange, um nun gleich mich wieder in die alte Form und Stellung zu bringen und mein Brief ist nur der Auftact zu einer eigentlichen Melodie, die erst kommen soll, das heißt: zu einer andern bessern Epistel. Mit steigender Sehnsucht erwarte ich Nachricht, wie Ihr Töchterchen heißen wird, oft denke ich, sie sollte den Nahmen Ihrer Schwester erhalten, da doch Wolfgang Ihren Nahmen führt. Von Vogeln hoffe und erwarte ich, daß er Ottilien und das Kind gewiß auf gutem Wege erhält, seine Curen in der letzten Zeit vermehren mein Zutraun zu ihm.

Und nun, lieber Geheimerath, lege ich still die Feder aus der Hand, meine Bitte aber an Ihr geliebtes Herz: Vergeben Sie mir das Schweigen und behalten lieb Ihre

Adèle.

Köln am Rheine, den 10ten November [1827.]

8.

Goethe an Adele. [16 Nov. 1827]

Zum erstenmal seit langer Zeit befolg ich das Beyspiel jenes berühmten Secretairs der englischen Societät Hoock, der niemals einen Brief erbrach als Feder Dinte und Papier[1] schon in Bereitschaft. Ich rühme sehr oft diese Maxime und befolge sie selten, aber unter dem heutigen Datum wo ich Ihr liebes Schreiben empfangen, soll auch gegenwärtiges an Sie abgehen.

Möge sich Ihr liebes Innere, an der herrlichen Rheinnatur, in sittlicher und künstlerischer Thätigkeit zum schönsten und liebenswürdigsten wieder herstellen. Freunde

[1] »und Papier« eigenhändig über der Zeile.

Digitized by Google

tragen hiezu nichts bey. »Das Herz ist für sich eine Welt und muß in sich selbst schaffen und zerstören.« [1]

Von unsern Zuständen das Nächste: Ottilie ist ganz eigentlich von und an diesem Kinde genesen. Ein schönes Mädchen, willkommen Vater und Mutter, so wie Großvater und Brüdern, vom ersten Augenblicke herangeputzt mit auserwähltem Schmuck, an ausländische sowie inländische Freunde wundersam erinnernd, so dass man eine Jenny, oder sonst ein artiges Naturwunder dergleichen schon,[2] geweissagt vor sich zu sehen glaubt.

Sodann will ich lakonisch von uns allen versichern daß wir uns ganz leidlich befinden, doch gerade so um nicht übermüthig zu werden. Gar manche liebe Freunde gingen bey uns vorüber, unter welchen Zelter vorzüglich genannt werden muß. Ich erinnere mich nicht einmal ob Sie ein Bild von Begas gesehen haben, welches ihn in seinem liebenswürdigsten Augenblick, als aufmerksamsten Tonhorcher und Forscher zu Jedermanns Zufriedenheit darstellt. Hegel besuchte mich auch, eher mündlich als schriftlich zu verstehen.

Zum Heil unserer tanzenden Lieblinge sind die besten Engländer angelangt. Indem sie bey Hofe begünstigt figuriren weis ich noch nicht ob einer oder der andere schon capturirt ist, oder wer Anstalt macht diesen oder jenen sich anzueignen. Der alte treue *Lawrence* ist wieder angekommen, man behandelt ihn ohne Consequenz und macht daher von allen Seiten offne Jagd auf ihn. Wie und wo er sich bestimmen, oder klüglich vielfache Gunst vorzuziehen geneigt seyn wird, davon wüßt ich noch nichts zu sagen.

Bey mir hat er sich besonders insinuirt indem er ein, aus Alabaster geschnittenes Bildniß Cannings, unter Glasglocke, in rothsamtgefütterten Futteral, aufmerksam-anständig verehrte; es ist zugleich ein allerdings lobenswürdiges Kunstwerklein und eine sehr erfreuliche Erinnerung an dieses edle Bild, welches auch frühzeitig und voreilig zu Staub geworden.

[1] Die Anführungsstriche eigenhändig, auch sonst einige Interpunctionszeichen. [2] Das auffallende Komma eigenhändig.

Digitized by Google

Soviel für diesmal, mit dem Wunsche, Gegenwärtiges möge Sie erfreuen und mir von Ihrer Umgebung und Ihrem geselligen Leben auch künstlerischem Thun recht anschauliche Nachricht zu ertheilen.

Weimar den 16. Novbr 1827.

treu angehörig
Goethe

9.

Adele an Goethe.

Köln, den 25ten Dec. [geschlossen am 27. 1827.]

Zum zweiten Male, lieber Vater, haben Sie mich überraschend schön erfreut. Ich sollte mich kaum wundern, denn wie Sie alles vollständig zu thun pflegen, so geben und erfreuen Sie auch stets durchaus und Ihre treue Güte zieht nirgends enge Grenzen der Gewährung. Schon die Art der Beantwortung meines Briefes hatte mir das Gefühl der glücklichsten Beschämung gegeben, nun fügen Sie in dem Ring einen Beweis dessen hinzu, was ich mir oft kaum selbst zu gestehen wage. Denn es ist ein wunderbares und unverdientes Glück, Ihnen lieb zu sein; wie überhaupt alles Schönste, läßt es sich nicht erklären, und bleibt immer trotz allem wiederholten Erfahren ein überraschend Neues. — Ich hatte mir oft einen Ring von Ihnen gewünscht und nie den Muth gefunden, es mir merken zu lassen, wenn Sie sonst mich beschenkten; nun bringt mir die Ferne, was ich in der Nähe aufgab, und der poetisierende Stein, der Moos vorstellen will, rührt mich unaussprechlich, denn er ruft mir Alles zurück, was ich entbehre und doch auch immer habe und giebt mir ein Gefühl von Glück und Sehnsucht. — Ein eigentliches Wort des Dankes kann ich nicht finden, weil es in meiner Seele besser steht als ich's auf dem Blatte hinstellen könnte.... Sie fragen mich, ob ich Begassens Bild Zelters gesehen? Sie stellen mir's in wenig Worten so hin, daß mir fast ist, als hätte ichs gesehen, seitdem ich das Bild seiner Familie sah. Denn gerade dies Auffassen der liebenswürdigsten und eigenthümlichsten Seelenstimmung scheint Begassens schönes Talent. Seine Eltern leben mit drei Töchtern und zwei jüngern

Digitized by Google

Söhnen hier, eine ältere Tochter ist in Berlin verheirathet. Alle diese Personen hat B. auf einem etwa 3½ Fuß breiten und verhältnißmäßig hohem Bildchen gemalt. Wie der Bauer, der sich den Sonntag malen ließ, meine ich's dem Bilde anzusehen, daß es Werkeltags aber Nachmittags ein halb geschäftloses Stündchen vorstellt. Die Mutter hat den Strickstrumpf in der Hand, sie sitzt bequem am Tisch, die ältere Tochter hält eine Guitarre und Noten auf dem Schooß, sie hat eben gesungen. Der Vater ist aber, etwa aus dem Nebenzimmer, herzugetreten mit seiner Pfeife, er theilt der Familie etwas mit, was keinen überrascht doch Jedem etwas angeht. Sein Lieblingstöchterchen hat ihn mit einer Art Umarmung beschlichen und sich ihm angehangen, es stört ihn aber nicht. Eine andre sehr schöne Tochter, scheint auch eben herzugekommen, es ist, als habe sie etwas geholt. Die halberwachsenen Knaben sind glücklich der Schule nun entgangen oder haben sie überstanden, das Achtgeben haben sie satt, sie lärmen und spielen mit dem Hunde und contrastieren mit den weichen ruhigen Zügen und der stillen Haltung einer Schwester, die auf der Mutter Stuhl sich lehnt. Im Vorgrunde steht Begass selbst mit Tafel und Bleistift, sein Hinblick ist höchst unbefangen. Man könnte ihn für einen Schreibenden halten und nichts macht den Eindruck, als säße die Familie zum Bild. Im Gegentheil ist die pyramidalische Gruppirung so natürlich und scheint so zufällig, daß man erst nach langem Genusse zum Bewußtsein der Sachkenntniß des Malers kommt. Ruhe und Bewegung sind in allen Figuren gut motivirt und ich wüßte durchaus nichts Unnützes an dem Bilde. Obschon es vor 6 Jahren gemalt war, erkannte ich alle darauf vorgestellten Personen; es machte mir ein besonderes Vergnügen, die Fortschritte der Zeit vergleichend zu beachten, denn sie hatte gnädig, zum Theil anmuthig gewaltet. Ihrer, theurer Vater, ward mit Freude und Dank gedacht, denn Ihr Lob hatte des Künstlers Herz sehr erfreut und die Freude erneute sich bei den Seinen, als ich Sie nannte. . . .

Ehe ich indessen zu mir selbst übergehe, sage ich noch in höchster Geschwindigkeit, daß ich Sie und Hegel gern

Digitized by Google

zusammen gesehen hätte, da ich mir's nicht recht vorstellen kann und daß ich mich jeder Bereicherung Ihrer Kunstsammlungen mit freue. . . .

10.

Adele an Goethe. Cöln d. 2ten März [1828]

Ihr Schweigen, lieber Vater, sollte vielleicht meine Feder hemmen, denn fast fürchte ich Ihnen misfallen zu haben, ist dem so, so vergeben Sie das Einzelne um des Ganzen willen und schelten Sie lieber, als daß Sie mir so ganz entschwinden! Haben aber Geschäfte Sie rings umschloßen oder wollten Sie nur gerade den Brief verhallen laßen — dann laßen Sie mir wenigstens ein gütig Wort sagen, denn ich sehne mich nach einem Sonnenstrahl Ihres Lebens damit meines daran erwarme. Von Ottilien weiß ich auch nichts, und von Ulriken nur wie sie gelitten. Meine heutige Anfrage aber darf noch nicht zum Brief sich gestalten, denn erst muß man wißen ob man auch schreiben soll.[1] Im Geiste war ich oft bei Ihnen indem ich einen Roman v. *Manzoni* (Lessmann) las, der Ihnen gefallen haben wird, und über den ich gerne Sie gehört es waren die Verlobten. Den Carneval mag Ihnen Mama mündlich vortragen, ich schrieb ihr viel davon. Zum Schluß dieser leise an Ihr Herz anklopfenden Worte muß ich eine Bitte aussprechen die mir gar sehr am Herzen liegt. Ich fand unter so vielen Menschen die mich nichts angiengen, einen einzigen Mann, deßen Erinnerung mir immer unbeschreiblich rührend seyn wird, und dieser Mensch dem ich recht sehr viel danke quält mich um eine Handschrift von Ihnen. Herzlich bitte ich Sie, theurer Vater, gewähren Sie's zum erstenmal, denn noch nie habe ich Sie gebeten mir eine zu geben. Mein Pult bewahrt manche Zeile Ihrer geliebten Hand, aber es ist sorgfältig verschlossen. Ottilie würde mich vielleicht Monate warten lassen und in 5—6 Wochen soll ich Cöln verlassen, wenigstens ist es möglich — da wage ich denn den geraden Weg und bitte Sie Selbst um einige Zeilen. — Es wird noch lange daueren ehe ich

[1] Zuerst: darf.

Digitized by Google

Ihnen mündlich danken kan, aber glauben Sie mir all diese Worte sind Fächerstäbe durch welche meine Seele nach Ihnen ausschaut um zu erspähen wie es Ihnen wohl gerade ergeht und ob die alte Liebe und Treue sich noch so zeigen darf wie sonst. Ihre Adèle.

11.

Goethe an Adele. [7. März 1828]

Sie sind recht lieb und gut, theuerstes Adelchen, daß Sie mich an meine alte Schuld erinnern und mir die Säumniß einer Antwort so freundlich ins Gedächtniß bringen. Dagegen lassen Sie mich sagen, daß ein gegenwärtiges Heute mich so bedrängt um ein ferneres Morgen oder Uebermorgen ganz vor meinen Blicken zu verhüllen. Ihr Schreiben hat mir viel Freude gemacht, denn es versetzte mich auf eine so treue klare Weise ganz nah an Ihre Seite und mitten in Ihre Zustände daß ich recht eigentlich daran Theil zu nehmen im Falle war. Möge Ihnen auch alles inzwischen zum Guten und Genüglichen gedeihen.

Nächstens erhalten Sie die verlangte Handschrift wozu sich ja wohl ein heiteres Verslein finden wird; sehr gern trag ich dazu bey wenn Sie einem neuerworbenen Freunde etwas Angenehmes erzeigen wollen.

Die von Ihrer Frau Mutter mitgetheilten Cölner Thorheiten erscheinen mir wirklich wie aus einem andern Planeten; die Thorheiten die sich um mich her ereignen verlieren dagegen Glanz und Bedeutung. Im Ganzen aber freut es mich zu sehen daß jene Cölnischen Feste eher im Zunehmen als im Abnehmen sind; diesmal war auch der Gedanke gut und gab durch seinen Gegensatz Gelegenheit zu mancherley Verbildung.

In Nürnberg hat man auch etwas Aehnliches versucht, es scheint aber viel mäßiger und beschränkter gewesen zu seyn.

Nun aber will ich enden damit dieses Blatt noch heut abgehe, am Tage wo ich das Ihrige empfangen habe.

Weimar d. 7n März 1828. herzlichst Goethe

Vorstehendes hielt ich noch einen Tag zurück, damit die gewünschten Blättchen alsobald hinzugefügt würden welche sonst wieder zu zögern drohten.

Digitized by Google

12.

Goethe an Adele. [17 Mai 1828]

Sie thaten sehr wohl, theuerstes Adelchen die mir zugedachte interessante Sendung mit der fahrenden Post abgehen zu lassen, denn da ich Portofrey bin, so ist mir jedes schnelle Anlangen um desto erwünschter.

Das Kleidchen setzte die Frauenzimmer in Entzücken und man hoffte schon das artige Wesen darin herum hupfen zu sehen: Sie werden gewiß ein recht merkwürdig Geschöpfchen finden, wenn Sie Ihre guten und treu anhänglichen Weimaraner nächstens, wie wir hoffen dürfen, wieder begrüßen.

Die übersendeten Muscheln haben viel Freude gemacht, sowohl mir als meinem Sohn; wir sind der Gefälligkeit des Herrn Höninghaus schon einen bedeutenden Aufsatz mit schön lithographirter Tafel schuldig geworden, die gegenwärtig angelangten Muscheln vermehren unsere Verpflichtung. Leider können wir in diesem Fache keine Erwiederung darbieten. Vielleicht geben Sie mir an, wie man dem werthen Manne sonst gefällig seyn könnte. Ich packe ein paar Medaillen für Ihn und Mad. Mertens bey.

Möchte uns der schon längst als unter die ersten Liebhaber und Kenner[1] bekannte Crefelder Freund einiges aus seinem Ueberflusse mittheilen, so werden wir es dankbar erkennen und auch sein Name als eines geneigt Schenkenden, unter unsern Besitzthümern eingemerkt werden.

Die Hyacinthen senden Sie mir ja bald und was Ihnen etwa sonst noch dort als neu oder merkwürdig zu Handen käme. Bedenken Sie, meine Gute, daß derjenige der sich nicht vom Platz bewegt durch Freunde von außen her anzuregen ist; bis jetzo hat mirs nicht gefehlt; auch sind Setzer und Drucker so Manuscript begierig daß es mir im stillen klösterlichen Gartenzimmer an Beschäftigung niemals fehlen kann.

Von Alterthümern welche man wohl am Rheine findet, würden mir angenehm seyn *Scherben* von Teller- oder Schüsselrändern, aus *rothgebranntem Thon*, worauf allerley

---

[1] Fehlt etwa »gehörig«.

Digitized by Google

geistreiche Scherze und Vorstellungen angebracht sind, als Jagden, Wettrennen, Faunenspiele und dergleichen. In dem Neuwieder Cabinet finden sich derselben sehr viele und vielleicht treibt Ihnen ein Antiquarius Ihrer Gegend dergleichen zusammen; die etwanigen Ausgaben erstatte dankbar.

Hier muß ich schließen mit tausend Wünschen und Segnungen! Das Paketchen das Ihre Frau Mutter mitnimmt will geschlossen seyn.

Weimar d. 17. May 1828. treulichst Goethe

13.

Adele an Goethe. Godesberg, den 14ten July [1828.]

Sie haben längst errathen, lieber Vater, was mich abhielt, Ihnen zu schreiben, Ihnen zu danken. Ich brauchte Zeit, um manches in mir zu beschwichtigen, was die letztvergangnen schmerzlichen Ereignisse zu lebhaft erregt hatten und mußte erst von Ihnen hören, ehe ich wieder zu Ihnen zu reden den Muth hatte. Dalton und mehrere Andere haben Nachricht, auch ich endlich einen Brief von Wolff, obschon ich weder durch die Ihren noch durch Gerstenberg das mindeste von *Weimar* erfahre; es ist, als habe ein allgemeines Verstummen sich über die Stadt verbreitet. . . . . .

Mich freut hier unter Menschen die Sie lieben und kennen zu leben. Dalton und Münchow, auch Schlegel, sehe ich oft. Das Universitätsleben in Bonn ist ohne Vergleich angenehmer, als das in Jena, Göttingen und Halle, die Professoren sind freier, ihre Umgebung ist heiterer und alles noch im Werden, im Blühen, weil Vieles noch neu ist. . . . .

Mutter hat mir die erschienenen Bändchen Ihrer Werke mitgebracht. Ich genieße einer doppelten Freude, indem ich Unbekanntes für mich, Wohlbekanntes für die Mertens suche, die mein Vorlesen erfreut. Der alte Schaaffhausen, ihr Vater, hat ihr eine Art Bildung gegeben, die sie mehr mit den Alten als mit unseren Dichtern bekannt werden ließ; ein Aufenthalt in Italien und enger langer Umgang mit Wallraff begünstigten diese Richtung. Nun finde ich

Digitized by Google

unerwartet das seltne Glück, einem ganz entwickeltem höchstgebildeten Geiste manches in Ihren Schriften kennen zu lehren, und das unglaublich reiche Auffassungs-Vermögen, die Geistes-Arbeit, die mit Blitzesschnelle das Neue zum durch und durch Erkannten macht, gewähren mir um so mehr Genuß, da ich in meiner Muttersprache und meiner Landsmännin gegenüber des richtigen Verstehens sicher bin. Ich hoffe Ihnen einst diese Frau zu bringen, lieber Vater. Wir haben nichts, dem ich gerade sie vergleichen kann, obschon sie im Einzelnen oft an Ottilie mich mahnt..... Daß Tieck Sie gesehen und bei Ihnen war erfuhr ich durch Allwina. . . . .

14.

Goethe an Adele. [5. Febr. 1829.]

Die Künstlerin mit dem Kunstwerke ist schönstens willkommen, besonders wenn sie gegen zwey Uhr in der Einsiedelei eintreffen und daselbst ein frugales Mittagsmahl einnehmen wollte

Weimar G
den 5. Februar
1829.[1]

15.

Adele an Goethe. Unkel, den 18ten July [1829]

. . . . Dies wunderbare Wesen (Frau Mertens) entfaltet jetzt sich auf zweifache Weise so überreich, daß ich es nicht wohl zu vergleichen weiß, wenigstens nicht schriftlich. Während sie am Tage mit Schreiner, Schlosser, Wein- und Land-Bebauer, Vergolder, Tapezierer, kurz mit allen Handwerkern als tüchtiger Sachkenner und Berather um die Wette arbeitet, mit den feinen Händen ungeheure Lasten hebt und immer im Denken und Thun als Praktiker den Nagel auf den Kopf trifft, liest sie abends mit der Mutter mythologische Schriften oder Uebersetzungen der Alten oder auch mit mir Ihre Werke. Mich freut bei letzteren das frische Auffassen und genaue Durchschauen, bei dem

[1] Die Adresse »Fräulein Adele Schopenhauer« eigenhändig.

Digitized by Google

Lesen des Horaz aber oder geschichtlicher Lateiner überkommt mich ein ganz besonderes Vergnügen. Wie sich Ihre Iphigenie zu den alten Tragikern verhält, so möchte ich sagen verhält sich Sybillens Geist zu den alten Autoren und den neuen Gelehrten. Die Art, wie sie die Schönheit ergründet und auffindet, wo nur ihre Spur zu sehen, die Weise, mit welcher sie sie zurückgiebt, ja sie eigentlich lebendig zurückstrahlt, sind weder antik noch dem Lesen und Auffassen unserer Philologen oder Geschichtskundigen vergleichbar, aber ihnen doch analog. Ihr Geist steht »zwischen Beiden so zart, ein Mittelglied von eigner holder Art«. Sibylle liest anders als alle Frauen, die ich bisher dergleichen Sachen habe lesen sehen, man fühlt, daß sie von Jugend auf im Umgang geistreicher Männer, deren Anschauungsweise gesehen und eben genug davon angenommen hat, um nicht ihrer Eigenthümlichkeit zu schaden. Dabei ist sie so ganz ohne Eitelkeit, hat ein so reines Vergnügen an diesem ernsten Treiben, als sonst Frauen zu haben nicht gegeben ist, denn unser Geschlecht wird sich etwas schwer selbst los. Geht es mir doch selbst so! Dann, damit ich Sibyllen treuer Ihnen zeichne, dann ist die Frau doch auch weder gelehrt noch pedantisch, — auch nicht einmal an das Sprechen über ihre Lieblinge gewöhnt, sie lebt zum ersten Male mit mir und der Mutter mit Menschen, welche ihre Interessen theilen und ihr ihre Vorzüge nicht verdenken. Natürlich giebt das den Worten eine Jugendfrische, die mich fortreißt. Allein lese ich nicht, mit ihr aber Vieles, was mir ehmahls ungenießbar war oder wovon mich Vossens schwerfälliges Deutsch verjagt hatte. . . .

Unsere Geschäfte gehen herrlich. 1. sind wir wegen Terra sigilata mit einem Herren in Xanten in Verbindung.... 2. bekommen Sie einen Abguß von dem großen antiken Medusenkopf. Die Stadt Köln wird Ihnen denselben schenken und die Abgüsse im Dom vom heiligen Königsgrabe werden auch eintreffen, obschon das Alles noch nicht gleich, letzteres aber bald. . . .

Digitized by Google

16.

Goethe an Adele. [5. Sept. 1829]

Sie erhalten meine theure liebe Freundinn mit den Postwagen ein Kästchen worin Sie finden: zwey Zeichnungen für Madame Mertens, welcher mich schönstens zu empfehlen bitte. Ein Kästchen mit Medaillen für den freundlichen Geber; einige Muster von Chinesischen Farben. Sodann auch die Ansicht meines Hauses und Gartens, obgleich sehr prosaisch und unter der Wirklichkeit gerathen.

Noch einige einzelne Medaillen leg ich bey zu gefälliger Austheilung an Wohlwollende. Herr von Schlegel hat mir von einem anmuthigen geselligen Feste zu Godesberg ein freundliches poetisches Zeugniß übersendet; vielleicht ist es Ihnen auch schon zu Händen gekommen.

Am 28. haben Sie uns meine Theuerste, wirklich gefehlt, ich wollte und wünschte nach meiner alten Art diesen Tag in stillem vorüberfließen lassen, das ging aber weniger als je, da ich denn alle Ursache hatte mich mancher anmuthigen freundlichen Gesichter und mancher schönen Gaben und Geschenke zu erfreuen.

Noch etwas sehr Wunderbares ist mir in diesen Tagen zu Haus und Hof gekommen. Ein junger kräftiger französischer Bildhauer kommt an und wünscht meine Büste zu machen; er scheint so wacker ist so wohl empfohlen, geistreich und überredend daß ichs ihm nicht abschlagen kann. Ich sehe eine ungeheure Masse Thon zusammengebracht und aufgethürmt und, zu meiner nicht geringen Verwunderung, mein Bildniß in colossalen Verhältnissen heraussteigen. Glücklicherweise gelingt es ihm nach und nach dem Werke natürliches Ansehen zu geben, so daß jedermann damit zufrieden ist. Ich werde Ottilien ersuchen das Nähere zu melden und hoffe sie wird diesen Auftrag gern übernehmen, wie sie mir auch so eben verspricht.

In dem Kistchen war noch Platz und so hab ich noch einiges hinzugelegt irgend an theilnehmende Freunde zu verabreichen; ein paar Witterungshefte finden wohl irgend einen beobachtungs und betrachtungslustigen Freund. Hier nun muß ich schließen damit der Brief abgehe; Morgen Sonntags den 6. d. folgt das Kästchen.

Digitized by Google

Nun aber nach Allem wie vor Allem empfehlen Sie mich Ihrer theuren Frau Mutter und sagen mir ja bald daß sie sich jetzt in ihrer Wohnung behaglich findet; es ist dies um so wichtiger als sie wahrscheinlich, so wie uns, das Wetter unter Dach treibt.

Lassen Sie mir bald von sich hören, senden Sie mir einiges Erfreuliche und Liebenswürdige; sagen Sie mir was Sie vielleicht wünschen denn ich möchte gern von Zeit zu Zeit eine gleiche Sendung vorbereiten.

Tausend Grüße in die Nachbarschaft, an Herrn Boisseree, an Frau . . . .[1] und in Bonn an alle Wohlwollende. Sagen Sie mir auch wie Sie Sich auf den Winter einzurichten vorhaben.

Mit den treusten Wünschen
anhänglichst
JWvGoethe

Weimar
den 5. Septbr.
1829.

17.

Adele an Goethe. den 28ten August [bis 10. Sept. 1829.]

Erst heute komme ich dazu, weiter zu schreiben. Seitdem ist Boisserée mit seiner Frau bei uns gewesen. Wir haben eine innere Gedankennachfeier Ihres Geburtstages gehalten. Beide sind wir nicht bei dem großen Feste in Godesberg gewesen, Beide haben wir gewünscht, hier zusammenzukommen und Beide haben wir Noth mit Krankheit und Pflege, die uns getrennt hielten . . . . . Ihr hiesiges Geburtfest war recht schön, Schlegels Verse gefallen mir sehr, es ist der alte Wohllaut drinnen, den ich später manchmal vermisste und überhaupt sind sie die besten, die ich in langer Zeit von den Ihnen zu Ehren Erschollenen kenne. Die Mutter fuhr nach Godesberg, und Ihre Büste, nehmlich die von Tieck, welche wir mit hergebracht wurde aufgestellt. Das freute mich nun sehr, besonders als die noch bekränzte Büste wiederkam. Nehmen wirs als gutes Omen, daß Sie einst so über den Rhein zu uns fahren! Ich halte meinen alten Plan noch immer fest!

. . . . Auch die Einsamkeit hat geendet und der gesellige Gewinn, den uns Boisserées Nähe beut, ist bedeutend. Sein

---

[1] Lücke! Mertens? Suphan.

Digitized by Google

Wohnsitz ist noch so wüst durch Entfernung der Eigener, dermaßen in Staub-Unordnung und sonstige Confusion gekommen, daß er erst nächstes Frühjahr festes Posto fasst. Den Herbst wartet er jedoch hier ab, beendet in München den Winter hindurch seine Geschäfte und kommt, sobald er kann zurück. Anfang November ziehen wir nach Bonn.

den 10.

... Denn mich trieb es Ihnen zu danken im Voraus für die so höchst erfreuliche Sendung, die Ottiliens Brief andeutete und die ein später von Boisserée mitgeteilter sehr freundlich zum zweiten Male ankündete. Endlich sah ich in dem Briefe doch wieder Sie selbst, einzig lieber Vater. Ihre Güte für mich sprach so deutlich sich aus, ich kann Ihnen die Freude nicht beschreiben ..... Aus Ihrem Briefe an B. ersah ich, daß ihn der Vergleich der beiden Wanderjahre beschäftigt hat wie uns. Mutter hat sie förmlich mit höchstem Interesse, genau vergleichend, studiert, nachdem sie sie erst im Ganzen durchlesen, ich bin jetzt darüber. Außer ein paar Novellen hat sie noch nichts hier gearbeitet. Jetzt schreibt sie an der »Reise durch die Niederlande«.

18.

Adele an Goethe. Bonn den 3/1 30.

.... Es macht mir eine ganz sonderbare rührende Freude zu sehen, in welcher Art hier in Bonn Ihr und Schillers Briefwechsel so lebendig eingreift in das Gegenwärtige. Die Leute sind hier so allgemein damit beschäftigt, mit den Details so genau bekannt, das Einzelne der damaligen Interessen tritt wieder so gegenwärtig nah und weckt eine solche Menge Gedanken in diesen Männern, daß ich mir gestehen muß, noch nichts Ähnliches erfahren zu haben. Denn in unserm weimarischen Kreise war mehr Enthusiasmus als Interesse und war einmal ein solches lebendiges Ergreifen da, so geschah dies dem Einzelnen aber nicht im Allgemeinen. Oder ein Mensch, der neu und begeisternd die Gefühle aufreizt, erweckte diesen En-

Digitized by Google

thusiasmus, es war nicht diese jugendfrische und doch *ernste* Theilnahme an dem Gange fremder Ideen, sondern Vorliebe für ein einzelnes Talent oder für eine Persönlichkeit. Ich bin überzeugt, Sie würden Freude daran haben. Närrisch genug schließen sich nun Jean Pauls Briefe an. Sie dienen hie und da zu Belegen und werden gelesen aber nicht günstig beurtheilt, wie das dem oben Gesagten nach von selbst einleuchtet.

Sollte ich nicht ein heimliches Tedeum singen, daß mich der Herr vor aller Indiscretion bewahrt hat in Hinsicht Schlegels? Warum Sie ihm nichts schrieben auf sein Geburtstagslied, begreife ich sehr genau, lasse das beruhen und erzähle nur, wie Schlegel sich wenigstens in Betreff dieser Geschichte sehr fein genommen hat. Er hat nehmlich mit einem recht artigen Scherze (ehe noch irgend die letzten Bände Ihres Briefwechsels erschienen hier in der Stadt) sich eines der Exemplare der erneurten Geburtstagslieder erbeten von mir. Denn ich hatte einem guten Zuträger mitgetheilt, ich würde Schlegeln keines anbieten, da er Ihre Handschrift hätte, und da ich keinen besondern Auftrag hätte, so unterstände ich mich dergleichen nicht; verstehen Sie wohl, aus Artigkeit, um Schlegeln nicht mit den andern in eine Klasse zu setzen. Worauf er denn nachher es sich ausbat als ein schätzenswerthes Andenken an den Tag. Daß Schlegel den Briefwechsel liest, weiß ich, daß für ihn der Moment, in welchem er erscheint, gerade nachdem man hier Ihr Verhältniß zu ihm als völlig hergestellt betrachtete, in Verlegenheit setzt, ist wohl klar, doch hat er nie eine ungünstige, nie auch nur die leiseste Äußerung gegen Sie sich erlaubt, wie Alle sagen. Gegen Schiller scheint er gereitzt, man spricht von Briefen Schillers, die Er drucken lassen will, man hat ihm jedoch abgerathen von mehreren Seiten. Natürlich halten wir uns sehr still und vorsichtig. Schlegel hat hier ohnedies einen harten Stand, man ist fast allgemein gegen ihn eingenommen seiner oft verletzenden Eitelkeit wegen, Einzelne sind ihm dagegen sehr zugethan. Wir selbst stehen auf recht freundlichem Fuße zusammen, werden seine Vorlesungen »über Geschichte deutscher Litteratur« mithören, was ohnehin die

Digitized by Google

halbe Stadt thut, und er gefällt mir weit besser als sonst. Erstlich erzählt er in Gesellschaften oft sehr angenehm, besonders Geschichten die auf der schmalen Linie des Anstandes stehen und noch habe ich sie nicht von ihm überschreiten sehen. Dann aber interessiert mich noch Vieles, was ich bei ihm sehe und besonders die Art, wie er über Frau von Staël spricht. Bekanntlich, lieber Vater, bin ich ein Frauenzimmer, demnach freut mich treue Verehrung eines berühmten Mannes, wenn sie auch nicht mir gilt....

Was mir Ihr Briefwechsel mit Schiller war, was er wachrief und wirkte, könnte ich vielleicht Ihnen sagen, weil mir Ihr Auge hilft, aber ich kann es nicht schreiben. Abgesehen von allem Übrigen ist dies Ihr geistiges Zusammenwirken- und Leben für mich eine Beruhigung, die mir das Leben überhaupt lieber macht. Es ist mir trotz aller Freundschaft, die ich gefunden, oft sehr schwer geworden, mein Wesen so allein still für mich hinzutreiben, so ists eine besondere Wohlthat zu sehen, wie hie und da den höheren Naturen auch das höhere Glück zu theil wird. Mir ist manches Beispiel bekannt von befreundeten ausgezeichneten Männern, welche gemeinschaftlich ein und dasselbe Werk betrieben, keines aber von zwei Freunden, die wie Sie Beide an ganz verschiednen Productionen arbeitend, einander fortdauernd fördernd zur Seite gestanden und so Einer auf des Andern Schöpfung eingewirkt hätten...

Von Nees werden Siè wohl bereits wissen, daß er nach einer 26jährigen Ehe mit einer ebenfalls 20 Jahre lang verheiratheten Frau von 45 Jahren durchgegangen ist. Er ist jetzt in Breslau angestellt, betreibt die Scheidung hier. Diese aber kann nach französischen Gesetzen nach fünfundzwanzigjähriger Ehe gar nicht stattfinden. Demnach wird er in Preußen dort bei oder in Breslau geschieden werden, dort dann die Professorin Hüllmann heirathen, kehrt er aber je hierher zurück, so ist er hier nicht geschieden und seine hiesige Ehe gültig. Dies ist die 3te Frau, die Nees entführt hat, auch seine hiesige Frau hat er gegen Willen der Eltern geheirathet und hat auch sie entführen wollen. Er muß mit einer besondern Anlage dazu geboren

Digitized by Google

sein. Indessen ist die Sache so kurios, daß man sie nicht beurtheilen kann. Die hiesige Frau ist häßlich aber gescheut, etwas schwärmerisch und ohne Grazie, aber allgemein beachtet und bedauert. Hüllmann dagegen würde jeden Moment seine Davongelaufene wiedernehmen und bedauert nur, ihren Aufenthalt nicht zu wissen, weil er ihr so gern Geld schicken möchte. Nees ist 56 Jahre alt — seine Schönheit kennen Sie. Hüllmann habe ich noch nicht kennen gelernt, er ist hier Professor...

19.

Goethe an Adele. [16 Jan. 1830]

Das Medusenhaupt ist glücklich angekommen, alles Dankes werth, deshalb, vor allen Dingen, das Verbindlichste dem Zeichner und der Vermittlerin.

Nun aber zuvörderst sey von Ihrem lieben Schreiben die Rede, auf welches ich erwiedern möchte: Wenn Sie, meine Gute, auch eine Zeit lang nichts unmittelbar von mir erhalten, so denken Sie nur immer, ich sey beschäfftigt mit etwas das Ihnen zunächst Freude machen werde. Meine Wirkung in die Ferne ging in der letzten Zeit manchmal nicht hinauf in die Mansarde; ich mußte mich mit dem Blick in einen beschneiten Garten, aus einer warmen Stube begnügen, wenn ich mir selbst leben und mein Geschäfft einigermaßen vorwärts schieben wollte.

In obigem Sinne nun mögt ich Sie gern an den 29. Band meiner Werke anweisen, wovon ich mit der entschiedensten Wahrheit sagen kann: daß ich an alle meine Freunde der Reihe nach, auch an Sie und Ihre liebe Frau Mutter gedacht, als zu denjenigen gehörend denen man einen Antheil an allem Guten und Edlen, auch an jedem sinnigem Streben mit Sicherheit zutrauen darf.

Wenn Sie mir nun freundlich melden von den günstigen Wirkungen des, nicht ohne Bedenklichkeit herausgegebenen Briefwechsels, ist es mir höchst willkommen, denn es bestärkt mich im Glauben: gerade diese Mittheilung werde einen freien, wohldenkenden Geist, wenn er sie mit anderen gleichzeitigen Vertraulichkeiten, wie Freunde sich einander offenbarten vergleicht, ganz gewiß einen schönen Aufschluß

Digitized by Google

über die innern ethischen Verhältnisse unseres Literar-Wesens, aus welchem so manches Löbliche hervorgegangen, sich zu gewinnen in den Stand setzen.

Daß etwas für unsern Freund von Schlegel Bedenkliches darin möchte enthalten seyn, wüßte ich mich nicht zu erinnern. Seit dem Druck hab' ich die Briefe nicht wieder angesehn, ja, seit der, vor Jahren durchgeführten Redaction, niemals ganz durchaus gelesen. So viel aber weis ich recht gut: daß ich Schillern oft zu beschwichtigen hatte, wenn von den talentvollen Brüdern die Rede war; er wollte leben und wirken, deshalb nahm er es vielleicht zu empfindlich wenn ihm etwas in den Weg gelegt wurde, woran es denn die geistreichen jungen Männer mitunter nicht fehlen ließen.

Ich kehre nun zu meinem Anfange zurück und wiederhole den lebhaftesten Dank für die Zeichnung der Maske. Unser Künstler hat sich als einen solchen bewährt, der Charakter und Styl des Alterthums zu empfinden und wiederzugeben weiß. Die Vergleichung mit der Medusa Rodanini ist höchstwichtig, der Mund, auf den soviel ankommt, höchst übereinstimmend und so wie diese Nachbildung vor mir liegt, kann sie uns völlig den Begriff des Originals überliefern.

Sollte es jedoch ohne dortige[1] große Unstatten und disseitige bedeutende Kosten, geschehen können, daß ein Abguß besorgt und hierher gesendet würde; so sollte er mir und den Kunstfreunden des mittlern Deutschlands höchst angenehm seyn. Sie schreiben ja wohl etwas Näheres drüber und empfehlen mich den dort Mitwirkenden zum allerschönsten. Auch Ihrer Frau Mutter Glück und Heiterkeit zu anmuthigen Productionen!

Den noch übrig gebliebenen Raum will ich benutzen um meine Verwunderung auszudrücken über den Jugendstreich unsres Herrn Präsidenten. Alter schützt vor Thorheit nicht und die Wissenschaften also auch nicht. Wir andern die in Ausübung mancher Thorheit alt geworden, dürfen freylich den ersten Stein nicht aufheben und uns nicht vermessen, wenn wir das Glück hatten wohlfeiler davon

[1] »dortige« über der Zeile.

Digitized by Google

zu kommen. Doch ist dieser Fall ein bischen gar zu arg, und man wüßte nicht was da herauskommen sollte, wenn nicht in dieser leichtfertigen Welt das Allerbedeutendste im nächsten Augenblick zu Nichts würde.

Da, wie ich höre, Professor Walther in Bonn bleibt, so ist der Akademie allerdings Glück zu wünschen, doch betrübt es mich für meinen guten König von Bayern, der eines tüchtigen und sorgsamen Artztes wirklich bedarf. Halten Sie Sich gut meine Liebe, schreiben Sie bald, damit auch ich zur Erwiederung angeregt werde.

Lassen Sie uns bald die Früchte Ihrer geistreich fleißigen Stunden in unseren Kreise erblicken.

Weimar den 16. Jan. 1830. — treu angehörig JWvGoethe

20.

Adele an Goethe. Unkel a/Rhein, den 9ten 6 30.

..... Eine gar schöne Erfüllung Ihres Versprechens, den fernlebenden Freunden nah zu treten, haben Sie im 29ten Bande Ihrer Schriften gegeben. Wir lasen ihn gemeinschaftlich im Kränzchen, von welchem ich schon früher Ihnen erzählte. Es war ungemein lebendig in und um uns wie in dem Buche selbst! Bald wurde D'Alton laut und hatte dieses Bild, jenes Gebäude, den Menschen wohl gekannt, es ward sogleich eine alte Erinnerung und neue Erzählung eingeschoben. Bald hatte die Mutter Einzelnes mit Ihnen Erlebtes einzuweben oder Münchow blitzte mit seinem Eifer durch seinen Vortrag, um eine Bemerkung zu machen. Er las außerordentlich gut. Näken, Ihr enthusiastischer Verehrer, wurde, wenn er kam, nicht fertig, und wir mußten ihm zugestehen, daß er einer allgegenwärtigen Einzelnes und Allgemeines gleich beachtenden Aufmerksamkeit unter uns am fähigsten sei. Kurz es waren schöne Stunden und wirkte lebhaftes Gedenken durch die Weite, Sie müßten eine Art Mitempfindung davon gehabt haben.

Schlegel schloß seine Vorlesungen klug, indem er sich verspätete und von Schillern wenig sagte. Er kam

Digitized by Google

nachher zu uns und ließ sich loben. Die Schillerschen Briefe sollen gedruckt werden. D'Alton meint, was er davon gelesen, sei interessant und könne keine üble Wirkung machen. Es ist momentan keine Rede davon. . .

21.

Goethe an Adele. [14 Dez. 1830]

Herr Professor Goldfuß zu Bonn, sandte mir vor einigen Jahren eine kleine Schrift worin er die verschiedenen Methoden zusammenstellte und ins Klare setzte, nach welchen man das Pflanzenreich zu ordnen und zu systematisiren in der neuern Zeit versucht hatte. Dieses Werkleins bedarf ich nun grade in diesem Augenblick und es findet sich leider unter meinen Papieren nicht mehr, wie es wohl manchmal mit größeren und kleinern Bänden geschieht.

Unglücklicher Weise ist mir auch der Titel entfallen, deshalb ich im Buchhandel nicht nachkommen kann. Wahrscheinlich ist es in Eduard Webers Verlag erschienen, welcher die Verhandlungen der Naturforscher in Commission hat. Sollten Sie jedoch mit HE. Prof. Goldfuß oder einen seiner Freunde in Verhältniß stehen, so gelingt es Ihnen ja wohl von diesem theuern Manne mir ein zweytes Exemplar zu verschaffen, welches ich dankbarlichst erkennen werde. Oft ruht jahrelang ein Studium bey mir und dann tritt es aufeinmal mit allen seinen Bedürfnissen wieder hervor.

Ottilie schreibt und Sie werden daher mit unsern Weimarischen Zuständen genugsam für diesmal bekannt werden. Von mir sag' ich nur soviel: daß ich, nach großem Verlust und bedeutender Lebensgefahr, mich wieder auf die Füße gerichtet und den Kopf aufrecht erhalten habe. Ihrer Frau Mutter und dortigen werthen Freunden die treulichsten schönsten Grüße.

Wenden Sie auch ein Stündchen wieder einmal an den Alten.[1]

Weimar G
den 14. Dec.
1830.

---

[1] verschrieben: Aten

22.

Adele an Goethe. Bonn, d. 23ten Dez. [1830]

Wie sehr, theurer Vater, danke ich Ihnen die freundlichen gütigen Worte, besonders die welche Ihre eigene geliebte Hand niederschrieb; wie wohl that es mir, Sie nach so schwerem Leiden wieder so kräftig, ich möchte wohl sagen, so jung zu sehen; Sie geben uns Jüngeren die schönste Lehre! . . . .

Im Allgemeinen lebt Jeder stark besorgt von heute auf morgen. Die politischen raschen Ereignisse nehmen jedes Gefühl und jedes Interesse gewaltsam in Anspruch, die Ansichten sind bei diesen aus allen Weltgegenden zusammengewürfelten Leuten höchst verschieden. Zum Glück sind die meisten Epicuräer, das hält sie ruhig. Niebuhr läßt sich von seiner Frau zu einigen sonderbaren Dingen verleiten, wie zum Beispiel seine Erklärung in allen Zeitungen, »daß er Potter nicht gekannt« ferner ein ungeheures Lamento und Racherufen gegen ein Pasquill, was weder bedeutend noch witzig war und am Lehrsaal der Studenten angeschlagen war. Schlegel hält sich still, ist fleißig und macht, wo er kann, die Cour. Seine Vorliebe für Tieck hat etwas Rührendes, er liebt ihn so sehr, daß er kein Urtheil mehr hat. Tieck hat eine Novelle geschrieben, welche Shakespeares Leben schildert, die uns Allen mißfällt, Schlegel aber ist entzückt und spricht mit allen Menschen davon. . . .

23.

Goethe an Adele. [10 Jan. 1831]

Ihre Sendung, theuerste Freundin, war so ausgesucht interessant daß ich eile Ihnen dafür den schönsten Dank zu sagen.

Ihre allerliebste ländliche Wohnung wird, den Rhein im Zwischengrunde gedacht, Ihren Freunde höchst anmuthig. Sagen Sie mir, wer ist die geschickte Hand, die uns Entfernten eine solche Umgebung vor die Augen bringen konnte? Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau Mutter und bringen, wenn die immer lebendige Vegetation sich wieder hervorthut, heitere Tage in so glücklicher Umgebung.

Digitized by Google

Daß Sie mir, ein, gewiß seltenes Werk, auf die Geschichte und den ehemaligen Zustand der heil. drey Königsreste bezüglich verschaffen und verehren wollen, hab' ich vorzüglichst anzuerkennen. Hier sind, das[1] Uebrige alles nicht erwähnt, 226. geschnittene Steine hinreichend gut abgebildet; Schwefelabgüsse davon besitz ich 156. Stück, welche ich also mit den Abbildungen genau vergleichen kann. Vielleicht gelingt es Ihnen einzelne Abgüsse, die gewiß in Cölln noch hie und da umherschweben, zu erlangen, so geschähe mir durch das Geringste ein besonderer Gefalle. Besonders aber wenn von den beyden großen Steinen No. 121. und 155., welche von besonderer Bedeutung und leider in meiner Sammlung zerbrochen sind, vielleicht eine Wiederholung gefunden würde.

Unser August ist nicht wieder gekommen. Wenn Geist und Character der Hinterbliebenen wie man fordert, solchen Fällen gewachsen seyn sollen, so muß der Körper sich dabey ganz natürlich betragen und bey einer sittlichen Krise zu seiner Erhaltung eine physische erfolgen lassen. Und so war ich denn, meine Gute, dem äußern Anschein nach, schon mit den Fußzehen im Flusse des Vergessens, sollte aber diesmal doch die Barke nicht erreichen. Hierauf denn bleibt mir nichts übrig als von vorn anzufangen und die mißliche Rolle eines deutschen Hausvaters zu spielen; zwar, wie ich dankbar anerkennen muß, unter den günstigsten äußeren Umständen.

Entschuldigen Sie mich ja bey Herrn Goldfuß, dergleichen Gedächtniß-Verirrungen und Verwechselungen kommen wohl einmal vor; Wohlwollende werden Sie verzeihen. Sehr angenehm war mirs eine kleine Schrift, die ich schon durch unsern Präsidenten erhalten hatte bey diesen Anlaß nochmals zu vergnüglicher Belehrung durchzulesen.

Eben als ich schließen will stockt mir die Rede. Ich kann nicht ausdrucken wie mich das Hinscheiden unsres Niebuhrs angegriffen hat. Eben wollt ich Ihnen die freundlichsten Grüße an denselben auftragen. Vor drey Wochen erhielt ich einen treuen, verständig-wohlwollenden, beleh-

[1] Im Original ist »das« wiederholt.

Digitized by Google

renden Brief von ihn und habe mich tagtäglich mit dem zweyten Theil römischer Geschichte neuster Ausgabe beschäftigt, und, in anhaltendem geistigen Gespräch mit ihm, einen Brief, den ich an ihn senden wollte, vorbereitet. Nun muß ich das für mich allein durcharbeiten und das ist eine leidige Zugabe, die mir eben jetzt sehr ungelegen kommt.

Möge es unter uns noch lange beym Alten bleiben.

Weimar
den 10. Jan.
1831.

JWvGoethe

24.

Goethe an Adele. [30 Juni 1831]

Mein liebes Adelchen! danke fürs trauliche Briefchen, worauf ich alsobald vermelde: daß das, bisher in Unentschlossenheit stockende Gemälde, heute an die gegebene Addresse nach Frankfurt abgegangen ist. Nach ge[p]flogenem Rath, mit Verständigen der Kunst und Technik, ward solches von dem Blendrahmen abgezweckt, rückwärts in sich selbst gerollt, und in einen viereckten langen Kasten eingeschoben.

Nun muß ich aber bemerken: wenn es ankommt ist das obere und untere Deckelchen aufzubrechen, da wird man finden daß der Saum des Gemäldes mit Nägelchen an die Kiste befestigt sey,[1] die Nägelchen muß man sorgfältig herausziehen, da denn das Bild ohne Weiteres sich[2] wird herausnehmen lassen. Es ist wirklich recht schätzbar und wird vielleicht am Rheine nach Würden geachtet.

Und somit wollte ich meiner lieben Freundin beweisen: daß ich sehr gern nach Ihrem Wunsch etwas ausrichte.

Was die Kupferstiche betrifft, so lassen Sie solche in ein tüchtiges Portefeuille, oder zwischen starke Pappen, einpacken und schicken mir solche unfrankirt, durch den Postwagen. Bey dem Anschauen derselben wird sich um so leichter aussprechen lassen, was man allenfalls dafür zahlte, da uns die neusten Auctions Catalogen mit Preisen

[1] »sey« eigenhändig über der Zeile.
[2] »sich« eigenhändig über der Zeile.

Digitized by Google

zu Handen sind; auch könnte man das allenfalls dagegen Anzubietende gleicherweise schätzen; denn Kupfer und Zeichnungen lassen sich unbesehens nicht taxiren.

An unsrer kleinen Haushaltung ist nichts auszusetzen, als daß Ottilie immer leidend ist; wie sie sich aber auf ihre Füßchen stellt, ist sie gleich wieder bey der Hand. Die Kinder sind allerliebst. Alles andere hat sich, mit einiger Vernunft, so hübsch gefügt, daß wir mit dem häuslichen Gange unsrer Tage recht wohl zufrieden seyn können. Vielleicht wären wir über manches geschwinder hinausgekommen, wenn Sie uns mit Ihrer Gegenwart begünstigt hätten.

Wo Sie auch seyn mögen gelinge es Ihnen wie Sie es verdienen. Freunde und Theilnehmende finden Sie gewiß überall, nur daß man, mit neuen erfreulichen Bezügen auch neue Leiden übernimmt.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter zum allerschönsten. Möge die Lebhaftigkeit Ihres Geistes Sie überall hinbegleiten. Dießmal denk ich Sie auf Ihrem Vorgebirg im Rhein und schließe mit den treusten Wünschen für Ihr Wohl und mit der Versicherung unverbrüchlicher Theilnahme.

Weimar
den 30. Juni.
1831.

unwandelbar
JWvGoethe

25.

Goethe an Adele. [19. Sept. 1831].

Ich will nicht länger anstehen zu vermelden daß die französische Uebersetzung des bedeutenden Werks über den Schatz der drey Könige glücklich angekommen, zugleich mit den eingelegten Abdrücken einiger Kupferstiche von Lucas von Leiden.

Wie ich nun für Mittheilung des Ersteren den schönsten Dank sage, so werde ich wohl bey Rücksendung desselben auch genannte Kupfer mit einschließen. Ich würde es nicht thun und vielleicht etwas Angenehmes dagegen senden; weil aber der Besitzer einen besondern Werth darauf zu legen scheint, so möchte bey dem besten Willen meine Gegengabe zu kurz fallen. Denn für einen eigentlichen

Digitized by Google

Liebhaber sind diese Blätter von wenigem Werth; schwache Abdrücke und nicht einmal gut gehalten; man hätte keine Ehre davon beym Vorzeigen an Kenner, wenn man sich auch selbst wohl damit begnügen wollte.

Verzeihen Sie diese aufrichtige Erklärung warum soll man in solchen Fällen nicht sagen wie die Sache beschaffen ist. Erzählen Sie mir viel von Sich und der Frau Mutter, hiezu will ich Sie aufmuntern, indem ich von mir vermelde: daß ich sechs Tage auswärts war, in Ilmenau, bey einem außerordentlich schönen, dieses Jahr seltenen Wetter. Dort befuhr ich auf neuerrichteten Chausseen, die sonst kaum gehbaren Wege, freute mich an den Lindenalleen, bey deren Pflanzungen ich vor 50. Jahren zugegen war. Gute damalige Zeitgenossen hatten gealtert, die Spuren mancher Thätigkeit waren verschwunden, anderes, weder zu Erwartendes, noch zu Ahnendes hatte sich entfaltet. Genug! das alles war, durch einen leidlichen Wettlauf, von gescheiten und klugen Menschen, recht hübsch geordnet ins Leben geführt und wohlerhalten. Besonders erfreuen die hundertjährigen Fichtenwände, schwarz grün und düster, von der heitersten Mittagssonne kaum Notiz nehmend. In einiger Entfernung, junge, von allen Jahren heranwachsende Reviere, welche ihr helles Gelbgrün, auch bey trüben Himmel, unsern Augen entgegen zu schicken nicht versagen.

Hab' ich Sie nun einen Augenblick in das mittelländisch[s]te Mittelland gerufen, so besuche ich Sie nunmehr in Gedanken am hellen Rhein, wo Sie gewiß mit einigen Zwiespalt in sich selbst sind: ob es wohl räthlich sey gegen Nordosten zu ziehen? wo die asiatische Hyäne uns täglich näher die gräßlichen Zähne weist.

Hier kann niemand dem Andern rathen; beschließe was zu thun ist jeder bey sich. Im Islam leben wir alle, unter welcher Form wir uns auch Muth machen.

Mir geht es ganz gut; Ottilie und die Kinder sind allerliebst und die vielen Fremden die bey mir vorbeygehen, machen mir den umgekehrten optischen Betrug als wenn ich mich selbst vom Platz bewegte.

Gar vieles wäre zu sagen; doch sey es für dießmal genug hinzuzufügen: daß ein höchst vorzüglicher Mann,

Digitized by Google

einer meiner geprüftesten Freunde und Mitarbeiter der Ober Geh. Regierungs Rath *Schulz* sich von Wetzlar nach Bonn versetzt. Möge das ewige Gesetz der sittlichen Wahlverwandtschaften auch Sie mit dieser werthen Familie zusammenbringen.

und so fortan!

Weimar den 19. Sept. 1831.

treulichst Goethe

Die Briefe Adelens[1] sind theils auf Quartblätter, theils auf Octav sehr deutlich geschrieben; Adresse, wenn erhalten, »Ihro Excellenz Herrn Staatsminister und Geheime Rath von Göthe Weimar«. Im Ganzen sind 29 Briefe und Billete erhalten, von denen 12 und zwar:

Weimar, d. 9. Aug. 1820, [Weimar] Mitte Sept. 1820, [Weimar] Oct. 1821, Wiesbaden, Mai 1826, Juni 1826, Sept. 1826, 1. Jan. 1827, Cöln, 2. März 1828, Godesberg, October 1828, November 1828, Jan./Febr. 1829, Februar 1829,

aus den Quartalsheften, mir in Abschrift, die übrigen 17, Weimar undat. mit „Blättern" vielleicht d. 6, die über Steffens Novellen handeln, vgl. u., 26. Sept. 1820, Wiesbaden, 9. Aug. 1824, 28. Aug. 1824, Cöln, 10. Novemb. 1827, 25. Dec. 1827, Godesberg, 15. Mai 1828, 14. Juli 1828, Unkel, 18. Juli 1828, 28. Aug. bis 10. Sept. 1829, 30. Sept. 1829, Bonn, 3. Januar 1830, Unkel, 9. Juni 1830. Bonn, 17. Dec. 1830, 23. Dec. 1830, Unkel, 29. Juni 1831, 25. August 1831,

mir im Original vorgelegen haben. — Die Daten der undatirten Briefe sind von Suphan ergänzt. — Bei den einzelnen Briefen Goethes ist das Nöthige über Autograph vermerkt; diese Briefe sind zusammengeheftet. Auf dem Umschlag, von Wolfgang, dem Enkel, der Vermerk: »angekauft von Ottilie von Goethe 1864«. Die Briefe Goethes sind buchstäblich genau abgedruckt. Den Briefen Adelens gegenüber verfuhr ich freier. Ich modernisirte durchweg die Interpunktion. Ihre Wortformen und Sprach-

---

[1] Zur Erklärung sind besonders häufig benutzt *Düntzer* = Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern in: Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken I, Leipzig 1885, S. 115—211. *Hüffer* = H.: Goethe und Adele Schopenhauer in G.-J. XIV, 154—160. *Boisserée* oder S. B. = Sulpiz Boisserée, 2 Bände, Stuttgart 1862. Hinweise B. Suphans sind dankbar benutzt; freundliche Mittheilungen empfing ich von C. Ruland, E. Grisebach und der Bonner Universitätsbibliothek.

Digitized by Google

fehler behielt ich bei, auch grundsätzliche Schreibung wie: hohle, Mahle, dagegen glaubte ich nicht ihre Auslassung von Doppelconsonanten, ihr y für i, ihre Theilung zusammengehöriger Worte: Reise Begebnisse u. a. wahren zu müssen. Nur der erste Brief ist genau nach der Vorlage abgedruckt, um eine Vorstellung von ihrer Schreibart zu geben.

Die im Vorstehenden mitgetheilten Briefe waren bisher nicht völlig unbekannt. Auszüge aus vier Briefen Goethes, 1825, 30, 31 sind bei Strehlke, Goethes Briefe II, 195—197, nach Abschriften, die der Kanzler Müller von den Concepten hatte nehmen lassen, gedruckt. Auch von diesen Briefen gibt unser Text zuerst die authentische Gestalt. Jene vier Briefe sind von Düntzer benutzt und zum großen Theil wiederholt. Eine wichtige Stelle Adelens an Goethe über ihren Bruder, aus dem Briefe vom 28. August 1824 ist bei Schemann, Schopenhauers Briefe, Leipzig 1893, S. 497 veröffentlicht, vgl. G.-J. XV, 324. Doch konnten diese Stücke selbstverständlich in unserer Publikation nicht fehlen, die somit alles Bekannte und Unbekannte aus dieser Correspondenz beibringt, die sämmtlichen Briefe Goethes dem Wortlaute nach mittheilt, die Briefe Adelens wenigstens alle analysirt.

Goethes Verkehr mit Johanna Schopenhauer, geborene Trosiener aus Danzig, geb. am 9. Juli 1766, gest. am 16. April 1838, und ihrer Tochter Adele, geb. d. 12. Juni 1797, unvermählt gestorben am 25. August 1849, der Mutter und Schwester des berühmten Philosophen, ist im Goethe-Jahrbuche schon einmal durch H. Hüffer, Bd. XIV, S. 154—160 beleuchtet worden. Die Mittheilungen dieser fleißigen und geschmackvollen Arbeit sollen hier nicht wiederholt werden, sondern auf Grund dieser und der Düntzerschen Darstellung nur ganz kurz an Weniges erinnert, über Adele Einiges aus neuerschlossenen Quellen beigebracht werden.

Johanna, die ihren Gatten, mit dem sie seit 16. Mai 1785 (Nachweis E. Grisebachs in: Schopenhauer, Geschichte seines Lebens S. 10, 277) vermählt gewesen war, 1805 verloren hatte, war am 14. Mai 1806 nach Weimar gekommen, hatte dort vermöge ihres Reichthums, ihrer Manieren und ihres Geschmackes eine für den kleinen Ort ungewohnte bürgerliche Gesellschaft geschaffen und war auch Goethe näher getreten, der gern in ihren Abendzirkeln erschien. Adele, die bei der Uebersiedelung der Mutter nach Weimar ein Kind war, wuchs in diesen geistig und künstlerisch belebten Kreisen auf. Sie war nicht schön, aber sinnig und kunstbegabt: Ihr musikalisches Verständniß, ihre volle Stimme, ihre malerische Befähigung und ihre Geschicklichkeit, aus schwarzem Papier Landschaften und Figuren auszuschneiden, gewannen ihr Freunde. Diese Kunstfertigkeit wurde, wie Suphan bemerkt, von Goethe, ohne Nennung des Mädchens

Digitized by Google

gerühmt im Aufsatz »Charon« (Hempel 28, 577, Kürschner, D. N. L. [A. G. Meyer und Witkowski] 30, 519) »einer mit Geschmack und Kunstfertigkeit begabten Dame«; »Adelens Kleckse« werden auch freundlich in dem Gedichte an Rösel (W. A. IV, 144) erwähnt; ob auch das Gedicht W. A. 4, S. 52, Nr. 65 an sie gerichtet ist? Auch Ernst Förster gegenüber rühmte Goethe 1825 (Gespräche V, 252) die »kunstreichen Papierausschneidereien« und »ging sie einzeln unter Beachtung jeder Kleinigkeit daran durch«. (Vgl. auch die Aeusserung Arthur Schopenhauers G.-J. IX, 72.)

Namentlich Goethes Tagebuch weiß von dieser künstlerischen Thätigkeit Adelens und ihrer Beachtung durch Goethe Manches zu melden. Von Adele heißt es: »1820, 8. März: Ankunft der ausgeschnittenen Tischplatte; Juli 24: Zeichnungen und Anderes vorweisend; Dez. 27: wegen des verzierten Kästchens; 1821, Jan. 31: das Ausgeschnittene bringend; 1823, Febr. 8: Blumenkranz vorweisend; 1824, März 10: welche Blumen und Verschiedenes vorzeigte, auch Einiges zum Copiren aussuchte«.

Doch handelt es sich bei Adele nicht blos um die Künstlerin. Sie war ein junges Mädchen das Eindruck machte. Ihr widmete Pückler-Muskau folgende Zeilen:[1]

»Diese Unbefangenheit des Gemüthes, diese Naivetät bei so — ich möchte sagen — fast schauerlicher Tiefe, diese natürliche Gewandheit im Umgange bei der Einbildungskraft, diese stille Herrschaft über sich selbst bei der bewunderungswürdigsten Leichtigkeit sich jedes Talent zu eigen zu machen und bei soviel Anlässen zur Eitelkeit — bilden ein Ganzes, dem wenig Mädchen unserer Zeit gleichen werden.

Was mich angeht, kann ich nicht mehr über sie sagen, als daß ich wünschte, meine Frau möchte ihr treues Ebenbild sein; — ihr Aeußeres gefällt mir, ihr Inneres ist eine schöne Schöpfung der Natur«.

Anderen erschien das Aeussere Adelens, namentlich in ihrem Alter weniger anmuthig, doch ging Keiner so weit, wie Levin Schücking, der von ihrer »ungewöhnlichen Häßlichkeit« sprach (vgl. Hüffer, A. v. Droste, Gotha 1887, S. 222; über Adele das. passim, bes. S. 357—359).

Auch andere Zeitgenossen sind darin einig, ihr etwas Besonderes zuzuschreiben. Auf dem Grabstein, den ihr die Gefährtin fast eines Vierteljahrhunderts errichtete, wurde sie charakterisirt: »herrlich an Geist, Herz und Talent, trefflich

---

[1] Sie befindet sich u. d. Aufschrift »Pückler-Muskau über Adele Schopenhauer in ihrem 16., 17. Jahre« im Goethe- und Schiller-Archiv. Die Aeußerung stammt wohl aus dem Jahre 1818, nach der Andeutung Arthurs G.-J. IX, 72.


Digitized by Google

als Tochter, liebevoll und beständig als Freundin, die mit edelstem Gleichmuth Schicksalsschläge und schwere Krankheiten ertrug«. Annette von Droste-Hülshoff (Briefe an und von L. Schücking (Lpz. 1893, S. 158, vgl. das. S. 10, 140), die ihr auch schriftstellerisches Talent zutraute, Geschmack, minutiöse Zierlichkeit, gute Charakterzeichnung, aber keine Kraft, die ebenfalls ihre Zeichnungen rühmte, sagte von ihr: »Weiß Gott, sie hat bei einigen zwar auffallenden, aber harmlosen Schwächen doch ein großes Theil von Energie in sich«. Freilich, wenn Zelter sie in der einzigen Stelle, da er sie erwähnt, die »göttliche Adele« nennt, so will er sie damit nicht im Ganzen zu den Ueberirdischen stellen, sondern sie preisen dafür, dass sie ihm Nachrichten von Goethes fortschreitender Genesung gebracht. In ihrem Kreise war sie, wenn auch nicht vergöttert, so doch geliebt. Jenny von Pappenheim, die nicht viel jünger als sie war, hob (Kretschmann, Erinnerungen, Braunschweig 1892, S. 112 fg.) als ihren Hauptcharakterzug Leidenschaftlichkeit hervor und tadelte an ihr vornemlich die Unfähigkeit sich zu beschränken, wodurch ein Gefühl des Unbefriedigtseins dauernd auf ihr lastete. Vielleicht war diese Stimmung Folge einer falschen Erziehung, die ihr etwas von Allem und doch nichts ganz beigebracht hatte. Sie mochte auch zu den Mädchen gehören, die, wenigstens in jüngeren Jahren, Frauen gegenüber stolz und verschlossen, insbesondere gegen die, welche sich Goethes Theilnahme erfreuten, eifersüchtig waren. Aus diesem Zug könnte sich auch die geringe Sympathie, fast ein Uebelwollen der Marianne Willemer erklären. Bei ihr war es Adele nicht behaglich, trotzdem sie Goethes Wunsch kannte, beide Frauen einander zu nähern: ein Gefühl der Demuth, Verlegenheit und Schelmerei ergriff die Ferne gegen die Nahe; und auch das Höchste, was Marianne von Adele zu sagen wußte (Creizenach, Goethe u. M. Willemer passim bes. 166—170, 205 f.) war, »daß sie ihr diesmal besser gefallen«.

Auch schwere Schicksale und Lebensprüfungen mochten Adelen schon in verhältnißmäßig früher Zeit ernst, fast schwermüthig machen. Der aber, der Adelens Herz die schwerste Wunde schlug, Fr. Osann, stellte ihr das schönste Zeugniss aus. Er fühlte sich zu Adelen zuerst hingezogen durch ihre warme Neigung zu ihrem Bruder, fand dann aber auch in ihr »ein Weib, welches bei einigen natürlichen Fehlern ihres Geschlechts alle Tugenden und Eigenschaften vereinigt, die der Mann an einem weiblichen Wesen mit wahrem Vergnügen und Achtung bemerkt«.

Dem Goethischen Hause trat sie besonders nahe seit Augusts Vermählung mit Ottilie von Pogwisch; daß sie bei Ottiliens erster Entbindung sich thatkräftig erwiesen, wurde

Digitized by Google

ihr von einigen zimperlichen Frauen Weimars verdacht. Sie betheiligte sich 1818 als »Tragödie« an dem großen Goethischen Maskenzug und empfing auch sonst von dem Meister dramatische Unterweisung. Ihre Kunst der Recitation bewährte sie bei Paläophron und Neoterpe (Tageb. Jan. 8., Febr. 3. 1819) und bei dem Berliner Prolog (Annalen 1821). Sie gab sich, da sie ihre Stimme verlor, dem Clavierspiel hin und arbeitete eifrig an ihrer künstlerischen Ausbildung. Oft erschien sie 1819 in Goethes Hause und empfing von ihm manche Mittheilung über seinen Antheil an Arthurs Werk und über seine politische Stimmung.

In dieser Zeit änderten sich ihre pekuniären Verhältnisse sehr ungünstig. Das befreundete Danziger Handelshaus, bei dem ihre Kapitalien untergebracht waren, fallirte; Mutter und Tochter, die nach Danzig gereist waren, konnten kaum ein Drittel ihres Kapitals retten und mußten mancherlei Einschränkungen ihrer Lage erdulden.

Infolgedessen wurde ihr geselliger Verkehr vermindert, die Stimmung Adelens verdüsterte sich; nur ihr Verhältniß zum Goethischen Hause erhielt sich in voller Reinheit. Von ihm getrennt zu werden dünkte ihr der schlimmste Verlust.

Wenig später als die ebenerwähnte Unglücksepoche beginnt der Briefwechsel.

Am 9. August 1820[1] übersandte Adele im Auftrage ihrer Mutter ein Buch, das diese vom Herzog von Gotha erhalten hatte. Zugleich erbat sie ein Blumenstück, das in des Großherzogs Zimmer stand.

1.—3. Den Brief an August kann ich nicht nachweisen. Briefe Goethes, der sich damals in Jena befand, an seinen Sohn, sind im Tagebuch vom 25., 26. und 29. August verzeichnet, vom September aber keiner. Das Werk, über das Adele in diesem und im folgenden Briefe spricht, August Hagens »Olfried und Lisena« wurde auch in einer Recension im Litteraturblatt (zum Morgenblatt) 1821, Nr. 14, günstig beurtheilt, die deswegen hier erwähnt sein mag, weil sie eine nicht unwitzige poetische Selbstbesprechung Hagens, eine Anrede an die Kritiker enthält. Dagegen bringt die 1897 zum Säculartag der Geburt A. Hagens herausgegebene biographische Zusammenstellung (Berlin, Mittler, 1897) nichts Neues, nicht einmal das Bekannte in vollständiger Weise. Goethe hat laut der Notizen des »Tagebuches« das poetische Werk am 11. und 12. August gelesen. Die erste Notiz über das Werk gab er auf dem Umschlag von »Kunst und Alterthum« II, 3, wo das Werk als »höchlich zu empfehlen« bezeichnet wurde. Dieser kurzen Empfehlung ließ er einen

[1] Die nur analysirten Briefe werden nicht besonders numerirt.



größeren Aufsatz folgen, »K. u. A.« III, 1, 1820, S. 82—90. (Beides abgedruckt bei Witkowski, Goethes Aufsätze zur Litteratur, Kürschner D. N. L. 31, 320, 334—37.) Ein wesentlicher Bestandtheil dieses Aufsatzes ist ein Urtheil Schubarths, auf das Goethe in seinem Briefe Rücksicht nimmt. Das zweite männliche Urtheil vermag ich nicht nachzuweisen. Goethe kam nochmals auf das Buch, das ihn sehr gefesselt hatte, in einer kleinen Studie zurück, »K. u. A.« III, 3, 1822 bei Witkowski 32, S. 4f. (Vgl. auch die Notiz S. 21.) Brief 1 muß vor dem 18. September geschrieben sein, da sonst wohl in ihm von der an jenem Tage erfolgten Geburt des zweiten Enkels Goethe die Rede wäre, von dem in Nr. 2 gesprochen wird. Die Ankunft von Nr. 2 ist am 27. Sept. Tgb. 7, 228 bemerkt. An demselben Tage wird der Besuch des Sohnes »die bisherigen Ereignisse erzählend«, notirt. Gleichfalls dieser Zeit, 24—28. Sept. a. a. O. Bd. 7, S. 227—29 gehört der fruchtreiche Aufenthalt Schubarths bei Goethe an, bei welcher Gelegenheit das Tagebuch ausnahmsweise auch die Gegenstände des Gesprächs erwähnt. Auch Brief Nr. 3 bietet ein neues Zeugniß für die große Würdigung, die Goethe dem vielversprechenden jungen Schriftsteller zu Theil werden ließ, über den uns neuerdings Hettner und D. Jacoby, letzterer A. D. B. 32, 606—612 unterrichtet haben.

Zwischen 3 und 4 liegt ein undatirtes Briefchen der Adele (Oct. 1821), in dem sie sich für eine blaue Serviette bedankt, zugleich für ein Buch, das sie sich lange gewünscht. Ein Heft, das sie leihweise erhalten, will sie August zurückstellen. Der Besuch, von dem glücklich zurückgekommen zu sein sie berichtet, läßt sich nicht genau feststellen, da nach dem Tagebuch Adele am 8., 23. und 30. October bei Goethe war. Die »Wanderjahre« dürfte dieses Buch schwerlich gewesen sein. Freilich sandte Goethe manche seiner Schriften an Adele, weil er auf ihr Urtheil Werth legte. Das Weihnachtsgeschenk des vergangenen Jahres war der »Divan« gewesen. Das Geschenk-Exemplar findet sich in der Bibliothek des »Goethe- und Schiller-Archivs« und trägt folgende Widmung:

Fräulein
Adele Schopenhauer
zu freundlichem Andencken

Weynachten Goethe
1820

Zum Geburtstag des Jahres 1821 waren die »Wanderjahre« bestimmt, aber das Exemplar mit der folgenden für Adele bestimmten Inschrift:

Digitized by Google

Fraulein
Adele Schopenhauer
zur freundlichster (sic)
Erinnerung
des 12 Jun. 1821.
Weimar Goethe

ging irrthümlich nach Frankfurt an Marianne Willemer und wurde, da Adele das von Marianne zurückgeschickte Exemplar anzunehmen sich weigerte, der ursprünglichen Empfängerin mit einem liebenswürdigen Vers (Creizenach, Willemer, S. 155, Anm. vgl. auch S. 157 f., jetzt W. A. IV, S. 54, Nr. 7) wieder zugestellt. Adele erhielt ein neues Exemplar der »Wanderjahre« mit der Widmung:

Fraulein
Adele Schopenhauer
zu
freundlichem Andencken
guter, traulicher
Stunden.
Weimar
d 28 Nov.
1821
Goethe

nebst einem Gedicht, das jetzt die Aufschrift »Wiederherstellung« führt, W. A. IV, S. 54, Nr. 68, früher hieß es »Berichtigt«.

4. In der Zwischenzeit, im Jahre 1822, hatte Adele mit der Mutter eine Reise unternommen, die sie auch nach Frankfurt geführt hatte. Schon 1821 hatte Goethe eine Annäherung zwischen Adele und Marianne, nicht blos infolge der oben erwähnten seltsamen Verwechselung versucht. Sie gelang aber weder damals noch bei einem Zusammentreffen beider Frauen. (Vgl. die ausführliche Darstellung Düntzers, S. 138 f.)

Der Verkehr Adelens im Goethehause war in den Jahren 1819—24 ein ungemein reger, wie die folgende Zusammenstellung aus den Tagebüchern lehrt. Zu ihrer Würdigung ist zu bemerken, daß sowohl Goethe als Adele oft Monate lang von Weimar fort waren und ferner, daß bei den meisten Einzeichnungen des Tagebuchs, selbst bei dem Besuche höchststehender und intimer Männer und Frauen, nur einfach der Name steht. Solche einfache Erwähnungen des Namens Adelens als einer Besuchenden finden sich 1819: 11, 1820: 3, 1821 u. 22: 20, 1823 u. 24: 24 mal. Aber außer den schon oben erwähnten Stellen, in welchen die zeichnerischen Arbeiten Adelens erwähnt werden, kommen auch vielfach solche vor, in denen Goethe bemerkt, daß er ihr seine Schätze gewiesen, sie als Vorleserin benutzt habe oder in denen er die Gegenstände des Gesprächs notirt:

Digitized by Google

»1820 Juli 26.: Betrachtung der von Frl. Schopenhauer gesandten Granite, 27.: Lokal zu Adelens Zwergenfest zeichnend, 1821 April 25.: die antiquarische Zeichnung, Mai 28.: besah die Tischbeinschen Zeichnungen, Juni 13.: den Triumphzug von Mantegna betrachtet, Dez. 11.: mit ihr durchgesehn venetianische Schule, 1822 März 2.: brachte den bronzenen Bacchus von Staffs, Nov. 25.: besah einen Theil der bologneser Schule, 1823 Juni 4.: ihr die Umrisse nach Fiesole gezeigt«. Am 21. März, 1. April 1822 las sie Nettelbecks Biographie vor, am 9. Februar 1824 erzählte sie von den Tableaux im Alexanderhof. Mehrfach wird am 12. Juni des Geburtstags Adelens und der von Schwiegertochter oder Enkel des Dichters bei ihr gemachten Besuche gedacht. 1824 Juli 6. heißt es: »Durch Adele und Ulrike viele Mädchengeschichten« und 1822 Oct. 26., 1823 Nov. 8.: »Fräulein Adele, über verschiedene schickliche und häusliche Zustände«. »Mit Adele über frauenzimmerlichen Unterricht und die Art, wie sie ihn aufnehme«.

Man darf wohl sagen, daß diese häufigen Erwähnungen und die vielseitigen Notizen einen hohen Grad von Intimität bekunden und den Eifer bezeugen, mit dem Goethe, der Adele schon als Kind gekannt hatte, für ihre Ausbildung thätig war. Am sichtbarsten tritt das Bestreben in einem großen Aufsatz hervor, den Adele wohl im Auftrag Goethes ausgearbeitet hat. Er liegt ihren Briefen bei, wird aber seiner großen Ausdehnung wegen nicht abgedruckt. Er handelt über Steffens dreibändige Novellensammlung, kann also nicht früher als 1827 geschrieben sein. Er enthält ein geschicktes Referat und eine critische Würdigung der Darstellung und der Technik der Novellen, die von Verständniß und Stilgewandtheit der Schreiberin ein gutes Zeugniß ablegen.

Auch die in unserem Briefe vorkommende specielle Aufforderung Goethes, der Adele gern entsprach, wird im Tagebuch zum 31. Dezember erwähnt, an derselben Stelle auch der »prosaische und poetische Reisende«. Der Erstere ist gewiß Dubois, Letters on the state of christianity in India, London 1823. Der poetische möglicherweise J. C. Mämpels »Der junge Feldjäger«, ein Buch, das von Goethe eingeleitet, in zwei Bänden, 1826 erschien. Mit ersterem Werke beschäftigte sich Goethe gerade in den letzten Dezembertagen; mit dem letzteren vornehmlich im vergangenen Monat.

5. Auch im Jahre 1824 unternahmen die Schopenhauerschen Damen eine Sommer- oder Badereise. Am 6. August war Adele, laut dem Tagebuch noch bei Goethe; von dessen damaliger Absicht, nach Wiesbaden zu gehen, weiß das Tagebuch nichts zu melden. An eine zweimalige Reise Adelens in die Frankfurter Gegend während des Jahres 1824 ist gewiß

Digitized by Google

nicht zu denken. Die Aeußerung Mariannens, Briefw. S. 190 kann sich, selbst wenn ihr Brief vom 27. April 1824 sein sollte, nicht auf eine Frühjahrsreise Adelens beziehen, wie Düntzer, S. 200 will, sondern auf ihren Herbstaufenthalt 1823; übrigens muß dieser Brief früher, Ende Februar oder Anfang März, geschrieben sein, da Goethe sich darauf schon in seinem Briefe an Frommann vom 13. März 1824 bezieht.

Von ihrer Sommerreise 1824 aus hatte Adele, Wiesbaden 9. August 1824, einen ausführlichen Brief geschrieben und darin Auskunft über die dortigen Verhältnisse gegeben. Sie erzählte darin, daß sie nach Schlangenbad zu Ottilie gehe, aber sogleich bereit sei, zurückzukehren, sobald Goethes Ankunft entschieden sei. Zugleich rühmte sie ihm ihr Gasthaus, den »Adler«. Auf diesen Brief ist Nr. 5 die Antwort. (Im Tagebuch unter diesem Datum verzeichnet.) In diesem Jahre begann die Herzensneigung Adelens zu Friedrich Osann, dem späteren Professor der Philologie in Gießen, worüber einzelne Briefe Osanns an Schopenhauer in der Schemannschen Sammlung zu vergleichen sind. Die Verbindung löste sich im nächsten Jahre, die Neigung Adelens dagegen hörte nicht auf, sondern rief schwere, zeitlebens dauernde Verstimmung hervor, von der auch in unseren Briefen manches Zeugniß aufbewahrt ist.

6. Der an Goethes Geburtstag geschriebene Brief ist der erste, in dem Adelens kindliche Herzlichkeit offen hervortritt. Der am Schlusse genannte Herr von *Nagler* ist der bekannte Leiter des preußischen Postwesens, der damals in Wiesbaden auch von Boisserée aufgesucht und gesprochen wurde. (Boisserée I, 440, 442.) — Die Stelle über den Bruder ist wie erwähnt, schon bei Schemann gedruckt. — *Haxthausen, Werner von* (1780—1842, vgl. Düntzer bei Kürschner D. N. L. III, 2, S. 202 f. Anm. und Reifferscheid in A. D. B. VIII, 121 fg.) war Goethe von früher her bekannt. Der Dichter hatte, wie er am 2. August 1824 an Fräulein von Jacob schrieb, 1815 in Wiesbaden jenen neugriechische, von ihm als Hospitalarzt in London vernommene Volkslieder vorlesen hören, und hatte ihn ermuntert, diese Lieder herauszugeben. Da dies nicht geschah, so veröffentlichte Goethe selbst sechs davon als »Neugriechisch epirotische Heldenlieder« (K. und A. IV, 1.). In dem diese Mittheilung begleitenden Aufsatze (Aufsätze zur Litteratur, ed. Witkowski, D. N. L. 32, S. 36 fg.) forderte er den »Freund« auf, sich wegen eines baldigen Abdrucks mit ihm zu verständigen. Haxthausen mußte von diesem 1823 erschienenen Aufsatz nicht erst durch Adele Kunde erhalten haben, denn er trat wirklich mit Goethe in Verbindung, wie dieser in dem oben erwähnten Briefe mittheilte. Seine Ausgabe jedoch, die schon im Jahre 1823 hätte erscheinen

Digitized by Google

sollen, wurde durch eine Veröffentlichung Fauriels überflüssig gemacht und ist niemals gedruckt worden, wie denn überhaupt der sehr begabte Mann keinen seiner großen litterarischen Pläne ausführte. Ueber Werner von Haxthausen, den Onkel der Annette von Droste-Hülshoff, vgl. interessante Mittheilungen in ihren Briefen an Schücking, S. 72 fg. und in anderen ihrer Briefe.

Die Beobachtung des seltsamen Regenbogens ist in den wenigen über den Regenbogen handelnden Stellen der naturwissenschaftlichen Schriften (siehe das Register der W. A. Band 12) nicht weiter ausgeführt.

In einer im Druck ausgelassenen Stelle des Briefes am 30. schrieb Adele: Wiesbaden werde immer leerer, Nagler sei krank; ein seltsamer Patron, Graf Coudenhoven, sei da; ihr Plan, den Winter nach Weimar zu kommen, sei aufgegeben. Sie drückte ferner den Wunsch aus, Nachrichten über Ulrike zu erhalten.

7. Die folgenden Jahre, in denen Adele in Weimar lebte, sind naturgemäß ohne bedeutsame schriftliche Zeugnisse des Verkehrs. Die aus jener Zeit erhaltenen Billette bedürfen daher keiner wörtlichen Mittheilung. In einem Billet (Mai 1826) bat Adele um eine Adresse von Berzelius, in einem andern (Juni desselben Jahres) mahnte sie Goethe, seiner Erlaubniß zufolge, an ein Werk aus der Bibliothek der Zeichenschule, das sie zum Copiren brauchte. In einem dritten munteren Briefchen (September 1826) bat sie Goethe, er möge Ottilien befehlen, sie zu besuchen: »wenn es Ihnen nehmlich nicht gerade unbequem durch irgend eingelaufne Fremde die zu bewirthen, und laßen Sie sie im Gesellschafts Nothfalle (wenn etwa Leute aus Amerika oder Asien oder was weiß ich einlaufen sollten) wieder von mir abhohlen. Ich verspreche sie dann guten Humors zu entlassen und mich recht bald heiterer als neulich persönlich bei Ihnen zu bedanken«. Endlich in einem Billet vom 1. Januar 1827 wünschte sie ein glückliches Neujahr, dankte für die jahrelange Freundschaft und fragte an, ob sie mit Julie Kleefeld zu Goethe kommen dürfte.

In einem dieser Billette, aus dem schon ein paar Worte angeführt waren, heißt es einmal: »Es thut mir recht noth um ein liebes Auge, das mich kennt und ohne Redensarten versteht«. Gewiß kann man diese traurigen Worte nicht anders deuten, als daß sie den Schmerz über den Verlust Friedrich Osanns ausdrücken, der sich 1827 mit einer Tochter des Archivraths Klunk in Darmstadt verheirathete. Dieser Schmerz, durch Adelens Leidenschaftlichkeit immer neu erregt, hatte ihre Gesundheit untergraben, so daß sie ein milderes Klima aufsuchen mußte. Sie verbrachte auch den Winter ohne die

Digitized by Google

Mutter am Rhein. Von dort aus ist unser Brief geschrieben, der erste, im Bewußtsein einer längeren Entfernung von Weimar abgefasste. — Der Schmerz über *Zelters* Nichtbesuch bei Frau Johanna bezieht sich jedenfalls auf den längeren Aufenthalt, den Zelter damals in Weimar nahm. (Goethe-Zelter IV, 418 ff.) Auf einen solchen Besuch mochte Frau Schopenhauer rechnen, da sie schon seit 1825 mit dem Berliner Musiker bekannt war (a. a. O. 320). — *Rauch und seine Tochter,* ich weiß nicht, auf welches, wie es scheint, traurige Lebensereigniß sich diese Bemerkung bezieht. — *Wilhelm Müller,* am bekanntesten durch seine Griechenlieder, war nur 34 Jahre alt, am 30. September 1827 gestorben. Briefe *Wilh. Müllers* an Adele haben sich nicht erhalten. — Die kurzen Mittheilungen über *Willemers* werden ergänzt durch eine Nachricht, welche *Marianne* (26. August, Briefe 225) über ein Zusammentreffen, freilich nicht in Frankfurt, sondern in Rödelheim gab, der Marianne kein Urtheil über Adele zufügte. — *Felix Mendelssohn* war mit *Adele* von seinem Weimarer Aufenthalt sehr gut bekannt. Damals hatte (vgl. Goethes Gespräche IV, 151) Adele mit den Uebrigen eine kleine Verschwörung angezettelt, um Zelter zu bestimmen, Felix noch eine Weile in Weimar zu lassen. Der S. 61 erwähnte Brief *Felix Mendelssohns* ist in dem Nachlaß der Adele nicht vorhanden; der einzige in der Bonner Universitätsbibl. befindliche und mir freundlichst zur Benutzung übersendete ist nicht an Adele gerichtet, sondern bietet nur ein paar Begleitzeilen zu einem Zeugniß für eine Frau. — Die *Tasso*-Uebersetzung des Herrn Charles de Voeux ist merkwürdiger Weise keine französische, sondern eine englische, die, London 1827, und in einer zweiten Ausgabe, Weimar 1833 erschien. (Vgl. Wenzel, Aus Weimars goldenen Tagen, S. 50.) — Die Aeusserung über *Börne* steht unter den Mittheilungen, die über diesen geistreichen, sehr verschiedenartig beurtheilten Schriftsteller, Goethe zugingen, gewiß allein. Denn wenn andere Correspondenten Goethes überhaupt von dem kühnen Schriftsteller sprachen, so thaten sie dies wohl meist in der abweisenden Art wie Zelter. (Goethe und Zelter VI, 346 f.) Goethe ging indessen auf diese Charakteristik nicht ein und scheint eben so wenig wie Börne selbst zu einer persönlichen Berührung Lust gehabt zu haben. (Vgl. darüber und auch über die litterarische Stellung Börnes zu Goethe die Zusammenstellung in meinen »Vorträgen und Versuchen«, Dresden 1890, S. 279 fg., wo besonders auch über den Aufenthalt Börnes in Weimar, Februar 1828 gehandelt ist.) Im Goethe- und Schiller-Archiv findet sich ein bisher ungedrucktes Billet, in dem Börne Goethe zur Mitarbeiterschaft an der »Wage« auffordert. Das Billet lautet:

Frankfurt am Mayn, den 10 Mai 1818.

Darf der reiche Mann den armen zurückweisen, der ihn um eine milde Gabe bittet, und wird der Verfasser dieser Blätter, eine Mittheilung für die angekündigte Zeitschrift, die ihn und seine Leser aufmuntere, vergebens erwarten? Gewiß nicht.

Dr. Börne.

Goethe notirt im Tagebuch Bd. VI, S. 209, 16. Mai: »Ankündigung des Dr. Börne in Frankfurt«, begnügte sich aber mit dieser Erwähnung, ohne sonst auf diese in seltsamem Tone vorgetragene Aufforderung zurückzukommen. In den »Gesprächen« und, wenn ich nicht irre, in Goethes Werken überhaupt wird der Name Börnes niemals genannt. Vielleicht bezieht sich Goethes Tagebuchnotiz (1819, August 10.) »Aufsätze aus Zeitschwingen copirt« auf Börne, der nach Pfeilschifter (vgl. Aus Alt-Weimar S. 314) diese Zeitschrift und zwar seit Mai 1819 herausgab. Ueber den Zweck dieses Copirens wissen wir nichts.

Trotz Adelens scheinbaren Widerspruchs gegen die englische Literatur, der in den der Charakteristik Börnes vorausgehenden Worten abgedruckt ist, war Adele vielleicht gerade durch Ottilie beeinflußt, deren eifrige Anhängerin. Hüffer, A. von Droste-H. und ihre Werke (1887, S. 357 fg.) hat vermuthet, daß Adele auch Annettens Neigung zu dieser Literatur befördert und damit auf die Schreibweise der Freundin günstig eingewirkt habe.

Die von Adele gerühmte »Wage, Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst« war in 8 Heften theils in Frankfurt, theils in Stuttgart 1818—21, das erste Heft 1819 in zweiter Auflage, erschienen. Die Erklärung Adelens, daß Humor und Leidenschaftlichkeit, die Haupteigenschaften des kühnen Schriftstellers, ihn gehindert hätten, ein größeres Werk zu schreiben, dürfte schwerlich zutreffend sein. — *Malsburg* (denn so, nicht Malzburg ist der Schriftsteller zu schreiben) ist Ernst F. G. O. Freiherr von der M. 1786—1824. Er hatte sich als Uebersetzer Calderons einen Namen gemacht; das hier erwähnte Stück ist das letzte in der von ihm übersetzten Sammlung (4 Bde, Leipzig 1813—25). Goethes besonderes Interesse an Calderon ist nicht blos durch seinen Aufsatz über »Die Tochter der Luft« bezeugt, sondern durch viele Stellen, die bequem bei Witkowski »Aufsätze zur Litteratur« D. N. L. Bd. 32, S. 1 Anm. zusammengestellt sind. Schon aus einer dieser Stellen und aus den »Annalen« (ed. Biedermann Nr. 1039 und 1065) ergibt sich, daß Goethe Malsburgs Uebersetzung kannte. Das persönliche Zusammentreffen beider Männer ist durch die Notiz des »Tagebuches« 28. Juni 1824 bezeugt (Tagebücher, Bd. 9, S. 236 und 405, vgl. »Gespräche« Bd. 10, S. 124.) M. widmete Goethe

Digitized by Google

seine Lope-Uebersetzung, vgl. Grisebach, Weltlitteraturkatalog S. 90, Nr. 493.

Goethes *Enkelin* wurde nicht nach Goethes Schwester genannt, sondern empfing den Namen Alma. Es ist die am 29. October 1827 geborene, schon am 29. September 1844 verstorbene einzige Enkelin des Dichters, deren Bild, ein entzückendes Köpfchen (nach einem Pastell der Luise Seidler), man als Nr. 26 in den »Schätze des Goethe-National-Museums«, Weimar, 1887 (Rulands »Erläuterungen«, S. 24 f.) bewundern kann und deren Grabdenkmal den Besucher des Goethehauses stets aufs Neue rührt.

8. Das Beispiel des Secretärs der englischen Akademie ist wirklich ein von Goethe oft angeführtes, z. B. an Zelter, 28. Februar 1811, wo der erste Secretär der Londoner Sozietät angeführt und Oldenburg genannt wird. (Briefwechsel I, 427.)

Jenny ist Jenny von Pappenheim, die damals 16 Jahre alt war. Sie war schon vor 1822 als Kind kurze Zeit in Weimar gewesen, brachte aber von 1826 eine längere Periode in Weimar in engster Beziehung zu Goethe zu. Ihre Schönheit wurde von ihm mit folgenden Worten charakterisirt: »Sie ist gar so schön, so unbewußt anmuthig wie irgend ein leuchtend Holz oder ein Glühwurm bei Tage, man weiß nicht, wo er steckt«. — *Zelters* Bild von Begas ist in dem schon angeführten Werke, »Schätze des Goethe-National-Museums«, Blatt 51 abgebildet (vgl. Rulands »Erläuterungen« S. 40 fg.). *Karl Begas,* der Stammvater einer weitverzweigten Künstlerfamilie, 1794—1854, war besonders als Portraitist vieler berühmter Zeitgenossen, Gelehrten und Künstler thätig. Das in einem der folgenden Briefe geschilderte Familienbild ist im Wallraf-Museum in Köln. Goethe wurde auf den Maler zuerst durch eine Rezension der Spenerschen Zeitung aufmerksam (an Zelter, 8. März 1824, Briefw. III, 405) und erhielt eine ausführliche Relation des Berliner Freundes, in der schon das bereits erwähnte Familienbild gestreift wurde (20. März a. a. O. III, 409). Dann muß Zelter mit Begas näher bekannt geworden sein, so daß er ihn mit der Herstellung seines Bildes betraute. Dieses Bild war von ihm als Geschenk zu Goethes Geburtstag bestimmt (1827). Es kam schon am 13. an, Goethe notirte kurz im Tagebuch »glücklich in der Hauptsache«. Ausführlicher sprach er sich in dem Briefe an Zelter vom 14. August und 1. September (Briefw. IV, 356 und 363) aus und in einem Briefe an Begas (Strehlke I, 49), der dort und in Strehlkes Quelle, dem »Berliner Conversations-Blatt«, 1827, Nr. 150, August 1827 datirt ist, während aus G.-Z. IV, 364 hervorgeht, daß der Brief erst am 1. September abging. Sonst scheint sich Goethe öffentlich über den Künstler nicht ausgesprochen zu haben. Nur in einem Gespräche mit Kanzler Müller rühmte er das herrliche

Digitized by Google

Bild (Gespräche VI, 174). Auch der Künstler scheint merkwürdiger Weise nicht versucht zu haben, Goethes Züge im Bilde festzuhalten. Seinem schon angeführten Briefe vom 1. September legte Goethe das sehr lobende Urtheil eines »geistreichen« Mannes (H. Meyers?) bei (G.-Z. IV, 365). Zelter dankte im Namen des Künstlers für das reiche Lob (5. September G.-Z. IV, 369) und entschuldigte sich (28. October G.-Z. IV, 431), daß die ihm mitgetheilte Stelle über den Künstler im Conversationsblatt abgedruckt sei. Er habe von seiner Tochter Doris die Stelle ausziehen und dem Künstler zu seiner Satisfaction mittheilen lassen. Eine neue Anerkennung des Portraits wußte Goethe am 29. Mai 1828 seinem Getreuen zu melden: Stieler habe sich gefreut, eine so verdienstliche Arbeit zu sehen. Erst am 14. Juli 1829 (G.-Z. V, 255) kam Zelter auf eine von Goethe am 1. September 1827 gethane Anfrage zurück und forderte mit folgenden Worten G. auf, dem Künstler als Anerkennung für dessen Frau ein Exemplar seiner Werke zu schicken: »Er selber hat zwar von mir die vorletzte Ausgabe Deiner Werke in reichem Einbande zum Geschenke erhalten. Sie aber verdient ihr eigenes Exemplar zu haben, da sie dem Manne während seiner Arbeit aus Deinen Werken mit doppelter Neigung vorlieset, der als guter Katholik bis dahin sich in Ländern aufgehalten die von Deinen Schriften gar zu wenig wissen, wenigstens mit dem Geiste derselben nicht sehr bekannt sind. Die neue Gelegenheit dazu wird eine neue Composition seyn, die er Dir zu übersenden denkt und die, wenn ich ihn recht verstanden, ein Flutbild der letzten Zeiten der Danziger Niederung darstellen wird«. — Eine 1830 erschienene Lithographie seines Bildes erwähnte Zelter Juni 1831 (G.-Z. VI, 202). — Der Besuch *Hegels* bei Goethe fand Mitte October 1827 statt. Hegels Bericht darüber steht in den »Briefen von und an Hegel«, 1887, II 278—280 (vgl. G.-J. IX, 302 u. XVI, 79); Goethes Antheil an einem der damals geführten Gespräche ist von Eckermann verzeichnet. (»Gespräche«, Biedermann VI, 253 f.)

Der Engländer *Lawrence,* von dem Adele in ihrer Antwort nur bemerkt, daß die Lawrences-Jagd sie ergötzt habe, gehörte zu den jungen Engländern, die in dem letzten Jahrzehnt von Goethes Leben und später Frau Ottiliens kleinen Hofstaat ausmachten.[1] Es gab zwei Brüder Lawrence, von denen der eine Dichter war. Die Portraits der beiden Brüder hat Schmeller gezeichnet; sie waren sich so spinnefeind, daß der eine das Zimmer verließ, wenn der andere eintrat. Goethe notirt im »Tagebuch« vom 10. November 1827,

[1] Für das folgende sind freundliche Mittheilungen der Archiv-Verwaltung und C. Rulands benutzt.


Digitized by Google

daß er von Herrn L. die Büste Cannings erhalten. Die »Annalen« 1816 (vgl. »Tagebuch« Bd. 5, 31. März und 5. April 1816, vgl. dazu Anm. S. 387) sprechen sich über die »Friedensgefangenen« von L. aus (vgl. Biedermann, Anm. zu Absatz 894 der »Annalen«). Goethe schickte das Stück zurück, lobte es sehr, erklärte es aber für unaufführbar, da die Wirklichkeit des Vorgangs dem Publikum zu nahe liege. L. ist wohl derselbe wie der G.-J. XIV, 116 Genannte und der, von dem Goethe an Carlyle, 15. Januar 1828, Briefw. Berlin 1887, S. 28 schreibt: »Vieljährige Freunde wie z. B. gegenwärtig Herr Lawrence kehrten von Zeit zu Zeit wieder und finden sich glücklich, den schönen Faden früherer Verhältnisse ungesäumt wieder anzufassen«. — *George Canning* ist der große Staatsmann, der seit den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, besonders aber seit 1822 eine leitende Stellung in der europäischen Politik einnahm und am 8. August 1827 starb. Goethe widmete ihm großes Interesse. In den Gesprächen (Biedermann VI, 158, 172, 195 fg.) ließ er sich über dessen treffliche Rede für Portugal weitläufig aus oder bekannte kurz seine Bewunderung für den großen Staatsmann und beklagte dessen Tod. Ueber Cannings berühmte Rede vom 12. Dezember 1826 vgl. Goethes Aeußerung 1830 (G.-J. XIII, 106). Sein Bildniß (Büste) steht in einem Schrank des Urbinozimmers.

Nr. 9. Von dem Ringe, für den sich Adele bedankt, ist in dem vorangehenden Brief Goethes nicht die Rede. Trotzdem ist gewiß nicht anzunehmen, daß in der Correspondenz ein Stück fehlt, da sonst die meisten Punkte jener Epistel in unserer treulich beantwortet werden. Die schöne Charakteristik des Begasschen Familienbildes läßt bedauern, daß Adele nicht auch sonst ihre Kunsteindrücke zusammengefaßt hat. — In einer kurzen ausgelassenen Stelle, etwa in der Mitte, drückte Adele ihre Freude über Ottiliens Wohlbefinden aus. Am Ende sprach sie ausführlich darüber, daß sie noch immer angegriffen sei, trotzdem sich fleißig im Zeichnen übe und gab eine wenig bedeutende Charakteristik ihrer Wirthin, einer Schottin, und geringe Einzelheiten über Köln und die dort genossenen Vergnügungen.

Nr. 10. Da Goethe mit seiner Antwort zögerte, schrieb Adele aufs neue. Sie war leidend und ziemlich einsam, denn die Mutter war, wie aus unserem Briefe hervorgeht, aber auch aus anderen Quellen bekannt ist, in Weimar geblieben. — *Manzonis* Roman »I Promessi sposi« war im Original und in der deutschen Uebersetzung von Daniel Leßmann, 1827 erschienen. Es zeugt von dem geistigen Mitleben Adelens mit Goethe, daß auch sie diesen Roman schätzte, über den ihr damals nach ihren Aeußerungen noch kein Urtheil Goethes

Digitized by Google

bekannt war, während sie freilich von dem Interesse unterrichtet sein konnte, das Goethe überhaupt an dem italienischen Schriftsteller nahm und das er Anfang 1827 durch seine zum Theil ältere Aufsätze zusammenfassende Vorrede zu der bei Frommann erschienenen Ausgabe der Werke Manzonis bekundet hatte. (D. N. L. ed. Witkowski, 32, 252—260.) Freilich hatte sich Goethe schon Monate vorher, im Juli 1827, mündlich begeistert über den Roman geäußert (Biedermann, Gespräche VI, 163—165) und kam nochmals, vermuthlich Anfang 1828 darauf zurück. (Das. 265.) — Während Adele von dieser Schätzung des italienischen Romans durch Goethe nichts wissen konnte, war ihr sein Interesse für den Carneval wohlbekannt. Goethes Beschreibung des römischen Volksfestes war, gegenüber der frühern Fassung umgearbeitet, in der »Italienischen Reise« seit Jahren erschienen. Seine Antheilnahme an den Kölner Vergnügungen mußte ihr bekannt sein, weil sie am 18. März 1824 gerade bei Goethe war, als Nees von Esenbecks Sendung über den Kölner Carneval ankam (Tagebücher IX, 194. Vgl. dessen ausführliche Schilderung vom 3. März, Naturw. Corresp. II, 92.) Goethe antwortete dem Bonner Professor darauf am 22. März (Tagebuch 196, dies ist wohl der unter falschem Datum gedruckte Brief in der »Naturwissenschaftlichen Correspondenz«, II, 95) und schrieb auch eine Kleinigkeit darüber nieder. Dies geht schon aus der Tagebuchnotiz vom 16. Mai hervor (S. 218) und wird durch die Bemerkung in den Briefen an Nees, 10. August (Naturw. Corr. II, 38) bestätigt. Der kleine Aufsatz aus K. u. A., V 1 ist von A. G. Meyer und Witkowski, »Aufsätze über bildende Kunst« D. N. L. 30, 490 f. gedruckt. Am 24. October desselben Jahres notirte Goethe im Tagebuch IX, 287: »kam eine Sendung von Herrn Zanoli aus Köln, Bilder des Kölner Karnevalszuges enthaltend«. Wenige Monate später, Fastnacht 1825, 3. Februar, schrieb Goethe das Gedicht »Der Kölner Mummenschanz« (Werke W. A. III, 165 fg., vgl. dazu 417—19). Zur Ergänzung für die Jahre 1824—26, denn solange erhielt sich Goethes Interesse, ist auf die »Naturw. Corr.« II, 103 fg., 107, 157, 121, 123 fg., 125, 150, 154 zu verweisen.

Nr. 11. Auch noch durch unseren Brief wird Goethes Antheilnahme am Kölner Carneval bezeugt. Sonst ist zu seiner Erklärung nichts hinzuzufügen, als daß, wie aus Adelens hier ausgelassener Antwort vom 5. Mai hervorgeht, die von ihr erbetenen und von Goethe übersendeten Papiere für einen Herrn Leist bestimmt waren. Mit dem eben erwähnten Brief übersandte Adele ein Kleidchen für Alma und befriedigte manche wissenschaftliche Neigungen Goethes, indem sie ihm seitens eines berühmten Sammlers in Crefeld Versteinerungen schickte, Hyacinthen in Basalt aus dem Siebengebirge anbot

Digitized by Google

und sich bereit erklärte, ihm kleine römische Alterthümer zu verschaffen.

Nr. 12. Auf alle diese Punkte ging Goethe in seiner Antwort ein. Der auch von ihm erwähnte Crefelder Sammler war Friedrich Wilhelm Hönninghaus aus Crefeld, Chef eines großen Handelshauses, zugleich Liebhaber der Naturwissenschaften, besonders der Mineralogie, ein durch große Reisen und Studien vielseitig unterrichteter Mann. So nach Eckermanns Bericht vom 1. October 1828 (Gespräche VI, 328). Dem Briefe wurde offenbar ein Bild als Geschenk zu Adelens Geburtstag (12. Juni) mitgegeben, wofür sie sich in einer ausgelassenen Stelle des folgenden Briefes bedankte, ferner Medaillen, wie sie seit dem Jahre 1825 von Goethe häufig zu kleinen Geschenken verwendet wurden. Sie waren für den eben erwähnten gütigen Spender und für Adelens Freundin, Frau Mertens, bestimmt, deren Name hier zum ersten Male erscheint und von der bald ausführlicher geredet wird. Auch die Freude der also Beschenkten bekundete Adele in einer ausgelassenen Stelle des folgenden Briefes. Die Mutter, die das Packet mitnahm, reiste (Düntzer, 202) am 20. Mai zu ihrer Tochter.

Nr. 13. Wenige Wochen später traf Weimar und die Getreuen Goethes ein schwerer Schlag. Der Großherzog Karl August war am 14. Juni 1828 gestorben. Auf diesen Verlust spielt der Anfang unseres Briefes an. In einer ausgelassenen Stelle des Briefes (eine andere ist bereits in der vorigen Nummer erwähnt) wünschte Adele Aufträge für Düsseldorf, wo Wilhelm Schadow, Immermann und »unser kleiner Kolbe« seien und bekannte ihre Freude über die Bilder in der Bonner Aula. Von zwei Correspondenten, die sie erwähnt, und drei von ihr genannten Bonner Professoren muß mit ein paar Worten gesprochen werden. Unter *Wolff* wird wohl der Schauspieler P. A. Wolff verstanden sein. Allerdings war er damals schon sehr krank und müßte von der Reise aus geschrieben haben, da er erst am 14. August in Weimar ankam (Martersteig, Wolff, S. 175). Ein Zeugniß der guten Bekanntschaft *P. A. Wolffs* mit Johanna Schopenhauer (vgl. ihre Grüße an den Schauspieler in den Briefen an Holtei, Lpz. 1870, S. 7) liegt in einem 2 Quartseiten großen Schreiben des Ersteren an die Letztere vor (undatirt, Bonner Universitätsbibliothek). Freilich kann es nicht das hier gemeinte sein, sondern muß aus Berlin und aus Wolffs gesunden Tagen stammen; interessant ist es hauptsächlich deshalb, weil es eine besondere Intimität des Schreibers mit Gerstenbergk verräth. (Oder sollte doch O. L. B. Wolff gemeint sein, vgl. Johanna a. a. O. S. 37?)

Gerstenbergk, von dem ich eine ziemliche Anzahl Briefe im Nachlaß der Therese Huber besitze, welche auch einzelne

Digitized by Google

Nachrichten über die Weimarer Gesellschaft, jedoch nichts über Goethe enthalten, trat mit Therese als Mitarbeiter des »Morgenblattes« in Verbindung. Er war 1780 geboren und starb 1838. (Vgl. Grisebach, Schopenhauer. Geschichte seines Lebens S. 287.) Er ist wohl derjenige, an den zwei Briefe Goethes in der »Naturw. Corr.« 1823 gerichtet sind. (Die ihm in Goedeke Grundriß, a. A. III, 1063 zugeschriebenen Schriften über Goethe gehören nicht ihm, sondern dem Kanzler Friedrich von Müller an.)

Die drei Bonner Professoren *D'Alton, Münchow, Schlegel*, gehörten zu Adelens näherem Umgangskreise in Bonn. Sie sind auch alle zu Goethes Bekannten zu rechnen. Am wenigsten K. D. v. Münchow, 1778—1836, obwohl er zuerst Professor in Jena gewesen war, ehe er als Astronom nach Bonn ging. Goethe gedenkt seiner in den Werken nur einmal (W. A. Naturw. Schriften XII, 156) und hat auch, so weit bisher bekannt, nur in ganz gelegentlichem Briefwechsel mit ihm gestanden. Doch wird, außer dem bei Strehlke erwähnten Brief je ein solcher von und an Münchow genannt, Tageb. 28. Aug., 3. Sept. 1820. Der Brief war von einem Kupfer Martin Schöns begleitet. Die Antwort dankte dafür und ging auch auf die übrigen Punkte des Briefes ein. Daß er Goethe mit Verständniß las, geht aus der Schilderung vom 16. Januar 1830 hervor. — Weit näher mit Goethe war *D'Alton* bekannt. Joh. Wilh. Ed. D'Alton, 1772—1840, der mit dem Schlegelschen Kreise liirt, gern als Urbild des Hauptielden im Roman Florentin in Anspruch genommen wurde, wird von Goethe als Besitzer von Kupferstichen mehrfach erwähnt (G.-J. IX, 306), wegen seiner Leistungen auf physiologischem Gebiete gerühmt (G.-J. IV, 410), als Naturforscher im Allgemeinen ehrenvoll genannt. (Gespräche VI, 59, VII, 323. Vgl. auch die an ihn gerichteten Briefe G.-J. XI, 217, 221 fg.) Er war, nachdem er 1800 und 1807 längere Zeit in und bei Weimar gelebt hatte, 1825 einmal bei Goethe (Gespräche V, 173) und wurde mehrfach von ihm beurtheilt und angeführt. (Vgl. »Annalen« ed. Biedermann, Nr. 1117 und 1131 und die vielen über ihn handelnden Stellen der »Naturw. Schriften«, W. A. Bd. 7—10.) Seine Briefe an Goethe (Naturw. Corr. I, 1—29) sind, wenn auch hauptsächlich wissenschaftlich, doch erfüllt von Ausdrücken einer verehrungsvollen, fast zärtlichen Neigung.

Nicht ungetrübt dagegen war A. W. *Schlegels* Verhältniß zu Goethe. Eine Darstellung dieses Verhältnisses soll hier um so weniger gegeben werden, als nach der Darbietung der ersten sieben Briefe Schlegels an Goethe (G.-J. XVIII, S. 76—100) eine Veröffentlichung der gesammten Briefmasse (65) in naher Aussicht steht. Das Zusammenarbeiten mit Schlegel gehört mehr der Zeit von »Hermann und Dorothea«, dem Kampf

Digitized by Google

für Schlegels Schauspiel Ion und dessen Aufführung in Weimar an, und war im Wesentlichen 1803 zu Ende. In den von E. Böcking mit großer Genauigkeit (vgl. G.-J. XVIII, 95) herausgegebenen Briefen Goethes an Schlegel (Leipzig 1846) ist von 1804—24 eine große Lücke, und die bisher veröffentlichten Briefbände d. W. A., die bis 1810 reichen, füllen diese Lücke nicht aus. Aus den »Gesprächen« kann man leicht erkennen, daß Goethe auch schon vor der Zeit, in der Eckermann seine Meinung gelegentlich dem Meister unterschiebt, keine sonderliche Liebe zu den Brüdern empfand. Schon 1808 tadelte er ihre Herrschsucht, verglich sie mit den Dominospielern, die nur den Stein loben, an den sie den ihrigen anschieben könnten. Er beklagte ihre Unredlichkeit und schob ihnen unter, daß sie Tieck auf den Schild erhoben hätten, nur, weil er, Goethe, ihnen zu mächtig gewesen. Ja, er zieh sie geradezu der Charakterlosigkeit. Auch die Leistungen A. W. Schlegels in der späteren Zeit lobte er nicht unbedingt. Die »Calderon«-Uebersetzung wollte er nicht als Meisterwerk gelten lassen. Bei Gelegenheit eines berühmten Gespräches über Molière wurde Schlegels Gelehrsamkeit zwar gelobt, aber seine Kleinlichkeit und Einseitigkeit getadelt. Auch nach dem Besuche, den Schlegel bei Goethe machte (24. April 1827) wurden ihm zwar große Ehren zu Theil, die Beurtheilung änderte sich aber nicht zu seinen Gunsten (vgl. f. d. Vorhergehende, Gespräche III, 14 f., 182, 183, 201, 205; V, 61, 234, 290; VI, 79 ff., 113). Diesen Besuch bei Goethe hat Adele wohl im Auge, wenn sie von der Versöhnung Goethes spricht. Als neues Streitobject wurden von Schlegel nun die Stellen betrachtet, die sich in der von Goethe herausgegebenen Correspondenz mit Schiller fanden. Die beiden ersten Bände mit der Jahreszahl 1828 können erst ganz am Ende des Jahres erschienen sein. Am 28. October erbat Goethe die Aushängebogen, am 30. November bezeugte er den Empfang des ersten Bandes (an Cotta bei Vollmer »Briefw. zwischen Schiller und Cotta« S. 587). Diese Veröffentlichung traf Schlegel in einer kampflustigen Stimmung. Er hatte, unter dem Titel »Berichtigung einiger Mißdeutungen«, Berlin 1828 eine Schrift geschrieben, in der er sich gegen Angriffe von katholischer und protestantischer Seite, und zwar in einer französischen Zeitschrift und in der »Anti-Symbolik« von J. H. Voß, wehrte und zugleich nicht ohne Gehässigkeit gegen seinen Bruder auftrat, so daß Friedrich und Dorothea recht unwillig über den lieblosen Bruder wurden (vgl. den Brief der Letzteren an Boisserée, S. B. I, 519 fg.). In dieser streitbaren Stimmung mußte Schlegel durch Goethes Veröffentlichung um so empfindlicher getroffen werden, als er im ersten Theil seiner »Kritischen Schriften« (Berlin 1828, Vorrede unterzeichnet Februar)

Digitized by Google

drei Aufsätze über Goethe und zwar über »Torquato Tasso«, »Die Römischen Elegieen«, »Hermann und Dorothea« wieder abgedruckt hatte, die in verschiedenen Zeitschriften, 1790—97, zum ersten Male erschienen waren und große Anerkennung von Goethes Werken enthielten.

Das Gedicht Schlegels (oben S. 76) ist nicht das einzige, das Schlegel zu Goethes Geburtstag gemacht hat. Auch aus dem Jahre 1826 ist ein solches erhalten. (Beide in den Werken ed. Böcking Band 1.) Einer freundlichen Mittheilung zufolge befindet sich das erstere Gedicht (das auch, vgl. Goedeke, Grundriß 2, VI, 15, im Wendtschen Musen-Almanach, 1831, S. 111—113 abgedruckt war), in einem Separatdruck »Zu Goethes Geburtstagsfeier« am 28. August 1829, 2 Blätter 8° mit einigen Begleitzeilen vom 29. August im Goethe- und Schiller-Archiv.

Aus Schlegels Gedicht mögen die drei Hauptstrophen, die Adelens Urtheil gewiß rechtfertigen, folgen:

Dein denk' ich hier, Verkündiger des Schönen!
Der Musen Bot' an das Jahrhundert! Goethe!
Du lehrtest Harmonie in allen Tönen,
Der Harfe, der Posaun' und sanften Flöte.
Wo giebt es Lorbeern, die dein Haupt nicht krönen?
Du kamest im Geleit der Morgenröthe:
Sei Tithon denn, stets geistig neu geboren,
Geliebt und nie betrauert von Auroren!

Gleich jenem Baum, dem Liebling der Pomone,
Der Nektar-Aepfel trägt mit goldnen Schalen,
Dem weiße Blüthen aus der dunklen Krone
Zugleich mit Früchten jedes Alters strahlen,
Ausathmend Balsamduft der sonn'gen Zone
In der glücksel'gen Inseln stillen Thalen:
So ward, ein Sprößling aus den Hesperiden,
Der Dichter unserm Vaterland beschieden.

Er überwölbt es mit den schatt'gen Aesten
Weit von den Alpen zu des Belts Gestaden.
Wie wir am Rhein, ist manche Schaar von Gästen
Zu gleicher Feier, nah und fern geladen;
Viel Stimmen schallen heut in Ost und Westen,
Erwünschend ihm des Himmels reiche Gnaden:
Der Deutschland so viel Herrliches gegeben,
Soll in der Deutschen Brust unsterblich leben.

Die fernere Aeußerung Adelens betr. Ueberlassung Goethischer Handschriften an Schlegel findet eine merkwürdige Bestätigung in 2 Blättchen, die sich in Bd. 9 der

Digitized by Google

Schlegelschen Briefsammlung (k. ö. Bibl. in Dresden) erhalten haben. Das eine (geschrieben) enthält mit der Unterschrift »Weimar d. 28. August 1829« und dem Namen die Verse: »Unmöglich scheint immer die Rose, / Unbegreiflich die Nachtigall«, das andere »gedruckt«, aber mit autographer Namensunterschrift, ferner vor dem obigen Datum das Wörtchen »erneut« Goethes Gedicht »Am Acht und zwanzigsten August 1826«.

Schlegels Plan, Schillers Briefe an ihn herauszugeben, (vgl. Nr. 18) wurde weder damals von ihm ausgeführt, noch 1837, obwohl er in diesem Jahre die Briefe an Tieck überschickte und diesem erlaubte, damit nach eigenem Gutdünken zu verfahren, nur nicht, sie getrennt oder zerstückelt herauszugeben. (Holtei »Briefe an Tieck«, III, 307.) Die Andeutung der Absicht, in dem Briefe an Tieck, 15. Juni 1830 (a. a. O. III, 298) ist wichtig, weil sie in ihren Aeußerungen über »den kranken Uhu Schiller« an traurige Exclamationen aus den Zeiten und dem Kreise der Frau Karoline erinnert. »Auf Goethe« heißt es dort, »bin ich eigentlich nur deswegen böse, weil er durch Bekanntmachung solcher Erbärmlichkeiten sich und seinen Freund so arg prostituirt«. In Schillers Briefen an Goethe sind viele spöttelnde Stellen aus den Xenienjahren neben manchen anerkennenden z. B. 6. Okt. 1797 und noch 16. August 1799. Verdrießlich mußte Schlegel über eine Stelle vom 22. Okt. 1799 werden, die seinen Uebersetzerruhm antastete, vornehmlich wurde er aber empfindlich berührt durch kurze Aeußerungen, die der Brüder Wesen verwarfen: 23. Juli 1798 und längere Ausführungen, die die Verkehrtheit und üble Wirkung ihres Treibens grundsätzlich ablehnten: 27. Juli 1798, 26. Juli 1800. Die für unsern Zweck beachtenswertheste Stelle des an Tieck gerichteten Briefes, die litterargeschichtlich auch deswegen wichtig ist, weil in ihm schon der Plan erwogen wurde, Friedrich Schlegels Jugendschriften herauszugeben, ist der Anfang, der so lautet:

»Hier sende ich Dir einige Späße, welche ich Dich bitte mit aller möglichen Discretion anonym in einer der gelesensten Tageblätter zu bringen, deren ja eine Menge in Deiner Nähe erscheint. Hast Du diese erst fein säuberlich angebracht, dann will ich Dir noch einige esoterische, bloß zu Deinem Ergötzen mittheilen«.

Aus den unmittelbar darauf folgenden Worten geht hervor, daß diese Spässe sich gegen den Goethe-Schillerschen Briefwechsel richteten. Tiecks Antwort ist nicht bekannt, auch in dem Handschriftenbande der Dresdner Bibliothek, welcher die Briefe der Brüder Tieck an Schlegel enthält, nicht erhalten. Die Epigramme Schlegels gegen den Schiller-Goethischen Briefwechsel wurden theils in die Blätter für liter. Unter-

Digitized by Google

haltung 1830, theils in Wendts Musenalmanach 1832 aufgenommen, und sind jetzt (im Ganzen 10) in Schlegels sämmtlichen Werken ed. Böcking, Leipzig 1846, II, S. 204—207 abgedruckt. Aber gegen Goethe, vornehmlich gegen Schiller sind noch manche andere, gleichfalls meist zuerst in jenem Almanach veröffentlichte gerichtet. Sie haben es mit Schillers Uebersetzungskunst, mit seinem Lied von der Glocke, mit der Unfähigkeit Beider Hexameter zu machen, mit Schillers undeutschen (schwäbischen) Reimen zu thun; sie verspotten Goethes Bemühungen seine sämmtlichen Werke herauszugeben und dafür die Gunst des Publikums und den Schutz des deutschen Bundes zu gewinnen, sie treten scharf gegen Zelter auf. Die meisten sind sehr grob, nicht immer witzig, athmen den ganzen ehemaligen Haß der Schlegelschen Gemeinde gegen Schiller und stechen, nicht eben zu ihrem Vortheile, von dem verehrungsvollen Tone ab, den Schlegel noch 1829 (s. oben) angeschlagen hatte (Werke II, 225: »Mangel an Beruf. Schweizerisch« geht auf H. Meyer, gegen den auch die Stelle über die »Kunst Bavian« an Tieck 1830 gerichtet ist). — (Nachdem dies geschrieben war, bemerkte ich, daß Minor auf diese Gedichte, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1887, 38, S. 742 ff. hingewiesen hat).

Goethes Werke, von denen Adele sprach, die A. l. H. begannen 1827 zu erscheinen. Die ersten 20 Bände lagen Ende 1828 vollendet vor. Der 29. Band (1829 erschienen), von dem oben (S. 80 fg.) gehandelt wird, enthielt den zweiten römischen Aufenthalt.

Die Charakteristik der Frau *Mertens* wird in dem folgenden Briefe (Nr. 14) sehr schön ergänzt. Sie gehört mit der Beschreibung des Begasschen Bildes und der Schilderung des Eindrucks, den der römische Aufenthalt und die Correspondenz mit Schiller hervorrief, zu den litterarisch-werthvollen Theilen von Adelens Briefen. In etwas anderem Lichte erscheint die hier so vortheilhaft charakterisirte Frau Mertens in mannigfachen Bemerkungen der mit ihr eng befreundeten Annette von Droste-Hülshoff (Briefe an L. Schücking, besonders S. 112, 195 fg.). Der Gatte der genannten Frau starb 1842, und die Freundin schrieb über die hinterlassene Wittwe: »Sie ist doch sehr erschüttert und mit Recht, denn sie haben eine wahre Höllenehe geführt, und die Schuld stand ganz zu gleichen Theilen. Vielleicht wird sie jetzt wieder liebenswürdiger, da der wenigstens angebliche Grund zu dem ewigen innern Grimmkochen wegfällt; doch fürchte ich, es sei ihr mehr Natur«. Aber auch sonst hatte Annette an dem raschen fast jähzornigen Charakter der Frau manches auszusetzen. Nach der Erzählung einzelner überaus seltsamen Züge schloß sie eine solche Darlegung mit der Bemerkung: »Sie ist eine

Digitized by Google

sonderbare Frau, es sind grandiose Elemente in ihr, aber wunderlich durcheinander gewürfelt und mit Widersprechendem versetzt; sie erläutert mehr als sonst Jemand, wie sich die Extreme berühren«. Aehnliche Seltsamkeiten der merkwürdigen Frau berichtet dieselbe Annette in Briefen an Schlüter (Münster 1880) S. 67, das. auch einzelne Erwähnungen der Adele, z. B. S. 99—174 fg. vgl. auch 208 fg. (ein Brief Adelens 1837, das. S. 100—102). — *Alwine* ist die Schwester des Buchhändlers Fr. J. Frommann 1800—1875, eine Freundin Adelens. Sie lebte später in Berlin im Hause des Ministers von Altenstein und starb als Vorleserin der Kaiserin Augusta (vgl. über sie die neuerdings zum ersten Mal veröffentlichte hübsche Stelle M. Veits in dem von mir Frankfurt 1897 herausgegebenen Briefwechsel von M. Sachs und M. Veit, Juli 1839, S. 20 fg.). — *Tiecks* Aufenthalt in Weimar, von dem hier gesprochen wird, kann ich nicht nachweisen. Ein anderer bekannterer, an dem Adele theilnahm (s. Düntzer), fällt Anfang Oktober 1828. Ueber diesen ist theils eine kurze Aeusserung Eckermanns bekannt (Gespräche, Biedermann VI, 344), theils eine längere Erzählung der Jenny von Pappenheim, wonach Tieck nicht die Beachtung fand, die er wünschte und beanspruchte. (Vgl. dagegen Johanna an Holtei, S. 33 fg.) Denn durch seine Novelle, »Die Verlobung« 1823, wo er für Goethe eingetreten war, hatte er neuerdings Goethes Gunst erworben (vgl. »Invectiven« W. A. V, 189, die kurze Anzeige aus K. u. A. IV, 3, Aufsätze zur Litteratur, Witkowski, D. N. L. 32, 78, woselbst in einer Anmerkung die weitere Litteratur und »Gespräche« X, 110).

Nr. 14. Dem Briefe gehen einige undatirte aber durch ihre Stellung in den Quartalheften sicher zu datirende Billette voraus. Das Kunstwerk, zu dessen Vorführung die Künstlerin von Goethe ermuntert wird, war ein für die Freundin, Frau Mertens, bestimmter Tisch, über den sie in zwei kleinen Billetten, Oktober 1828 und vermuthlich unmittelbar vor unserem Briefe, 4. Februar 1829 handelt. Für diese Arbeit hatte sie aus der Bibliothek einige Werke, in denen sich Blumenabbildungen fanden, erbeten und erhalten. Adele wünschte ihr Werk zuerst vor allem Goethe vorzuführen. In einem andern Billet, November 1828, erbat sie einen ihr versprochenen Hexameter Schillers, »Lieder Riems«, die sie irgend wie Goethe zu Gehör bringen wollte und erinnerte daran, daß Dr. Kleefeld in Danzig die ihm bisher von Jena aus gesendeten Wetterbeobachtungen seit sechs Monaten nicht erhalten hätte. In einem ferneren Billet, jedenfalls vom 6. Februar, sendete sie einige Abdrücke aus der Mertensschen Sammlung und die später noch einmal zu erwähnende Novelle ihrer Mutter, »Des Adlers Horst«.

Digitized by Google

Nr. 15. Adele war, wie aus dem vorigen Brief und ihren in den Anmerkungen dazu erwähnten Billetten hervorgeht, (vgl. auch Briefe der Johanna an Holtei, bes. S. 9, 31), den Winter über in Weimar gewesen; im Frühjahr 1829 ging sie wieder nach Unkel, um bis zu Goethes Tode nicht wieder nach Weimar zurückzukehren. Die Mutter folgte ihr erst am 2. Juli (Düntzer S. 204), war also vor der Abfassung unseres Briefes mit der Tochter vereint. In den ausgelassenen Stellen klagte die Schreiberin über die Unordnung des von ihr bewohnten, dem Gatten ihrer Freundin gehörigen Hauses und erzählte, wie sie mit ihrer Freundin häufig tagelang zusammen sei, nachdem sie die kleine Nachenfahrt zu einander gemacht hätten. In einer, der Charakteristik dieser Freundin folgenden Stelle bat sie nochmals um die dieser bestimmten Zeichnungen und um die Herrn de Noël zugedachten Medaillen, »der Ihnen die antike Schale schickte«. (Sie kann also nicht, wie Hüffer S. 157 annimmt, erst zum 80. Geburtstage nach Weimar gesendet worden sein.) Welche antike Schale gemeint ist, läßt sich ohne nähere Beschreibung nicht nachweisen, da mehrere solche Schalen, kleine und große, wie Ruland freundlichst angibt, vorhanden sind.

Nr. 16. Goethe genügte, wie aus diesem Briefe hervorgeht, den Wünschen der jüngeren Freundin vollkommen. Er hatte wohl schon die Absicht, die erbetenen Sachen Frau Johanna mitzugeben, denn im Goethe-Schiller-Archiv findet sich ein eigenhändiges Billet, auf dessen Vorderseite Johanna Schopenhauer geschrieben hat: »Goethe den 23 Juny 1829«. Das Billet lautet:

»Unter tausendfachen Glückwünschen zur unternommenen Reise erbitte mir hierunter den Nahmen von Adelens Freundin in Cölln. G«

Die große Sendung Goethes ist offenbar die, von der Düntzer, S. 204 f. ausführlich berichtet. Das Couvert, in dem die Bildchen und Sprüche sich befanden, ist noch im Nachlasse Adelens vorhanden. Ein eigentlicher Glückwunschbrief Adelens zum 80. Geburtstag ist, wie es scheint, nicht geschrieben, wenn nicht ein Brief fehlt (vgl. u. S. 111); vielleicht bezieht sich auch auf dieses Ausbleiben des erwarteten Briefes die Stelle »Am 28. haben Sie uns wirklich gefehlt«.

Ueber den Bildhauer *David* und seine Kolossalbüste ist nur kurz zu bemerken, daß Jean Pierre David, 1789—1856, am 23. August 1829 nach Weimar kam und dort 18 Tage blieb. Er arbeitete dort an einem Medaillon Goethes (vgl. die »Schätze des National-Museums« Bl. 43 und Rulands »Erläuterungen« das. S. 36) und machte Skizzen zu seiner Kolossalbüste, die am 14. Juli 1831 in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufgestellt wurde, wo sie noch steht. Ueber die persönlichen Berührungen mit David nach dessen Aufzeich-

Digitized by Google

nungen vgl. »Gespräche« VII, 114 fg., 124 ff., 137, 150 fg. — Die Lücke in Goethes Briefe ist doch wohl »Frau Mertens« auszufüllen, obwohl dieser Name am Anfang des Briefes schon einmal steht; es ist wenigstens keine Frau bekannt, mit der Adele damals in so engen persönlich-litterarischen Beziehungen stand.

Nr. 17. Als der vorige Brief bei Adele ankam, 10. September, hatte sie schon ein großes Stück einer Epistel geschrieben, deren Anfang, ein nachträglicher Geburtstagsglückwunsch, nicht mitgetheilt zu werden braucht. Ebensowenig war es nöthig, eine Anzahl Notizen über Münchows Privatverhältnisse abzudrucken. Gleichfalls ausgelassen ist eine Stelle über eine Frau Goulat aus Frankfurt, mit der Adele malte. Am Schlusse ihres Briefes handelte sie in einer gleichfalls nicht mitgetheilten Stelle über des Kanzlers von Müller glücklich-unglückliche Reise nach Genua und über die wenig zufriedenstellenden Berichte, die Gerstenbergk aus Eisenach schickte.

Boisserée, der hier zum ersten Male genannt wird, verdient eine längere Erwähnung.

Die Beziehungen der Schopenhauerschen Damen zu Boisserée beginnen ziemlich früh. Die Bekanntschaft der Johanna mit Boisserée wurde vielleicht durch Goethe vermittelt (vgl. die Aeußerung der ersteren in den Gesprächen X, 79). Schon vom 14. Januar 1821 ist ein Brief der Johanna erhalten (S. B. I, 387), aber bereits einige Jahre früher hatte Frau Johanna dem eifrigen Sammler bei dem Publikum einen nicht unbeträchtlichen Dienst geleistet durch ihre ausführliche, auch von der persönlichen Bekanntschaft Zeugniß ablegenden Beschreibung der Boisseréeschen Gemälde, die sie in ihre »Ausflucht an den Rhein« aufnahm. (Zuerst erschienen Leipzig 1818, abgedruckt »Werke«, Leipzig und Frankfurt 1830 II, 144—192.) In der Goethe-Boisseréeschen Correspondenz wird auf den Verkehr beider Familien erst in einem Briefe Goethes 1825 hingewiesen (S. B. II, 396).

Eine nähere Verbindung entwickelte sich seit 1826. Von ihr legt ein freundlicher Dankbrief der Frau Johanna (S. B. I, 470 fg.) Zeugniß ab. Dieses freundliche Verhältniß wurde durch ein Zusammensein beider Familien am Rhein gekräftigt. Goethe muß davon in einem vielleicht verloren gegangenen Briefe (vgl. S. 110.) Kunde erhalten haben, denn er schreibt schon, 2. September 1829 (S. B. II, 519), daß er es durch »unsere wackere, gute, uns wahrhaft fehlende Freundin Adele« erfahren habe. In diesem Briefe kündigte er auch das oben erwähnte Kästchen an und kam am 3. nochmals darauf zurück; Adele bedankte sich für den ihr zugänglich gemachten Brief (undatirt S. B. II, 520). Die Briefe, mit denen Adele die Gaben

Digitized by Google

Goethes an ihre Freundin Frau Mertens und Herrn de Noël beförderte, sind G.-J. XIV, S. 158 fg. gedruckt. Ein hübscher Nachklang von diesem Zusammensein in Bonn ist in dem Briefe der Frau Johanna vom 2. November 1829 erhalten (S. B. I, 550), wo auf unseren Brief Nr. 16 hingewiesen wird. — Der »Vergleich der beiden Wanderjahre« mit dem laut Adelens Bericht Boisserée beschäftigt sein soll (Goethe sprach davon in seinem Briefe nicht ausdrücklich), ist nicht etwa ein Vergleich der Goethischen und der »falschen Wanderjahre«, sondern ein Vergleich der beiden Goethischen Fassungen, deren eine 1821 und deren andere eben damals 1829 erschienen war. — Die litterarische Thätigkeit der Mutter war damals keine sehr große. Im Laufe des Jahres 1829 erschien in zwei Taschenbüchern je eine Novelle »Des Adlers Horst«, von der vorher schon einmal gesprochen ist und »Die Schwestern«. Die Reisebeschreibung wurde unter dem Titel »Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahre 1828« Leipzig 1831, 2 Bde., veröffentlicht.

Als eine Art Ergänzung zu dem eben besprochenen Briefe gehört ein Bruchstück, 2 Seiten, von Suphan datirt: 1829, September. In ihm erzählt Adele von ihrem Leben mit der Mutter und Frau Mertens, daß sie lese, modellire, zeichne. Dann schreibt sie: »Noch einiges aus Ihrem Brief möchte ich erwidern, die Nachricht von Aufführung des ‚Fausts', wüßte ich nur Genaueres darüber und die interessante Erscheinung Davids. In künstlerischer wie in gemüthlicher Hinsicht gehen sie Keinem verloren, da er ein Denkmal hinterläßt. Was er aber als Gast im Hause war, ist mir undeutlich und doch ist das immer wichtig«. Von der Faustaufführung (28. Aug. vgl. z. B. Gespräche VII, 131 fg.) hatte Goethe selbst nichts geschrieben. Sie möchte, wie sie ferner mittheilt, Goethes Enkel am Rhein bei sich sehen. Sie grüßte die Weimaraner, besonders Riemer, »dessen Sonett sehr schön ist«. (Zu Goethes Geburtstag; Riemer hat seit 1826 keine Gedichtsammlung veröffentlicht.) Am 30. September fügt sie hinzu: »Da Sibylle erst gestern die auf der Post verspätete Einlage schickte, so mußte mein Brief liegen bleiben«.

Nr. 18. Mit einem Glückwunsch zum neuen Jahr und einer Klage, keinen Brief von Goethe, die erwartete Antwort auf ihre beiden letzten Briefe, erhalten zu haben, beginnt unser Schreiben. Das schöne Urtheil über die Schiller-Goethische Correspondenz bedarf keines weiteren Commentars. — *Jean Pauls Briefe* sind der erste Band des Briefwechsels von Jean Paul mit seinem Freunde *Christian Otto,* der 1829 in Berlin erschien. — Das *erneuerte Geburtstagslied* ist ein mit dem Datum zum 28. August 1829 versehenes, aus drei verschiedenen Divansprüchen zusammengesetztes Gedicht Goethes, das an

Digitized by Google

Adele in verschiedenen Exemplaren geschickt wurde (vgl. dagegen S. 106 fg.).

Bei dieser Erwähnung Goethischer Sprüche oder Handschriften, die Adele ihren Freunden verschaffte, oder in Goethes Auftrage weiter sendete, mag auch auf ein undatirtes und schwer einzureihendes Zettelchen der Adele verwiesen werden, das der Vollständigkeit wegen hier stehen kann.

»Eine Abgereiste bittet um die versprochene Handschrift für den Musik-Director Klasing in Hamburg. Adele«.

Der also Beschenkte, wenn er überhaupt beschenkt worden ist, gehört jedenfalls nicht zu Goethes Bekanntenkreis. Auch litterarisch scheint er nicht hervorgetreten zu sein.

In einer ausgelassenen Stelle unseres Briefes schrieb Adele ähnlich wie schon früher über ihren Bonner Umgangscirkel und kündigte einige Kunstsachen an, von denen noch im Folgenden die Rede ist. — Die zum Schluß erzählte Bonner Skandalgeschichte von *Nees von Esenbeck* »dem Präsidenten« wie Goethe Nr. 19 sagt, nämlich der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Wissenschaften, eine Würde, die er seit dem 3. August 1819 bekleidete, betrifft einen mit Goethe eng verbundenen Gelehrten, der als Mitarbeiter der Jenaer Litteratur-Zeitung schon 1804 in Goethes Gesichtskreis trat und seit 1816 briefliche Verbindungen mit ihm unterhielt. Dieser Briefwechsel mit Goethe, 1816—1831, in dem die Briefe Goethes beider Correspondenten nicht vollständig mitgetheilt werden, füllt 78 Nummern der »Naturw. Correspondenz«. Nees wurde von Goethe sehr geschätzt und, außer in vielen Briefen an Andere, mehrfach in den »Annalen« und vielen Stellen der »Naturw. Schriften« erwähnt.

Bei Goethe war er am 18. März 1819 (vgl. »Gespräche« IV, 5, vielleicht auch auf der Rückreise, siehe »Annalen«, z. d. J.), wo er verbindlichst aufgenommen und durch von Müller, der dies berichtet, als ein kleiner, hagerer, munterer und ansprechender Mann geschildert wurde, woraus weder auf eine besondere Schönheit noch Häßlichkeit zu schließen ist. Nees, geboren 1776, gestorben 1858, seit 1818 Professor der Botanik in Bonn, war vermählt mit Elisabeth Jacobine von Metthing. Sie nannte sich und wurde von den Freunden Lisette genannt. Sie war (die nachfolgenden Mittheilungen sind den von Herrn Pfarrer Dr. Dechent mir freundlichst zur Verfügung gestellten Auszügen aus Frankfurter Kirchenbüchern entnommen) am 22. Mai 1783 geboren, wurde erst am 23. September des genannten Jahres durch den Pfarrer Willemer getauft; am 5. März 1804 privatim durch den Senior Hufnagel mit Nees in Frankfurt getraut, von diesem geschieden in Breslau am 10. November 1830 und nahm 1831 ihren früheren Namen wieder an, woraus sich die

Berichte einzelner Historiker erklären, die sie Frau von Metthing genannt haben. Diese Angaben dienen als Ergänzung und theilweise als Berichtigung zu den Mittheilungen, die ich über die merkwürdige, kluge und eigenartige Frau in meinem Buche »Karoline von Günderode und ihre Freunde«, Stuttgart 1895 gemacht habe. Wenn sie in dem dort, S. 46 ff. abgedruckten Briefe nach ihrer Frankfurter Trauung von ihrem Aufgebot spricht, so erklärt sich das daraus, daß man offenbar in Frankfurt die nöthigen Formalien versäumt und durch die sich daraus ergebenden »langweiligen Geschichten« erst in fataler Weise an das Landesübliche erinnert wurde. Der Pfarrer von Sickershausen forderte gewiß die Nachholung des in der Eile unterlassenen Aufgebotes. (Die Bemerkungen eines Rezensenten im »Euphorion« Bd. II, S. 410 sind daher wie viele andere Ausstellungen derselben Rezension gänzlich hinfällig.) Da die Hochzeit des Neesschen Paares also Anfang 1804 stattfand, so konnte Adele 1830 ganz wohl von einer sechsundzwanzigjährigen Ehe sprechen. Dagegen ist Nees' Alter mit 56 Jahren nicht ganz richtig angegeben. Auch die Behauptung, daß Lisette die zweite Frau von Nees gewesen ist, ist richtig; die erste war 1802 nach nur einjähriger Ehe gestorben (vgl. A. D. B. 23, 368). Adelens Mittheilung, daß Nees die erste Frau entführt habe, kann ich nicht controlliren. Ihre Nachricht, daß er auch Lisette habe entführen wollen und gegen den Willen der Eltern geheirathet habe, mag auf Wahrheit beruhen. Daraus möchte sich die schnelle, ohne Aufgebot vollzogene Trauung erklären. Die Charakteristik der Lisette, wie sie Adele giebt, stimmt recht wohl zu dem Eindruck, den man aus ihren interessanten und bedeutenden Briefen gewinnt. — Die kühle, fast abweisende Art, in der Goethe (Nr. 19) von Nees spricht, veranlaßte ihn aber nicht, den Verkehr mit jenem abzubrechen. Eine Weile freilich war die Verbindung unterbrochen. Erst am 5. November 1830 (Naturw. Corr. II, 171 ff.) schrieb Nees aufs neue und begleitete wie gewöhnlich seinen Brief mit litterarischen Gaben. Auf diese Sendung hat Goethe jedenfalls durch Zusendung der deutsch-französischen Ausgabe seiner Pflanzen-Metamorphose (genauer Titel bei Hirzel, Verzeichniß, S. 108) reagirt. Ob er einen Brief dazu schrieb, geht aus dem sehr freudigen Antwortschreiben von Nees, 25. Juli 1831 (»Naturw. Corr.« II, 174 ff. dem letzten Stücke der langen Reihe), nicht hervor. Wie das Schreiben, das bei Strehlke II, 9 mit der Bezeichnung »etwa 1830/31« aufgeführt ist, datirt werden muß, ist nach einer Andeutung Suphans, eine sehr verwickelte Frage, vielleicht Anfang 1832. — Die Stelle, für die Nees seinen Dank so lebhaft bezeugt, steht in der erst in der Ausgabe von 1831 erschienenen Abhandlung »Wirkung dieser Schrift und

Digitized by Google

weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee« (vgl. W. A. Naturw. Schriften VI, 255); an ihrem Schluß heißt es: »so daß diesem vorzüglichen Mann an der Verbreitung jener naturgemäßern, lebendigern Ansicht der Pflanzenbildung der größte Antheil gebührt«.

K. D. Hüllmann, Historiker, 1765—1846, von 1818—1841 als bedeutender Lehrer und Verwaltungsbeamter der Universität Bonn thätig, hatte schon damals sein bedeutendstes Werk »Städtewesen des Mittelalters« erscheinen lassen, 1825—1829. In A. Delbrücks Skizze über Hüllmann (Adolf Schmidts Zeitschrift für allgemeine Geschichte VI, S. 1 ff.) findet sich zwar manches über Hüllmanns Persönlichkeit, aber nichts über seine Frau. Dagegen verdient eine Stelle dieses zeitgenössischen Berichterstatters hier eine Hervorhebung. »Unter den Werken unserer Dichtkunst giebt es eines, welches er nicht müde ward, immer von neuem zu lesen, vielleicht jährlich wiederholte. Und dieses war? Es war ‚Hermann und Dorothea'. Auch Goethes Elegie ‚Euphrosyne', welche er einst zufällig vorlesen hörte, machte auf ihn tiefen unauslöschlichen Eindruck. Doch vermochte dieses ihn nicht in das wunderwürdige Werk des Meisters und ähnliche sich zu versenken, vermuthlich aus Besorgniß, durch solche Nachgiebigkeit auf Nebenpfade verlockt zu werden, welche ihn von täglicher Verfolgung seines Lebenszwecks abwendig machen konnten«.

Nr. 19. Für die Zeichnung des Medusenhauptes, — sie hängt im Goethehause auf dem Treppenaufgang, links von der Thür mit dem Salve — auch für seine Vervielfältigung in Kupferstich kann auf G.-J. XIV, 159 verwiesen werden, die Vermittlerin ist natürlich Frau Mertens. Der Zeichner war *Odenthal,* über den daselbst gleichfalls Einzelnes zu finden ist. Professor *Walter* (S. 80) ist Ph. Fr. von Walter, 1782—1843, der von 1818—1830 in Bonn lebte, in letzterem Jahre aber wirklich nach München ging, wo er Professor und Leibarzt des Königs wurde. Er war mit Schlegel bekannt, der von seiner Bewunderung einer Stelle des »Fortunat« an Tieck schrieb. (Holtei III, 300.)

Nr. 20. Das Medusenhaupt, von dem schon in dem vorigen Briefe die Rede war, sollte nach einer am Anfang unseres Briefes stehenden Mittheilung abgegossen werden. — Das einzige Mitglied des Bonner Kränzchens, das bisher noch nicht genannt wurde, ist *A. Fr. Näke,* dessen »Wallfahrt nach Sesenheim« auf Veranlassung von Nees an Goethe geschickt wurde, 1827, und Goethes bekannte Erwiderung hervorrief. Näkes Arbeit wurde erst 1840 durch Varnhagen herausgegeben. Er war klassischer Philologe, 1788—1838, seit 1818 Professor in Bonn, hervorragender Lehrer; auch als Mensch durch heitere Geselligkeit in weiteren Kreisen angesehen und beliebt. — Ueber

Digitized by Google

seine Vorlesungen schreibt *Schlegel* einige Monate früher als unser Brief an Tieck a. a. O.: »Ich halte jetzt wieder meine Winter-Vorlesungen für Damen, die stärker besucht sind als je. Du würdest dort die schönsten Frauen und Mädchen aus Bonn beisammen sehen«. Am Schlusse des Briefes machte Adele in einer ausgelassenen Stelle von manchen häuslichen Sorgen Mittheilung, schickte einen Brief an Felix Mendelssohn, den sie dem Künstler nachzuschicken bat und berichtete von dem Engländer *Buller* aus Calcutta, durch den unterstützt sie englische Studien treibe.

Nr. 21. Am 27. Oktober 1830 war Goethes Sohn August in Rom gestorben; am 11. November hatte der Vater die Nachricht erhalten. Am 23. bekam Goethe einen schweren Blutsturz, erholte sich aber in der folgenden Woche wieder. Auf diese traurigen inneren und äußeren Erlebnisse bezieht sich der Schluß unseres Briefes. Der größere Theil des Briefes beruht auf einer Verwechslung, die in dem folgenden Briefe selbst berichtigt wird. — *G. A. Goldfuss*, 1782—1848, war allerdings Professor in Bonn, Mitarbeiter von Nees, dessen Gesinnungsgenosse er auch war, wurde aber von Goethe weder in den »Naturw. Schriften« noch in den »Annalen« und »Gesprächen« genannt. Goldfuß war seinem Hauptfache nach Zoologe, hatte sich aber auch als Physiker, Geologe und Naturphilosoph einen Namen gemacht. Auf Goethes Anfrage erwiderte Adele in einem nicht abgedruckten Theile des Briefes vom 21. Dezember: Goldfuß habe keine Schrift geschrieben, wie Goethe wünsche, sondern eine Abhandlung über Systematisirung der Thiere; dies sei eigentlich ein Briefwechsel zwischen Goldfuß und Nees, wobei der Erstere als Verfasser genannt sei, der Letztere werde wohl die Schrift an Goethe geschickt haben. In den Briefen von Nees findet sich über unsere Schrift nichts. Auch aus den mir vorliegenden bibliographischen Hilfsmitteln kann ich nichts Genaueres eruiren.

Unmittelbar vor Empfang des Goethischen Briefes, vermuthlich auf Grund guter, von Anderen empfangenen Nachrichten über Goethes Wohlbefinden, hatte Adele nochmals, 17. Dezember 1830, geschrieben und einzelne Blätter von »Mantegnas Triumphzug« angeboten, für den Goethe sich bekanntlich sehr interessirte (vgl. über Adelens Interesse daran oben S. 94). Sie schickte im Auftrage der Frau Mertens eine ganz alte Beschreibung des Heiligen Dreikönigskastens zu Köln, sendete außerdem eine Zeichnung des Hauses in dem sie in Bonn wohnte und sprach die Hoffnung aus, nächsten Winter wieder nach Weimar zu kommen. Auf eine jenes Buch betreffende Anfrage theilt Ruland freundlichst Folgendes mit: »Ein altes *Buch* über den Schrein der H. Dreikönige ist mir

Digitized by Google

noch nicht vorgekommen. Dagegen findet sich eine Nachbildung des Kölner Dombildes — die kleinen Kupferstiche in schwarze bewegliche Kästchen eingesetzt —«. Das Interesse Goethes an der Legende der heiligen drei Könige mochte Adele von ihrem Weimarer Aufenthalt kennen. Das Tagebuch meldet die Beschäftigung mit der Legende: 20., 22., 31. Oktober 1819, die Anfertigung eines Auszugs: 1., 2. November, Aufklärung wegen des Verfassers und Brief an Boisserée 13. 16. Dezember (S. B. 2, 151 fg.?). Das Gedicht Epiphanias: »Die heiligen drei Könige«, entstanden 1781, hat mit diesen Studien nichts zu thun.

Nr. 22. Ein Theil des Inhalts unseres Briefes ist bereits in der Anmerkung zum vorigen angedeutet. Eine andere ausgelassene Stelle handelt über die Bonner Freunde, ohne sonderlich Neues zu bringen und über Adelens Beschäftigung mit Zeichnen. — *Schlegels* Enthusiasmus für Tiecks Novelle »Dichterleben« zeigt sich auch in seinen Briefen an Tieck, besonders 30. März 1828, Holtei III, 296. Speciell über die hier erwähnte heißt es: »Das ‚Dichterleben' ist hinreißend. Es sollte ins Englische übersetzt werden. Farebbe furore«. — Die Klatschereien über den berühmten Historiker *B. G. Niebuhr* habe ich stehen lassen, obgleich ich ihnen gewiß keine Bedeutung beilege, und obgleich auch Goethe nicht darauf einging. Die Vorwürfe gegen die Frau, Niebuhrs zweite Gattin, Margarethe Lucie Heusler, geboren 1787, die mit dem Gatten innig verbunden, neun Tage nach seinem Tode selbst starb, sind schwerlich begründet. Niebuhrs Erklärung, er habe *Potter* nicht gekannt, bezieht sich, wie ich einem Hinweis des Herrn L. St. Goar entnehme, vermuthlich auf Potters griechische Archäologie, aus dem Englischen übersetzt von J. J. Rambach, 3 Bände, Halle 1776—78. Man müßte annehmen, daß gegen Niebuhr der Vorwurf des Plagiats erhoben worden sei. — Das gegen N. gerichtete *Pasquill* möchte man als Aeußerung eines politischen Gegners auffassen. »Sein rücksichtsloser Freimuth« sagt Nissen A. D. B. 23, 659, »sein offenes Eintreten für Arndt und andere Patrioten hatten ihm viele Widersacher verschafft«. Es wäre auch denkbar, daß die Vorrede zum 2. Theil der »Römischen Geschichte«, vgl. G.-J. VIII, 101, Anlaß zu einer Demonstration gegeben hätte. Oder sollte Schlegel etwa an diesen Pasquillen betheiligt gewesen sein? In Schlegels Epigrammen (Werke II, 243—250) richten sich viele und gerade recht bissige gegen Niebuhr. In dem Nachlasse Niebuhrs, den ich durch H. Meisners Güte ansehen durfte, stiess ich auf nichts, das zur Erklärung führen konnte. Niebuhr starb wenige Tage nach unserem Brief, 2. Januar 1831, so daß schon aus diesem Grunde Goethe nicht auf die von Adele berichteten Geschichten einging, sondern nur von seiner Würdigung des

Digitized by Google

Verstorbenen sprach. Wie groß diese war, geht aus den G.-J. VIII, 120 angeführten Aeußerungen hervor; über das Verhältniß beider Männer geben die daselbst 88—100 mitgetheilten Briefe Niebuhrs an Goethe genügenden Aufschluß.

Nr. 23. Im Goethe-Jahrbuch VIII ist auch der hier besonders erwähnte Brief Niebuhrs mitgetheilt.

Zwischen Nr. 23 und 24 liegt ein Brief Adelens vom 22. Juni 1831, auf den nur hingewiesen zu werden braucht. Sie entschuldigte ihr langes Schweigen mit ihrer eigenen Schwäche und der Krankheit der Frau Mertens und gab wiederum ihrer übrigens nicht erfüllten Hoffnung Ausdruck, im nächsten Winter nach Weimar zu kommen. Sie äußerte den rührenden Wunsch, schon früher dagewesen zu sein, um sich Goethe nützlich zu zeigen. Das Bild des Häuschens in Unkel, nach dem Goethe in seinem Brief vom 10. Januar fragte, sei von Frau Goulat. Sie bat ferner um ein von ihr in Weimar zurückgelassenes Bild »Jordan«, das sie vertauschen könnte, und meldete, daß sie in der Lage sei, für Goethe Blätter von Lucas von Leyden und Martin Schön zu erhalten.

Nr. 24. Die Sorgfalt, mit der Goethe für die Rücksendung des von Adelen verlangten Bildes thätig war, bis in die Einzelheiten der Verpackung sich einlassend, ist wahrhaft rührend. Auch auf diesen Brief hat Adele geantwortet. (25. August 1831.) Sie meldete darin, daß sie ihr Bild erhalten und dafür manche Kupferstiche eingetauscht habe. Sie schickte gleichzeitig mit dem Briefe die schon angedeuteten Stiche des Lucas von Leyden und theilte mit, daß der Besitzer dafür kein Geld, sondern Kupfer zu Winckelmann, Werke über Plastik und Münzen oder überhaupt Werke mit Kupfern haben wolle. Endlich sandte sie zur Ansicht und zur Ergänzung eines früheren Geschenkes ein späteres Werk über den heiligen Kasten.

Nr. 25. Goethes Aufenthalt in Ilmenau, der letzte, den er überhaupt in dem von ihm so geliebten Städtchen nahm, fällt in die letzten August- und die ersten Septembertage 1831, wahrscheinlich 26. August bis 1. September. Nur zwei Briefe aus Ilmenau vom 29. August sind bisher bekannt. Von Weimar ist bereits wieder ein Brief vom 3. September datirt. Ausführlich über diesen Ilmenauer Aufenthalt handelt auch ein Schreiben an Zelter vom 4. September 1831. G.-Z. VI, 380 ff. — Die »Asiatische Hyäne« (vgl. oben S. 52) ist die Cholera, die damals namentlich im nordöstlichen Deutschland zum ersten Male wüthete. — Der am Schluß genannte *Schulz* ist der Staatsrath Christian Friedrich Schultz, 1781—1834, einer der eifrigsten Vertheidiger von Goethes »Farbenlehre«, mit dem Goethe von 1814—1831 einen sehr lebhaften und gehaltvollen Briefwechsel unterhielt. 75 Briefe Goethes nebst Schultz' Antworten sind von Düntzer, Leipzig 1852 herausgegeben. Schultz war

Digitized by Google

am 22. Juli 1831 in Weimar gewesen, kündigte von Wetzlar aus am 12. September 1831 seine demnächst erfolgende Uebersiedlung nach Bonn an, die er gewiß auch schon mündlich angedeutet hatte. Er wurde durch Goethe in Bonn mit einem sehr vertraulichen Briefe vom 18. September 1831 begrüßt und begann von Bonn aus am 30. September 1831 seine Antwort, die aber nicht vollständig überliefert und vielleicht überhaupt nicht vollständig geschrieben ist. In den letzten Briefen zwischen Goethe und Schultz (Düntzer a. a. O. 183 ff.) wird Adelens Name übrigens nicht genannt.

Eine Aeußerung Adelens über Goethes Tod ist nicht bekannt. Mit Ottilie, die nach des Schwiegervaters Tode nach Unkel kam, setzte Adele ihre freundschaftlichen Beziehungen fort und blieb dauernd herzlich mit ihr verbunden.

Ludwig Geiger.



Digitized by Google



II. VERSCHIEDENES.

ZWEI BRIEFE GOETHES.

Mitgetheilt von

OTTO BRANDES.

An Ridel.

»Die Ankunft des H. Arends beraubt mich des vergnügens Sie heut wieder zu sehen. Ich bringe ihn ehstens hinaus und Sie werden Sich freuen einen Landsmann zu sehen.

Morgen kommt ein Steinewagen. Haben Sie die Güte und lassen die *Statue* aufladen welche hinten nicht weit von dem Loch mit Köpfen liegt. Lassen Sie ihr aber ja den *rechten Kopf* mitgeben, sonst kommt sie in Gefahr doppelt ungestalt zu werden. Leben Sie wohl. Grüßen Sie den Prinzen u. August.

G.«

Die Adresse lautet: »Hr. Land Cammerrath Ridel«.

Das Original, seit kurzem in meinem Besitz (Hannover), befand sich bis dahin in Händen der Nachkommen des Adressaten in Weimar, füllt etwa die erste Seite eines Quartbogens, während die vierte Seite die Adresse trägt. Den besten Wegweiser zur Ermittelung des Datums, das dem Briefe fehlt, ergeben die ersten Worte »die Ankunft des H. Arends«, da mit dieser auch der Tag des Briefes sich herausstellen würde. Offenbar handelt es sich um Arends erstes Kommen nach Weimar, den Goethe im Frühjahr 1789 sehnsüchtig zu

Digitized by Google

den Berathungen in Betreff Wiederaufbau des 1774 abgebrannten Residenzschlosses erwartete. Im Frühjahr 1789 verweilte Goethe seit dem 20. Mai mit dem Erbprinzen und Ridel während der Abwesenheit des Herzogs in Belvedere; es findet sich darüber in einem Briefe Goethes an Frau v. Stein vom 8. Juni aus Weimar (W. A. Briefe Bd. 9, Nr. 2756) die Stelle: »der Baumeister Arends ist jetzt hier und ich erfreue mich wieder der Nähe eines Künstlers« und weiter: »ich war eine Woche mit dem Prinzen in Belvedere« — thatsächlich waren es zwei und eine halbe Woche. Goethe unterbrach diesen Aufenthalt in Belvedere zwei Mal: das erste Mal am 1. Juni, worauf zwei Briefe von diesem Tage schließen lassen, deren einer an Frau v. Stein nach Ems aus Belvedere gerichtet ist, während der andere an J. H. Lips die Ueberschrift Weimar trägt. An diesem Tage (Montag) scheint Goethe in Weimar der Familie Herder, deren Oberhaupt von seiner italienischen Reise noch nicht zurückgekehrt war, den für den vorhergehenden 31. Mai (Pfingstsonntag) in Aussicht gestellten Besuch gemacht zu haben (W. A. Bd. 9, Nr. 2752). Caroline Herder kam an diesem Sonntage hinaus nach Belvedere. Arends war an diesem Tage also wohl noch nicht in Weimar. Am 5. Juni kam Goethe dann abermals in die Stadt; wenigstens erfahren wir von diesem Tage, daß Arends mit Knebel bei Goethe zu Mittag speist. Goethe würde also an diesem Tage, nachdem er in Weimar mit Arends zusammengetroffen, nicht wieder nach Belvedere hinausgefahren sein, weshalb er den oben wiedergegebenen Brief nach Belvedere an Ridel hinaussandte, um ihm von seinem Ausbleiben und Arends Ankunft Kenntniß zu geben. Am 7. erst kehrte Goethe definitiv mit dem Erbprinzen nach Weimar zurück. Nach diesen Ermittelungen würde der Brief in der W. A. Briefe Bd. 9 hinter Nr. 2754 (1. Juni 1789) oder 2755 (5. Juni 1789) einzufügen sein.

Die in dem Briefe erwähnte kopflose Statue, welche auf Goethes Wunsch nach Weimar hereingeschafft werden soll, dürfte zu den bei der Zerstörung des Schlosses beschädigten Kunstgegenständen gehören und mit den Neubau-Plänen und Arends' Anwesenheit in Verbindung zu bringen sein. Mit dem am Schlusse des Briefes genannten August ist zweifellos Herders zweiter Sohn August gemeint. Erfreute sich das Verhältniß Goethes zum Herderschen Hause im Jahre 1789 während Herders Aufenthalt in Italien schon einer besonderen Intimität, so war das Interesse Goethes für August Herder, sein Pathenkind, dauernd ein außergewöhnliches; wie oft findet sich nicht in Goethes Briefen jener Jahre an das Haus Herder eine Erwähnung seines Lieblings, ein besonderer Gruß an August. August Herder war in der fraglichen Zeit jedenfalls auch häufig unter Ridels Aufsicht bei dem Erbprinzen in Belvedere.

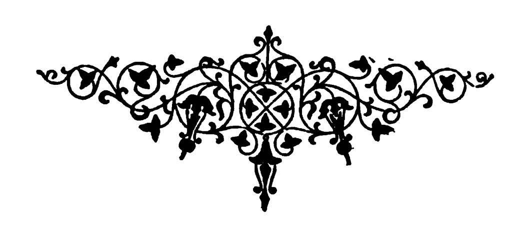
Digitized by Google

Der gleichen Quelle, wie der obige Brief, entstammt das folgende Billet Goethes, gleichfalls eigenhändig:

»Ich bitte diejenigen die mich lieben und mir wohl wollen mir ein Wort in die Ferne bald zu sagen, und dem Briefe an mich, der nur mit Oblaten gesiegelt werden kann, noch einen *Umschlag* zu geben mit der Adresse

Al Sgr. Tischbein
Pittore Tedesco
al Corso, incontro del
Palazzo Rondanini
Roma«.

Das Billet scheint eine selbständige Beilage zu einem Briefe gewesen zu sein, der Inhalt ähnelt dem Briefe an Seidel, Rom 4. Nov. 1786 (W. A. Briefe Bd. 8, Nr. 2518) und deutet wie auch das italienische gerippte Papier, dessen sich Goethe bis in den Anfang Dezember bediente, auf den Monat November oder Anfang Dezember 1786. Am 9. Dezember schrieb Goethe auch an Seidel die Weisung seinen nächsten Freunden in Weimar seine Adresse zu geben; die damit gegebene Aufhebung des bis dahin noch theilweise gewahrten incognito enthält auch das obige Billet.



Digitized by Google

II. Abhandlungen.

Digitized by Google

Digitized by Google



I.

Zu Goethes Maximen und Reflexionen über Kunst.

Von

O. Harnack.

Goethes Spruchsammlung »Maximen und Reflexionen« stellt sich nach Geist und Ausdrucksform als einheitliches Gebilde dar, so verschieden auch die Gebiete sind, auf denen sich die einzelnen Sprüche bewegen. Seine organische Naturanschauung ist innig mit seiner Kunstbetrachtung wie seinen metaphysischen Ideen verbunden, und seine ethische Grundrichtung durchdringt mit ihrem kräftigen Selbstvertrauen wie mit ihrer willigen Hingabe an das Gesetz alle Gebiete seines geistigen Lebens. Es war wohl kein glücklicher Gedanke Goethes, wenn er in Gemeinschaft mit Eckermann die Bestimmung traf, die »Maximen und Reflexionen« sollten in drei Hauptgruppen, eine naturwissenschaftliche, eine kunstwissenschaftliche und eine ethisch-litterarische gesondert und demgemäß in verschiedene Bände seiner Schriften vertheilt werden. Neuere Herausgeber sind bekanntlich von dieser Norm abgegangen und haben jene Gruppen wieder vereinigt; die Weimarer Ausgabe, welche sich vor allem die Aufgabe stellt, Goethes eignen Intentionen pietätvoll nachzugehen, mußte auch in diesem Punkt ihnen treu bleiben.[1] Wenn nun mir als

[1] Es ist jedoch sehr zu wünschen, daß, unbeschadet des Erscheinens in den einzelnen Bänden der Ausgabe, man auch eine Form finde, die sämmtlichen Sprüche, gedruckte und ungedruckte, aller drei Abtheilungen vereinigt herauszugeben. (Vgl. meinen Aufsatz in der Vierteljahrsschrift VI, 463—472.)

Digitized by Google

Herausgeber der Kunstschriften die einigermaßen undankbare Aufgabe zufiel, die auf Kunst bezüglichen Sprüche aus der Masse des gedruckten, wie des ungedruckten Materials herauszupflücken und zusammenzustellen, so ward mir diese Aufgabe doch dadurch interessant, weil sie mich auch mit den bisher unbekannten Sprüchen bekannt werden ließ. Es waren im Ganzen siebenundzwanzig neue »Maximen und Reflexionen«, welche theils dem Text theils wegen ihrer unfertigen Form den »Vorarbeiten und Bruchstücken« des 48. Bandes eingefügt werden konnten. Es sei mir erlaubt, sie hier einzeln vorzulegen und einiges zu ihrer Erklärung beizutragen.

Schon bekannt war der Ausspruch: »Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst«. Wie eine Vorstufe zu diesem Satz, wie eines der Materialien zu seiner Entstehung, erscheint nun die Erwägung: »Kunst, eine andere Natur, auch geheimnißvoll, aber verständlicher; denn sie entspringt aus dem Verstande«. (Bd. 48, S. 250.) Der Ausdruck »Verstand« ist hier selbstredend nicht im speziellen Sinne vom Organ des logischen Denkens zu verstehen; er tritt als pars pro toto für die ganze menschliche Geisteskraft ein und ist wegen des Zusammenklangs mit dem vorausgehenden »verständlich« gewählt. Ein Wiedererschaffen der Natur aus dem menschlichen Geiste heraus, in für uns klarerer, in durchschaubarer Form, — das ist für Goethe die Thätigkeit des Künstlers.

Die erste Bedingung aber, die dazu erfordert wird, ist die Fähigkeit des Künstlers, die Natur zu *sehen.* Ueber diese seltene Fähigkeit in ihren verschiedenen Graden, wie über ihre Entartung, hat sich Goethe öfters geäußert. Hierher gehört auch der neue Spruch (S. 206): »Was hat ein Maler zu studiren, bis er eine Pfirsche sehen kann wie Huysum, und wir sollen nicht versuchen den Menschen zu sehen, wie ihn ein Grieche gesehen hat?« Wir werden hier zugleich auf ein Grunddogma Goethes, auf seine Ueberzeugung von dem einzigartigen Werth der griechischen Kunst geführt. Wenn er den Gipfel künstlerischer Naturdarstellung in der Darstellung des *Menschen* sah, so stand ihm unumstößlich fest, daß die Griechen in dieser Mustergiltiges für alle Zeiten geleistet hätten, und folgerecht führt er das zunächst auf ihre Fähigkeit zurück, den Menschen mit richtigem künstlerischem Blick zu *sehen,* und empfiehlt vor Allem *diese* Kunst ihnen abzulernen.

Aber auch er hatte schon gegen Naturalisten zu kämpfen, welchen ein solches Lernen von fremder Kunstübung des

Digitized by Google

Künstlers unwürdig schien. Von verschiedenen Seiten aus, mit verschiedenen Gedankengängen sucht Goethe diese Opposition zurückzuweisen. Da es als allgemeine Regel galt, die Körperverhältnisse in der Sculptur nach antiken Vorbildern zu bestimmen, so ruft er unmuthig aus (S. 206): »Wer Proportion (das Meßbare) von der Antike nehmen muß, sollte uns nicht gehässig sein, weil wir das Unmeßbare von der Antike nehmen wollen«! Weil er in der antiken Kunst die reinste und edelste Auffassung der Natur sieht, so wird er (S. 250) zu den leidenschaftlichen Tadelsworten fortgerissen: »Jedes gute und schlechte Kunstwerk, sobald es entstanden ist, gehört zur Natur. Die Antike gehört zur Natur, und zwar wenn sie anspricht, zur natürlichsten Natur, und diese edle Natur sollen wir nicht studiren, aber die gemeine! Denn das Gemeine ist's eigentlich, was den Herren Natur heißt! Aus sich schöpfen mag wohl heißen, mit dem eben fertig werden, was uns bequem wird«. Goethe bekämpft hier zwei verschiedene, gegnerische Anschauungen in einem Athem, — die welche den Künstler ausschließlich auf das Naturstudium, und die, welche ihn ausschließlich auf die eigene Individualität hinweist. Die zweite erscheint ihm als die noch gefährlichere. »Das sogenannte Aus—Sich—Schaffen«, erklärt er (S. 210), »macht gewöhnlich falsche Originale und Manieristen«. Und er rechtfertigt seine schroffe Ablehnung mit den Worten (S. 207): »Warum schelten wir das Manierirte so sehr, als weil wir glauben, daß Umkehr daher auf den rechten Weg sei unmöglich!« Dagegen will er selbst solche Künstler nachsichtig beurtheilt sehen, die ohne rechten Erfolg dem griechischen Vorbilde nachgestrebt haben (S. 207): »Mancher hat nach der Antike studirt und sich ihr Wesen nicht ganz zugeeignet. Ist er darum scheltenswerth?« Und wie er sich selber einst zugerufen hatte, es sei schön Homeride, auch nur als letzter zu sein, so verkündigt er auch (S. 209): »Deutsche Bildhauer, es wird euch nicht schaden zum Ruhm der letzten Praxiteliden zu streben!«

In allen diesen Aussprüchen ist eine gereizte, polemische Stimmung erkenntlich, und unwillkürlich werden wir auf den Gedanken geführt, diese Stimmung sei einem bestimmten Anlaß entsprungen. Die Handschrift (in Bd. 48 als H^{12} bezeichnet) weist auf eine verhältnißmäßig frühe Zeit, auf den Anfang des Jahrhunderts. Sie enthält, in eigenhändigen, ganz flüchtig hingeworfenen Zügen, außer den eben angeführten Sätzen noch eine Anzahl jener »Reflexionen«, die erst nach Goethes Tod unter dem Titel »Aphorismen. Freunden und Gegnern zur Beherzigung« im vierten Bande der Nachgelassenen Werke gedruckt worden

Digitized by Google

sind, später aber mit den übrigen Sprüchen vereinigt wurden; in unserer Ausgabe finden sie sich S. 209. Aus der Handschrift ergiebt sich eine interessante Variante, die uns auf die richtige Spur helfen kann. »Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordische Künstler ihre Rechnung dabei finden?« fragt Goethe; ursprünglich aber lautete die Frage: »Damit man in Berlin ungestraft den Marmor zu Husarenpelzen verderben dürfe«? Und wir fragen nun weiter: wo und in welchem Anlaß hatte man in Berlin zu Anfang des Jahrhunderts eine Marmorstatue in Husarenuniform aufgestellt? Die Antwort ist nicht zweifelhaft: es ist die Schadowsche Statue Zietens auf dem Wilhelmsplatz gewesen; ihr Naturalismus erregte damals allgemeines Aufsehen. Sobald der Name Schadow genannt ist, fällt nun auf die ganze Reihe jener Aphorismen ein neues Licht, indem sich die Erinnerung an den Streit aufthut, in welchen Goethe zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Schadow verwickelt war.[1] Goethe hatte sich in den Propyläen (s. Bd. 48 der W. A. S. 23) über den Kunstbetrieb in Berlin abschätzig geäußert, hatte den Naturalismus, die »Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung«, den engherzigen »patriotischen« Standpunkt in Kunstsachen getadelt. Schadow hatte darauf als Vertreter der Berliner Kunst in der »Eunomia« 1801, Bd. I geantwortet. Goethes »Aphorismen«, sowohl die früher bekannten als die jetzt erst veröffentlichten, sind Vorarbeiten für eine Duplik gegen Schadow, die aber nicht zur Ausführung kam. Nochmals kommt Goethe auf die Husarenplastik mit Leidenschaft zu reden (S. 253): »Ein Bildhauer, der aus Marmor Patrioten-Husarenpelze hauen muß, sollte dies mit Zerknirschen als einer traurigen Nothwendigkeit gehorchend verrichten, und sich freuen, wenn sich eine fremde Stimme erhebt, die das nun nicht eben als das Ziel« (der Kunst anerkennt). Und auch über die Pläne Schadows, Friedrich den Großen plastisch darzustellen, spricht Goethe ebenso abschätzig, in fragmentarisch mit kaum leserlichen Zügen hingeworfenen Einfällen (S. 252): »Friedrich der zweite zu Pferd nach Chodowiecky ist in Zinn gemalt in Nürnberg; gewöhnlich führt er die Soldaten der Kinder an und ist auch da noch ehrwürdig. Ich möchte ihn aber doch auf ähnliche Art weder in Lebensgröße, noch weniger kolossal mit Augen sehen. Zeichnet doch eure patriotischen Gegenstände! Ein König, der auf einer Brunnenröhre sitzt und denkt. *Ja, wenn ihr seine Gedanken zeichnen könntet«!* . . .

---

[1] Vgl. darüber H. Grimm, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte I, 293 ff. Riegel, Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst, 2. Ausg., S. 210 ff.

Die »Brunnenröhre« wird wohl jeden Leser zunächst überraschen; ich glaube dieses Räthsel damit lösen zu können, daß Schadow auch einen Entwurf componirt hatte, der Friedrich auf einem Sarkophag sitzend darstellte. Diesen Sarkophag verspottete Goethe. »Ein solcher König«, fährt er fort, »hat mit einer bildenden Kunst nichts zu thun; er soll nur im Geist und in der Wahrheit verehrt werden....«. Man sieht, mit welchem Selbstgefühl Goethe die gesammte Darstellung geistiger Größe dem Dichter vorbehielt; die äußere Welt wies er dem bildenden Künstler zu, die innere ließ er ihm nur so weit, als sie sich durch die äußere rein ausdrücken lasse.

Aus der »patriotischen« Beschränkung hinaus wies er den Künstler in den unendlichen Reichthum der offenen Welt, und zugleich nach den Stätten der großen Kunst, nach Italien und nach Paris, das durch Napoleons Gewaltacte zum Sammelpunkt der hervorragendsten Kunstwerke geworden war (S. 253): »Paris ist offen; Italien wird's auch werden« (nach dem zu erwartenden Friedensschluß); »so lang uns der Athem bleibt, werden wir den Künstler in das Weite der Welt und Kunst.... weisen. Beschränkt doch den Künstler nicht durch solche.... fühlt sich doch ohnehin jeder in dem weitesten Welt- und Kunstgenuß beschränkt genug. Sich in seiner Beschränktheit gefallen, ist ein elender Zustand; in Gegenwart des Besten seine Beschränktheit fühlen, ist freilich kein Glück; aber es kann zum Glück führen«. Es ist immer wieder die Ueberzeugung, daß von dem Großen und Bedeutenden eine Kraft ausgehe, die nur der Empfänglichkeit des Auffassenden bedarf, um ihn über sich selbst zu erheben. Nach diesem Grundsatz hat Goethe selber zu aller Zeit in unversieglicher Jugendlichkeit sein Leben geführt; in den »Zahmen Xenien« läßt er die Frage an sich richten:

»Sprich, wie Du Dich immer und immer erneust!«

und er antwortet:

»Kannst's auch, wenn Du immer am Großen Dich freust.
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend«. —

In unsern Aphorismen kommt er nochmals auf die Frage der militärischen Standbilder zu sprechen, um in einem neuen Beispiel seine Bedenken zu äußern. »Indem das heilige römische Reich dem verdienten Helden eine Statue setzen will, setzt es in Corpore in eine Lotterie. Es ist zu fürchten, daß es eine Kunstniete zieht«. So gering schien Goethe die Wahrscheinlichkeit, daß durch einen solchen Auftrag ein werthvolles Kunstwerk hervorgehen

Digitized by Google

könne. Wem übrigens das in den letzten Zügen liegende römische Reich damals eine Statue zu setzen beabsichtigte, ist mir unbekannt; vermuthlich einem Feldherrn aus den Kriegen gegen die französische Republik.

Alle Aeußerungen Goethes, die wir hier zusammengestellt haben, sind ja durch die augenblickliche, polemische Stimmung sicherlich verschärft und gesteigert worden; nicht immer hat Goethe so geurtheilt, und er selbst würde sicherlich nicht gewünscht haben, daß man in diesen leidenschaftlich hingeworfnen Worten, die er selbst nicht veröffentlicht hat, den völlig angemessenen Ausdruck seiner unumstößlichen Ueberzeugung erkennen möge. Aber die Grundtendenz stimmt doch mit seinen dauernden Anschauungen überein, und gerade in unserer Zeit, wo der Skulptur kaum mehr andre Aufgaben gestellt werden, als Statuen von Herrschern, Staatsmännern oder Feldherren, dürfte das Urtheil Goethes Beachtung verdienen.

Indeß sind durchaus nicht all die neugefundenen Sprüche von diesem polemischen Geist erfüllt; in vielen herrscht auch die sichere Objectivität, die in Goethes Betrachtungsweise die Regel bildet. Wir sehen, daß er auch die zeitgenössische realistische Kunst unparteiisch zu würdigen wußte, wenn er über Chodowiecki schreibt (S. 212 freilich wieder mit einem geringschätzigen Seitenblick auf Berlin): »Chodowiecki ist ein sehr respektabler, und wir sagen *idealer* Künstler. Seine *guten* Werke zeugen durchaus von *Geist* und *Geschmack*. Mehr Ideales war in dem Kreise, in dem er arbeitete, nicht zu fordern«. Das Wort *ideal* ist hier mit absichtlicher Betonung gebraucht, um hervorzuheben, daß sein Begriff nicht dem Realismus der Ausführung wiederspreche. Es war sonst nicht Goethes Art, Worte wie Idealität, Idealismus zur Bezeichnung seiner künstlerischen Forderungen zu wählen; er stand über oder außerhalb des Streites um diese Schlagworte. Hier hat er ein solches Wort angewandt, da es ihm darauf ankam, ihre Unbrauchbarkeit zu zeigen, sie gleichsam ad absurdum zu führen, indem er eines von ihnen auf einen Künstler anwandte, dem nach dem allgemeinen Sprachgebrauch das Entgegengesetzte zukam. Indem er die Kunst als etwas durchaus Selbständiges auffasste, das nur dem eignen inneren Gesetz folgte, war für ihn jede Hereintragung fremder Begriffe von Außen her ausgeschlossen. Gegen die sclavische Abhängigkeit von der bloßen Wirklichkeitsdarstellung wendet sich der Spruch (S. 251): »Keine Darstellung wird als Kunstwerk anerkannt, wenn sie nicht aus der großen und weiten Welt wie durch einen Rahmen abgeschnitten«. Dieses Wort gewinnt besonderes Interesse, wenn wir es

Digitized by Google

mit der heute vielverfochtenen Meinung zusammenhalten, die Kunst — bildende wie redende — brauche nur ein Stück Leben, einen Winkel der Natur wiederzugeben; wie einfach fügt sich die Antwort darauf: »Ja! aber dieses Stück muß in seinem Rahmen abgeschlossen sein«. Gegen eine Kunst ohne reale Grundlage, eine »imaginirte bildende Kunst« wandte sich Goethe zugleich in seinen Bemerkungen über Tiecks »Sternbald« und Wackenroders »Klosterbruder« (S. 253; vgl. dazu S. 122).

Ein besonderes Interesse hat Goethe zu jeder Zeit für die technische, fast handwerksmäßige Grundlage der Kunst bewiesen. Gern betonte er, daß in Perioden aufsteigenden Kunstschaffens der Schüler vom Meister gelernt habe, indem er sich zuerst seine Handgriffe, dann seine Auffassung und eigenthümliche Kunstsprache aneignete, endlich aber über ihn hinausging. Und auch das »mäßige oder kleine Talent«, das an dem Vorbild seines Meisters haften blieb, schätzte er, wie er am Beispiel eines Dieners von Philipp Hackert (S. 251) uns zeigt. Um so feindlicher war er dagegen dem Dilettantismus gesinnt, der von dem strengen, technischen Lehrgang sich dispensiren will; zu der großen Abhandlung, die er gegen ihn geplant, liefern auch unsere Sprüche noch einigen Zuwachs. »Ursache des Dilettantismus: Flucht vor der Manier, Unkenntnis der Methode, Thörichtes Unternehmen, gerade immer das Unmögliche leisten zu wollen, welches die höchste Kunst erfordert, wenn man sich ihm je nähern könnte«. Auch eine Aeußerung, in der das Wort »Dilettantismus« nicht genannt wird, dürfen wir in diesen Zusammenhang hineinstellen, wenn wir uns des schon bekannten Spruchs (S. 187) erinnern, wonach die Dilettanten das Ungenügende ihrer Arbeiten damit zu entschuldigen pflegen, daß sie versichern, sie sei noch nicht fertig. Hat Goethe dort darauf spöttisch erwidert, sie könne freilich nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen war, so hören wir ihn jetzt die Forderung aufstellen (S. 210): »Was die letzte Hand thun kann, muß die erste Hand schon entschieden aussprechen. Hier muß schon bestimmt sein, was gethan werden soll«. Mit lebhafter Freimüthigkeit aber spricht er zugleich aus, wie der Fehler dilettantischen Unternehmens allzu großer Aufgaben gerade von denen leicht begangen werde, die große Empfänglichkeit und Auffassungsfähigkeit zu Kunsteindrücken besitzen; auch sich selber schließt er in die Worte ein: »Jeder große Künstler reißt uns weg, steckt uns an, und alles was in uns von eben der Fähigkeit ist, wird rege, und da wir eine Vorstellung vom Großen und einige Anlage dazu haben, so bilden wir uns gar leicht ein, der Keim davon stecke in uns« (S. 211).

Digitized by Google

Wie aber Goethe immer gerüstet ist, extreme Anschauungen nach verschiedenen Seiten hin abzuwehren, wie er dadurch in seinen Aussprüchen widerspruchsvoll erscheinen kann, so finden wir zugleich mit seiner Geringschätzung des technisch unzulänglichen Dilettantismus auch sein Verdammungsurtheil über eine geist- und gehaltlose technische Fertigkeit ausgesprochen: »Die Technik im Bündnis mit dem Abgeschmackten ist die fürchterlichste Feindin der Kunst« (S. 212). Der Ausdruck ist paradox; würde man ihn dahin wenden, daß das Abgeschmackte, sobald es sich der Mittel der Technik bemächtigt hat, zum fürchterlichsten Feinde der Kunst werde, so würde er wohl allgemeine Zustimmung finden.

Endlich noch zwei Sprüche, die aus *kunsthistorischer* Betrachtung hervorgegangen sind (S. 214): »Antike Tempel concentriren den Gott im Menschen; des Mittelalters Kirchen streben nach dem Gott in der Höhe«. Der heute fast trivial zu nennende Gedanke war damals von lebendiger Frische; über den Kampf zwischen klassischem und romantischem Kunstsinn schaut er mit überlegener, ruhiger Gerechtigkeit hinweg. Trotzdem wirft er ein charakterisirendes Licht auf die eignen künstlerischen Neigungen Goethes; er, der stets Gott mehr »im Menschen« als in »der Höhe« gesucht hatte, spricht auch darin seine Neigung zur Antike aus. Und aus Eindrücken, die er selbst bei seinem Verweilen auf antikem Boden erhalten, ist auch der letzte der Sprüche entsprungen: »Werke der Kunst werden zerstört, sobald der Kunstsinn verschwindet«. In welchem Umfang hatte er in Rom es zu sehen Gelegenheit gehabt, daß die Zeiten, denen der Kunstsinn mangelte, auch nicht mehr die einfach menschliche Pietät für die großen Zeugen einstiger Kunstthätigkeit bewahrt hatten, daß sie diese nur als schätzbares Material zu neuer, nützlicher Verwendung, wenn auch nur zum Kalkbrennen, betrachtet hatten!

Völlig neue Aufschlüsse über Goethes Denken und Empfinden haben wir aus diesen neuen Maximen und Reflexionen nicht gewinnen können; diese erwarten zu wollen wäre auch unbillig. Aber es sind doch neue Strahlenbrechungen, in denen wir das Licht seines Geistes hier sehen, und lebendig auf uns wirken fühlen.



Digitized by Google



2.

Goethes »Novelle«.

Von

Bernhard Seuffert.

Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß die Bezeichnung »Novelle« in Deutschland eingebürgert ist. In Sulzers Theorie der schönen Künste, in Adelungs Wörterbuch fehlt das Wort, also an den beiden Plätzen, wo man das vor gut einem Jahrhundert geläufige ästhetische Sprachgut am verlässigsten beisammen findet. Erst 1796 hat Blankenburg in seinen Litterarischen Zusätzen zu Sulzers Werk als eine besondere Erzählungsart der Franzosen, und nur dieser, »die sogenannten eigentlichen Nouvelles« anzuführen sich veranlaßt gesehen, wirkliche kleine Romane, wie er meint. Und von da kam der Terminus auch an die entsprechende Stelle der jüngeren Auflagen des Sulzerschen Buches. Aber die Bezeichnung ward dadurch weder in dieser französischen Form, noch in der dem Italienischen entnommenen und dem Deutschen angeeigneten Gestalt »Novellen«, in der sie um eben diese Zeit vereinzelt auf Büchertiteln zu erscheinen beginnt, bei den führenden Poeten eingebürgert; es ist, als ob sie kein Verlangen nach einem neuen Namen für die gewohnte kleine Erzählung gehabt hätten.

Erst die Rückkehr zu alten Novellendichtern regte die Ueberlegung an, ob der Name nicht eine besondere Art von Erzählung kennzeichne, wie ja Blankenburg gesagt hatte. So unternahm Friedrich Schlegel in seiner Charakteristik

Digitized by Google

Boccaccios 1801 eine Bestimmung des Begriffes, und sein Bruder Wilhelm erweiterte die Erörterung in den Berliner Vorlesungen 1803; beide haben das Bedürfniß, einen aus der italienischen und spanischen Litteratur ihnen entgegentretenden Namen mit einer Vorstellung zu füllen, die noch nicht geläufig ist; beiden ist sicher, daß die Novelle eine für die »Gesellschaft« bestimmte Kunstform der Erzählung sei, worin ein wirkliches, aber noch unbekanntes und merkwürdiges Ereigniß aus dem Privatleben unterhaltend, interessirend vorgetragen werde.

Schnell ward die Bezeichnung nun Mode. Als Tieck 1829 vor dem 11. Bande seiner Schriften, an die Brüder Schlegel deutlich anknüpfend, sich über Novelle äussert, muß er schon die unberechtigte Verwendung des Wortes »für alle, besonders kleinere Erzählungen« tadeln. Er verlangt ausdrücklich für die Novelle einen andern Vortrag als für eine Begebenheit, Erzählung, Geschichte; er will beachtet haben, daß er im Gegensatz zu früheren seiner Erzählungen verschiedene neuere »Novellen« nenne. Daß der Stoff der Novelle, so leicht er sich ereignen könne, doch wunderbar, vielleicht einzig sei, steht für ihn nach den Mustern, die er allein gelten läßt: Boccaccio, Cervantes, Goethe fest.

Goethe hatte den Ausdruck noch nicht oft gebraucht; in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten nicht; im Drucke auch nicht für die Einlagen in die Wanderjahre, wohl aber hiefür in Briefen und dergleichen Aeußerungen; öffentlich dagegen in den Wahlverwandtschaften für die Geschichte der ungleichen Nachbarskinder, und für die »Novelle«. Dies Stück sollte unter der ursprünglichen Aufschrift »Die Novelle« noch deutlicher, als nachdem der Artikel auf das Dreinreden des Factors der Druckerei hin weggefallen ist, den Typus dieser Art aufstellen, die Goethe, gerade so wie zwei Jahre später Tieck, durchaus von anderen Erzählungen unterschieden wissen wollte. Er verfährt dabei Wieland ähnlich, der in seinem Hexameron eine Geschichte »Novelle ohne Titel« überschrieben hatte (1805), und kommt auch mit seiner Definition »eine sich ereignete unerhörte Begebenheit«[1] auf das Gleiche, was Wieland meint unter den Worten: wirkliche, aber nicht alltägliche Begebenheiten solle die Novelle darstellen. Jedenfalls ist die Wahl des Titels Novelle ein Zeichen, daß beide Dichter dabei sich etwas Besonderes dachten und daß für sie dieser Name noch nicht abgenützt war.

Ich glaube, daß für Goethe dies und die Absicht, dem Mißbrauch des Artnamens entgegenzutreten, maßgebend

---

[1] Gespräch mit Eckermann vom 29. Januar 1827.

Digitized by Google

waren; denn für ihn konnte es nicht wie für Eckermann schwer sein, einen Titel zu finden, der sowohl dem Anfang als dem Schluß der Geschichte, die er »Novelle« heißt, entsprochen hätte. Er war schon vor der Zwiesprache mit Eckermann in seinem Tagebuch dazu gekommen, die Dichtung überwiegend als »Novelle« anzuführen; die Wendungen: die Jagd, das Jagdstück, die Jagdgeschichte, die Jagdnovelle, vereinzelt mit dem Beiwort wunderbar oder romantisch, stellen sich da seltener ein; sie würden wohl den Hauptvorgang nennen, aber nicht das Wesen der Geschichte treffen, das was Goethe »unerhört« heißt.

Ein Fürst zieht auf die Jagd; die jung vermählte Fürstin bleibt ungern zurück; sie soll mit dem Fürsten Oheim einen Spazierritt unternehmen, der Stall- und Hofjunker Honorio für alles sorgen. Der Ritt geht durch die Stadt, wo während des Jahrmarktes auch wilde Thiere ausgestellt sind; dann zur alten Stammburg, die zu besichtigen des Fürsten Oheim Bemühungen für ihre Erschließung verleiten. Da sieht man in der Stadt Feuer ausbrechen, Fürst Oheim reitet schleunigst zurück; der langsamer mit Honorio nachreitenden Fürstin springt ein beim Brand entkommener Tiger entgegen, Honorio erschießt ihn. Die Thierwärterin und ihr Kind suchen das Thier und beklagen seinen Tod. Der Fürst kehrt von der wegen der bemerkten Feuersbrunst abgebrochenen Jagd zurück. Der Thierwärter meldet, es sei auch der Löwe entsprungen; der Fürst ordnet dessen jagdgerechte Umstellung an für den Fall, daß das von der Wärterfamilie versprochene Einfangen mißlinge, und kehrt mit der Fürstin ins Schloß zurück. Wirklich glückt es dem Kinde, mit Gesang und Flötenspiel den Löwen im Burghofe zu zähmen.

Die Jagd auf das Wild der heimischen Berge gestaltet sich also zu einer auf Tiger und Löwen um; größer als die Geschicklichkeit Honorios und des vorbeugenden fürstlichen Jägers erscheint die Kunst des Kindes, das wilde Thier zu bändigen. Damit entspricht die Erzählung dem Wesen der Novelle, wie Goethe es bestimmt; sie behandelt eine Begebenheit, die sich ereignet haben kann, und die doch in ihrem Abschlusse »unerhört«, außergewöhnlich ist.

Es fragt sich aber, ob die Darstellung dieser wunderbaren Macht der Musik das eigentliche Ziel der Dichtung sein kann;[1] ob in dem Gegensatz der auf Thiermord ausziehenden, und im berechtigten Glauben an Nothwehr

---

[1] Ein Ungenannter widerspricht im Allgemeinen Oppositionsblatt, Berlin 1829 Nr. 442 mit Fug der in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik ausgesprochenen Ansicht eines Professors Weber, die Novelle stelle die Macht der Töne dar.


Digitized by Google

tödtenden Hofleute und der friedlich zähmenden Thierwärter, die auch den Schuß auf den geschwächten Tiger für unnütz erklären, der Inhalt der Novelle erschöpft sein kann.[1] Man mag die Idee so hoch benennen als man will und etwa sagen: die Gewalt des Starken vernichtet, die liebevolle Kunst des Schwachen erhält, es erscheint dabei das Orpheus-Motiv doch in den zwar humanen, aber poetisch wenig dankbaren Dienst des Thierschutzes gestellt. So hätten diejenigen recht, welche die Novelle unbefriedigend und übler schelten. Vor allem aber: Goethe hätte eine Kette von Ereignissen gegeben, jedoch keine Geschichte. Die fürstliche Gesellschaft reitet heim wie sie ausritt, bereichert nur um ein äußeres Erlebniß, um ein paar angstvolle Stunden ohne Folgen, in denen sie ihren entschlossenen Muth unnöthig gezeigt, aber doch erfreulich bewährt hat; die Thierwärter haben ihren Tiger verloren, ihren Löwen gerettet, und auch sie werden weiter leben wie bisher. Das sind verknüpfte Ereignisse, aber keine Geschichte, zu der denn doch eine seelische Verwicklung gehört.

Goethe hat sie nicht vorenthalten. Eine Person ist da, deren Lage sich verändert, die bei den Vorgängen ein inneres Erlebniß mit Folgen hat: Honorio. Er tritt nicht als Held der Geschichte heraus, er lenkt die Vorfälle nicht, veranlaßt nichts, hindert nichts. Er handelt zwar im entscheidenden Augenblick, aber auch als seine That beim zweiten Versuche gelingt (beim ersten Schusse fehlt er den Tiger), bleibt sie nutzlos: der Tiger war ungefährlich wie die Wärterin bekundet. Und doch ist dieser Honorio die einzige Figur, die vom Anfange bis zum Schlusse der Novelle in Sicht bleibt.

Seine Stellung erinnert von vornherein an die des Golo in der Genovefa-Legende: der abreitende Fürst, den die Gemahlin begleiten möchte, trägt ihm, dem »wohlgebildeten jungen« Junker auf, für alles zu sorgen. Er war willig von der sonst so ersehnten Jagd zurückgeblieben, um der »schönsten und anmuthigsten« Fürstin ausschliesslich dienstbar zu sein; er ist behilflich bei dem Ausritte, er entdeckt zuerst das Feuer in der Stadt, er ist allein bei

---

[1] Heinrich Düntzer, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen 1848 Bd. 3 S. 1 ff. = Studien zu Goethes Werken 1849 S. 49 ff. (und Zusatz im Vorwort S. III f.), ausführlicher: Erläuterungen zu den deutschen Klassikern XVI, Leipzig 1873, kürzer: Deutsche Nationallitteratur Bd. 95, Goethe Bd. 14 S. 153 ff., vertritt diesen Standpunkt; der eigentliche Sinn der Novelle liege in dem Gegensatze: Honorio tödtet den Tiger, das Kind bezähmt den Löwen; Kühnheit und Gewandtheit tödtet, schöner und wunderbarer als Gewalt wirkt Frömmigkeit und Gottvertrauen.


Digitized by Google

der Fürstin, als der Tiger anspringt, er erreicht das Thier eben da, wo die Fürstin ihr stürzendes Pferd hat verlassen müssen, mit tödtlichem Schusse; er kniet auf dem Thiere nieder, seine letzten Bewegungen zu dämpfen. Die Fürstin sorgt, noch könne das Thier ihren Retter verletzen, und wünscht, daß er mit dem bereiten Hirschfänger zustoße; er aber will das Fell schonen, auf daß es der Fürstin Schlitten ziere. Dieser Gedanke an eitle Lust kommt ihr, die noch von der Erinnerung der Todesgefahr umfangen ist, frevelhaft vor, das Fell werde sie nur an den Schrecken mahnen; für ihn aber ists gerade die freudigste Vorstellung, daß das Fell sie zur Lust begleite, wie ein Triumphzeichen vor dem Sieger hergetragen werde. In dieser Wendung tritt der Jüngling »mit glühender Wange« seinen Siegespreis der Fürstin ab: sie wird die Siegerin über den Sieger. Und sie versteht die Andeutung: zweimal dringt sie in ihn, sich von den Knien zu erheben, verspricht ihm Dank und des Fürsten gnädige Gesinnung. Der Jüngling aber beharrt in der ihm lieben Stellung, die ihm sonst untersagt wäre, wie er, das Gewicht der Situation vermehrend, beifügt, und bittet um die Zusicherung, die Fürstin möge ihm vom Gemahl — den oft gewünschten Urlaub zu einer Reise erwirken.

Die Bitte überrascht; man erwartet vielmehr eine Liebeswerbung. Hat doch der Dichter alles gethan, darauf vorzubereiten. Wozu hätte er gesagt, daß der Fürst beim Abschied von der kürzlich erst ihm Angetrauten allzu lange zauderte, wozu, daß sie lieber mit ihm auf die Jagd gezogen wäre, wozu, daß sie dem abreitenden Gemahl nachwinkt, mit dem Teleskop seinen Ritt verfolgt, nochmals in die Ferne winkt, wenn nicht um eine Gefahr für dieses Liebespaar ahnen zu lassen! Und die Gefahr sollte gewiß nicht nur die vom Tiger drohende sein; dafür genügte der doppelte männliche Schutz. Wir wissen, daß Honorio von der »sonst ersehnten« Jagd der Herrin zu Liebe »willig« zurückblieb; wir hören, daß sie den schönen Jüngling oft bei ritterlichen Spielen gewandt und glücklich gesehen hatte, so wie er jetzt als Tigertödter in ernsterer Stunde sich zeigt; wir hören kurz zuvor, daß auch sie schön, entschlossen und gewandt war, und müssen aus der gleichen Charakteristik schließen, daß die beiden für einander geeignet, oder gar bestimmt seien. Wie verführerisch hat der Dichter die Situation gestaltet! die beiden jugendlichen Schönen allein auf ödem Grund, das Hinzutreten keines Dritten zu erwarten, die Seele gelöst durch die gemeinsame Gefahr, die wuchs, da Honorio zuerst fehlte und so das wilde Thier reizte, die wuchs, da das Pferd der Fürstin

Digitized by Google

strauchelte und sie am Fliehen hinderte; und dann die Befreiung aus der Gefahr, sein Glück, ihr Retter zu sein, ihre Dankschuld gegen ihn angesichts des »Ungeheuers, das ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ«. Wenn die leiseste, beiden unbewußte Neigung da war, wie sollte sie sich hier nicht ergießen! Und wozu all das Insceniren und Ausmalen, außer um einen solchen Erguß zu ermöglichen?

Honorios Bitte um Urlaub ist das höfisch verkleidete Liebesbekenntniß; das Geständniß, er könne und dürfe nicht in der Fürstin Nähe leben, die Probe, ob sie seine Neigung so weit erwidere, daß sie ihn nicht wolle ziehen lassen. Sie läßt ihn ziehen; sie geht auf seinen Vorwand, er müsse Reiseerfahrung sammeln, um in die viel von Fremden besuchte Hofgesellschaft zu passen, ein, als ob sie ihn nur nach dem Wortlaute nähme; zum dritten male fordert sie, daß er sich erhebe; kühler, als es in den Minuten nach der Lebensrettung zu erwarten wäre, weist sie ihn an ihren Gatten, mit empfindlicher Kälte erklärt sie, ihr Gemahl habe ihn wohl erst zum selbständigen Edelmann heranreifen lassen wollen, ehe er ihm Urlaub gewährte; und schließt dann verbindlich, seine neueste That könne als empfehlender Reisepaß gelten. Würde man solche Antwort erwarten, wenn die Fürstin aus der Bitte wirklich nichts heraushörte als die Reiselust? würde da nicht die einfache Zusage der Befürwortung seines Wunsches sich eingestellt haben und allenfalls ein Wort des Bedauerns, den tüchtigen Mann gerade nach solcher Erprobung zu verlieren? Sie aber schützt ihre Frauenehre durch den Hinweis auf den Gatten; ja sie hält dem Werber, verletzend fast, seine jugendliche Unreife vor, ob sie gleich hinzufügt, daß er »bisher« dem Hofe Ehre gemacht habe. Wenn diese Antwort, wie man meinte,[1] nur eine Rüge für die Zudringlichkeit der Bitte sein sollte, so würde die Fürstin sich in solcher Stunde ihrem Lebensretter gegenüber fürwahr als Etiquette-Puppe zeigen. Das kann der Dichter nicht wollen. Nein, sie versteht die tiefere Meinung des Bittenden und weist ihn höfisch ab, indem sie den Wortlaut der Bitte gewährt. Und Honorio versteht die Abweisung. War es ihm um die Reise ernstlich zu thun, so mußte er nun sich

[1] So Ad. Lichtenheld in einem nach anderer Seite lehrreichen Aufsatze Zur epischen Technik und zu Goethes Novelle, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1894, Bd. 8, S. 471 ff. Daß Lichtenheld den Grundgedanken des Werkchens als Kampf des Menschen mit der Natur, der belebten (z. B. Thiere), der unbelebten (z. B. Feuer) und der eigenen schwer zu bändigenden (Honorios Taktlosigkeit, sich Dank zu sichern; des Fürsten Jagdbegierde auf den Löwen) faßt, halte ich für verfehlt.


Digitized by Google

freuen; es zog aber »anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht«, sagt der Dichter und bricht die Scene ab durch das Auftreten der Thierwärterin: »so hatte die Fürstin nicht Zeit jenes zu bemerken, und Honorio nicht, seiner Empfindung Raum zu geben«. Alle weitere Ausführung hätte zu einem tragischen Auseinandergehen geleitet, das nicht im Plane der Dichtung liegt.

Als der Fürst später zu der Gruppe tritt und von den Vorfällen unterrichtet wird, ist von Honorios That so wenig wie von seinem Wunsch die Rede; die Anerkennung des Fürsten äußert sich lediglich darin, daß er ihn, der heute »viel geleistet«, »das Tagewerk vollenden« heißt, die Bändigung des Löwen beaufsichtigen läßt. Demgemäß bewacht Honorio den Hohlweg, den der Löwe benützen müßte zum Entkommen, aber wie in tiefen Gedanken versunken, wie zerstreut umhersehend, den Blick auf die sinkende Sonne gerichtet: es versinkt, was sein Leben erhellte. So trifft ihn die Wärtersfrau, bittet um Schonung für den Löwen, segnet ihn dafür, weist ihn zu siegreichem Thun nach dem Westen, wohin er sieht, aber, fügt sie bei: zuerst überwinde dich selbst. »Hierauf schien er zu lächeln . . . eine röthliche Sonne überschien sein Gesicht, sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben«.

Das ist eine Geschichte, die Entwicklung eines Menschenschicksals, verbotene Liebe ihr Kern. Noch hat sie keinen genügenden Schluß; das »Lächeln« Honorios klärt uns nicht auf; erweckt ihm die Zusprache der wunderlichen Frau Hoffnung, daß er sein verstörtes Leben glücklich wenden werde? oder lächelt er über die leicht gegebene, schwer erfüllte Mahnung? Wir wollen wissen, ob er seine Liebe überwinden wird. Darstellbar freilich wäre die Bejahung der Frage nur in einer langen Lebensgeschichte, und auch dann würde sie kaum poetisch erfreuen, denn es sind blos zwei Lösungen offen: die treue Fürstin erscheint der Liebe Honorios unwerth, oder der tapfere Jüngling als irrender Knabe. Und doch hat uns der Dichter sagen wollen, daß er einen versöhnlichen, keinen tragischen Schluß vorsah, und hat wirklich die Frage bejaht, in einer so glücklichen Allgemeinheit, daß alles menschlich Schwache und Verfehlte und damit das Unpoetische von ihr abfällt, und die Entsagung auf die reine Frau wie ein Natürliches, wie der selbstverständliche Willensakt eines Mannes offenbar wird. Er erzählt uns: »der Löwe folgt dem Kinde nicht wie der Ueberwundene, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene«. Diese Vermenschlichung des Löwen ist gewiß auffällig, ja sie stört, insofern sie die vorher so hoch

Digitized by Google

gehobene Leistung des Kindes abschwächt; aber sie gewinnt ihre Erklärung sofort, wenn sie in Bezug tritt zur Selbstüberwindung, die von Honorio gefordert wird, und sie gewinnt ihre Erklärung lediglich hieraus. Der Löwe hat sich überwinden lassen aus eigenem Willen: die in ihm nach Bethätigung drängende Kraft lernt der Junker beherrschen aus eigenem Willen. Der Löwe ist zugleich das Symbol der Kraft Honorios; sie wird gezähmt, aber sie geht in verliebtem Kummer nicht verloren, sie »bleibt in ihm verborgen«, wie es von der Stärke des Löwen heißt. Er wird sie nicht mehr in Liebesleidenschaft für die Fürstin ausbrechen lassen, aber er bewahrt sie für die Thaten im Westen, zu denen ihn die Frau angespornt hat. Damit hat seine Geschichte ihren Abschluß gefunden durch eine wie mich dünkt glänzende künstlerische Wendung: statt der ins Endlose führenden Lebensgeschichte ist ein erschöpfendes Symbol gesetzt. Und so wird zwischen der Thieranekdote und der Menschengeschichte nicht ein gegensätzlicher Bezug, sondern eine ergänzende Einheit hergestellt, die ohne solche Auffassung fehlen würde. So nur wird verständlich, warum die Thierwärterin Honorio zur Ueberwindung aufruft, die doch kein Interesse an dem Tödter ihres Tigers hat: sie, die durch ihr Kind den Löwen zähmen läßt, zeigt auch ihm den Weg zur Bezähmung seiner in falscher Richtung sich äußernden leidenschaftlichen Kraft. Die Figur des Löwen gewinnt eine viel tiefere Bedeutung, und nun kann man begreifen, warum Goethe sich besonnen hat, ob er ihn brüllen lassen wolle oder nicht, was Gervinus eine lächerliche Ueberlegung zu sein schien; nun kann man begreifen, warum Goethe überhaupt so viel an dem Werkchen feilte; jedes Wort war für die Verknüpfung des Wirklichen und des Symbolischen wichtig.

So hat er z. B. in der Scene, da Honorio auf dem Tiger knieend der Fürstin das Fell anbietet, erst spät die Sätze eingeschaltet: »Frevelt nicht! sagte die Fürstin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer als jetzt eben, deßhalb aber denk ich ans Freudigste, ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie«. Dafür stand zuerst nur: »Behüte! sagte die Fürstin; es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern«. Es ist also die an dieser Stelle allerdings unvermuthete Frömmigkeitsstimmung erst nachträglich eingefügt, zweifellos um den Bezug zwischen Honorios Liebeswerbung um die Fürstin und der durch »fromme Lieder«, »frommen Sinn« erfolgenden

Digitized by Google

Bezähmung des Löwen herzustellen.[1] Daran findet die erörterte Verbindung zwischen der Selbstüberwindung Honorios und des Löwen eine Bestätigung; das wiederholte Wort: überwinden ist beim ersten Gebrauche zutreffend, beim zweiten unerwartet; das wiederholte Wort: fromm ist das erstemal befremdend, das zweitemal selbstverständlich; es gewinnen die dunkeln Stellen ihre Erhellung aus den klaren.

Hat nun der Löwe symbolischen Werth für Honorios Geschichte, so wird man zusehen müssen, ob auch dem Tiger ein solcher zukommt, und es liegt nicht fernab zu vermeinen, das die Fürstin verfolgende Raubthier, das ihr aber nichts anhaben kann, stelle die Liebesleidenschaft Honorios dar. Ich halte jedoch diese Annahme für unnütz und verfehlt; kein auffallendes Wort, wie wir es auf den Löwen bezogen gefunden, veranlaßt im Tiger mehr zu sehen als einen Tiger; auch kann doch Honorio nicht seine eigene Leidenschaft erschlagen, ehe er sie bekannt hat. Die Gefahr, die Errettung, sie geben die Steigerung des Gefühlslebens, in der ein Liebesgespräch zwischen Fürstin und Hofjunker wenigstens verdeckt möglich ward; dazu dient der Tiger, zu nichts anderem.

Dagegen dünkt es mich ein erlaubtes Spiel, über den Dorn in des Löwen Tatze zu sinnen. Die Freude an der antiken, auch im Gemälde festgehaltenen Ueberlieferung, daß ein Löwe sich einen Splitter aus dem Fuße ausziehen ließ, genügt allein nicht zur Begründung dieser Scene. Es wäre auch allzu nüchtern, in dieser hochgehobenen Situation, den Stachel als ein Mittelchen zu erachten, die Gewalt des Kindes über den Wüstenkönig rationalistisch zu erklären; auch dies würde die Macht des Kindes, an die wir doch glauben sollen, herabdrücken wie die freie Unterthänigkeit des Löwen, und so führt das Motiv wieder auf einen Nebensinn. Vielleicht soll es die Liebe symbolisiren, die Honorio schmerzt. Der Knabe, in beredtem Parallelismus gleich Honorio verklärt von den letzten Strahlen der Abendsonne dasitzend, heilt des Löwen Wunde, Honorio befreit

[1] A. Lehmann, dessen Programm: Ueber Goethes Novelle das Kind mit dem Löwen, Marienwerder 1846, mir erst während der Niederschrift dieser Untersuchung nach vielen vergeblichen Umfragen zugänglich geworden ist, hat richtig Honorios Liebe als Hauptinhalt der Novelle erkannt, auch unter dem Bilde des Löwen seine Leidenschaft gesehen, was Düntzer übervernünftig bekämpfte. Seine weitere Meinung, im Bilde des Kindes sei die Fürstin verborgen, hätte Lehmann auf die oben besprochene Stelle stützen können; ich halte sie aber für irrig: die Fürstin weist Honorio ab, macht ihn traurig, sie bezwingt ihn weder durch Frömmigkeit noch durch Liebe; das Kind aber zieht den Löwen an sich und bezähmt ihn durch fromme Liebe.

Digitized by Google

sich von der Liebesnoth. Doch, ich lege darauf keinen Werth, wenn auch das Attribut beim Symbol den Sinn zu einer fortspinnenden Erklärung lockt.

Lieber denke ich an das, was Schiller in seiner Schrift über Anmuth und Würde ausführt: die Ruhe im Leiden, worin die Würde eigentlich besteht, sei der Ausdruck der moralischen Freiheit des Menschen. Und diese Ruhe im Leiden, also Würde, und diese moralische Freiheit soll der Löwe-Honorio beweisen. Ueberhaupt muß für die ganze Symbolik der Novelle Schillers ästhetische Theorie als Erklärung herangezogen werden. Daß die Gestalt der Fürstin viel von der schönen Seele in Schillers Auffassung an sich hat, springt in die Augen; »mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinct aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus«; »es fällt ihr nicht ein, daß man anders handeln und empfinden könnte«. Darum betont Goethe ihre Entschlossenheit wiederholt. Man wird sie als die Verkörperung der Anmuth bezeichnen dürfen, die ja Schiller beim weiblichen Geschlechte mehr als beim männlichen findet. Honorio dagegen als die der Würde. »Würde wird mehr im Leiden, Anmuth mehr im Betragen gezeigt«. Deshalb darf Honorio so wenig aktiv sein. »So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, so fordern wir Würde von der Neigung«. Anmuth wird nach Schiller durch architektonische Schönheit, Würde durch Kraft unterstützt. »Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird«. Alle diese Sätze passen, wie mir scheint mit zwingender Bestimmtheit, auf die Fürstin und Honorio.

Es darf nicht übersehen werden, daß auch das Kind als Repräsentant der Anmuth eingeführt ist: »wo findet man mehr Anmuth als bei Kindern«? Aber das Kind ist ausgeprägter der Typus des Naiven, wie Schiller in der Untersuchung über das Naive ihn erklärt; das Kind ist eine Vergegenwärtigung des Ideals; »es ist die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, was uns rührt«. Auch dies trifft das Wesen der Goethischen Gestalt, und so hebt er sie noch über die Fürstin hinauf. Und weiter ist ja auch das Genie naiv und kindlich. »Das Genie«, sagt Schiller, »triumphirt durch Einfalt über die verwickelte Kunst. Es verfährt nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes; alles was die gesunde Natur thut, ist göttlich«. So erklärt sich der Gottesglaube, die Frömmigkeit in Goethes über die verwickelte Jägerkunst des Fürsten triumphirendem Knaben. Und wenn Schiller darlegt: das Genie in seinem kindlichen Charakter

»ist verständig, aber nicht listig, bescheiden, aber nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt«, so taugt auch hier jeder Zug auf das Verhalten des Knaben bei der Löwenzähmung.

Man beachte ferner, daß Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde festlegt: »Streng genommen ist die moralische Kraft im Menschen keiner Darstellung fähig, da das Uebersinnliche nie versinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann sie durch sinnliche Zeichen dem Verstande vorgestellt werden«. Hier ist die Anregung für Goethe gegeben, zur Darstellung von Honorios Würde auf ein Symbol zu greifen. Dies Symbol aus der Thierwelt zu nehmen, legt Schiller nahe durch die Bemerkung, in den Empfindungen stehe der Mensch dem Thiere vollkommen gleich; aber er setzt dann den Willen, die Empfindung zu ertragen oder nicht zu ertragen, als das Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier, was der Naturforscher Goethe ablehnt, indem er seinem Löwen ausdrücklich freien Willen verleiht. Für diesen Löwen gilt wie für Schillers würdigen Menschen der Satz: »der Wille, indem er die Licenz der unwillkürlichen Bewegungen bändigt, gibt zu erkennen, daß er die Freiheit der willkürlichen bloß zuläßt«.

Ich fürchte nicht, daß man diese mich selbst überraschenden Kongruenzen als Zufallsspiele oder als vergewaltigende Deutungen ablehnen werde; mir haben sie sich ungesucht aufgedrängt. Dabei liegt mir aber die Annahme fern, Goethe habe Schillers Lehrsätze poetisch gestalten wollen, wie dieser in Gedichten oder auch nur wie im Wallenstein, solche Absicht war gewiß nicht vorhanden; aber für ein Zeugniß des tiefen Einlebens in des Freundes Gedanken, des Zusammensinnens mit ihm halte ich allerdings die Novelle.

Und sieht man einmal Goethe in Schillers Bann, so wird es auch nahe liegen, den von Schiller oft behandelten Gegensatz von Kultur- und Naturzustand in lose Beziehung mit den Gruppen von Personen zu setzen, die Goethe von einander abhebt.[1] Fürst, Fürstin, Fürst-Oheim stehen auf der einen Seite, Wärter, Frau und Kind auf der andern, Honorio nach meiner Meinung zwischen beiden; dort obwohl der Lebensretter wird er ausgeschieden, hier obwohl der Tigertödter wird er gesegnet und gut berathen.

---

[1] Daß solche Gruppen vorhanden sind, hat zuerst K. J. Coppenhagen bemerkt, im Allgemeinen Oppositionsblatt (Berlin 1829 Nr. 332 ff.), auf das Düntzer aufmerksam macht; aber er charakterisirt sie anders; er nimmt das Kind als Mittelglied einer epischen und lyrischen Gruppe


Digitized by Google

Der Fürst ist wirthschaftlich für sein Land thätig, hat militärische Erfahrung, gibt rasch überlegend die entsprechenden Anordnungen, den Löwen unschädlich zu machen. Die Fürstin nimmt Theil an seinen ökonomischen Bestrebungen wie an dem Interesse des Fürsten Oheim für die Erhaltung der Stammburg[1] und hält sich beim Sturz ihres Pferdes und bei der Tigergefahr wie bei der versteckten Werbung Honorios als gefasste und sichere Dame von Welt. Leidenschaftlich dagegen, heulend und schreiend tritt die Thierwärterin auf, mit eigenthümlichen Reden der Mann, seltsam singend und flötend das Kind, alle in wunderlicher bunter Kleidung, handelnd ohne umsichtige Vorbereitung, wirksam mit Mitteln die nicht die Bildung gibt, gewissermaßen nach Urgesetzen der unverdorbenen Natur. Dort die Sesshaften, hier die Fahrenden, dort die Einheimischen, hier die Fremden; dort die mit Gegenwart und Vergangenheit klug Beschäftigten, für die Zukunft Vorsorgenden, hier zeitlos Existirende; dort Kultur, hier Natur. Wird die erstere Gruppe durch die genauere Schilderung des von ihr beförderten Messetreibens recht im Alltäglich-Praktischen gezeigt, so wird die andere ins Außerirdische geleitet: die Frau durchschaut Honorios Geheimniß und weissaget ihm. Jene sprechen die Gesellschaftsrede, diese wie Leute aus einer andern Welt. Vergebens würde man die Rede der Frau »in unsern Mundarten übersetzen wollen«, sagt der Dichter. Biblisches ist drein gemengt, in die Rede des Wärters noch stärker als in die der Frau und das Lied des Kindes.[2] Dies Lied bekommt durch die variirende Wiederholung einzelner Zeilen, Reime und Wörter etwas Ungewohntes und seine Melodie wird als Tonfolge ohne Gesetz beschrieben. In Prosa und Vers dieser Leute ist die Gedankenfolge ebenso unsicher, springend, als die Redefolge der fürstlichen Personen logisch genau ist. Jede Gruppe ist in ihrer Art tüchtig und gut, auf beide fällt nur Licht, kein Schatten. Aber daß es der

---

[1] Mit Rücksicht auf Goethes gelegentliche Bezeichnung der Novelle als »romantische Jagd« sei angemerkt, daß die Stammburg dem entspricht, was Goethe romantisch heißt: »das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit«. Werke l. H. gr. 8° Bd. 49 S. 64.

[2] Darauf hat zuerst Carl Friedrich Göschel aufmerksam gemacht in seinen Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denkweise, N. Ausg. Leipzig 1852 Bd. 2 S. 235 ff. Düntzer hat einige Verweise unnöthig bestritten, neue hinzugefügt. Für die Verse: »die Welle schwankt zurück; blankes Schwert erstarrt im Hiebe« denkt man wohl am besten an Exodus 14, 21 f. und 15, 15 (auf letztere Stelle macht mich A. E. Schönbach zweifelnd aufmerksam, ferner auf 2 Reg. 23, 10).

Digitized by Google

Dichter auf den Sieg der Natur über die Kultur oder wie man es nennen will, abgesehen hat, ist klar. Die Kultur vernichtet: das Markttreiben entfesselt den Brand, Honorio tödtet den Tiger, der Löwe wird von den Jägern bedroht, Honorio in seiner Seele verwundet; die Natur aber heilt: der Löwe wird gerettet, vom Dorn befreit, Honorio auf eine glückliche Zukunft verwiesen. Der fürstliche Jagdherr räumt dem Kinde den Platz bei einer schwierigen Aufgabe, alle werden gebannt und gerührt von dem fremden Gesang. Jeder thut an seinem Platze das Rechte, selbst das Unnütze zu thun (den Tiger zu tödten) war Honorios Pflicht, aber die kindliche Einfalt der Natur geht über alle Lebensweisheit.

Und auch in anderem verleiht Goethe dieser Auffassung Ausdruck. Er lässt die Fürstin die Betrachtung anstellen: »wie doch die Natur so reinlich und friedlich aussieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so giebts immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen«. Der unmittelbare Gegensatz ist hier Landschaft und Mensch, tiefer aber wieder Natur und Kultur, und aufs neue ist jene übergeordnet. Und nicht anders gemeint ist das Bild der Stammburg, über die die Natur Herrin wurde: überall schlugen Bäume Wurzel und setzten sich zwischen dem Gemäuer fest; überall lassen »die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft sich in dem ernstesten Streit mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur erblicken«.

Wenn so Natur im Gegensatz zu Menschenwerk die Novelle durchklingt, so darf der religiösen Färbung der Wärtergruppe nicht zu viel Werth beigemessen werden.[1] Frömmigkeit gehört zum Natürlichen; man denke an Schillers Gang nach dem Eisenhammer, seine Jungfrau von Orleans, auch an Goethes Gretchen. »Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen«, lautet eine der Goethischen Maximen.[2] Gleichfalls ohne kirch-

[1] Coppenhagen findet Nr. 334, die Novelle stelle die Offenbarung und Verherrlichung der Macht Gottes im Kinde dar, Göschel hört den Geist Gottes aus dem Gebete des frommen Kindes sprechen. Auch Lehmann betont den religiösen Inhalt stark. Ludwig Giesebrecht, Damaris 1861, S. 90 ff. nimmt das Ganze religionsgeschichtlich und theilt die Gruppen als Pelagianer (mehr thätig) und Augustiner (mehr leidend): sie berühren sich, erscheinen befreundet und — bleiben geschieden! — Richtig fasst Eckermann, Gespräche mit Goethe Bd. 3, S. 211 den Gottesglauben der Gruppe. — Siehe auch oben S. 142.

[2] Werke l. H. gr. 8° Bd. 49, S. 35.

Digitized by Google

lichen Gehalt ist das Wort in Meisters Wanderjahren gebraucht.[1] Glaube, Hoffnung, Liebe, die das Lied des Kindes preist, sind christlich; aber gewiß hält das Kind nur auf die »eigene Weise« an dieser Religion fest wie die Zöglinge in den Wanderjahren.[2] Es ist nicht lediglich Glaube an Gott, Hoffnung und Liebe zu ihm, was die Familie erfüllt; es ist die Ueberzeugung, daß vor dem Menschen, »dem Ebenbild Gottes, wonach auch die Engel gemacht sind«, alles Gethier Ehrfurcht hat; in diesem Glauben setzt der Wärter Frau und Kind als Bürgen ein; in dieser Hoffnung ängstet sich die Frau nicht wie der Burgwart um ihr Kind, als es ihren Augen entzogen beim Löwen ist; und in Liebe gewinnt der Knabe dem »Hochtyrannen des Waldes« das Wunder der Ehrfurcht ab. Die andern Menschen sind voll böser Ahnungen und versinken in Trübsal (Fürstin, Fürst Oheim, Honorio): sie glauben und hoffen nicht; sie vernichten im Wahne zu retten: sie lieben nicht. Anders in allem bewähren sich die gottfrohen Kinder der Natur; »alles was die gesunde Natur thut, ist göttlich«.

Deutlich gegen das Vorherrschen der Religiosität in dem Wesen der Wärterfamilie spricht auch die Aeußerung des Weibes: »Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun«. Die Begriffe kehren in dem Liede wieder: Gott, der aus Löwen Lämmer macht; »frommer Sinn und Melodie«, »fromme Lieder« d. i. Frömmigkeit und Kunst; und das Glück wenigstens in der negativen Wendung: »lassen Unglück nicht heran«. Es stellt sich Glück neben Gott, Kunst neben Frömmigkeit, jene die außer dem Menschen, diese die in ihm wirkenden Kräfte;[3] ordnet man: Gott und Frömmigkeit, Glück und Kunst, so sieht man die religiösen und die profanen Glieder. Alles nimmt die Frau zusammen, ja Goethe hat die Untrennbarkeit durch doppelte Verschränkung der Begriffsfolge recht sinnfällig gemacht. Und alles vereinigt sich im wahren Natürlichen, denn dem gilt der Preis, nicht einer rohen wilden wirklichen Natur ohne Kunst und ohne Religion.

In den Triumph der natürlichen Menschen tönt die Novelle aus. Zwar dem Umfange der Darstellung nach überwiegt die höfische Gruppe etwas; die Ausführlichkeit in der Zeichnung der Realisten und ihres Treibens sollte das Gegengewicht bilden für die Verherrlichung der Idealisten; nicht ein drückendes, vielmehr damit, je mehr jene der Wirklichkeit entsprechen, die Existenz dieser desto wahrscheinlicher werde, die ja mit jenen in Verkehr treten.

---

[1] Werke, W. A. Bd. 25, 1, S. 126.
[2] Ebenda S. 210. [3] So auch Düntzer, Erläuterungen S. 82.

Digitized by Google

Hört man viel vom Handel der einheimischen Messebesucher, so setzt man voraus, daß bei so großem Zusammenlauf fremdes, wanderndes Volk sich einzustellen pflegt, Thierbändiger, Weissager. So nimmt es auch Honorio ohne Erstaunen hin, daß die fremde Frau in seiner Seele liest und ihm prophezeit. Und durch den Markt, um den des Fürsten Wirthschaftssinn sich annimmt, wird die Möglichkeit des Zusammentreffens der fürstlichen und der fahrenden Personen wahrscheinlich gemacht.

Mit großer Sorgfalt ist die Komposition bedacht. Die Erzählung folgt dem Tage vom frühen Morgen bis zum Abend. Bei Nebel hebt sie an, Umgebung und Gestalten sind noch wie verschleiert, aus dem Halbhellen entwickelt sich der Vorgang. Während des Spazierrittes zeigt sich die Aussicht von der Morgensonne beleuchtet, als man bei seinem Ziele ist, steht sie beinahe auf ihrer höchsten Stelle; zu Mittag entdeckt man den Brand: genau auf der Höhe des Tages (und in der Mitte des Werkes) setzt die Wendung ein und füllt mit ihren Ereignissen die nächsten Stunden. Honorio, auf den Fang des Löwen wartend, sieht dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken beginnt; und das Kind, das den Löwen bezähmt hat, wird von den letzten Strahlen der Sonne verklärt. Aus dem Nebel also führt die Erzählung zum verklärenden Lichte. Die Kürze des jagdgemäßen Herbsttages unterstützt die Wahrheit.

Wenig ist aus der Vergangenheit nachzuholen: die Vermählung des Fürstenpaares, die Wirthschaftssorge des fürstlichen Geschlechtes, die körperliche Uebung Honorios u. dgl. Fünfmal legt der Dichter kleine Vorfälle, an die angeknüpft wird, um den Eindruck der Zeitwirklichkeit zu verstärken, auf den gestrigen Tag: sie sollen in genaue Nähe gerückt sein. Nichts von all dem, auch die Erzählung vom nächtlichen Brande nicht, den der Fürst Oheim einmal erlebt hat, ist nothwendige Voraussetzung für den Stoff, alles dient nur der realen Ausfüllung der Gegenwart. Sie hat keine Vorgeschichte nöthig, sie weist auch nicht in die Zukunft, alles wird innerhalb des Tages abgeschlossen; freilich so, daß das Symbol die Zukunft vertritt, und daß Aeußerlichkeiten, das Einsperren des Löwen in den Käfig, den der Wärter herbeizuschaffen ging, u. dgl. m. vom Erzähler als selbstverständlich dem Leser zur Ergänzung überlassen werden.

In welche geschichtliche Epoche die Ereignisse fallen, ist bei dieser privaten Novelle zu melden unnöthig. Sie soll zeitlos, immer neu sein. Der Leser nimmt die Gegenwart an, der Dichter hat sie miterlebt; und solange er den Dichter als Mitlebenden empfindet, solange ist die Gegen-

Digitized by Google

wart die Zeit der Geschichte. Prüfen wir genauer, so bieten sich zwei Anhaltspunkte für die Bestimmung der Zeit, an die Goethe dachte: wirthschaftliche Verbesserungen durch die Fürsten, die man in der Zeit um 1770 ansetzen darf, auch noch später; Ringelspiel als höfische Unterhaltung, das Düntzer noch 1793 in Thüringen nachweist.

Wie über den zeitlichen Verlauf, so werden wir auch über die Oertlichkeit, in der die Vorfälle sich abspielen, genau unterrichtet. Das Schloß der Fürstlichkeiten liegt auf einer Anhöhe, unten die Stadt mit dem Markte; geht man von da den Fluß aufwärts, durch Wiesen und Wald hinan, über eine steinige Fläche, so gelangt man bis zu den Bäumen und Felsmauern, die die Burgruine umschließen. Auf diesem Wege begleiten wir die Reiter, auf demselben kommt der Tiger nach. Daneben führt noch ein Hohlweg, er allein in die Burg hinein; ihn benützt der Löwe, im Hofe wird er gefangen. Zunächst mag es scheinen, als ob die Landschafts- und besonders die Architekturbilder nur um ihrer selbst willen gezeigt würden; der Verlauf ergiebt aber, daß der Leser dabei doch nur die Räume genau kennen lernt, in denen sich die Ereignisse abwickeln, und deren Eigenart zum Theil für die Möglichkeit der Begebenheiten wichtig ist; so das steinige abschüssige Feld, auf dem das Pferd der Fürstin stürzt; so der Burghof, in dem der Löwe gefangen werden kann, da er bloß Einen engen Zugang hat. Kein Plätzchen ist uns fremd, auf dem die handelnden Personen stehen. Die Jäger aber verfolgen wir nur bis an den Gesichtskreis des Schlosses; wo sie dann weilen, ist uns gleichgültig; und auch von dem Zimmer, worin die Fürstin den Fürsten Oheim empfängt, hören wir nichts Näheres, seine Einrichtung ist für das exponirende Gespräch werthlos und — der Innenraum lockte wohl Goethe nicht, nur Natur, Licht und Luft. Gewiß läßt er seine Freude am Landschaftsbilde breiter aus, als unbedingt nöthig wäre, es reizt ihn, mit Worten den Wechsel der Scenerie zu malen, der nahen und der fernen; und wenn auf die so wunderbar vom Walde umschlungene, durchwachsene Stammburg viel gewendet wird, so dient der umständliche Realismus einem höheren Zwecke, der Symbolik des siegreichen Eingreifens der Natur ins Menschenwerk, das ja die ganze Novelle darstellt.

Stimmungsvoll wird das Landschaftsbild von der Tageszeit beleuchtet. Aber die seelische Erregung herrscht noch über den sinnlichen Eindruck: sie verleiht, als durch den Brand düstere Sorge in der Fürstin erweckt ist, Wald und Wiese einen wunderbar bänglichen Anschein, die Vorahnung der drohenden Tigergefahr, der Scene mit Honorio. Und

wie ist diese vor das Auge gestellt! der schöne Jüngling knieend auf dem gestreckten Raubthiere, gehoben durch Siegesfreude, vor der schönen Fürstin, die stehend neben ihrem Rosse zum Lebensretter niederblickt. Ein Bild ist für den Maler entworfen. Und so wieder, wo zu dem im Abendschein träumenden Honorio, der, das Gewehr im Schoße, auf dem Mauerreste am Hohlweg harrt, die wahrsagende Frau tritt. Und wieder, wo das Kind mit dem Löwen in den Burghof schreitet, Wärtel und Mutter von oben herabsehen; oder wo das Kind den Dorn aus der Tatze des Löwen zieht.[1] Hier und überall ist vollkommene Gegenständlichkeit der Figuren, ihrer Stellung, ihrer Umgebung. Es wirkt das die plastisch gestaltende und zugleich zum Leben beleuchtende Sprachkunst, über die Goethe seit der Rückkehr aus Italien herrscht.

Bei aller Genauigkeit in Zeit und Ort und Gestalt der Ereignisse bleibt aber dieser Tageslauf doch ein idealischer; es ist kein Raum darin, die Reiter mit Speise und Trank zu laben. Das Selbstverständliche, für die Geschichte Gleichgültige, nur leiblich Bedurfte braucht im poetischen Kunstwerk nicht erwähnt zu werden; auch ohne solche Wirklichkeit kann es den Eindruck voller Wahrheit machen.

Die erste Hälfte der Erzählung ist behaglich breit vorgetragen, episch gefüllt mit der Beschreibung des Zuständlichen, arm an Ereignissen, man sieht nur Vorbereitungen. Anfangs möchte man an eine Verwicklung glauben, die aus den Wirthschaftsverhältnissen des Marktes erwächst, die alte Stammburg könnte als Kontrastbild der Vergänglichkeit zu den modernen Bemühungen dienen; bis dann deutlicher auf einen Brand der Buden, auf die Gefährlichkeit der wilden Thiere hingewiesen wird und die Erwartung also eine bestimmtere Richtung bekommt. Einen traurigen Verlauf läßt nichts ahnen; die Fürstin wird gefährdet sein, die beiden Begleiter werden sie schützen; die Jagdgesellschaft wird zurückkehren und in den Bestien unvermuthete Jagdbeute finden. Erst spät und überraschend treten die Thierwärter auf[2] und zeigen ein anderes Ziel. Sie beklagen den unnützen Tod des Tigers; also wird der Löwe, der ja gemäß der Erwähnung in der Marktscene so gut wie der Tiger ausbrechen muß, nicht auch getödtet werden. Was sich ereignen wird, ist sonach festgestellt; auch wo die Vorgänge sich abwickeln werden, ist von vornherein gezeigt;

[1] Ueber das Bildmäßige der Situationen s. Goethes Gespräch mit Eckermann 15. Januar 1827.

[2] Goethe wollte ihr Auftreten einmal vorbereiten, gab es aber zum Zwecke stärkerer Wirkung wieder auf. Gespräch mit Eckermann vom 29. Januar 1827.

Digitized by Google

das Wie nur ändert sich in der Erwartung, und ein Theil davon bleibt bis zuletzt zu errathen, bis das »Unerhörte«, die Löwenzähmung durch das Kind, geschieht.

Parallel läuft die Geschichte Honorios. Auch sie setzt im Schlosse ein, wächst wenig bis zur Mitte des Tages, und erreicht, sich mit der Brand- und Tigergefahr verschlingend, ihr gleichzeitig die Höhe der Verwicklung. Auch für sie ist kein tragisches Ende vorauszusehen, doch auch hier bleibt das Wie im Dunkel bis zuletzt, wo es durch den Zuspruch der Frau kurz vor der Löwenbändigung, und in dieser selbst überraschend gefunden wird.

Von der Mitte an folgen sich die Ereignisse rascher: Brand, Tiger, Liebeswerbung, das Auftreten der Wärtersleute, die Rückkehr der Jäger, die Meldung vom Löwen, die Vorbereitung ihn zu fangen, endlich, und erst dies wieder langsam sich vollziehend, die Zähmung des Löwen. Was realistisch eingeleitet war, klingt phantastisch aus. Es sollte so hoch ins Idealische gehoben werden, daß alle realistischen Personen vorher entfernt werden bis auf einen untergeordneten Diener, der gewissermaßen als Zeuge die Wirklichkeit des Wunders erlebt. Durch diese Isolirung wurde die Bedeutung der Schlußscene erhöht, wodurch auch ihr symbolischer Werth empfunden werden kann.

Wie der lyrische Charakter des Schlusses den epischen des Eingangs ablöst, ist mehrfach beobachtet worden.[1] Goethe selber sprach es aus, daß er für die letzte Steigerung zur lyrischen Poesie, ja zum Liede selbst habe übergehen müssen.[2] Vielleicht ist es auch nicht zufällig, daß die ruhige erste Hälfte des Tages von der ruhenden bildenden Kunst, die zweite erregte von der bewegten tönenden beherrscht wird; vielleicht auch sollte jene als Frucht der Kultur erscheinen, diese der Natur näher verwandt; jedenfalls fällt auf, daß die Fürstin die Nachbildung der Burg in den Zeichnungen unwahrscheinlich findet und verlangt, den Stammsitz unmittelbar zu sehen, während die Musik sofort alle Umstehenden einnimmt. Dachte Goethe wie Seckendorf: die Malerei zeigt der Seele nur Schatten des Lebens, die Musik lässt es ihr fühlen?[3] Als das Kind zur Melodie die Worte des Liedes singt und die letzte Strophe dreistimmig ertönt, steigert sich der Gefühlseindruck: »Alles war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt«. Und dasselbe Lied, das die Menschen bemeisterte, bezwingt auch den Löwen.

---

[1] Von Coppenhagen zuerst.
[2] Gegen Eckermann. Gespräch 18. Januar 1827.
[3] Tiefurter Journal. Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 7, S. 70.

Digitized by Google

Wunderbar hat Goethe die Gewalt dieser Zeilen gebildet, zauberhaft berückend. Gott, der allmächtige, die Engel, die er zu den Menschen sendet, der Gesang der Gläubigen, die Schmiegsamkeit der Thiere bei dem frommen Kinde, die wunderthätige Liebe: es ist kein durch neue Erhabenheit bewältigender Stoff. Aber es ist in der Ausdrucksweise etwas seltsam Inniges, bei aller Besonderheit Schlichtes, das bestrickt und mitzieht, weil überdies die Gedankenfolge zuweilen willkürlich, manche Wendung dunkel ist und so ein überirdisch Geheimnißvolles drinnen webt. Der Vorstellung wird viel gegeben, das meiste dem Gefühl. Für beide aber sind die Anregungen in einem Zirkel beschlossen, und deren Wiederkehr darinnen wirkt verstärkend und durch die leisen Veränderungen befangend. Die erste Strophe kehrt unter Benützung gleicher Reime, mit ungenauer Wiederholung einiger Zeilen wieder, eine dritte schließt sich daran; und wieder werden die erste und die dritte gesungen und eine neue schließt die fort sich ringende Kette ab. »Eindringlich«, sagt der Dichter, »ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe zu anderer Ordnung durch einander schob, und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte«. Diese Wirkung wird erreicht, obgleich der Vordersatz Goethes nicht genau richtig ist; nirgend werden nur die alten Zeilen zu neuer Ordnung gemischt; aber in der That hat man den Eindruck, als ob dem so wäre; so sehr wurzelt das Lied in Einem Vorstellungs- und Empfindungskreise.

Dazu ist es, als ob man aus den gleichen und ähnlichen Reimen und Zeilen die Melodie der Flötenstimme[1] wiederklingen höre, so daß nicht ohne Fug gesagt werden konnte, die Dichtung löse sich in Musikwellen auf.[2] Wenn ich recht sehe, erreicht Goethe dieses besonders in den beiden ersten Strophen deutlich wirksame Kunststück dadurch, daß er für die Reime nur die zwei Vokale a und i wählt und diese überhaupt an den betonten Stellen überwiegen läßt, was wohl die Klangfarbe hervorbringt, und dadurch, daß er fast ausschließlich Wörter mit langer Stammsilbe verwendet, wodurch das Gezogene, weich Verbindende der Holzbläserei nachgeahmt erscheint. Für die dritte Strophe (»Denn der Ewge herrscht auf Erden«) behält

---

[1] Ueber die »sanfte süße kurz geschnäbelte Flöte«, flûte à bec, flûte douce s. Mendel, Musikalisches Conversationslexikon Bd. 3, S. 569. Ihr Gebrauch war im 18. Jahrhundert im Erlöschen, daher Goethes »sonst«.

[2] Albert Lindner, Allgemeine österreichische Literaturzeitung 1885, Bd. 1, Nr. 6, S. 12.

Digitized by Google

man dann nur den gewohnten Ton bei, an sich würde sie mit ihren häufiger kurzen, konsonantenreichen Hauptsilben den Eindruck des Flötens nicht hervorrufen können.

Das Mittönen der Musik erhöht den Eindruck dieser »sanften frommen Lieder«. Es klingt etwas Verklärendes und Verklärtes in ihnen, wie der Schein der Abendsonne den Sänger verklärt. Alles stimmt zusammen im Frieden des Abends, jegliches Uebel ist beschworen. Dieser Abschluß hat es denn von Eckermann an, der das Werkchen in der Handschrift lesen durfte, allen angethan, allen jenen wenigstens, welche sich der Novelle ohne Vernünftelei hingegeben haben. Goethe selbst legte Werth auf die Durchbildung des Schlusses und freute sich seines Gelingens; er wählt für ihn das Gleichniß: eine Blume endige ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten ausgetrieben habe; »die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen«.[1]

Und die gleiche Ueberlegtheit in der Wahl der technischen Mittel, die die Wirkung des Schlusses sicherte, äußert sich in der ganzen Dichtung. Der Erzähler weiß trotz des hochgespannten Ausganges uns im Glauben an die Wahrscheinlichkeit, ja an die Wahrheit der Geschichte zu erhalten, so daß er einen Zeugen dafür gar nicht zu nennen braucht. Welchen Antheil er an den Vorgängen hat, ob er sie mit erlebt, von wem er sie erfahren, wie nahe sie ihn berühren, wird nirgend gesagt. Er hüllt sich in das allgemeine »man«, er ist immer da gegenwärtig, wo sich die Hauptvorgänge abspielen, er weiß nie mehr als die Personen seiner Geschichte, er sieht und hört mit ihnen, er liest von ihren Mienen ihre Stimmung ab. Und der Leser mit ihm. So ist eine Art von dramatischer Gegenwart in der Erzählungsform erreicht. Was die Personen sprechen, läßt er theilweise unmittelbar mit anhören; bei kurzer Wechselrede, die sich aber nie zu langem Dialoge ausspinnt, unterdrückt er sogar manchmal die Einführungsformel »sprach er« o. dgl. Hier redet er also in verschiedenen Stimmen, und unterschiedene Sprecharten wendet er auch zur Charakteristik an. Es ist schon bemerkt, daß er die höfische Gruppe und die der Thierbändiger durch die Redeweise kennzeichnet. Auch auf den Wechsel der Ausdrücke je nach den Situationen sei hingewiesen. Förmlich ersucht Honorio die Fürstin: »Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam!« dann aber, als der Tiger naht, form-

[1] Gespräch mit Eckermann 18. Januar 1827.

Digitized by Google

loser: »Flieht! gnädige Frau«, der drängenden Lage angemessen.

Besondere Sorgfalt wendet der Dichter darauf nichts zu berühren, was nicht für Auge und Ohr erreichbar nahe ist. Die Fernsicht wird durch das Teleskop herbeigezogen. Die entlegene Stammburg wird zunächst in Abbildungen gezeigt, wobei zugleich der Vortheil der Besprechung der Zeichnungen erwächst und die Beschreibung belebt.[1] Den Brand im Jahrmarkt sieht man nur ferne; wenig Rauch, der vom Tageslicht gedämpfte Feuerschein, zuweilen eine rothe Flammenglut, aufsteigender Dampf, der sich verbreitende Rauch, vielleicht ein aufflammender Blitz, ein Schlag: mehr läßt sich von der Höhe aus nicht wahrnehmen. Und doch sollte die Wirkung des Brandes gekennzeichnet werden. Hiezu wird in der Fürstin das Gedächtniß an das Branderlebniß des Oheims erweckt; er hat es ihr wiederholt, bis zum Ueberdruß, erzählt, er hat sie gerade vor dem Ausritt daran erinnert und bei der Entdeckung des Feuers aufs neue; so wird es ihr jetzt gegenwärtig, und der vorgestellte Schrecken des nächtlichen aus der Nähe erlebten Brandbildes ersetzt die Wirkung des jetzigen fernen.

So sehr sich aber der Dichter in die sinnliche Wahrnehmung seiner Personen einschränkt, er ist doch der überlegene Erzähler, der voraussieht, was kommt, und darum den Leser überall vorbereiten, ihm alles in seinem natürlichen Hergang erklären kann, ohne dabei irgendwo die Rolle des aufmerkenden Beobachters aufzugeben. Er verabsäumt nicht zu sagen, man habe die Aussicht betrachtet; denn dabei kam man auf die Entdeckung des Brandes. Er erzählt erst: die Fürstin glaubt einen Blitz zu sehen, einen Schlag zu hören, und läßt den Wärter später bestätigen, daß ein Pulverschlag aufgeflogen sei, das Unheil vermehrt, das Entkommen der Thiere veranlaßt habe. Er führt uns mit der kleinen Gesellschaft durch die Messe und lenkt ihr und unser Augenmerk auf die Thierbude; die Pferde schaudern — wie dann später der Fürstin Pferd bei der Flucht vor dem Tiger zusammenbricht; man beabsichtigt

[1] Otto Adamek, mit dem die Novelle durchzusprechen für mich fruchtbar war, macht mich aufmerksam auf ihre Empfehlung als Schullektüre. So rühme Matthias, Praktische Pädagogik (Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre II, 2) S. 49, Erzählung und Beschreibung wechsle darin musterhaft ab. Vermuthlich wegen dieser formalen Vorzüge ist die Novelle, wenigstens in Oesterreich, Gymnasiallektüre. Ich fürchte, sie ist dazu zu schwer, dem Inhalte nach und auch der Form nach. Gewisse Altersschnörkel, Häufungen wird der Gereifte bei hingebendem Versenken als feinste, erschöpfende Zeichnungen lieben, der Jugendliche als wucherndes Rankenwerk verkennen.

Digitized by Google

auf dem Rückweg da einzutreten — die Thiere kommen den Schaulustigen vielmehr nach; der Tiger ist außen angemalt, wie er einen »Mohren« anspringt — so scheint er später die Fürstin zu verfolgen und wird darum von Honorio, der durch jenes Bild über die Gefährlichkeit des Thieres das Schlimmste denken muß, getödtet, sicher wie der Ritter beim Spiel das »Mohrenhaupt« mit dem Säbel aufzuspießen pflegte; der Löwe aber ist ruhig majestätisch abgebildet — auch später zeigt er sich in sanfter Würde. Wie hier durch die Stellungen der gemalten Thiere die Art des Auftretens der lebenden vorbereitet wird, so leitet auch sonst der Dichter durch ein Wort über die äußere Erscheinung die Aufnahme des Charakters in die Bahn. Die Frau und das Kind waren bunt und seltsam, aber »reinlich anständig« gekleidet, sagt er; der Leser weiß sofort, daß er nicht niedriges fahrendes Volk vor sich hat, sondern die Besten des Gewerbes. Wo der Erzähler besonders aufmerksam machen will auf das Kommende, läßt er einer vordeutenden Meinung widersprechen. Der Fürst Oheim will nicht durch den Markt reiten, er fürchtet von da ein Unglück, die Fürstin besteht auf dem Wege, der Leser begleitet sie nun achtsamer. Oder: die Fürstin bricht das Gespräch des Oheims über die Feuersbrunst ab, das läßt den Leser erwarten, daß es wieder aufgenommen werden müsse u. s. w. Solches Ablehnen wirkt stärker noch als der positive Vortrag allein.

Von all dem vielen Detail, das der vollsten Gegenständlichkeit und der engsten Verknüpfung dient, ist nichts als überflüssig zu bezeichnen außer die wiederholte Betonung, daß Gebirgs- und Flachländer auf dem Markte zum Tausche ihrer Waaren zusammentreffen; dafür finde ich keinerlei Verbindung mit der Geschichte.[1] Die fremden Jagdgäste des Fürsten sind ja auch nicht nöthig, aber ihre Anwesenheit wird nur leicht erwähnt, sie beanspruchen unsere Aufmerksamkeit nicht, sie füllen nur das Bild der

[1] Sie ergibt sich vielleicht aus einem gestrichenen Passus einer älteren Handschrift der Novelle, wonach die Jagd als urwäldliche halbkriegerische Beschäftigung in starken Gegensatz zur Marktkultur gesetzt wurde; und wenn die Jagd »weit in das Gebirg hineindrang« konnte ein unausgeführter Plan sie auch auf den Kontrast: Gebirgs- und Flachländer wenden. — Hermann Baumgart hat in seiner Schrift Goethes Weissagungen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters, Halle a. S. 1886, mit Recht daran Anstoß genommen und findet überhaupt die Beschreibung der Messe zu umfangreich. Bei dem Suchen nach dem Grunde bleibt er aber nicht auf dem wirthschaftlichen Boden, sondern springt zu einer staatspolitischen Deutung über, wonach die Burg das deutsche Reich, die Wärterfamilie das deutsche Volk symbolisiren soll. Dahin kann ich nicht folgen.

Digitized by Google

Jagd und dienen für Honorios Reisevorwand mit als Veranlasser. Derlei Reichthum ist mehr ausgestreut; wo er uns nicht ablenkt, nicht falsche Erwartungen erregt, schmückt er das Kunstwerk, das ja doch nicht auf die nothdürftigste Erscheinung angewiesen ist.

Die Erzählung ist durchaus im Praeteritum vorgetragen. Der Dichter spricht gleichmässig weiter, nirgend lässt er durch die Wahl des historischen Praesens einen Moment als besonders wichtigen lebhafter heraustreten. Niemals verliert er die Fassung, niemals arbeitet er auf Aengstigung, Spannung hinaus; auch da, wo er, um die Gefahr und also das Verdienst der Rettung zu erhöhen, die Situation dehnt, indem er den geübten Honorio erst einen Fehlschuß thun und das Roß der Fürstin stürzen lässt, flößt er doch mit seiner unerschütterten Ruhe dem Hörer das Vertrauen ein, auch das Bängliche werde gut sich fügen. Und nicht anders verhält er sich dem unerwarteten Anerbieten des Wärters gegenüber; es muß ja Bedenken machen, dem Kinde und der Frau den Löwen zu überlassen; der alte gefahrvertraute Burgwart sorgt sich menschlich für das Kind; der Leser aber hat durch die Gelassenheit des Erzählers die Zuversicht des guten Ausgangs.

So steht der Dichter zugleich in seinem Stoffe und doch über ihm. Er fühlt sich, zuweilen mit seinen Personen, durch das augenblickliche Erlebniß zu allgemeinen Betrachtungen, zur Aussprache weiterer Erfahrungen und Ansichten veranlasst und gibt so manchem Nebensächlichen einen Werth, indem er es um seiner selbst willen gelten lässt und im Tiefen packt. Dadurch gewinnen auch die dienenden Glieder der Komposition eine Art von selbständigem Leben, das neben der Genauigkeit im Zeichnen des Gegenständlichen auf die Geschichte Honorios drückt; obwohl diese den Leser anhaltend beschäftigt, gewinnt er nicht den Eindruck, daß sie die Hauptsache sei. Und wirklich, wenn sie auch der seelische Kern der Erzählung ist, soll sie doch nicht als das Wesentlichste herausrücken; sie soll nicht das Interesse ganz beherrschen wie der besondere Fall in Werthers Leiden; sonst müßte die erfolglose Liebeswerbung tragisch enden wie im Werther, oder ironisirt werden; sie soll vielmehr als eine nicht ungewöhnliche Begebenheit gefasst werden wie anderes auch, und wie dies durch das Unerhörte der Thierbezähmung abgeschlossen werden. Darauf fällt alles Licht, und absichtlich ist alles Vorhergehende in gleichmäßiger Beleuchtungsstärke gehalten, um diese Verklärung am Schlusse zu ermöglichen, ähnlich der Traumerscheinung Klärchens im Egmont, der Glorie Gretchens im Faust. Es hat einen

Digitized by Google

tiefen Sinn, dieses Aufsparen der stärksten Beleuchtung: die doch auch wirklichen Vorgänge des Schlusses sollen erhoben über die Erde, idealisch erscheinen, damit sie auch als Symbol das Ganze erklären. »Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntniß geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging. Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle. Dies ist das Ideelle.« Mit diesen Worten hebt Goethe,[1] wie er das Einzelne wiederholt zu allgemeiner Weisheit läuterte, das Ganze in die Sphäre der »ästhetischen Erziehung des Menschen«. »Er gibt der Welt die Richtung zum Guten, indem er ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebt; er umgibt sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließt sie rings mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet«.[2]

Aufs neue leitet die Betrachtung der Novelle in die Theorie Schillers. In den Jahren, da Goethe an die Ausarbeitung der Dichtung ging, war er bei der Durchsicht seines Briefwechsels mit dem todten Freunde beschäftigt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er dadurch auf den Stoff zurückkam, den er vor dreißig Jahren mit ihm mündlich und schriftlich durchdacht hatte. —

Nach dem Tagebuch vom 23. März 1797 ist an diesem Tage während Goethes Aufenthalt in Jena eine neue Idee zu einem epischen Gedicht gewonnen und mit Schiller besprochen worden. Der Inhalt wird hier nicht verrathen. In den Briefen an Schiller macht Goethe selbst nur einmal eine Andeutung über den Stoff: »meine Tiger und Löwen« sagt er, vielleicht in laxer Weise den Plural verwendend, der zu der Ausführung in der »Novelle« nicht passt.[3] Schiller spricht kurz vorher von der »Löwen- und Tigergeschichte« seines Freundes und nennt den Titel »Die Jagd«; Goethe habe es in dem Gedicht mit fürstlichen Personen und Jägern, mit dem vornehmen Stande zu thun.[4] Daraus kann man nicht schließen, ob die Thierwärter in

[1] Gespräch mit Eckermann 18. Januar 1827.

[2] Schiller, Ueber die ästhetische Erziehung Brief 9. Die letzte Wendung ist selbstverständlich nur formal, nicht stofflich zu verstehen: die Kunst des Vortrags siegt über das Naturelle des Inhalts.

[3] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Bd. 1, S. 266.

[4] Ebenda S. 264.

Digitized by Google

dem ersten Entwurfe schon eine Rolle spielten. Das Vorhandensein einer derartigen Gruppe oder Person ergibt sich aber wohl aus Goethes Aeußerung vom 22. April: sein neuer Plan habe die Eigenschaft, »daß große Anstalten gemacht werden, daß man viele Kräfte mit Verstand und Klugheit in Bewegung setzt, daß aber die Entwicklung auf eine Weise geschieht, die den Anstalten ganz entgegen ist und auf einem ganz unerwarteten jedoch natürlichen Wege«. Dies zeigt auf die Vorbereitungen des Fürsten zur Löwenjagd hin, die durch das Locken des Kindes überflüssig werden.

Den Werth des Stoffes bemißt Goethe hoch; der Stoff sei in mehr als einem Sinne bedeutend und interessant;[1] und am 28. April bekennt er, es habe ihn aufs neue eine ganz besondere Liebe zu diesem Werke ergriffen. Daraus erhellt doch, daß der Stoff nicht bloß in seinen Ereignissen sondern tiefer erfasst wurde, und es liegt kein Hinderniß vor, die Auffassung so tief zu nehmen, wie sie später geschah. Man kann an Goethes Gespräch mit Schiller vom 8. März als Leitfaden denken: »über die Wirkung des Verstandes und der Natur bei der Handlung der Menschen«,[2] und die Einwirkung von Schillers Aesthetik lag gerade damals zunächst. Jedenfalls muß für die erste Konception schon das Eine gegolten haben: die Ueberlegenheit des Natürlichen über das beste Weltkluge. Damit tritt das neue Epos in Parallele zu dem eben ausreifenden Hermann; die kleinbürgerlichen Kreise sind diesmal durch fürstliche ersetzt, die Auswanderer durch eine ebenfalls der Natur nahe stehende Gruppe von Fahrenden.[3] An eine Verbindung beider Kreise durch Liebe wie in Hermann und Dorothea konnte freilich bei dem größeren Abstande der Klassen hier nicht gedacht werden. Die Verbindung scheint lediglich durch die Löwen und Tiger hergestellt worden zu sein bei Gelegenheit einer Jagd. Ja es bietet sich kein Anhalt, für diesen ersten Entwurf die Person des Honorio und seine Liebe zu behaupten, freilich auch keiner sie zu leugnen. Es sei denn, daß man Schillers briefliche Aeußerung vom 25. April so deute: nach seiner und Humboldts Meinung fehle es dem Plan an individueller epischer Handlung. »Wie Sie mir zuerst davon sprachen, so wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung; alles was Sie mir erzählten, schien mir nur der Eingang zu einer Handlung

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Bd. I, S. 247.

[2] Tagebuch, W. A. III, Bd. 2, S. 59.

[3] Auch in Hermann und Dorothea ist ein Brand ein wirkungsvolles Ereigniß; auch das Epos verläuft vom Morgen zum Abend eines Tages wie die Novelle.

Digitized by Google

zwischen einzelnen Hauptfiguren zu sein, und wie ich nun glaubte, daß diese Handlung angehen sollte, waren Sie fertig«. So viel geht bestimmt aus diesen Worten hervor, daß Schiller Honorios Liebe zur Fürstin und die Beendigung ihrer Entwicklung in der Löwenzähmung aus Goethes Mittheilungen nicht aufgegriffen hatte; und sollte dies Zuhörern wie Schiller und Humboldt möglich gewesen sein, wenn Honorio vorhanden war? Anderseits hatte Goethe seine Freunde nicht vollständig in seinen Plan eingeweiht; er merkte, daß sie ihn nicht ganz verstanden, versprach ihnen brieflich Genaueres, und entschuldigte ihr Abrathen von der Ausführung später damit, daß sie nicht wissen konnten, was in der Sache lag.[1] Schiller fährt in seinem Briefe übrigens so fort, als ob seine Forderung vielleicht unberechtigt sei; er schreibt: »Freilich begreife ich wohl, daß die Gattung, zu welcher der Stoff gehört, das Individuum mehr verläßt und mehr in die Masse und ein Ganzes zu gehen zwingt, da doch einmal der Verstand der Held darin ist, der weit mehr unter sich als in sich fasst«. So weit ich die insbesondere am Schlusse recht dunkeln Worte verstehe, trifft die Aeußerung auf die Gegenüberstellung der zwei Gruppen, die als Massenrepräsentanten ohne stärkere persönliche Verschiedenheiten der darin Stehenden vorgeführt werden. Aber ob die durch die Fürstengruppe vertretene kluge Erfahrung als »Held Verstand« bezeichnet sein soll, ist trotz dem Gespräch vom 8. März zweifelhaft, denn diese Gruppe wird ja besiegt; und auf die andere Gruppe passt der Ausdruck gar nicht. Besser hält man sich wohl an die allerdings auch nicht ganz durchsichtigen Worte Goethes in seiner Beantwortung des Briefes:[2] bloß der Verstand sei in der Odyssee das epische Agens und er sei daher überhaupt ein episches Agens. Insoferne und mit Rücksicht auf den wiederum von Goethe nachträglich formulirten Kontrast: im Trauerspiel solle dagegen der Held seines Verstandes nicht mächtig sein, sondern von der entschiedenen Natur blindlings geführt werden, konnte von Schiller der Verstand als der Held bezeichnet werden; er fasst unter sich, das hieße: er ist über die Personenunterschiede erhaben; er fasst nicht in sich, das hieße: er bedarf als abstractum nicht der Fülle der konkreten Individuen. Und wenn Schiller weiterhin sagt, das neue Gedicht werde gegen den Hermann gehalten eine andere Gattung sein, so hat er dabei wohl hauptsächlich im Auge, daß dieser reich an

---

[1] Tag- und Jahreshefte 1797, W. A. Bd. 35, S. 71. Gespräch mit Eckermann 18. Januar 1827.

[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Bd. 1, S. 247. Vgl. S. 241.

Digitized by Google

Individuen, jenes dagegen arm daran ist. Denn im hexametrischen Stil sollte auch das neue Epos verfaßt werden, von der Seite gab es keinen Unterschied.

Wenig Gewinn für die Erkenntniß des ältesten Planes zieht man auch aus Goethes Aeußerung, das Gedicht sei zu einer im Verhältniß zum Epos »subordinirten Klasse historischer Gedichte« zu rechnen.[1] Sie fällt meines Erachtens nicht in Erwägung des Inhalts, sondern lediglich mit Rücksicht auf formale Theorie: für ein Epos gelte das Gesetz der Retardation, das unter dem höheren für jede gute Dichtung giltigen Gesetze stehe: nur das Wie macht das Interesse, der Ausgang muß bekannt sein; dieser neue Plan nun entspreche zwar dem übergeordneten Gesetze, interessire durch das Wie, nicht durch das Was, aber er habe keinen einzigen retardirenden Moment, und deshalb bezweifelt Goethe seine epische Qualität. Soll hiezu nun die Wendung »historisches Gedicht« in Gegensatz treten, so darf sie nur auf die künstlerische Gestalt des Stoffes, nicht auf diesen selbst bezogen werden, und hienach heißt historisch in diesem Falle: ohne das Kunstmittel der Retardation in chronologischer und sachlicher Folge erzählend. All das passt auf die Novelle, die nur das Wie des Schlusses im Dunkel lässt, die chronologisch verläuft und nirgends retardirt außer beim Fehlschuß des Honorio, allenfalls beim Straucheln des Pferdes und in den Vorbereitungen, den Löwen jägerhaft zu bewältigen; jedenfalls tritt ein so entschiedenes Retardiren wie in Hermann und Dorothea, da die Geliebte gekränkt scheiden will, niemals ein.

Auch die Ueberraschung des Schlusses lag im ersten Plane. Am 25. April schreibt Schiller dem Freunde, er möchte das neue Gedicht ein komisch-episches nennen, nicht im gemeinen Sinn der Komödie und des komischen Heldengedichtes, sondern der Behandlung nach, indem nämlich die Entwicklung etwas Ueberraschendes, Verwunderung Erregendes habe, was mehr der Komödie als dem Epos eigen sei; Goethe müsse seine poetische Uebermacht über den Stoff walten lassen, um der Handlung das Ueberraschende zu nehmen und überhaupt die Handlung nicht zu sehr als Zweck interessiren zu lassen. Man sieht, komische Elemente an sich waren nicht vorbedacht,[2] dagegen die unerwartete Zähmung des Löwen durch das Kind.

---

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Bd. I, S. 243.

[2] Zur Erläuterung vgl. Schiller, Schriften, Goedeckes hist.-krit. Ausg. Bd. 10, S. 460 f.: »in der Komödie geschieht durch den Gegenstand nichts und alles durch den Dichter«. Der komische Dichter muß durch sein Subjekt sein Objekt in der ästhetischen Höhe erhalten. Der Komiker muß immer den Verstand (vgl. die vorige Seite) unterhalten.

Digitized by Google

Aus den Stellen des Briefwechsels, der ja auf mündliche Aussprache zurückweist, erfahren wir demnach über den Stoff so wenig, daß sie allein keine Vorstellung davon geben könnten, aber doch so viel, daß die Aehnlichkeit mit dem der Novelle, ja Gleichheiten der Komposition sichtbar werden. Hauptsächlich werden ästhetische Bedenken erörtert, ob der neue Stoff sich zu einem Epos eigne oder nicht, und an diesen Bedenken scheiterte damals die Ausführung; bevor er sich über das Wesen der epischen Anforderungen klar sei, wolle er keinen Vers davon niederschreiben, eröffnet Goethe am 19. April. Umsonst sucht Schiller drei Tage später zu beruhigen, er begreife, nach dem was er von Goethes Plan wisse, nicht ganz, daß ihm das Retardiren fehlen solle; dann gesteht er zwar selbst Bedenken gegen die epische Art des Planes ein, aber gegen seine stoffliche Qualität, nicht gegen seine formale; das Retardiren, meint er am 25., könne in der Art des Gehens stattfinden, wenn auch nicht in der Art des Weges. Dies Wort wird erhellt durch eine vier Tage ältere Aeußerung: der epische Dichter schildere uns bloß das ruhige Dasein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen; sein Zweck, die bloß aus dem Innersten herausgeholte Wahrheit, liege schon in jedem Punkte seiner Bewegung; darum eile er nicht ungeduldig zu seinem Ziele, sondern verweile mit Liebe bei jedem Schritte. Auch diesen Wink hat Goethe für die Ausarbeitung der Novelle benützt, so daß man schon das alte Epos ebenso angelegt voraussetzen darf.

War das der damaligen Richtung Goethes und Schillers gemäße theoretische Ueberlegen der Kunstform und das Hin und Her der Anpassung des Stoffes an sie auch im einzelnen fruchtbar, die poetische Ausgestaltung hielt es auf. Noch am 22. und 26. April beabsichtigte Goethe den neuen Plan Schiller zu senden oder zu bringen, schickte sich am 27. an, ihn dafür aufzusetzen und — ließ ihn dann liegen; er redet sich Tags darnach aus, was er jemand vertraue oder offenbare mache er nicht fertig; er habe ein gutes Vorurtheil für den Stoff und eine ganz besondere Liebe dazu, aber er wolle abwarten, ob ihm die Fortsetzung der theoretischen Erörterungen Muth und Lust lasse, ihn auszuarbeiten.

Erst ein paar Monate später, durch Schillers Erzählung Der Handschuh ist er wieder an seinen Plan gemahnt worden, zweifellos weil auch sie Löwe und Tiger vorführt. Und im Zusammenhang damit und mit der Balladenschöpfung des Jahres überhaupt denkt Goethe daran, vielleicht auch das Interessante seines epischen Planes in Reimstrophen in die Luft gehen zu lassen, worin ihn Schiller aufs leb-

Digitized by Google

hafteste bestärkt.[1] Der Stoff tauge dazu besser als für den Hexameter, der an die griechische Welt erinnere; die andere metrische Form entrücke das Gedicht der Vergleichung mit dem Hermann; die außerordentliche Geschichte könne als Strophengedicht an gewissen Rechten des romantischen Gedichtes participiren; der Gedanke des Gedichtes selbst sei zur modernen Dichtkunst geeignet und begünstige also auch die Strophenform; von den Fürsten und Jägern sei nur ein leichter Schritt zu Ritterfiguren,[2] der vornehme Stand, mit dem es das Gedicht zu thun habe, knüpfe sich überhaupt an etwas Nordisches und Feudalisches an. Goethe billigte Schillers Ausführungen,[3] aber ohne Entschluß. Er wolle abwarten, an welches Ufer der Genius das Schifflein treibe; er fürchte nur fast, daß das eigentliche Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte. Hält man diese seltsame Aeußerung zu der früheren: das Interessante seines Planes gehe vielleicht in einem solchen (nämlich balladischen) Reim- und Strophendunst in die Luft, so darf man doch schließen, daß Goethe bei strophischer Bearbeitung etwas zu verlieren fürchtete, was er nicht gerne preisgab. Was er unter dem eigentlichen Interessanten verstand, läßt sich nicht fest legen; es darf nicht übersehen werden, daß die ältere Wendung so lautet, als ob dies dabei sich verflüchtigen werde, während die jüngere eher zu deuten ist, daß alles außer dem Interessanten verloren gehen werde. Ich komme hier dem Gedankengange Goethes nicht nach.[4] Das eine aber steht fest: er ließ, durch diese Besprechungen beirrt, vielleicht auch verdrießlich über Schiller, in dessen Ideen die Dichtung tiefer hinein folgte, als ihm vertraut worden zu sein scheint, und der trotzdem zuredete, statt des größeren Epos ein kleines Gedicht zu machen, den Stoff fallen und sich durch die neu begonnene Beschäftigung mit dem Faust ablenken. Der Entwurf eines »ausführlichen Schemas« für das Epos wurde bei Seite gelegt.[5]

Dreißig Jahre später erzählt Goethe Eckermann,[6] es sei die Handlung und der Gang der Entwicklung der Novelle unverändert derselbe wie in dem früheren Epos, nur das Detail sei ein ganz anderes mit Rücksicht auf die veränderte

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Bd. 1, S. 262, 264.

[2] Einmal in der Novelle heißt Honorio »Ritter«, Werke W. A. Bd. 18, S. 333. [3] Briefwechsel Bd. 1, S. 266.

[4] Wie denn überhaupt der Briefwechsel Schillers und Goethes viele Schwierigkeiten enthält, die der Erläuterung noch immer harren.

[5] Etwas von den für die Jagd zurecht gelegten Vorstellungen und die Gefährdung der Reiterin erbte der Eingang zur Natürlichen Tochter.

[6] Gespräch 15. Januar 1827.

Digitized by Google

Stilart. Wir dürfen also das alte, uns nicht erhaltene epische Schema aus solchen Motiven der Novelle aufbauen, deren Zurückreichen in das Jahr 1797 wahrscheinlich gemacht werden kann.

Daß mit dem allgemeinen Verlauf der Erzählung auch die auf Schillers Aesthetik weisenden Ideen damals zugetreten waren, ist schon berührt. Das Tagebuch Goethes[1] verzeichnet zwischen dem Plan des Epos und dem der Ballade ein Gespräch mit Schiller über naive und sentimentalische Dichtung; und die anderen theoretischen Schriften Schillers lagen ja zeitlich so nahe, daß sie bei den fortwährenden Kunstgesprächen mit Schiller, deren Theil der Novellenstoff ausmachte, von selbst vorschwebten und an der Poetisirung des Stoffes mithalfen.

Ferner darf man sich erinnern, daß Goethe am 8. April 1797 erklärt, er habe für Hermann und Dorothea von der bildenden Kunst gelernt; er sieht die Scenen nun wie Basreliefs, die Gruppen sinnlich, die Charaktere müßten zwar bedeutend von einander abstehen, aber doch immer unter ein Geschlecht gehören. Auch diese Technik mag aus der damaligen Zeit auf die Ausführung der Novelle nachgewirkt haben: daher der Zusammenschluß der Personen zu Gruppen, die zu Bildscenen ausgearbeiteten Situationen.

Für den Stoff fällt ins Gewicht, daß Goethe am 23. und 25. Mai 1797 Plinius' Historia naturalis las und zwar am ersten Tage das 7. Buch; las er weiter fort das 8., so fand er eine besonders günstige Charakteristik vom Löwen, dessen Muth und Adel sehr gerühmt werden; er schont Frauen und Kinder, berichtet Plinius, und erzählt die Geschichte vom Syrakusaner Mentor, den ein Löwe schmeichelnd verfolgte, bis jener ihn von einem Splitter im Fuße befreite, ein Vorfall den ein Gemälde zu Syrakus beglaubige. Da nahm also Goethe sehr wesentliche Einzelheiten für seine Löwenschilderung auf.

Beachtet man weiter, daß Goethe damals im alten Testament und Eichhorns Einleitung dazu las,[2] allerdings speciell zu Studien über den Zug der Israeliten in die Wüste,[3] so wird man den prophetischen Ton der Rede des Wärters und das Biblische an der ganzen Familie schon für das alte Schema ansetzen dürfen, um so mehr, als ja auch in Hermann und Dorothea der »natürlichen« Gruppe der alttestamentliche Richter eingefügt ist. Eichhorn lehrte,

[1] Vom 15. Juni 1797.
[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Bd. 1, S. 241.
[3] Deswegen bevorzugte ich oben S. 144, Anmerkung 2 die Stellen aus der Exodus.


Digitized by Google

die Propheten sprechen »als begeisterte«; Goethe läßt seinen Thierwärter »mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus« reden; Eichhorn lehrte, die Propheten sprechen in Leidenschaften, Goethes Wärtersfrau spricht »in gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaften«. Leichtlich wurde durch diese Lektüre Daniels Gestalt lebendiger; zu ihm in die Löwengrube hat Gott seine Engel gesandt, wie es das Kind besingt. Und so gut wie Daniel in Gesichten sieht, darf denn auch die Frau von Honorios Zukunft ein Gesicht haben.[1]

Niedrig bewerthe ich den Umstand, daß Goethe damals sich mit dem Weimarer Schloßbau beschäftigte,[2] obwohl es an das Interesse des Fürsten Oheim für die Stammburg mahnt. Beachtenswerther ist vielleicht der Tagebucheintrag vom 1. Juni 1797: »wir fahren abends nach Dornburg«, weil hier das Urbild zur Stammburg gesucht worden ist.[3]

Fasst man alle diese für das Jahr 1797 nachweisbaren Anregungen zusammen, so ist die Richtigkeit der Goethischen Nachricht erhärtet, das alte Schema sei dem neuen Werke inhaltlich gleich gewesen. Daß dies möglich war, obwohl jenes erst nach vollendeter Arbeit vom Dichter wieder gefunden wurde, erklärt sich: die Lektüre des Briefwechsels mit Schiller hatte jene verlassene Welt, um deren Ausbildung Goethe so nachdenklich bemüht gewesen, neu lebendig in der alten Gestalt vor ihm erstehen lassen. An all den Einzelheiten der Briefe fand sein treues Gedächtniß einen Halt sich anzuklammern. Nur die damals überlegten und damals schon der Ausführung hinderlichen Formen lagen jetzt nach neunundzwanzig Jahren abseits und mit ihnen das dazu angepasste Detail. Die Prosa der Novelle bot in dieser Zeit des Dichtens der Wanderjahre sich ohne Qual der Wahl dar und Goethe fand sie das Beste, um in ihr den ganz realen Charakter des Anfangs, und dann im Liede den ganz ideellen Charakter des Schlusses herauszuarbeiten.[4]

Vom Anfang Oktober 1826 sind die ersten Schemata der wieder erstehenden Dichtung datirt; zu Ende des Jahres war die Novelle vollendet. Roethe hat die einzelnen Stufen des Fortganges der Gestaltung in Tagesdaten, in Schematen und Handschriften Goethes und seiner Schreiber im 18. Bande der Weimarer Ausgabe mit mühevoller Vortrefflichkeit bekannt gemacht.

Vergleicht man die älteren Schemata mit dem letzten (freilich ist vom ältesten sehr wenig erhalten), so fällt

---

[1] Ezechiel bot das symbolische Gesicht vom Löwen.
[2] Tagebuch vom 3. April, 8. und 14. Mai 1797.
[3] Von Baumgart. Andere Orte hat Düntzer in seinen Abhandlungen genannt. [4] Gespräch mit Eckermann 18. Januar 1827.


Digitized by Google

zuvörderst auf, daß der alte Fürst Oheim dort ein jugendlicher Schwager der Fürstin ist, »von schöner Gestalt«, wie ein Stück Text ergänzend sagt, »von blondem heiterem Wesen«, »überall beliebt«; seine Veränderung geschah gewiß, um nicht zwei junge Männer an der Seite der Fürstin zu haben, die sich Rivalen sein mussten. Honorio hieß zuerst Alfred; das ältere Schema übergeht die Scene seiner versteckten Werbung; es hat aber überhaupt statt der 107 Nummern des jüngsten Schemas nur 60, so daß der Schluß, sie sei nicht beabsichtigt gewesen, voreilig wäre. Nach dem Abritt des Fürsten Oheim zur Brandstätte hieß es ehedem: »Ahnung Fürstin und Juncker«, während später dieser Punkt des Schemas lautet: »Fürstin und Alfred allein«; auch dies läßt es offen, ob früher schon die Ausnützung des Alleinseins bedacht war. Auffälliger sind in der Skizze der Werbescene des dritten Schemas die Worte: »Wunsch zu reisen. oft wiederholt und motivirt. Entfernung da er uns so hülfreich sey. Hoher [!] Bildung«. Das Letztere wird durch das jüngste Schema verständlich: »Warum sich entfernen jetzt eben da er so hülfreich geworden. Höhere Bildung als Vorwand«. Man sieht, daß die Fürstin damals nicht so frostig ablehnen sollte, als sie in der Ausarbeitung thut; man sieht aber auch, daß für das letzte Schema, vielleicht aber erst für dieses, feststand, daß das Streben nach höherer Bildung nur Vorwand der Reise sein sollte und damit die Reise selbst. — Beträchtlich kürzer ist in den ersten Schematen die Beschreibung der Stammburg und der Landschaft angezeigt. Beachtung verdient die Notiz, daß der vom alten Fürsten erlebte Brand »zu Haag« stattgefunden hat. In allen Entwürfen ist der Schluß erstaunlich knapp behandelt; während für die ersten 21 Seiten des Textes 92 Punkte vorgemerkt sind, von denen nur drei nicht bei der Ausführung benutzt wurden, sind für die letzten 13½ Seiten nur 15 Punkte skizzirt; das Ende wurde also erst während der Ausarbeitung gefüllt.

Die Schemata genauer zu vergleichen, unter sich und mit der Ausführung, den Fortschritt des Textes durch die verschlungenen Pfade zu begleiten, würde mehr nach der stilistischen Seite ergebnißreich sein als stofflich;[1] für die Erkenntniß der feinen Durcharbeitung[2] der Komposition wäre es lehrreich.

---

[1] Auf zwei wichtige Zusätze habe ich oben S. 140 und S. 154, Anmerkung 1 aufmerksam gemacht.

[2] Bei aller Sorgfalt sind ein paar kleine Unebenheiten stehen geblieben. Z. B. hat die vor kurzem vermählte Fürstin, die die Burg nicht kennt, also keine Einheimische ist, Honorio schon »oft« bei ritterlichen Uebungen gesehen. Der Name des Fürsten Oheim wird S. 318


Digitized by Google

Ihrer ganzen Auffassung nach taugt die Novelle in die Zeit der Beschäftigung mit den Wanderjahren W. Meisters. Auch hier wird Entsagung gelehrt; auch hier werden die höchsten Mencheneigenschaften über die Einzelbildung gestellt, ohne daß diese verworfen würde. Der neu erfasste Daniel stammt aus einer Sphäre mit dem erneuerten Sankt Joseph. Der »Abend«, wo Honorio »viel zu thun« finden wird, mag für diese Zeit Amerika sein, wohin die Wanderer ihren Blick richten, wie für den ersten Entwurf er das revolutionäre Frankreich war (s. die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Hermann und Dorothea u. a.). — Die starke Wirkung des Liedes mahnt an die Erziehung der Jünglinge durch Gesang in den Wanderjahren. Ebenso ist hier, freilich auch sonst, von Goethe das gleiche Versmaß wiederholt verwendet. Und die Art, wie Goethe den Vortrag des Wanderliedes im ersten Kapitel des dritten Buches beschreibt, ist recht ähnlich dem des Knaben; auch mit der Wiederholung der Strophe wird hier und dort Eindruck erzielt.[1] Für die Variation der Zeilen und Wörter des Kindesliedes gaben, um es nebenbei anzumerken, die Romantiker Vorbilder, z. B. Tieck in seiner Genoveva, Fr. Schlegel im Gedicht Der Sänger.[2]

Noch weiter zurück lenken die Fäden. Bei dem sanften Kinde der Fahrenden, mit schwarzen Augen und Locken taucht Mignon wieder auf. Gewiß sind auch persönliche Bezüge da, auf die Düntzer schon hingewiesen hat; der Fürst wird jeden an Karl August erinnern, und bei Honorios Verhältniß zur Fürstin an das Goethes zur Herzogin Luise zu denken liegt nahe; die Parallele zu Tasso stellt sich ein; Goethe, der aus unhaltbaren Beziehungen zu Frauen weg nach Italien will, mag Honorio den Reisevorwand dargeboten haben, wenn nicht die bald nach der ersten Konception der Dichtung geplante Italienfahrt selbst vorschwebte. Aus solchen Zusammenhängen kann man die warme Liebe erklären, mit der Goethe die Dichtung ergriff und festhielt, bis er eine ihm genügende Gestaltung gefunden hatte. Gewiß aber freute ihn auch das Ineinsleben mit Schillers Geist und die Idee, die er dem Stoffe gegeben hatte.

In der neu aufkommenden Form der Novelle, die seine Kunst und die des jungen Jahrhunderts anzog, sprach er

---

so mitgetheilt, als ob er auf der vorhergehenden Seite noch nicht genannt wäre. Die Bewunderung der Stammburg soll vielleicht das Uebertriebene des Liebhaberenthusiasmus an sich haben, wird aber S. 320 Z. 15 in Steigerung von S. 319 Z. 20 fast unverständlich. Die einmalige Ausartung der achtzeiligen Strophe des Liedes in eine neunzeilige ist wohl auch nicht Absicht sondern Behelf.

[1] W. A. Bd. 25, 1, S. 73 ff. [2] Musenalmanach für 1802, S. 154.

Digitized by Google

sie aus. Friedrich Schlegel hatte aus der Betrachtung des Boccaccio ermittelt: die Novelle sei sehr geeignet, eine subjektive Stimmung und Ansicht, und zwar die tiefsten und eigenthümlichsten derselben indirekt und gleichsam sinnbildlich darzustellen. Goethe gab seine Stimmung und seine Ansicht von der alle Erfahrungskultur, alle Weltweisheit besiegenden unwiderstehlichen, göttlichen Natur, die liebevoll erhält, wo selbst der beste Menschenwille zerstört; er gab sie indirekt und sinnbildlich. Schlegel sagt: die Novelle ist zu dieser indirekten und verborgenen Subjektivität vielleicht eben darum besonders geschickt, weil sie übrigens sich sehr zum Objektiven neigt, und wiewohl sie das Lokale und das Kostüm gern mit Genauigkeit bestimmt, es dennoch gerne im Allgemeinen hält, den Gesetzen und Gesinnungen der feinen Gesellschaft gemäß, wo sie ihren Ursprung und ihre Heimat hat. Und Goethe gab das Lokale und das Kostüm mit Genauigkeit und hielt es doch im Allgemeinen, da er weder alle Stunden des Tageslaufes ausfüllt noch das Jahr des Geschehnisses anzeigt; und er griff den Stoff aus der feinen Gesellschaft und formte ihn für eben diese Gesellschaft.

Ich zweifle nicht, daß jene Charakteristik der Novelle durch den geistvollsten Theoretiker der modernen Poesie Goethe bekannt war; ich zweifle eben so wenig, daß er sich ihrer nicht bewußt war, als er seine Erzählung bildete, und daß es ihm nicht beifiel, jene Kennzeichen als Regeln zu wählen. Es liegt aber in diesem tiefsinnigen Zusammentreffen der Beweis dafür, wie sehr Goethe Recht hatte, sein Werk für ein typisches Beispiel der neu erschlossenen Erzählungsart zu halten und also »Novelle« schlechthin zu heißen.



Digitized by Google



3.

Goethe und Kant.[1]

Von

Karl Vorländer.

1. *Von 1764/5—1794.*

Goethes erste Beschäftigung mit Philosophie fällt vermuthlich in den Winter 1764/5. Nach der im 6. Buche von »Dichtung und Wahrheit« gegebenen Darstellung, um sich von der seelischen Erschütterung, die ihm der Verlust »Gretchens« gebracht, zu erholen, zugleich aber auf die Universität sich vorzubereiten, wirft sich der Fünfzehnjährige, angeregt durch einen älteren »Freund und Aufseher«, auf das Studium der Philosophie, freilich nur, um bald zu bekennen, daß seiner Ansicht nach eine abgesonderte Philosophie nicht nöthig, dieselbe vielmehr in Religion und Poesie schon vollkommen enthalten sei. Mehr als die eigentlichen Philosopheme zieht seinen jugendlichen Geist deren Geschichte an, die nach dem »kleinen Brucker«[2] be-

[1] Nachstehender Aufsatz gibt die wesentlichsten Resultate der Untersuchungen wieder, die ich unter dem Titel *»Goethes Verhältniß zu Kant in seiner historischen Entwicklung«* in drei längeren Abhandlungen in den *»Kantstudien«* (Philosophische Zeitschrift, herausgegeben von H. Vaihinger 1897) I 60—90, 315—351, II 161—236 veröffentlichte. Auf sie verweise ich Diejenigen, die sich für die Belege meiner Darstellung im einzelnen interessiren. (Vgl. oben S. 34—48.)

[2] Gemeint sind offenbar Bruckers ziemlich anecdotenhafte Institutiones historiae philosophicae usui academicae iuventutis adornatae. Lips. 1747 u. ö.

Digitized by Google

trieben wird, und in ihr wieder am meisten nicht die großen Systematiker, sondern die Vertreter der Lebensweisheit: Sokrates und namentlich Epiktet. Daß er das »Handbüchlein« des Stoikers auch später noch gern las, beweisen die vielen energischen Bleistiftstriche seines im Goethe-National-Museum aufbewahrten Handexemplars.

Auch in Leipzig findet er keinen Geschmack an der dogmatischen Universitätsphilosophie. Dem zur künstlerischen Anschauung Geborenen mißfiel das Zergliedern, das »Auseinanderzerren, Vereinzeln und gleichsam Zerstören« der Geistesoperationen, welches die Logik betreiben muß und die damals herrschende Wolfsche Schulphilosophie allerdings in abschreckend hohem Maße betrieb. Wir begreifen daher wohl sein Urtheil über letztere, sie habe zwar das Verdienst einer begriffsmäßigen Ordnung alles Wissbaren und einer respektablen Methode besessen, sich aber »durch das oft Dunkle und Unnützscheinende ihres Inhalts«, die unzeitige Anwendung jener Methode und ihre allzugroße Verbreitung über alle möglichen Gegenstände »fremd, ungenießbar und endlich entbehrlich« gemacht und deshalb der Philosophie des gesunden Menschenverstandes weichen müssen, als dessen Hauptvertreter Garve und Mendelssohn gerühmt werden. Einer im letzten Jahrzehnt seines Lebens (29. Dez. 1823) gegenüber dem Kanzler von Müller gethanen Aeußerung zufolge, wäre ihm freilich die Popularphilosophie »stets widerlich« gewesen, deshalb habe er sich später »leichter zu Kant hingeneigt, der jene vernichtet hat«. In seiner Autobiographie aber weiß er von Kant vorläufig noch nichts zu berichten. — Mit dem Straßburger Freundeskreis fühlt er sich, wenigstens nach dem Berichte in Dichtung und Wahrheit, von Philosophie überhaupt, insbesondere der der französischen Encyklopädisten einschließlich Voltaires abgestoßen, nur Rousseau »sagte ihnen wahrhaft zu«; auch dies Urtheil hat Goethe jedoch in seinem Alter (zu Eckermann, 3. Jan. 1830), mit ausdrücklicher Beziehung auf seine »Biographie«, berichtigt. Es gehe aus ihr nicht deutlich hervor, »was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich ... auf eigene Füße zu stellen«.[1]

---

[1] Kant wird in dieser Periode nur einmal beiläufig in einer Rezension von »Hollands philosophischen Anmerkungen über das System der Natur«, die jedoch, da sie im Jahrgang 1773 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen steht, wohl nicht für Goethe selbst in Anspruch genommen werden kann, und zwar mit den Aufklärungsphilosophen Garve, Mendelssohn und Sulzer zusammen, genannt. Im Uebrigen gesteht der Dichter, daß sein Wissen damals noch »sprunghaft und ohne philosophischen Zusammenhang« gewesen sei.


Digitized by Google

1774 entdeckt er eine gleichgestimmte Natur in *Friedrich Jakobi.* Beide finden sich zusammen in gemeinsamer Begeisterung für *Spinoza,* dessen Denkweise Goethe kurz vorher, wenn auch »nur unvollständig und wie auf den Raub« kennen gelernt hatte. Die Extreme berühren sich. Gerade die wunderbare Ruhe und die strenge mathematische Methode des jüdischen Weisen hatte den jugendlichen Stürmer und Dränger angezogen und ihn zu seinem »leidenschaftlichen Schüler« und »entschiedensten Verehrer« gemacht. Jakobi, der ältere (geb. 1743) von beiden, spielt dabei die Rolle des Leitenden, Aufklärenden. Nach einer längeren Pause kehrt Goethe später noch einmal in Frankfurt zu dem Studium des verehrten Amsterdamer Philosophen zurück, der dann erst wieder Mitte der 80er Jahre seine geliebteste philosophische Lektüre wird.

Die spinozistische Periode in Goethes Leben ist schon so oft (von Danzel, Suphan, Schneege u. a.) behandelt worden, daß wir uns ein näheres Eingehen auf sie ersparen können. Ja, es ist fast zur Sitte geworden, den Dichter, wenn überhaupt für eine bestimmte Philosophie, für diejenige Spinozas in Anspruch zu nehmen. Nun wollen wir selbstverständlich nicht in Abrede stellen, daß gewisse spinozistische Grundgedanken Goethe sein Leben lang sympathisch gewesen sind. Indessen er verwahrt sich doch selbst für jene frühere Periode dagegen, daß er Spinozas Schriften »hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen«, ja, daß er auch nur »den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen, der als Schüler von Deskartes durch mathematische und rabbinische Kultur sich zu dem Gipfel des Denkens hervorgehoben«. Und zweitens erstreckt sich die nicht zu leugnende starke Einwirkung von Spinozas Pantheismus vorzugsweise doch nur auf den *jungen* Goethe — er äußerte noch in seinem Alter zu Eckermann,[1] er erkenne, »wie sehr die Ansichten dieses großen Denkers den Bedürfnissen seiner *Jugend* gemäß gewesen« — und auch bei ihm hat sie mit Sicherheit nur für bestimmte Zeitabschnitte nachgewiesen werden können: so, außer den bereits berührten, für die Zeit vom Spätherbst 1784 bis Frühjahr 1786.[2] Bei Gelegenheit des bekannten Streites zwischen Jakobi und Mendelssohn über Lessings Spinozismus tritt er mit Herder für Spinoza ein. Mit *Herder* steht er überhaupt um diese Zeit auch philosophisch in naher Verbindung; in den Briefen an Jakobi zeigt er sich öfters von dem Urtheile Herders in hohem Maße abhängig und ist voll Begeisterung für

---

[1] Gespräche mit Goethe etc. (Reclam) II 203.
[2] Vgl. namentlich den Briefwechsel mit Jakobi und Frau von Stein.

Digitized by Google

dessen »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«, die er wiederholt als sein liebstes Evangelium bezeichnet. Herder aber ist in jenen Jahren bereits aus dem früheren Verehrer ein Gegner Kants geworden, vor allem verletzt durch die scharfe Rezension seiner »Ideen« seitens des Königsberger Philosophen. Während aber nun Herder auf seinem in den »Ideen« erreichten Standpunkt stehen bleibt oder besser vielleicht ausruht, war derselbe für Goethes rastlos thätigen Geist nur ein Durchgangspunkt, von dem er weiter schreitet zu — Kant.

Bis zur Rückkehr von seiner italienischen Reise indeß lebte er, nach seinem eigenen Eingeständniß, in philosophischer Hinsicht noch in einem Zustande »fruchtbarer Dunkelheit«. Bruckers Geschichte der Philosophie (die sich übrigens auffallender Weise in der philosophischen Bücherabtheilung des Goethehauses nicht vorfindet) scheint er auch weiterhin fleißig gelesen zu haben; allein bei dem anekdotenhaften Charakter des Buches lernte er daraus wohl »manches auffallende Sternbild« des philosophischen Himmels kennen, nicht aber den — »Polarstern«, und nicht die wahre Astronomie. Kants 1781 zuerst erschienene Kritik der reinen Vernunft hatte ihn bis dahin nicht berührt. Nun aber, bei seiner Rückkehr aus Italien — Sommer 1788 — findet er Jena, vor allem durch Reinholds eifriges Wirken, voll von der neuen Lehre und nimmt an manchem Gespräch darüber aufmerksam Antheil. Im Winter 1788/9 studirt er — nach einem Briefe Wielands an Reinhold vom 18. Februar 1789 — »Kants Kritik mit großer Applikation«. Freilich bekannte er später, daß er damals noch nicht tief in Kants System eingedrungen sei, bald habe ihn seine Dichtungsgabe, bald sein gesunder Menschenverstand daran gehindert. Indessen habe er doch manches »zu seinem Hausgebrauch« daraus gewonnen, einzelne Kapitel und Sätze fanden seinen besonderen Beifall. Er befindet sich jetzt geistig sozusagen in der Mitte zwischen dem früheren Freunde und den neuen Einflüssen. »Mit Herdern konnte ich nicht übereinstimmen, Kanten aber auch nicht folgen«. Der zwitterhafte »Dämmerungszustand« dauert fort. Auch von seiner eigenen »naturgemäßen« Methode, mit der ihm doch so manche naturwissenschaftliche Entdeckung — zuletzt noch die der Metamorphose der Pflanze — geglückt, fühlt er sich im tiefsten Inneren nicht recht mehr befriedigt; er sucht nach einer philosophischen Fundamentirung.

Da hat nun, nach seinem eigenen Bekenntniß (in dem Aufsatze »Einwirkung der neueren Philosophie«) geradezu epochemachend auf ihn gewirkt — das Erscheinen von Kants Kritik der Urtheilskraft (1790). Die großen Haupt-

Digitized by Google

gedanken des Werkes findet er seinem »bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog«, er fühlt sich »leidenschaftlich« durch sie angeregt. Freilich faßt er Kant nach seiner besonderen, »anschauenden« Art und Weise auf, von der die strengen Kantianer nicht gerade erbaut sind. Besonders erfreute ihn die Art, wie der kritische Philosoph die gegenseitigen inneren Beziehungen zwischen Kunst und Natur klarlegte. Ferner beginnt er — ein wichtiger Fortschritt — den systematischen Zusammenhang zwischen der theoretischen und der ästhetischen Kritik Kants einzusehen, die Kritik der Urtheilskraft treibt ihn zu erneuertem Studium der Kritik der reinen Vernunft zurück, in die er jetzt tiefer eindringt. (Die dritte der »Kritiken«, die der praktischen Vernunft, wird hier, wie auch sonst, nie ausdrücklich von ihm erwähnt.)

Diese hauptsächlich Goethes eigener, 27 Jahre später niedergeschriebenen Schilderung entnommene Darstellung findet ihre Bestätigung und Ergänzung durch einige bisher noch nicht verwerthete, gleichzeitige urkundliche Zeugnisse. Einmal nämlich hat Steiner in den »Paralipomena« zum 11. Bande der naturwissenschaftlichen Schriften der neuen Weimarer Ausgabe aus dem Nachlaß Goethes ein Inhaltsverzeichniß (*nicht* Auszug, wie es dort heißt) der Kritik der reinen Vernunft, genauer der ersten drei Fünftel des Werks (bis S. 391 der Kehrbachschen, S. 512 der zweiten Originalausgabe) veröffentlicht, dem noch ein kürzeres Inhaltsverzeichniß und eine Abschrift der Kategorientafel beilagen. Auf einem anderen Blatte waren aus der Kritik der Urtheilskraft und zwar aus der wichtigen »Anmerkung« zur Dialektik der teleologischen Urtheilskraft (§ 76) eine Anzahl grundlegender Termini und Definitionen notirt, desgleichen auf einzelnen kleineren Zetteln mehrere abgerissene und jetzt kaum mehr in ihrem wahren Sinn zu enträthselnde Gedanken, die sich ihm bei der Lektüre der Kritik d. r. V. aufgedrängt hatten. Beides gehörte zu Goethes Gewohnheiten. Auch von den Schriften anderer Philosophen (Plotin, Bruno, Fichte) haben sich Inhaltsverzeichnisse, die ich selbst einzusehen Gelegenheit hatte, unter seinen hinterlassenen Papieren gefunden.

Das beweist indeß noch nicht viel, zumal da die Inhaltsverzeichnisse nur Abschriften aus Kants Werken sind. Zweitens und weit deutlicher bezeugt sich Goethes Kantstudium *im einzelnen* in den Handexemplaren des Dichters selbst, die sich noch heute in dem Goethe-National-Museum befinden und mir von Herrn Geh. Hofrath Dr. Ruland dankenswertherweise zu ausgiebiger Benutzung längere Zeit überlassen wurden. Goethe hat beide Kritiken nicht bloß

Digitized by Google

besessen, sondern auch mit zahlreichen Bleistiftstrichen unter dem Texte und am Rande, die Kritik der Urtheilskraft auch mit mehreren (größtentheils schon von Steiner a. a. O. veröffentlichten) Randbemerkungen versehen. Da den Dichter selbst noch nach einem Vierteljahrhundert, bei der erneuerten Lektüre diese angestrichenen Stellen »erfreuten«, so habe ich in den October 1897 erschienenen »Kantstudien« II 221—233 einen ausführlichen Bericht über dieselben erstattet, aus dem ich hier nur die wichtigsten Resultate hervorhebe: Das in Goethes Besitz befindliche Exemplar der Kritik der reinen Vernunft war deren dritte Auflage (1790). Die meisten Anstreichungen finden sich hier gerade in dem m. E. schwierigsten Theil des Werkes, den man nach Goethes früherer Erklärung am wenigsten von ihm »durchdrungen« glauben sollte: der transscendentalen Analytik. Im ganzen hat Goethe, dem Gang der Hauptgedanken folgend, die leitenden Worte durch Unterstreichung hervorgehoben. Einige Sätze, die sein besonderes Interesse oder Wohlgefallen erregten, hat er sogar doppelt angestrichen: so z. B. die Frage, wie subjective Bedingungen des Denkens objective Giltigkeit haben sollen, das Problem eines anschauenden Verstandes (auf das wir später noch zurückkommen werden), den Gedanken, daß der Verstand die Erfahrung erst möglich mache und, was er aus sich selbst schöpfe, doch nur zum Erfahrungsgebrauche habe, und eine Stelle, die ihn höchstwahrscheinlich zu dem bekannten Gedichtchen: »Ins Innere der Natur u. s. w.« angeregt hat (Kr. d. r. V., 3. Aufl. S. 334). In den Abschnitten vom Schema und den Grundsätzen des reinen Verstandes werden die Anstreichungen schon viel seltener. In dem zweiten Theile des Werkes, der transscendentalen Dialektik, finden sie sich nur an ganz vereinzelten Stellen, dagegen wieder häufiger in dem Schlußtheile, der transscendentalen Methodenlehre; besonders hervorgehoben ist hier eine Stelle von der Begründung des Gottesglaubens auf die moralische Gesinnung (857) und der Satz, daß »in Ansehung der wesentlichen Zwecke der menschlichen Natur die höchste Philosophie es nicht weiter bringen könne als die Leitung, welche sie (die Natur) auch dem gemeinsten Verstande hat angedeihen lassen« (859).

Von der Kritik der Urtheilskraft besaß Goethe die erste Auflage, von 1790. Aus der Vorrede und Einleitung sind einige auf die Fassung des allgemeinen Problems bezügliche Stellen, aus dem ersten Theile, der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, nur ganz vereinzelte Sätze angestrichen. Durch ein Fragezeichen am Rande protestirt der Dichter gegen Kants Herabsetzung des Kunst- zu

Digitized by Google

Gunsten des Natur-Schönen (§ 42), außerdem interessiren ihn namentlich die Bestimmung des Kunstzwecks (§ 44), das Verhältniß der Kunst zur Moral (§ 51) und die Vergleichung der einzelnen Künste in Bezug auf ihren Werth (§ 53). Der Nachdruck dagegen liegt für ihn, sowohl den äußeren Anzeichen wie auch den inneren Beziehungen nach, in dem die Zweckmäßigkeit der organischen Natur behandelnden zweiten Theile des Werkes, der Kritik der teleologischen Urtheilskraft. Zunächst wenigstens, ehe Schiller ihn auch für die kritische Aesthetik näher interessirte, fühlte sich Goethe in erster Linie als *Naturforscher*, der sich über die Principien seiner Wissenschaft klar zu werden strebt, von der Kantischen Philosophie angezogen. Die Definition des Naturzwecks, die Selbstorganisation der Natur, der intuitive Verstand, der interessante § 80 von dem Verhältniß des mechanischen zum teleologischen Princip mit seiner berühmten Vorausahnung darwinistischer, Goethe kongenialer Ideen waren hier die Probleme, die sein eifrigstes Interesse erregten. Zu einer Stelle in § 86, wonach die moralische Teleologie (Zwecklehre) die Ergänzung zur physischen bilde und so erst eine Gotteslehre begründe, hat Goethe an den Rand das kurze, aber bezeichnende Wort »optime« geschrieben, zwei Seiten später: »Gefühl von Menschen Würde objectivirt = Gott«. Beide Randbemerkungen scheinen mir darzuthun, daß Goethe mit diesem Lob einer reinsittlichen Begründung der Gottesidee auch auf ethischem Gebiete bereits von Kantischen Anschauungen beeinflußt ist, jedenfalls nicht mehr als reiner Spinozist erscheint, wenngleich ich nicht leugnen will, daß der Pantheismus ein wesentliches Ferment in Goethes Weltanschauung geblieben ist.

Von ethischen Schriften Kants hat Goethe, wie es scheint, wenigstens nach dem jetzigen Bestand seiner Bücher, nur die »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten« besessen und zwar in der dritten Auflage (1792), sodaß wir wohl annehmen dürfen, daß er erst durch das Studium der beiden vorgenannten Werke zur Anschaffung dieser populären Ethik veranlaßt worden ist; Lesespuren finden sich in derselben nicht.

Dagegen besaß er die »Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft« in der ersten (1786) *und* zweiten (1787) Auflage, sodaß er diese hauptsächlich die Eigenschaften der Materie untersuchende Kantische Schrift sich anscheinend sehr früh angeschafft hat. Lobende Aeußerungen aus den Jahren 1792 und 1814 beweisen, wie sehr namentlich der Satz Kants, daß die Anziehungs- und Abstoßungkraft zum Wesen der Materie gehören, Goethes

Digitized by Google

Beifall fand. Er fühlte sich befriedigt, seine Weltanschauung nach dieser Seite hin unter Kantischer Autorität fortsetzen zu können (25. Sept. 1814 an Schweigger in Halle).

Dagegen stieß Kants Lehre vom radikalen Bösen in der Menschennatur seine hellenisch gesinnte Natur damals besonders entschieden ab, wie denn den Jahren nach der Rückkehr von der römischen Reise überhaupt die stärksten der uns bekannten Aeußerungen gegen das Christenthum angehören.

Auch sonst steht um diese Zeit, bei allem Interesse, doch noch etwas Fremdes, Unausgeglichenes zwischen Goethe und Kant, ja zwischen Goethe und Philosophie überhaupt. Eine durchschlagende Aenderung dieses Verhältnisses bewirkt erst die Verbindung mit *Schiller*.

2. *Von 1794—1805.*

Klare Zeugnisse beider Dichter (Goethes in den Annalen von 1794) beweisen, daß gerade die Kantische Philosophie es in erster Linie gewesen war, die sie bisher von einander getrennt hatte. Dieselbe Kantische Philosophie sollte sie jetzt und zwar zu dauerndem Bunde zusammenführen. Daß und wie dies durch ein Gespräch beider über Goethes Idee von der Metamorphose der Pflanze geschah, wird jedem Goethekenner aus den Annalen des Jahres 1794 bekannt sein. Die genauere Datirung dieses hochbedeutsamen Gespräches begegnet allerhand Schwierigkeiten. Wir verweisen bezüglich dieses Punktes sowie überhaupt der Art, wie sich die Annäherung beider vollzog, auf unsere Erörterungen Kantstudien I, 316—318. Danach ist Anfang Juli 1794 als das wahrscheinlichste Datum anzunehmen, wenngleich absolut Sicheres sich ohne neue Funde nicht feststellen lassen wird.

Von jenen Tagen an, von denen Goethe eine »neue Epoche seines Lebens« rechnete, wird auch sein Verhältniß zur Philosophie ein viel vertrauteres. »Nach diesem glücklichen Beginnen entwickelten sich in Verfolg eines zehnjährigen Umgangs (sc. mit Schiller) die philosophischen Anlagen, inwiefern meine Natur sie enthielt, nach und nach«. Schiller, der »gebildete Kantianer«, bringt ihm erst das Verständniß der Kantischen Ideenlehre bei, die Goethe bei seinen ersten Kantstudien zu Anfang der 90er Jahre (vgl. den obigen Bericht über sein Handexemplar der Kr. d. r. V., bei: transscendentaler Dialektik) bei Seite gelassen zu haben scheint. Von jetzt an finden wir bei ihm volles Verständniß für das Verhältniß von Idee und Erfahrung, er operirt mit ihnen, z. B. in dem Aufsatze: »Bildung und Umbildung

Digitized by Google

organischer Naturen«, als bekannten Begriffen. Des Freundes Kantisch gehaltene Schriften dieser Periode finden seinen ungetheiltesten Beifall. In Bezug auf Schillers durchaus in Kantischem Geiste geschriebene Abhandlung »*Vom* Erhabenen« (1793, nicht zu verwechseln mit der späteren, in die S.W. aufgenommenen »*Ueber* das Erhabene«) urtheilt er 4. Sept.: »Ueber alle Hauptpunkte, sehe ich, sind wir einig«. Geradezu entzückt aber zeigt sich Goethe (26. und 28. Oktober an Schiller) von den doch »größtentheils Kantische Grundsätze« athmenden und von Kant selbst als »vortrefflich« bezeichneten ästhetischen Briefen. Der geistige Verkehr mit Schiller und den beiden Humboldt, von denen wenigstens Wilhelm ein begeisterter Kantianer war, wird ein immer vertrauterer. Von dem alten Freunde Herder kehrt er sich vollkommen ab, während er — nach eigenem Geständniß in den Annalen von 1795 — mit der Universität Jena und der Kantischen Philosophie (allerdings wohl in der dieser durch Schiller gegebenen Modifikation) »durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs«. Fichtes Denkweise dagegen liegt ihm ferner; er kann ihr »nur mit Mühe und von ferne folgen«.[1] Auch hierin schloß er sich dem Urtheile seines philosophischen Mentors an, der seinerseits unter Goethes Einfluß von der Philosophie allmählich zur Poesie zurückgeführt wird. Am 17. Oktober 1796 schreibt Goethe an Jakobi, er sei nicht mehr der »steife Realist« von früher, und am 13. Januar 1798 bekennt er gegenüber Schiller, daß er »durch treues Vorschreiten und bescheidenes Aufmerken« von diesem steifen Realismus und einer »stockenden« d. h. nicht mehr weiter könnenden »Objektivität« dahin gekommen sei, Schillers kritisches Glaubensbekenntniß als sein eigenes unterschreiben zu können. Insbesondere über das Verhältniß von Ethik und Aesthetik spricht er sich von nun an stets im Sinne des kritischen Philosophen aus, der reinliche Scheidung der Gebiete zur Grundvoraussetzung macht: was freilich auch Goethes innerster Natur von Grund aus entsprach. Gegenüber der beginnenden starken Opposition des gesammten Herderschen Kreises, den Streithändeln Kants mit Jakobi und Schlosser, den Anfängen der Romantik fühlen er und Schiller mit den Ihrigen sich als eine geschlossene Partei. Es sind die ihnen mit Kant gemeinsamen Gegner, denen der lustig-scharfe Xenienkrieg des Jahres 1796 gilt.

---

[1] Damit stimmt überein, was ich Kantstudien II, 236 von den Bleistiftstrichen, Fragezeichen und Randbemerkungen in Goethes Exemplar von Fichtes »Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre« berichten konnte.

Digitized by Google

So gewöhnte sich Goethe »nach und nach« an eine Sprache, die ihm vorher »völlig fremd« gewesen — die der kritischen Philosophie; aber er konnte sich leicht darein finden, weil er »durch die höhere Vorstellung von Kunst und Wissenschaft, welche sie begünstigte«, sich selbst »vornehmer und reicher« dünkte. Zuweilen freilich bricht zwischen allen philosophischen Beschäftigungen und Aeußerungen, deren sich nicht wenige in dem Briefwechsel dieser Jahre, zumal mit Schiller, finden, die echte Dichternatur hervor, das Gefühl, »doch eigentlich« zum Künstler geboren zu sein; und Schiller gegenüber fühlt er sich stets gewissermaßen als das philosophische Naturkind, jener bleibt ihm in diesen Dingen der Helfer und Berather. Aber die Philosophie wird ihm doch »immer werther«, die Beschäftigung mit ihr zum Bedürfniß. Mit Eifer wird alles Neue von Kant gelesen und besprochen; ja Goethe ist es jetzt zuweilen, der den Freund auf eine neu erschienene Schrift des Königsberger Philosophen aufmerksam macht. Auch andere Philosophen werden studirt: April 1797 liest er gleichzeitig mit Schiller Aristoteles' Politik, Anfang 1798 Schellings »Ideen zu einer Philosophie der Natur« und später dessen »Weltseele«, im März d. J. Fichtes »Naturrecht«. Das Urtheil über den letzteren lautet auch hier wieder ziemlich kühl, wie zunächst auch das über Schelling. Dagegen sind die Urtheile über Kantische Schriften, obwohl sie nicht immer zustimmend lauten, stets voll der größten Hochachtung. Oft wird in einer Art philosophischen Kränzchens, an dem Goethe, Schiller, Niethammer (Kantianer, später Fichteaner, in Jena), Schelling, später auch Hegel theilnehmen, in Jena gemeinsam philosophirt.

Gegenüber den plumpen und gehässigen Angriffen, die um die Wende des Jahrhunderts Herder in den Schriften seiner letzten Jahre (Metakritik, Kalligone, Adrastea) gegen den Kriticismus richtete, stehen Schiller und Goethe nebst ihren näheren Freunden entschieden auf Seiten des letzteren. Daß andererseits sowohl Herders Polemik als auch die Wuth[1] des ganzen Herderschen Kreises mit gegen die Weimarische Schule ging, ist ein Zeugniß mehr für diese Behauptung. In der zweiten Hälfte des Jahres 1800 läßt Goethe sich die »neueste« Philosophie — gemeint sind offenbar die Systeme Fichtes und Schellings — von Professor Niethammer zu Jena in »Colloquiis« vortragen. Gegenüber Schelling selbst äußert er sich jetzt über dessen Philosophie sehr beifällig, die Urtheile gegen andere Freunde

[1] Zum Belege für diesen Ausdruck vgl. die von mir a. a. O. S. 339—341 und 344 f. gegebenen Proben.


Digitized by Google

(Schiller, Wilhelm von Humboldt) lauten skeptischer. In den Tagebüchern der Jahre 1801, 1802 und 1803 sind häufig philosophische Unterhaltungen mit Schelling notirt.

Aus den letzten mit Schiller gemeinsam zu Weimar verlebten Jahren sind erklärlicherweise wenige unmittelbare — briefliche — Zeugnisse über die Stellung beider zur Philosophie erhalten. Wie bei Schiller,[1] so tritt auch bei dem philosophisch fortgesetzt unter seinem Einflusse stehenden Freunde der spezielle Kantianismus offenbar zurück; aber das philosophische Fundament, das ihm der kritische Idealismus gegeben, ist geblieben; und das philosophische Interesse verschwindet von jetzt an nicht mehr. Er bethätigt es u. a. einige Jahre lang in seiner Rolle als geistiger Leiter der, ebenso wie die Jenenser Universität selbst, in ihrem Fortbestand eine Zeit lang gefährdeten Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung. Im August 1804 — Kants Todesjahr — erschien im Intelligenzblatt derselben zu einer Beschreibung der von Loos hergestellten Denkmünze auf Kant, deren Rückseite den Genius der Philosophie auf einem von Eulen gezogenen Wagen darstellte, folgendes Goethische Distichon:

»Sieh! das gebändigte Volk der lichtscheu muckenden Kauze
Kutscht nun selber, o Kant, über die Wolken Dich hin«.

Den persönlichen oder gar gehässigen Ton der philosophischen Recensionen des Blattes sucht Goethe nach Möglichkeit zu mildern. Schelling wird von ihm um diese Zeit zwar sehr geschätzt, aber er protestirt doch mit ruhiger Würde gegen den Vorwurf, daß die Litteraturzeitung diesen Philosophen einseitig verherrliche.

3. *Von 1805—1832.*

Die ungeheure Lücke, die Schillers Tod in Goethes Dasein riß, machte sich naturgemäß in philosophischer Hinsicht besonders fühlbar. War doch Schiller sozusagen der Mentor gewesen, der zunächst den philosophischen Dämmerungszustand, in welchem der Freund dahinlebte, gelichtet, der dann aus dem »steifen Realisten« einen kritischen Idealisten gemacht, und mit dem er sich in dem Dezennium ihres Freundschaftsbundes über philosophische Fragen mündlich und schriftlich hundert-, ja tausendfach ausgetauscht hatte. Zudem hatte der geistsprühende junge Schelling bereits Jena verlassen; Hegel blieb zwar noch

[1] Vgl. *meine* Abhandlung über *Schillers* Verhältniß zu Kant, Philosoph. Monatsh. 1894, S. 277 f.

Digitized by Google

kurze Zeit da, allein es wurde ihm wie Goethe klagt, »schwer, anderen sich mitzutheilen«, und er hatte sein erstes bedeutendes Werk noch nicht geschrieben. Niethammer, der übrigens auch bald von Jena fortging, und andere dii minorum gentium konnten keinen vollgiltigen Ersatz bieten. Trotz alledem ist Goethes Bemerkung in den Annalen von 1817, daß er »seit Schillers Ableben sich von aller Philosophie im Stillen entfernt« habe, nicht so buchstäblich zu verstehen. Ist auch andauerndes Studium der Philosophie aus diesen Jahren, d. h. zunächst bis 1817 nicht bezeugt, so doch öfters philosophische Lektüre. Noch 1805 z. B. studirt er die ihm von F. A. Wolf in Halle übersandten Schriften des »wunderbaren Mystikers« Plotin — anscheinend in lateinischer Uebersetzung — fertigt sich ein Inhaltsverzeichniß von dessen Einzelabhandlungen an und übersetzt einen Abschnitt daraus. Aus 1806 sind Aeußerungen über neuerschienene Werke von Fichte und Steffens erhalten; bei letzterem hospitirte er während eines Besuches in Halle (ungesehen, hinter der Thüre des Collegzimmers!). Im October d. J. finden, kurze Zeit vor der Schlacht, zu Jena philosophische Discussionen mit Hegel statt. Für seine Geschichte der Farbenlehre studirte er in den Jahren 1807—1809 Buhles sechsbändige Geschichte der Philosophie. Die betreffenden Partieen in Goethes Werk enthalten, nach kurzer Berührung der Pythagoreer, des Demokrit, Epikur, Lukrez (den er öfters mit dessen Uebersetzer, seinem alten Freunde Knebel, liest), Pyrrho, Empedokles und Zeno, die berühmte Vergleichung von Plato und Aristoteles, heben sodann die Bedeutung des lange verkannten Roger Baco kräftig und ausführlich hervor und gehen darauf zu den Männern der Renaissance (Telesius, Cardanus) über, um endlich von dem zweiten Baco (von Verulam) ebenfalls eine ausgeführte, diesmal aber mehr ungünstige als günstige, allgemeine Charakteristik zu geben. Spätere Philosophen werden nur mit Rücksicht auf Goethes Specialthema behandelt. — Von seiner persönlichen Verehrung für Kant zeugen die um jene Zeit eifrig von ihm gesammelten Autographen des letzteren, deren er fünf in seinen Besitz brachte.[1]

Die Jahre 1811—1813 führen unseren Dichter in den neu ausbrechenden Streit zwischen zweien seiner früheren Freunde, Jakobi und Schelling, damit zwischen Glaubensphilosophie und Pantheismus, hinein. Auf der einen Seite der alte Freund Jakobi, den Goethe als Menschen bis an

[1] Ein genaues Verzeichniß derselben in meinen Publikationen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv (Kantstudien II, 212 f.).

Digitized by Google

sein Ende hochgehalten, aber als Philosophen immer abfälliger beurtheilt hat, mit seiner scharf persönlich gegen Schelling gerichteten Schrift »Von den göttlichen Dingen« (1811), auf der anderen der nun (1812) auch antwortende neue Freund, dessen berühmte Münchener Rede von 1807 »Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur« schon Goethes warmen Beifall erregt hatte. Wie bereits ein Vierteljahrhundert zuvor (s. oben), steht er auch jetzt wieder entschieden auf der Seite des Pantheismus, jener seiner »reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise«, die ihn »Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, sodaß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte«. Er liest Spinoza von neuem, mehrere Wochen täglich, aber nicht mehr mit denselben Augen wie früher. Nachdem sich seine philosophische Bildung »indeß gesteigert«, ja, wie wir wissen, ein ganz neues Fundament bekommen hatte, thut sich ihm »gar manches neu und anders hervor«. Es läßt sich nicht leugnen, daß er sich um diese Zeit von seiner alten Liebe Spinoza wieder stärker beeinflußt zeigt. Gegenüber dem bloßen »Freiheitsmann« Jakobi fühlt er sich als der Mann der Natur, während in Kant beides vereint ist; auch die erkenntnißtheoretische Frage tritt in den betreffenden Aeußerungen (Brief an Knebel vom 8. April 1812) in den Hintergrund. Daß solche Stimmungen jedoch nur vorübergehend sind oder doch nur eine Seite seines »mannigfaltigen« Wesens, die der Naturforschung zugekehrte, darstellen, bekennt er selbst ausdrücklich bald nachher (6. Januar 1813). Und, daß er im großen und ganzen, namentlich in Bezug auf die Begründung der Aesthetik, auch in jener Zeit auf dem Boden der Kantischen Philosophie stehen bleibt, beweisen nicht bloß Ausdrücke hoher persönlicher Verehrung (25. September 1814 an Schweigger: »unser vortrefflicher Kant«), sondern ganz besonders auch die historisch-kritische Würdigung der Kantbewegung, die sich in der 1813 gehaltenen Gedächtnißrede auf Wieland findet. — Auch zu dem jungen *Schopenhauer,* dessen Mutter und Schwester damals bekanntlich in Weimar lebten, hat er während der Jahre 1815—1819 in näheren Beziehungen gestanden[1] und 1818 dessen »Welt als Wille und Vorstellung« gelesen; doch machte sich, bei aller »wechselseitigen Belehrung« die innere Verschiedenheit beider bald bemerkbar, und sie »kamen«, wie zwei Freunde, von denen

[1] Vgl. auch die im IX. Bande dieses Jahrbuchs abgedruckten neun Briefe Schopenhauers an Goethe.

Digitized by Google

»der eine nach Norden, der andere nach Süden will«, einander »schnell aus dem Gesichte«.

Ein zunächst äußerlicher Umstand, die Vorarbeiten zu der Geschichte seines botanischen Studiums, insbesondere der Metamorphose der Pflanzen, führten Goethe im Jahre 1817 zu dem Plane, »den Einfluß der *Kant*ischen Lehre auf meine Studien geschichtlich zu betrachten«, und damit, nach seiner gründlichen Art, zu erneutem Kantstudium zurück. Aus den Notizen seines Tagebuchs haben wir nun feststellen können, daß Goethe an zwölf Tagen dieses Jahres — und zwar an manchen, wie 27. Mai und 8. September, dreimal an demselben Tage! — bestimmt Kantstudien getrieben hat, während das Gleiche für eine Reihe weiterer mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist; und zwar geht aus fast allen Daten unzweideutig hervor, daß das Studium insbesondere der Kritik der Urtheilskraft und hier wieder — was bei dem naturwissenschaftlichen Zwecke der Arbeit zu erwarten war — besonders dem teleologischen Theile derselben galt. Aus diesen Kantstudien sind dann eine ganze Reihe kleiner, mit Ausnahme des ersten, unter die Rubrik »Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen« aufgenommener, eigentlich aber philosophischer Aufsätze entstanden: 1. Ein später als integrirender Bestandtheil in die Annalen von 1794 aufgenommener, der das »Glückliche Ereigniß« seiner Verbindung mit Schiller behandelt. 2. Einwirkung der neueren Philosophie. 3. Anschauende Urtheilskraft. 4. Bedenken und Ergebung. 5. Bildungstrieb. Während uns die beiden ersten als werthvolle historische Quelle für die Darstellung von Goethes philosophischem Entwicklungsgang gedient haben, so sind die drei letzteren mehr für seine systematische Stellung zu Kantischen Problemen bezeichnend. Am meisten der kleine Aufsatz, »Anschauende Urtheilskraft«. Die Möglichkeit einer anschauenden (intuitiven) Urtheilskraft, die der Philosoph der reinen Vernunft (Kr. d. U. § 77) als wenigstens nicht undenkbar zugegeben hatte, — das war ein Gedanke, der Goethes ganz aufs Anschauen gerichteter Geistesanlage so recht wie gerufen kam und ihn reizte, denselben weiter zu bilden. Freilich überschritt er mit solchem »Abenteuer« die durch die kritische Philosophie »unserem« Verstande gezogenen Grenzen. Indessen er betont auch hier seine Anregung durch »unseren Meister«, den »köstlichen Mann«, den »Alten vom Königsberge«. Ebenso zeigt der Aufsatz »Bedenken und Ergebung« deutlich Kantische Gedankengänge, insbesondere, was das Verhältniß der Idee zur Erfahrung betrifft; und »Bildungstrieb« ist eingestandenermaßen durch eine Stelle des »gewissenhaften Kant« veranlaßt worden. Allem

Digitized by Google

Anschein nach verdanken diese, so viel wir wissen, in den Ausgaben bisher undatirten kleinen Abhandlungen sämmtlich — von Nr. 3 und 5 machen es die Tagebuchnotizen vom 27. Juni, 9. 10. und 17. September zur Gewißheit — dem erneuten Kantstudium des Jahres 1817 ihre Entstehung, höchst wahrscheinlich auch bereits ihre Niederschrift.

Tiefgehende Uebereinstimmung mit Kant beweisen auch die Aeußerungen des Dichters gegenüber dem damals noch jugendlichen französischen Philosophiehistoriker Cousin, bei dessen Besuch in Weimar im Oktober d. J.[1]: Il y a quelques mois, je me suis mis à rélire Kant, rien n'est si claire, depuis que l'on a tiré toutes les conséquences de tous ses principes. Le Système de Kant n'est pas détruit. Ce système ou plutôt cette méthode consiste à distinguer le sujet de l'objet . . . . La méthode de Kant est un principe d'humanité et de tolérance. —

Wir treten nunmehr in den letzten Abschnitt von Goethes Leben ein. Eingehendere Beschäftigung mit einzelnen Philosophen tritt zwar in diesen letzten vierzehn Jahren nicht mehr hervor, wohl aber dauert des Dichters philosophisches Interesse ungeschwächt bis an sein Ende fort. Das bezeugt sich schon äußerlich in der reichhaltigen, ca. 220 Bände umfassenden *philosophischen Bibliothek* des Goethehauses zu Weimar, von der zahlreiche Nummern auch aus der letzten Zeit stammen. Da es nicht bloß jeden Goethe-Verehrer interessiren wird, sondern auch für Goethes philosophischen Bildungsgang und Studienkreis von Bedeutung ist, welche Philosophica er besessen, so seien die wichtigsten derselben bei dieser Gelegenheit angeführt, indem wir auf das genauere Verzeichniß derselben Kantstudien a. a. O. S. 218—221 uns zu verweisen gestatten.

Von antiker Philosophie besaß Goethe verhältnißmäßig wenig: Einige (zum Theil nicht einmal aufgeschnittene) Dialoge von Plato, die aristotelische Politik, eine Schrift über Empedokles, den Neuplatoniker Proklus und das vielbenutzte (oben S. 168) Handbüchlein *Epiktets*. Von vorkantischen Schriften einzelnes von Bruno, Campanella, Hobbes, Malebranche, Baumgarten, Lambert und alles von *Spinoza* (Ausgabe von 1677 und Gesammtausgabe von Paulus 1802/3). Von *nach*kantischen einzelne Schriften von Baader, Beneke, Cousin, *Fichte* (zehn), Fries, *Hegel* (drei), *Jakobi* (7 Einzelschriften, außerdem die Sämmtl. Werke 1812—1819), Köppen, Krause, Maimon, Oken, Reinhold, *Schelling* (sechs), Schopenhauer (4fache Wurzel und »Welt als Wille und

[1] Cousin, Fragments et souvenirs. Paris 1857. S. 152 ff. Das Gespräch mit Goethe abgedruckt bei Biedermann III, 288—291.



Vorstellung«), Steffens, Stiedenroth und Swedenborg u. a. Von philosophischen Zeitschriften hat er gehalten: Niethammers philosophisches Journal 1795—1798, Schellings Zeitschrift für spekulative Physik 1800—1802 und Schelling-Hegels Kritisches Journal der Philosophie 1802—1803: alle drei also während der zweiten — mit Schiller verlebten — Periode seines philosophischen Entwicklungsgangs.

Aber auch abgesehen von diesem ja nicht zwingenden Beweis seines Besitzes an philosophischen Büchern, wissen wir aus anderweitigen Zeugnissen, namentlich brieflichen und gesprächweisen Aeußerungen — wo uns die zur Zeit noch nicht vollständig veröffentlichten Tagebücher verlassen, beginnen glücklicherweise gerade die im ganzen doch zuverlässigen Aufzeichnungen Eckermanns —, daß Goethe die Entwicklung der zeitgenössischen Philosophie in ihren Haupterscheinungen im In- und Auslande bis an sein Ende mit stets wachem Interesse verfolgte. Für ersteres mögen die Namen Fries, Hegel, Schopenhauer und Stiedenroth, für das Ausland Bentham und Cousin als Beispiel dienen. *Schelling*, der ihn in einer früheren, etwa dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts entsprechenden Periode stärker gefesselt hatte, tritt jetzt sehr in den Hintergrund, ja er muß sich einmal[1] eine recht ungünstige Beurtheilung gefallen lassen. Auch zu *Hegel* entspinnt sich kein näheres Verhältniß. Am 26. Juni 1827 äußerte Goethe zu dem Kanzler von Müller: »Von der Hegelschen Philosophie mag ich gar nichts wissen, wiewohl Hegel selbst mir ziemlich zusagt«. Eine persönliche Aussprache mit Hegel im November d. J. stimmte ihn allerdings günstiger. Dagegen sind auch die aus dieser Periode stammenden Aeußerungen über *Kant* und seine Philosophie stets nicht bloß von der größten persönlichen Hochachtung diktirt, sondern verrathen auch innere Uebereinstimmung in manchen der wichtigsten Fragen.

Goethe erklärt z. B. am 29. April 1818, Kant habe sich ein »unsterbliches Verdienst« um die Moral dadurch erworben, daß er sie in ihrer höchsten, übersinnlichen Bedeutung erfaßt und, wenn auch in der Formulirung etwas zu streng, dem »schwankenden Kalkul einer bloßen Glückseligkeitstheorie« entgegengestellt habe: eine doppelt bezeugte und nicht zum wenigsten deshalb besonders werthvolle Aeußerung, weil sie zu den verhältnißmäßig seltenen die Kantische *Ethik* betreffenden gehört. Hier und da stoßen wir allerdings auch einmal wieder auf recht unphilosophische Auslassungen, wie wenn er am 14. November 1823 von

[1] Eckermann (ed. Reclam) II, 190.

Digitized by Google

der »unseligen Zeit jener Spekulationen« spricht — er meint die, mit denen Schiller sich »herumgequält« hätte — oder wenn er am 27. Juli 1827 meint: soviel Philosophie er bis zu seinem seligen Ende brauche, habe er noch allenfalls, eigentlich brauche er gar keine. Solche Aeußerungen, die allerdings seiner »anschauenden« Natur im Innersten entsprechen, sind dennoch, wie wir aus seinem ganzen bisherigen Entwicklungsgang wissen, cum grano salis zu nehmen. Speciell von der mit Schiller gemeinsam verlebten Zeit redet eine andere Stelle (an Knebel, 24. Dec. 1824) in ganz anderen Tönen, und es stellt ihr die gerade in jener Zeit erfolgte Redaction des gemeinsamen Briefwechsels ein ganz anderes Zeugniß aus. Und von *Kant* selbst erklärte er 12. Mai 1825 Eckermann ausdrücklich: daß dieser auf sein *Alter* gewirkt, wie Lessing und Winckelmann auf seine Jugend, sei für ihn von großer Bedeutung gewesen. Zudem ist zu bedenken, daß insbesondere gesprächsweise Aeußerungen nie ganz die Authenticität gedruckter oder für den Druck bestimmter Schriften erreichen können. In dem in demselben Jahre verfaßten »Versuch einer Witterungslehre« nennt er den Philosophen »unseren herrlichen Kant«.

Die ausführlichste Stelle über Kant aus diesem letzten Lebensabschnitt Goethes findet sich in einer Unterhaltung mit Eckermann am 11. April 1827. Auf eine Frage des letzteren, wen er für den vorzüglichsten der neueren Philosophen halte, erklärt hier unser Dichter rund und nett: »*Kant ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel*«, seine Lehre sei am tiefsten in die deutsche Kultur eingedrungen. Bezüglich der weiteren Details der Stelle muß ich auf meine Ausführungen a. a. O. S. 199—201 verweisen. Nur das Eine möchte ich, um Mißverständnisse zu verhüten, hervorheben, daß sich mit dieser hohen Anerkennung Kants andererseits selbstverständlich die Betonung der eigenen Selbständigkeit verbindet. — Am 1. September 1829 bekennt er seine volle Uebereinstimmung mit der kritischen Methode in Bezug auf die jenseits der Erfahrung liegenden Probleme (Gott, Seele, Unsterblichkeit). Ist auch die Formulirung des Kantischen Standpunktes keine ganz genaue, so ist doch das ausdrückliche Eintreten für Kant gegen Hegel, den Steiner[1] den »Philosophen der Goethischen Weltanschauung« nennt, von Bedeutung. — Am 3. Februar 1830 meint er, dem Gefühle eines gewissen Nationalstolzes Ausdruck gebend, der von ihm sonst nebst anderen fran-

[1] R. Steiner, Goethes Weltanschauung. Weimar, Felber, 1897, S. 200. Vgl. meine Besprechung des gefällig geschriebenen, aber höchst einseitigen, bewußtermaßen nur *einen* Gesichtspunkt in Goethes Denken verfolgenden Buches im neuesten Heft der Kantstudien (III 1).

Digitized by Google

zösischen Philosophen sehr geschätzte Cousin könne »uns Deutschen wenig geben, indem die Philosophie, die er seinen Landsleuten als etwas Neues bringt, uns seit vielen Jahren bekannt ist«. — In einem Briefe an Zelter vom 29. Januar desselben Jahres bezeichnet er es als »ein grenzenloses« Verdienst unseres alten Kant um die Welt und, ich darf sagen, auch um mich, daß er in seiner Kritik der Urtheilskraft Kunst und Natur neben einander stellt und beiden das Recht gibt, aus großen Principien zwecklos zu handeln . . .« Ja, er gibt noch in seinem letzten Lebensjahre (an Zelter 8. Juli 1831) den Künstlern der Gegenwart den Rath, wenn anders sie »Natur und Naturell« bewahren wollten, — Kants Kritik der Urtheilskraft zu studiren.

Gleichsam die Schlußsumme dessen, was die klassische deutsche Philosophie ihm gewesen, zieht der 81jährige ein halbes Jahr vor seinem Ende in einem Briefe an den Staatsrath Schultz (vom 18. September 1831) mit den Worten: »Ich danke der kritischen und idealistischen Philosophie, daß sie mich *auf mich selbst aufmerksam* gemacht hat; das ist ein ungeheurer Gewinn«. Freilich fährt er fort: » . . sie kommt aber nie zum *Object;* dieses müssen wir so gut wie der gemeine Menschenverstand zugeben, um am unwandelbaren Verhältniß zu ihm die Freude des Lebens zu genießen«.

In den letzten Sätzen liegt die Grenze für Goethes Verhältniß zur Kantischen Philosophie, ja zur Philosophie überhaupt. Ganz hat sich der Dichter und »Natur*schauer*« — wie er sich selbst einmal zum Unterschied von den Naturphilosophen und Naturforschern bezeichnet hat — dem Zergliedern, Trennen und Abstrahiren, welches der Philosoph nothwendig betreiben muß, nie zu eigen geben können. Dem widerstrebte seine im letzten Grunde eben »anschauende« Künstlernatur. Aus diesem Grunde vermißt er an der idealistischen Philosophie das unmittelbare Ergreifen des Gegenstandes. Und es fällt uns daher auch keineswegs bei, Goethe durchaus zum Philosophen, geschweige denn zum Kantianer im engeren Sinne des Wortes stempeln zu wollen. Dafür ist er zu groß, dafür seine Geistesart zu verschieden von der eines Kant. Aber er hat gleichwohl »ungeheuren Gewinn« von der Philosophie, vorzugsweise der kritischen, gezogen, indem sie ihn auf sich selbst aufmerksam machte, indem sie seiner anschauenden Natur eine feste Stütze zu geben und sie, nach dem Zeugniß Schillers, der über diesen Punkt gewiß am besten zu urtheilen in der Lage war, stets von neuem zu beleben und zu stärken vermochte. Ein so reicher Geist, wie Goethe,

Digitized by Google

hatte, wie er selbst einmal erklärt, »bei den mannigfaltigen Richtungen seines Wesens« »an *einer* Denkweise nicht genug«. Wenn er von sich sagen konnte, er sei als Dichter und Künstler Polytheist, als Naturforscher Pantheist, als sittlicher Mensch Monotheist, so dürfen wir zu dem Dichter und Künstler, dem Naturforscher und sittlichen Menschen nach allem Vorausgegangenen wohl auch den Philosophen in ihm hinzufügen.

Daß dem so ist, daß auch die Philosophie ihren gemessenen Theil an seinem »Wesen« besessen, daß speziell Kant Goethes theoretisches, ästhetisches, ethisches Denken tief und nachhaltig, jedenfalls weit stärker, als man gewöhnlich annimmt, beeinflußt hat, das darzuthun und somit den bisher noch nicht genügend beachteten Zusammenhang zwischen dem größten Dichter und dem größten Philosophen seiner Zeit aufzuhellen, war der Zweck meiner Untersuchung.



Digitized by Google



4.

Goethe und Welcker.

Von

Reinhard Kekule von Stradonitz.

Der jüngst erschienene achtundvierzigste Band der Weimarer Goetheausgabe bringt zum erstenmale den gegen Welckers Sappho gerichteten Aufsatz, von dem man bisher wußte, daß ihn Goethe beabsichtigt, aber nicht, daß er ihn geschrieben hat. So wie der Aufsatz ohne jedes Wort der Erläuterung abgedruckt ist, muß er die Welckersche Schrift, Welcker selbst und sein Verhältniß zu Goethe in einem falschen Lichte erscheinen lassen. Denn vermuthlich werden sich wenige Leser durch den Titel der Welckerschen Schrift »Sappho von einem herrschenden Vorurtheil befreit«, der allein dazu anregen könnte, zu einer genaueren Untersuchung des Zusammenhangs veranlaßt fühlen. Indem ich es als eine Pflicht empfand, durch eine Darlegung des thatsächlichen solche falsche Folgerungen abzuschneiden, habe ich mich durch die freundliche Vermittlung von Erich Schmidt an Herrn Suphan gewandt, um zu erfahren, was sich etwa von bisher unbekannten Zeugnissen über die Entstehung des Goethischen Aufsatzes und überhaupt über Goethes Beziehungen zu Welcker aus dem Goethearchiv gewinnen lasse. Durch die Güte Suphans und J. Wahles liegen mir in Abschrift vor zwei Briefe Welckers an Goethe aus den Jahren 1817 und 1825, eine briefliche Aeußerung Meyers über Welcker vom 30. Mai 1817, Goethes Brief an Meyer vom 7. Juni 1817 in dem

Digitized by Google

ursprünglichen, in Riemers Abdruck etwas veränderten Wortlaut, endlich der Brief, durch den Professor Schaumann in Gießen im April 1805 Welcker bei Goethe einführte. Ich theile zunächst die beiden Briefe Welckers mit:

Göttingen d. 17 Oct. 1817

Ew. Excellenz erlauben, daß ich Ihnen das 2. Heft meiner Zeitschrift zustelle. Vielleicht ist darin ein oder das andre Denkmal, dessen Betrachtung Sie auch in einer Zeit, wo Sie in sehr verschiedenen Arbeiten recht versenkt zu seyn scheinen, einen Augenblick gönnen könnten. Die Art der Behandlung dieser Sachen, welche ich eingeschlagen habe, ist nicht die, welche ich immer beyzubehalten wünschte. Die Seichtigkeit und Ungründlichkeit, womit bey allem leeren Prunk von Gelehrsamkeit die Beurtheilung der alten Bildwerke gewöhnlich betrieben wird, das viele Schwierige und Unbestimmte, das in der Natur der Sache liegt, schienen mir es nöthig zu machen, daß die Auseinandersetzung und Darstellung Schritt vor Schritt von der Kritik begleitet und durch Zusammenfassung so viel möglich alles Zusammengehörigen ihnen eine gewisse Sicherheit gegeben würde. Ist eine beträchtliche Masse des Materials erst nach übereinstimmenden Ansichten geordnet, sind Gesichtspunkte und Regeln der Behandlung zwischen dem Erklärer und seinem Leser festgestellt, hat jener einiges Vertrauen in seine strenge Ehrlichkeit erworben, was nicht leicht ohne einige Pedanterey zu geschehen scheint, so läßt sich dann wohl das Geschäft etwas bequemer und gefälliger abthun, zu dem ich jetzo mich leicht etwas steif und finster anstellen möchte.

Was das Ganze der Griechischen Kunst betrifft, so wünsche ich darüber, weil meine Vorlesungen es mir gewissermaßen zum Bedürfniß machen, in einem einfachen Büchlein zusammenzustellen, was mir bis jetzo eingeleuchtet hat. Ich hoffe, daß Ew. Excellenz die Grundsätze gutheyßen werden, die mich dabey leiten würden, da ich mir bewußt bin, den Geist Ihrer Kunstlehre rein aufgefasst zu haben. Man braucht sich nicht einzubilden in alle Tiefen eingedrungen zu seyn, um dennoch in einer Harmonie des Verständnisses die Gewähr zu haben, daß uns viel des Wesentlichen in seiner wahren Gestalt aufgegangen sey. Dem geschichtlichen Inhalt nach, werde ich von den Vorgängern manchmal bedeutend abweichen müssen. Die Griechischen Ansichten aller Art, besonders die religiösen, aus früherer wie aus späterer Zeit, sind immer noch zu wenig bey Erwägung der Kunsterscheinungen zu Rath gezogen, ihr Zusammenhang und Widerspruch unter einander

Digitized by Google

zu wenig abgewogen, manches in der Geschichte ihrer Denkungsart und Religion auch gewißlich verkannt worden — so daß man weit mehr fürchten muß, den nächsten Jahren zu viel neues hinzuzufügen übrig zu lassen, als daß man selbst zu viel neues sagen möchte. Noch liegt mir auf dem Herzen, Ew. Excellenz wiederholt zu bitten, wenn Ihnen unter Ihren Reichthümern einmal etwas in die Hand fällt, oder Sie einen Anlaß gelegentlich nehmen wollen, diese Zeitschrift mit einer Gabe zu bedenken, die ihr von unschätzbarem Werth seyn würde, wenn sie für Sie selbst auch klein wäre.

Mit größter Verehrung verharrend
Ew. Excellenz
ganz ergebenster
F. G. Welcker.

Ew. Excellenz
erlauben gütigst, daß ich Ihnen eine Schrift über Aeschylus vorlege, welche ich schon früher durch einen Freund überreichen lassen zu können gehofft hatte. Ich wünschte nicht blos durch diese Darbringung meiner Armuth Ew. Excellenz einen kleinen Beweis einer Verehrung zu geben, in welcher keiner unter den Freunden des Alterthums und den Verehrern wahrer Kunst zurück bleiben kann; sondern ich hoffe auch, daß vielleicht dieses oder jenes Drama, Iphigenia, Niobe, Sisyphos, oder welches andre dieser unbekannteren, herausgegriffen, nach den geringen Andeutungen des Inhalts, so glücklich seyn dürfte, Ihnen eine heitre halbe Stunde zu gewähren. Die unschätzbarsten Ueberreste, die ich nur zur nothdürftigsten Andeutung des ehemaligen Zusammenhangs zu wenden und zu stellen gesucht habe.

Hr. Prof. Hermann in Leipzig hat meinen Versuch nicht gebilligt, und sogar ein großes Mistrauen gegen die ganze Behandlung gefasst und allgemein zu machen gesucht. Indessen konnten seine Einwendungen meinen Glauben an eine vollkommnere Kunstform und das trilogische Schema des Aeschylischen Dramas nicht erschüttern; und ich hoffe vielmehr durch Erörterung verwandter Erscheinungen auf dem Gebiete der Griechischen Kunst auch dieser, wie ich zu zeigen suche, bisher nicht genug anerkannten neues Licht zu geben. Namentlich sind die Gemälde des Polygnot, deren sicheren Anordnungsgrund ich glaube bemerkt zu haben, hinsichtlich des Umfangs sowohl als der Strenge der Symmetrie, ein auffallendes Seitenstück zu dem Kunstgebäude einer Trilogie.

Ew. Excellenz haben, wie mir nicht entgangen war, das Hermannsche Programm über die Art der Verbindung

Digitized by Google

antiker Tragödien, verständig und gefällig wie es behandelt ist, mit Beyfall aufgenommen, und Bemerkungen aus anderem Kreise geschöpft an die Seite gestellt. Ich sollte daher fürchten, mit einer abweichenden Ansicht, Ihnen eher misfällig zu werden. Allein ich bekenne in dieser Beziehung mich auf meinen Dichter selbst geruhig zurückzuziehen, welcher sagt:

Τοῖς δ'ὀλβίοισι καὶ τὸ νικᾶσθαι πρέπει.

Dieß in dem Fall, als die aufgestellte Ansicht nicht ein Traum und verkehrte Combination ist. Wäre sie dieses, so könnte sie wenigstens bey dem Ernst, womit sie durchgeführt ist, schwerlich einigen Unwillen erregen.

Hr. Christian Schlosser, welcher seit mehreren Monathen hier lebt, um ungestörter seinem wissenschaftlichen Gange zu folgen, und welchen ich häufig sehe, hat mir aufgetragen seine herzlichsten Empfehlungen zu sagen.

Mit dem innigsten Wunsche, daß ein guter Genius ferner über der Gesundheit Ihres Alters wache, breche ich einen Brief ab, dessen Länge ich zu entschuldigen bitte.

Ew. Excellenz

Bonn 20 März 1825. ganz ergebenster

F. G. Welcker.

Die beiden Briefe sind getragen von der bewundernden Liebe und Ehrfurcht, die Welcker alle Zeit Goethe entgegenbrachte und die sich in unzähligen seiner Aeußerungen ausgesprochen findet, am rührendsten vielleicht in den Worten, die er an seinen alten Schüler und Freund Schwenck am 27. März 1832, fünf Tage nach Goethes Tod, geschrieben hat:

»Gestern erfuhr ich durch Diez, als ich aus dem Colleg kam, die Nachricht, wovor ich seit zehn Jahren bang war, daß der Genius, wodurch die Nation, das ganze Geschlecht wie veredelt schien und erhoben, die Larve von sich geworfen hat. Auf den ersten Schrecken folgte eine heitere und zufriedne Empfindung darüber, daß heitere und thätige Tage noch unmittelbar vorhergingen und daß das gute Glück ihn bis zuletzt nicht verlassen hat«.

Es wird nicht viele jüngere Zeitgenossen gegeben haben, in deren geistigem Leben Goethe eine gleich wichtige Stelle einnahm, wie es bei Welcker der Fall war. Dem Jüngling hatte Goethes Winckelmann und sein Jahrhundert die Sehnsucht nach Rom in die Seele gelegt. Er war nach Weimar gepilgert um den Gewaltigen zu sehen. In Rom lebte er mit Goethes Freunden Wilhelm von Humboldt und Frau von Humboldt in vertrautestem Verkehr. Jede

Digitized by Google

neue Dichtung Goethes war für ihn ein neues Erlebniß, eine neue Offenbarung. In einem wundervollen, enthusiastischen Brief gab er Frau von Humboldt die erste Kunde von den Wahlverwandschaften, wie er für sie Strophen aus dem Faust abschrieb. Die zarte Dichtung der Pandora reizte ihn zu einer fein empfundenen bewundernden Anzeige. Immer wieder in der Jugend wie im Alter ist Welcker aus der emsigen gelehrten Thätigkeit, die ihn zeitweise völlig ausfüllte, zur Lectüre Goethes zurückgekehrt. Alles persönliche, das er über ihn und die Entstehung seiner Werke erfahren konnte, war ihm unendlich wichtig. Frau von Humboldt wußte wohl, daß sie ihm nichts lieberes schreiben konnte als Nachrichten über Goethe. Als Welcker auf der Rückreise von Griechenland im Winter 1842 auf 1843 ein paar Monate in Rom weilte, lernte er bei Kestner die »Wertherbriefe« kennen. Man spürt es seinen Aufzeichnungen an, daß ihn von allem was er in Rom sah und erlebte nichts anderes in gleichem Maße beschäftigte. So lebhaft erregten ihn diese Einblicke, wie die Poesie sich dem Boden der Wirklichkeit entwindet, daß ihm Goethe im Traum erschien. »Am 2. Januar« — so steht im Tagebuch — »Traum von Goethe, der über W. von Humboldts Schriften mit kurzen Worten hart urtheilte und viel anderes charakteristische sprach«.

Welckers Schriften sind voll von ausdrücklichen Anführungen Goethischer Sätze und von unausgesprochener Rücksicht auf solche. Wo es sich darum handelt, eine Einsicht in die feinsten Probleme des künstlerischen Schaffens zu gewinnen, führt er gerne Goethe an. Als er versucht bei Phidias statt ein übermenschliches anzunehmen lieber das außerordentliche zu erklären, beruft er sich darauf, wie Goethe selbst die Bestandtheile aufsuche, durch welche seine Bildung geworden, und wie auch Goethe nicht ohne Verein mit anderen und große Einwirkungen von Shakespeare und von andern die falschen Begriffe niedergeworfen habe. Einem Abschnitt der Trilogie, den Winken über die Aeschylische Trilogie überhaupt, hat er Goethes Worte vorangestellt: »Wenig Deutsche, und vielleicht nur wenige Menschen aller neuern Nationen haben Gefühl für ein ästhetisches Ganzes; sie loben und tadeln nur stellenweise, sie entzücken sich nur stellenweise«. Wenn er die Wahrheit und Einfalt als die letzten Gründe der antiken Bildung in Poesie und Kunst preist, so schweifen seine Gedanken unwillkürlich auf Goethe: »Nie hat ein anderer die Schlichtheit und Naturwahrheit, das Einfache im großen und kleinen, im hohen und rührenden und was sonst das wesentliche der ächtesten griechischen Bildung ausmacht, in eigenen

Digitized by Google

Werken, aus dem ächtesten Stoff der eignen Nation noch einmal hervorzurufen verstanden so wie Goethe«. Als Welcker, alternd, sich von seinen Fachgenossen vernachlässigt fühlte, sprach er stolz die Ueberzeugung aus, daß Lessing und Goethe große Freude an der Auseinandersetzung so vieler epischer und tragischer, von Poesie und Kunst durchdrungener Werke gehabt haben würden, wie er sie im epischen Cyclus, in den Tragödien gegeben habe, da die früheren diese im Schutt zum Theil nur leicht vergrabenen Schätze zu heben ihm überlassen.

So lange Goethe noch unter den Lebenden weilte, legte Welcker den größten Werth darauf, daß seine Schriften Goethe nicht unbekannt blieben. Die Abhandlung über Sappho gab er Frau von Humboldt für Goethe, die Sammlung von Zoegas Abhandlungen ließ er ihm durch Sartorius von Waltershausen überreichen. Das zweite Heft seiner Zeitschrift übersandte er ihm mit dem Brief vom 17. October 1817; auch das erste hatte er ihm, wie sich aus einem Briefe Meyers an Goethe vom 20. Mai 1817 ergiebt, zugehen lassen. Die äschylische Trilogie legte er dem sechsundsiebenzigjährigen vor mit dem Liebe und Ehrfurcht athmenden Briefe vom 20. März 1825.

Die Zoegaschen Abhandlungen, die Goethe am 6., 7. und 8. October 1817 las, haben den Anlaß zu den orphischen Urworten gegeben; er hat sie am 8. ins reine geschrieben. Aber alle Liebesmüh, die Welcker aufwandte, um für seine Arbeiten Goethes Theilnahme zu gewinnen, blieb fruchtlos. In tadelnder Erinnerung an Welckers Aufsätze in seiner Zeitschrift sind die Verse geschrieben

Kore.

Nicht gedeutet!
Ob Mutter? Tochter? Schwester? Enkelin?
Von Helios gezeugt? von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo versteckt? Verloren?
Gefunden? — Räthsel ist's dem Künstler-Sinn.
Und ruhte sie verhüllt in düstre Schleier,
Vom Rauch umwirbelt Acherontischer Feuer,
Die Gott-Natur enthüllt sich zum Gewinn:
Nach höchster Schönheit muß die Jungfrau streben,
Sicilien verleiht ihr Götterleben.

Als Welcker Goethe um die Mitarbeiterschaft an seiner Zeitschrift bat, ahnte er nicht, daß er gerade damals Goethes Zorn auf sein Haupt beschworen hatte — durch ein freilich ärgerliches Versehen in der Schrift über Sappho, einem Aufsatz, den er mit der edelsten Erregung seines Herzens geschrieben und auf den er sein Lebenlang den größten

Digitized by Google

Werth legte. Vor Welckers Schrift galt die Dichterin von Lesbos in der gelehrten Literatur, in der von ihr die Rede war, ganz allgemein als eine Vertreterin scham- und zuchtloser widernatürlicher Liebe. Auch in F. A. Wolfs Anmerkungen zu Platons Symposion steht, daß ein Schandfleck dieser Art an dem Charakter der Dichterin klebe. In heiligem Eifer warf sich Welcker zum Ritter für die Reinheit der verlästerten, in den Schmutz gezogenen Dichterin auf, um alle auf sie gehäufte Schmach als Mißverständniß und Lüge zurückzuweisen. In welchem Sinne er es that, mögen ein paar herausgegriffene Sätze zeigen: »So groß die Verschiedenheit zwischen der Sehnsucht und Seelenvereinigung in der Liebe der Neueren und dem hohen Entzücken an Jugend und Schönheit bei den Alten ist, so bleibt immer etwas gemeinschaftliches darin, daß auch sie, in einer gewissen Zeit wenigstens, einer Empfindung fähig waren, die vermöge ihrer eignen Zartheit und Stärke gleichsam sich abschloß von dem übrigen Menschen, und in ihrem eignen Kreise sich bewegend ihn eher mit sich emporhob, als daß sie ihn wie in einem Strom fortgerissen hätte. So viel näher Schönheitsgefühl und Einbildungskraft mit dem Sinnlichen verwandt sind, als das Herz und die Ideen des Geistigen, so viel leichter wird die Liebe der Schönheit durch Sinnlichkeit getrübt werden, so viel kürzer wird sie, gleich einer Frühlingsblume, im Leben eines Volks bestehen: so viel anziehender, in ihrer Art und ohne sie mit dem mehr Reingemüthlichen vergleichen zu wollen, ist sie aber auch, wenn sie unter Begünstigung besondrer Vorstellungen, Sitten und Verhältnisse erblüht. Es scheint, daß feurigere südliche Naturen durch die reinsten Regungen so heftig ergriffen werden können, wie nördliche Menschen selten, wenn sich noch keine Begierde in ihre Anwandlungen eingemischt hat. Und doch nehmen bey reizbaren Personen auch unter uns leicht alle Neigungen, oft selbst die geringeren zu irgend einem Wesen, ja zu etwas todtem oder eingebildetem zuweilen, den Charakter der Liebe an, und sollten solche Neigungen mit aller möglichen Freyheit dichterisch dargestellt werden, so würden sie der Liebe nur noch ähnlicher werden. Die Briefe der Königin Christine von Schweden an die Gräfin Ebba Sparre, die sie gewöhnlich meine Schöne nennt, glühn von Liebe und Zärtlichkeit. Sehr anmuthig sagt Lionardo Bruni im Leben des Dante, es sey dieser in der Jugend von verliebter Leidenschaft eingenommen gewesen, nicht aus Ueppigkeit, sondern aus Feinheit des Herzens (non per libidine, ma per gentilezza di cuore) und habe in seinen zarten Jahren Verse der Liebe zu schreiben begonnen«.

Digitized by Google

In dieser Schutzschrift für Sappho las Goethe S. 16 die Sätze: »Es ist ein großes Mißverständniß, wenn neuerlich, falls ich nicht sehr irre, in Goethes Farbenlehre, in anderer Hinsicht auf Chloris und Thyia als noch im Hades unzertrennlich angespielt worden ist. Pausanias, der einzige der ihrer Verbindung gedenkt, erwähnt ganz unverfänglich (X. 29), wie unter den Gemälden der delphischen Lesche: unter der Phädra sey Chloris, liegend unter den Knien der Thyia. Man werde nicht irren, wenn man sage, sie hätten Freundschaft gegen einander im Leben gehabt« — und nun läßt Welcker eine Auseinandersetzung über die Heimat der Chloris und Thyia und über ihrer beider Verbindung mit Poseidon und Dionysos folgen.

In der Farbenlehre, die Goethe in seinem Erstaunen zuerst nachschlug, findet sich keine Stelle, auf die Welckers Worte zielen konnten. Er bezog sie daher auf seine Erläuterung zu Polygnot. »Ich las die kurze Erklärung der symbolischen Buchstabentafel und fand nichts als die reinen ruhigen Worte: ‚Unter ihnen Chloris und Thyia, zärtliche Freundinnen, eine der andern im Schooße liegend', dem Pausanias nachgeschrieben; denn was konnten wir anders thun?«

Goethe täuschte sich, als er glaubte, Welcker habe an diese knappe Angabe aus Pausanias' Beschreibung des Polygnotischen Hades gedacht. Die Stelle, die Welcker ohne Zweifel vorschwebte und deren sich Goethe selbst nicht erinnerte, steht in Goethes Winckelmann und sein Jahrhundert. Dort heißt es in dem Abschnitt »Freundschaft«:

»Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bey uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Gränze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu seyn. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechtes, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind«.

Welckers Mißverständniß bleibt dasselbe; doch ist es etwas entschuldbarer, daß ihn die Erinnerung an diese Stelle, die er nicht wieder auffand, getäuscht hat.

Es ist gerechtfertigt und begreiflich, daß Goethe über Welckers ungenaue und mißverständliche Anführung und den Vorwurf, den sie enthielt, gereizt war. Aber man versteht nicht, daß er in seinem Unmuth Sinn, Ton und Absicht der Welckerschen Schrift verkennen konnte. Denn die Keulenschläge, die er gegen Welcker führt, treffen nicht diesen, sondern die von Welcker selbst bekämpften

Gegner. Davon muß sich Goethe, nachdem der erste Zorn vorüber war, selbst überzeugt haben. Denn er hat seine Abwehr, die Welcker auf das tiefste verletzt hätte, zwar nicht vernichtet, aber nicht zum Druck gebracht. Sie ist erst am Schlusse des Jahres 1897, 80 Jahre nach der Entstehung, 65 Jahre nach Goethes, 29 Jahre nach Welckers Tod der Oeffentlichkeit übergeben worden. Wiederum Welcker hat, als er die Abhandlung in die Sammlung seiner kleinen Schriften aufnahm, die Sätze, die Goethes Mißfallen erregt hatten, weggestrichen —, wie sie in der That mit dem Zusammenhang der Beweisführung nichts zu schaffen haben. Er hatte sich also von seinem Fehler überzeugt, vielleicht von anderen darauf aufmerksam gemacht. Aber er würde eines solchen Hinweises kaum bedurft haben. Denn seit er in Göttingen gleichzeitig in eiliger Arbeit die Schrift über Sappho, die Fragmente des Hipponax und Ananios, Zoegas Abhandlungen, die ersten Hefte der Zeitschrift vollendete, hatte er die Farbenlehre wie Winckelmann und sein Jahrhundert, und auch die Erläuterungen zu Polygnot, oft genug in ruhigerer Muße zur Hand genommen. Der zuerst von Riemer mitgetheilte Brief Goethes an Meyer kann den Anlaß nicht gegeben haben. Denn die von Riemer veröffentlichten Briefe von und an Goethe tragen die Jahreszahl 1846, der sehr umfängliche zweite Band der Welckerschen kleinen Schriften die Jahreszahl 1845 an der Stirne.

Von einer Verstimmung Goethes gegen ihn wußte Welcker. Er sprach im Alter davon und meinte, sie sei auf seine Anzeige der Pandora zurückzuführen. Aber es ist nicht glaublich, daß diese Anzeige Goethe überhaupt oder gar dauernd verletzt habe. Denn selbst die Schlußsätze, die Welcker im Sinne bewundernden Lobes ausspricht, wird Goethe nicht anders verstanden haben, während sie für uns eine unwillkürliche, Welcker selbst unbewußte Kritik enthalten. Nachdem er nämlich den Gang der Handlung und die einzelnen Gestalten, die auftreten, überaus feinsinnig entwickelt hat, spricht er davon, daß Goethe vielleicht in keinem anderen Werke mehr Sorgfalt auf den Vers gewandt habe und er giebt seinem Lob die Wendung, die Pandora lese sich, als ob sie zum großen Theile aus dem Griechischen trefflich übersetzt sei. Wir heute hören heraus, daß der antike Trimeter kein der deutschen Sprache natürliches Maß und daß der Stoff der Pandora aus der fremden griechischen Welt künstlich ins Deutsche herüber gepflanzt sei.

Der Brief, in dem Goethe am 7. Juni 1817 Meyer die Absicht kund giebt, auf Welckers Sappho zu erwidern, lautet in der echten Fassung noch härter, als in Riemers

Digitized by Google

Abdruck. Goethe schrieb: »Welcker, der verwelkte Böttcher, wird schlecht wegkommen, er. hat in seiner Sappho eine Eseley gegen mich ausgehen lassen, die ihm soll theuer zu stehen kommen, wenn ich den Humor behalte«. Aus diesen Worten spricht nicht nur augenblicklicher Zorn, sondern eine feststehende Feindseligkeit, zu deren Erklärung weder die Anzeige der Pandora noch der in der Schrift über Sappho begangene Fehler ausreicht.

Wie heute Welckers Eigenart und Größe durch die lange Reihe seiner Schriften aufgeschlossen vor uns liegt, will es uns fast unbegreiflich dünken, daß die dichterisch so tief und groß empfindende, so kühn gestaltende Genialität Welckers, die sich schon in seinen Anfängen deutlich ankündigt, Goethe nicht anzog, sondern abstieß. Seine Sympathie gehörte Gottfried Hermann, nicht Welcker, den er ohne weiteres mit Böttiger und Creuzer in einen Topf warf. Mit Böttigers Mythologie freilich hatte Welcker nie etwas zu schaffen, aber in jenen Jahren hatte er sich noch von Zoegas mystisch-ägyptisirenden mythologischen Gedanken los zu machen und er urtheilte über Creuzer freundlicher und nahm auf dessen Ausführungen häufiger Rücksicht, als bald darauf, nachdem sich seine eigenen mythologischen Anschauungen festgestellt und ausgebildet hatten. Alle Mystik und alle Unklarheit, alles Zusammenmengen und Zusammenbringen von auseinanderliegendem war Goethe ein Greuel, wie er es oft genug aussprach. An Creuzer selbst schrieb er am 1. October 1817, also wenige Tage ehe er Zoegas Abhandlungen las: ». . . . . Einen alten Volksglauben setzen wir gern voraus, doch ist die reine charakteristische Personification ohne Hinterhalt und Allegorie Alles werth; was nachher die Priester aus dem Dunkeln, die Philosophen ins Helle gethan, dürfen wir nicht beachten. So lautet unser Glaubensbekenntniß! Geht's aber gar noch weiter, und deutet man uns aus dem hellenischen Gott-Menschenkreise nach allen Regionen der Erde, um das Aehnliche dort aufzuweisen, in Worten und Bildern, hier die Frost-Riesen, dort die Feuer-Brahmen, so wird es uns gar zu weh, und wir flüchten wieder nach Jonien, wo dämonische liebende Quellgötter sich begatten und den Homer erzeugen . . . .«

In dem Briefe an Boisserée vom 16. Januar 1818 nennt Goethe unter den Gegnern ausdrücklich auch Welcker, und hier spricht er auch, was für die ganze, uns beschäftigende Frage entscheidend ist, von der Auffassung der griechischen Kunst: »Winckelmanns Weg, zum Kunstbegriff zu gelangen, war durchaus der rechte, Meyer hat ihn ohne Wanken streng verfolgt, und ich habe ihn auf meine Weise

Digitized by Google

gern begleitet. Der sonstigen treuen Mitarbeiter in diesem Felde gab es auch wohl noch; sehr bald aber zog sich die Betrachtung in Deutung über und verlor sich zuletzt in Deuteleien; wer nicht zu schauen wußte, fing an zu wähnen und so verlor man sich in egyptische und indische Fernen, da man das Beste im Vordergrunde ganz nahe hatte. Zoega fing schon an zu schwanken, Böttcher tastete überall herum, am liebsten im Dunkeln und man hatte nun immerfort an den unseligen dionysischen Mysterien zu leiden. Creutzer, Kanne und nun auch Welcker entziehen uns täglich mehr die großen Vortheile der griechischen lieblichen Mannigfaltigkeit und der würdigen israelitischen Einheit. Hermann in Leipzig ist dagegen unser eigenster Vorfechter. Die Briefe, zwischen ihm und Creutzer gewechselt, kennen Sie, der fünfte ist unschätzbar. Dazu nun seine lateinische Dissertation über die alte Mythologie der Griechen macht mich ganz gesund: denn mir ist es ganz einerlei, ob die Hypothese philologisch-kritisch haltbar sey, genug, sie ist kritisch-hellenisch patriotisch und aus seiner Entwicklung und an derselben ist so unendlich viel zu lernen, als mir nicht leicht in so wenigen Blättern zu Nutzen gekommen ist«.

Diese Aeußerungen lassen keinen Zweifel über den Grund der Abneigung, die Goethe gegen Welcker empfand. Im Winckelmannischen Sinne hatte sich Goethe das Bild der antiken Kunst und des Alterthums überhaupt festgestellt, in sich abgeschlossen, einzig in seiner Art, klassisch, exemplarisch, und er duldete keine Verwirrung dieses Bildes, keine Aenderung, auch keine Vertiefung. Gewiß aus voller Ueberzeugung betheuerte Welcker, daß er Goethes Kunstlehre rein aufgefaßt habe. Aber er konnte nicht bei dem stehen bleiben, was Winckelmann gewonnen hatte, sondern strebte bewußt und mächtig über ihn hinaus. Der Gegenstand seiner Göttinger Antrittsrede war die »bisher nicht gerügte Unvollständigkeit in dem Plan der Winckelmannischen alten Kunstgeschichte«. Die Gesetze des Ausdrucks, der Harmonie und der Ebenmäßigkeit, das Sinnvolle und Sinnbildliche in der Composition mehrerer Figuren und in der Darstellung der Handlung sei nicht beachtet, der Unterschied der einzelnen Kunstgattungen sei übersehen, die Vergleichung mit der Poesie nicht durchgeführt. Er theilt Goethe mit, er wolle ein einfaches Büchlein über antike Kunst verfassen, in dem er von seinen Vorgängern stark abweichen werde. In den Aufsätzen über Kora und Demeter, die er in dem ersten Hefte der Zeitschrift veröffentlichte, sammelt und erörtert er ausführlich und umständlich den schwer übersichtlichen, weit verästelten mythologischen Stoff und will die Schwankungen und Veränderungen aus

Digitized by Google

dem Nebeneinander der Ueberlieferungen und aus dem Wechsel der Zeiten erklären. Ueberall schürft er in die Tiefe, überall sucht er nach dem ursprünglichen, sinnvollen, sinnbildlichen. Er vergleicht nordische Mythen; er bezieht sich nicht selten auf Creuzer, einigemale auf Böttiger. Noch ehe Goethe das erste Heft der Zeitschrift sah, war es ihm von Meyer angekündigt mit dem Urtheil, Welcker möge es leidlich meinen, aber erbaut habe er ihn nicht, und das liebe Publikum, dem so manches zugemuthet werde, müsse wahrlich einen weiten Magen haben, wenn es dergleichen Bissen verschlucken wollte. Schon die erste archäologische Arbeit, die Welcker erscheinen ließ, hat ohne Zweifel Goethes Mißfallen erregt — der in Daubs und Creuzers Studien, 1808 gedruckte Aufsatz über die Hermaphroditen der alten Kunst. Er warf darin die Frage auf, welches Interesse die Alten an solchen Darstellungen gehabt haben könnten. Er geht der Verschiedenheit antiker und moderner Begriffe nach, er sucht die mythologisch-allegorische Bedeutsamkeit auf und übergeht in seiner unbefangenen Erörterung nicht das Element der Sinnlichkeit, das sich geltend mache. Mehr auf diesen Aufsatz, als auf die Schrift über Sappho, scheint der Schluß von Goethes Entgegnung zu zielen: »Möge der Verfasser uns eine wohlmeinende Warnung verzeihen, die wir ihm ohngeachtet unserer geführten Beschwerden wohlmeinend vorhalten: er schifft in gefährlicher Gegend, sein Fahrzeug schwebt über Untiefen und läuft Gefahr, jeden Augenblick zwischen zwei leidigen Syrten, Sinnlichkeit und Mystik, ohne Rettung zu stranden«. Durch den Gegenstand der Schrift über Sappho fand Goethe seinen ungünstigen Eindruck bestätigt, und Welckers nächste Arbeiten waren nach Inhalt und Form nicht klar genug, um diesen Eindruck zu verwischen. Die äschylische Trilogie empfing Goethe zu spät, um sich noch hineinfinden zu können oder zu wollen. Seine Helfer, Meyer und Riemer, waren weder fähig noch geneigt, Welckers Gedanken zu folgen. Aber auch wenn Goethe die Trilogie und die anderen späteren Schriften Welckers hätte früher kennen lernen, er würde sein Urtheil schwerlich verändert haben. Auch Welcker glaubte aus voller Ueberzeugung an die Classicität der antiken Kunst und Poesie. Aber überall suchte er den individuellen Charakter der Griechen in seiner Besonderheit zu ergründen und ihre Schöpfungen als nationale aus dem großen Zusammenhang von Mythologie, Poesie und Kunst zu verstehen. Man braucht nur die Abhandlungen Goethes und Welckers über den Laokoon zu vergleichen, um zu sehen, daß ihre Weisen die antike Kunst anzuschauen und in sie einzudringen, sich

Digitized by Google

nicht vertragen. Goethe will die Gruppe als tragisches Idyll aus allem mythischen Zusammenhang herauslösen und herausheben. Für Welcker ist sie eine plastische Verkörperung des Mythos, und so würde sich überall der Gegensatz von neuem offenbart haben.

Die beiden flüchtigen persönlichen Begegnungen, die beide vor die Schrift über Sappho und die Welckersche Zeitschrift fallen, haben diesen Gegensatz nicht gemildert. Im Frühjahr 1805 führte ein Brief des Professor Schaumann in Gießen den damals zwanzigjährigen Welcker bei Goethe in Weimar ein. Welcker giebt in seiner Autobiographie den Zeitpunkt des Besuches nicht ganz richtig an. Aber er wird die Begegnung selbst, die ihm in die Seele gegraben war, gewiß aus treuem Gedächtniß schildern. Goethe, so erzählt er, »empfing mich stehend, in der Mitte des Zimmers, ein kräftiger, rüstiger Mann, auch dem Anzuge nach mannhaft, etwa wie ein Forstmann, und setzte sich mit mir an ein Fenster. Er fragte mich nach den wissenschaftlichen Zuständen meiner ihm ehemals wohlbekannten Heimat. Das Gespräch fiel auch auf Wetzlar, und da ich naiv genug war, auch Werthersche Localitäten zu berühren, sagte er: Ja, das war ein Stoff, bei dem man sich zusammenhalten oder zu Grunde gehen mußte«. Von J. H. Voß, dem Sohn, ließ er sich erzählen, wie angenehm es ihm sei mit Goethe den Sophokles zu lesen, wie er die Wörter, die er neu lerne, aufzufassen und zu würdigen verstehe, wie er sich spanische Wörter aufzeichne; aber auch wie weise und geschickt Goethe ihn, als er über eine böswillige Kritik aufgebracht war, besänftigt und auf alle Erwiederung zu verzichten bewogen habe, und so immer wohlmeinend und edel in seinem Rathe sei.

Noch weniger Bedeutung hatte die zweite Begegnung. Nachdem Welcker aus dem für sein Corps unblutig verlaufenen Feldzug aus Frankreich zurückgekehrt war — auf dem er Goethische Dichtungen mit sich führte —, besuchte er am 6. August 1814, noch in der Uniform der hessischen freiwilligen Jäger, in Wiesbaden Goethe mit einem Freunde, der Goethes Urtheil über seinen Beruf zum Schauspieler erbat.

Weniger verständlich ist, daß Wilhelm von Humboldts und Frau von Humboldts innige Freundschaft und verständnißvolle Hochschätzung für Welcker zu keiner Annäherung führten. In ihren Gesprächen mit Goethe kann Welcker nicht ungenannt geblieben sein, und es läßt sich noch nachweisen, daß Humboldt für Welcker Goethe um die sich in dessen Besitz befindende Zeichnung einer Gruppe der drei Grazien gebeten hat. Aber vielleicht beurtheilen wir das Verhalten W. von Humboldts nicht richtig. Es

Digitized by Google

ist doch auch möglich, daß gerade die Rücksicht auf Welckers nahe Beziehung zu Humboldts Goethe bestimmt hat, den Aufsatz gegen Welckers Sappho nicht sofort im ersten Unmuth bekannt zu machen.

Die Nachweise für die in der vorstehenden Erörterung enthaltenen Angaben finden sich in meiner Biographie Welckers (Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers nach seinen eignen Aufzeichnungen und Briefen, Leipzig 1880), in dem Aufsatz über Welcker von Otto Lüders »Im neuen Reich« 1881 S. 661 ff. und S. 711 ff. Den Brief Welckers über die Wahlverwandtschaften, mit dem der W. von Humboldts über denselben Gegenstand (Briefe an Welcker S. 15 f.) einen merkwürdigen Gegensatz bildet, wiederhole ich aus der Biographie Welckers (S. 140 ff.) als Beilage.

Ueber Goethes Verhältniß zu G. Hermann und Welcker vgl. U. von Wilamowitz-Moellendorff Euripides' Herakles I[1], S. 239 ff.; über Sappho dessen Ausführungen in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1896 S. 630 ff. Für Welckers rasch wechselndes Urtheil über Creuzer sind lehrreich seine Briefe an J. Heinrich Voß, den Sohn (Herbst Johann Heinrich Voß II, S. 316) und an Jacobs (Biographie Welckers S. 151 f. Vgl. S. 340 ff.). Ueber die orphischen Urworte sind zu vergleichen, außer den Tagebüchern, Goethes Briefe an Knebel vom 9. October 1817 (»durch Hermann, Kreuzer, Zoega und Welcker bin ich in die griechische Mythologie, ja bis in die orphischen Finsternisse gerathen. Es ist eine wunderliche Welt, die sich einem da aufthut, leider wird sie durch die Bemühungen so vorzüglicher Männer nicht völlig ins Klare gesetzt werden, denn was der eine aufhellt, verdunkelt der andere wieder«) und an S. Boisserée vom 21. Mai und 16. Juli 1818. Gegen »neuere Symbolik« Mysterien, ägyptisches und indisches: die Paralipomena zu Faust, Weimarer Goetheausgabe 15, 2 S. 234. Die Beziehung der Verse Kore, nicht gedeutet! auf Welckers Aufsatz hat Düntzer erkannt, Goethes lyrische Gedichte I[2], S. 357. Vgl. Lüders a. a. O. S. 671. Den Inhalt seiner Göttinger Antrittsrede hatte Welcker selbst angegeben Göttinger Gelehrte Anzeigen 1817, S. 377 f.; sie ist abgedruckt in den Kleinen Schriften V S. 179 ff.

Beilage.

Welcker an Frau von Humboldt.

Giesen, den 21. December 1809.

— Vor wenigen Stunden hab' ich die erste flüchtige Lectüre von Göthes Wahlverwandtschaften beendigt und

Digitized by Google

bin voll von diesem neuen Meisterbild, nicht blos die Eindrücke der bestimmten Gestalten und einfach genialen Composition genießend, sondern auch Effecte, wahre und falsche Ansichten prophezeiend, und zumal die Stimmen von einigen gewichtigen Kennern bemüht mir im Voraus bedeutender zu machen durch eignes selbstbestimmtes Gefühl und Reflexion. Es kann bei mir nicht Hang zu der übermäßigen Kritik der Deutschen, sondern nur Verlangen nach Freundschaft seyn, wenn ich so ungeduldig bin, ein Kunstwerk allein zu betrachten, und es gern gleich in das Leben hereinziehen möchte durch geselligen Genuß. Könnten Sie, meine beste Gnädige, das Buch bald lesen, so hütete ich mich gewiß, Ihnen durch Räsonnement die reine neue Lectüre davon zu trüben — aber so ists Ihnen vielleicht nicht unlieb, wenn ich Ihnen im Voraus einen Begriff mittheile, den ich mir davon gemacht habe. Vielleicht ists der rechte nicht — denn er ist mir noch zu neu, um sicherer zu seyn.

Der gealterte Dichter trifft noch einmal mit dem Geist seiner Jugend zusammen; Werther hat ein Gegenstück und zwar eine Schwester seiner Liebe gefunden. Aber sie fodert uns keine Rührung ab, sondern sie theilt uns ihre Heiterkeit bei aller Duldung mit. Wenn der Jüngling nach Kämpfen zertrümmert hinsinkt, so vertauscht sie nur den ihr mühsam gemachten irdischen Frieden mit dem vollen himmlischen. Sie stirbt durch heimlichen Hunger — aber man wird ihren Tod nicht gewahr, wie das Gewitter spurlos tödtet ohne die Schönheit des Leibes zu rauben. Die gehaltnere weibliche Innerlichkeit und stille Ruhe einer festen Liebe contrastirt nicht allein mit Werthers thätiger Leidenschaftlichkeit, sondern die gereifte Kunstbildung und sophokleische Harmonie des Dichters hat das *Weibliche* in dem Gegenstück noch besonders gewahrt. Bei der klassischen Klarheit und Leichtigkeit der ganzen Gestaltung und Ausführung ist die nun wiederholte Neigung zur Selbstaufopferung, als ein Kind der neuen Welt, dünkt mir, recht auffallend. Die irdische Schöne muß vor den unendlichen Regungen des Gemüthes vergehen — denn eine solche Liebe ist doch Anklang des Unbeschränkten im Geiste.

Der Zweig des Geheimnißvollen und Wunderbaren kann nicht leicht feiner, knapper und bescheidener auf den Stamm des wirklichen Lebens geimpft werden, als hier geschieht. Man könnte lange herein glauben, das Buch sey, mit aus Polemik gegen die neusten Hyperpoetiker, so recht prosaisch geschrieben, der Dichter wolle uns zur Unterhaltung ein paar, kaum zusammen componirte, Portraits vorstellen. Aber zuletzt schwingt sich der entpuppte Schmetterling

Digitized by Google

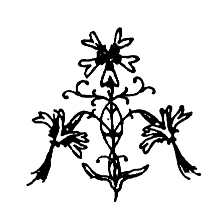
vom breiten Boden des materiellen Lebens den blauen Himmelslüften zu. Eine *nascità,* die Ottilie spielend vorstellen muß, ist eine kaum auffallende Vorbedeutung, daß ihre Leiche ein Heiligenschein umgeben und abergläubige Kranke sie aufsuchen werden.

Die ganze Fabel ist wie mit Zauberstabeswinken unmerklich dirigirt und die wichtigsten Absichten scheinen sich so zu verstecken, als wolle der Dichter sie niemals anerkennen. In der eingestreuten Lebens- und Lehrweisheit, die ohne sichtbare Wahl noch Sucht, in zufälliger Fülle, wie sie die Natur bietet, ausgetheilt ist, blickt mehr Individualität hervor.

Es ist wieder eine von den originellen Rollen da — ein Mittler —, die man mit empirischen Händen nirgends anfassen kann, ob sie sich gleich so natürlich stellen. — Es ist auffallend, daß Ottilie nicht schnell entwickelt, früh glänzend und sprudelnd ist, sondern, als ob in sehr lieben Frauen die Natur den Geist fester und stoffartiger einschließe, ganz unerwartet ihre Lieblichkeiten rein aus dem guten und zarten Gemüth entwickelt.

Der Titel spricht den Zusammenhang der Geschichtsfabel aus; denn wie sich zwei verbundene Körper chemisch trennen und sich jeder einen andern wählt, so verliebt sich ein vergnügtes klarsehendes Ehepaar in mittlern Jahren in andre Herzen und, so wohl auch die Frau mit Resignation und Klugheit lenken möchte, so ist doch des Mannes Verlangen unwiderstehlich und die festliebende, aber später darin Schuld gewahrende Ottilie stirbt ihm voran.

Wie mancherlei aus dem Leben und der Welt weckt das Buch in der flüchtigsten Lectüre auf! wie gern möcht' ich über viele Personen Ihr Urtheil hören! Einmal sagt auch Ottilie: Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der das fremdeste in seiner eigenthümlichen Umgebung zu schildern weiß. Wie gern möcht' ich nur einmal Humboldten erzählen hören.



Digitized by Google



5.

Schiller und Goethe.

Von

Alfred Klaar.

Die Geschichte des menschlichen Geisteslebens ist nicht arm an führenden Paaren, die Hand in Hand ihren Zeitgenossen voranzuschreiten scheinen, an Doppelstandbildern, welche gleichsam für das cultuelle Bedürfniß der Gemüther errichtet wurden. Das Ergänzende der Zweiheit, das Ethisch-Erhabene der Freundschaft und das Befruchtende der geistigen Wechselwirkung ist oft und oft für das Bewußtsein einer ganzen Zeit in zwei ragenden Gestalten, die zueinander gehören, versinnlicht worden und so auch in die Vorstellung der Nachwelt übergegangen. Die mythenbildende Substanz, aus der schon in den ältesten Zeiten sich die Symbole für ein Doppelwesen ablösten, das in der Natur, in der Geschichte und im Einzelwesen waltet und bald einen endlosen, die Geister und Charaktere spornenden Kampf in sich schließt, bald wiederum die Ergänzung der Kräfte in höchster Thätigkeit versinnlichte, hat daran ebensoviel Antheil wie die Geschichte, welche die Wechselbeziehungen zweier bedeutenden Menschen nachzuweisen versucht. Die religiösen Vorstellungen und die Sagengeschichte sind voll von solchen Zweiheiten, die entweder wie Ormuzd und Ahriman den ewigen Kampf zwischen Tag und Nacht veranschaulichen, oder wie die zu den Sternen erhobenen Castor und Pollux die himm-

Digitized by Google

lische Harmonie gleichgestimmter Kräfte, die in unser Leben hineinleuchtet, im Bilde festzuhalten versuchen. Und dieser mythische Drang hat sicherlich auch auf die geschichtlichen Vorstellungen der Menschen eingewirkt. Zu allen Zeiten hat man das Große einer Epoche gerne auf zwei Namen übertragen, die für einen mächtigen Werdeproceß, für einen großen Gegensatz und eine große Ausgleichung typisch werden sollten und sich zu einem Zweiklang von unendlichem Nachhall, der durch die Welt der Geister schwebt, vereinigen. Michel Angelo und Lionardo, die charaktervolle Kraft und die schönheitsfreudige Verzückung in Formen und Farben, Mozart und Beethoven, der goldene Kindheitstraum und die gewaltigste männliche Empfindung der Menschheit in Tönen, sind solche Zweiklänge, welche die Zeiten durchdringen. In unserer Literatur tauchen vor und nach der klassischen Periode führende Paare auf, die in ihrer Gemeinsamkeit den Begriff der Zeitstimmung auszufüllen scheinen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der Zeit, in der man sich erst auf ein Innenleben besinnt und den Muth gewinnt es einzubekennen, glaubt man in Haller und Hagedorn alles zu finden, was der höher gestimmte Mensch für sich in Anspruch nimmt: ernste Nachdenklichkeit, Versenkung in die Schöpfung und philosophisch angehauchte Heiterkeit des Lebensgenusses. Die Romantik knüpft an die Namen August Wilhelm Schlegel und Tieck das Programm all ihrer geistigen Bestrebungen, wobei der eine den Drang vertritt, in den Wundergarten der Weltliteratur hinauszuschweifen, der andere die Neigung, sich in die Tiefen des eigenen volksthümlichen Mythus, in den reichen Schacht der nationalen Vergangenheit zu versenken. Ueber all diese Zweiheiten, die in der Geschichte fortleben oder auch noch im Bewußtsein lebendig sind, erhebt sich das Doppelwesen Goethe und Schiller durch eine ganz besondere, unvergleichlich weiter ausgreifende Bedeutung, die es für die Volksseele gewonnen hat. Denn jene Paare, von denen ich beispielsweise gesprochen habe, vertreten entweder eine Zeit wie die führenden Romantiker oder ein gewaltiges Kunstgebiet wie die gepaarten Heroen der bildenden Künste und der Musik, und ihr Zusammennennen erinnert uns zwar an eine Ergänzung, aber nicht an ein Ganzes, in dem sie aufzugehen scheinen. Wenn aber der Deutsche Goethe und und Schiller sagt, so denkt er an den ganzen Bildungsschatz seines Volkes, nicht an zwei, sondern an Eines, das für den ganzen Kreis seiner höhern Interessen typisch ist und das er sich nicht entreißen lassen will. Diese Vorstellung ist längst auf fremde Völker übergegangen; die

Digitized by Google

ehrliche Bewunderung deutscher Cultur hat sich an diese Namen wie an einen Sammelnamen geheftet, und der längst stumpf gewordene Spott, der einst die ideologischen Triumphe der Deutschen heraushob, um im Abstich ihre politischen Schwächen um so greller zu zeigen, lief häufig genug auf den Ausspruch hinaus: die Deutschen haben nichts als Goethe und Schiller. In den breitern Schichten unseres eigenen Volksthums aber gebraucht man Goethe und Schiller wie ein einziges Wort, um alles dasjenige zu bezeichnen, wodurch sich der Mensch über die gemeine Nothdurft des Daseins zu einer höhern Anschauung des Lebens emporarbeiten kann. Spöttisch sagt man von dem Unwissenden und geistig tief Stehenden, er hat keine Ahnung von Goethe und Schiller. Und die banausische Nüchternheit gefällt sich einem hochgestimmten Menschen gegenüber wohl auch in der Behauptung, daß er über Goethe und Schiller zu essen und zu trinken vergesse. Wenn aber Schiller in jenem herrlichen, für die Freundschaft der beiden Männer entscheidenden Briefe vom 23. August 1794 an Goethe schreibt: »In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht und nur, weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen« so gelten diese, das Genie so meisterhaft kennzeichnenden Worte vom Volke Goethes wie von Goethe selbst; denn ein großes Volk ist immer das Genie in extenso und trägt in seiner Anschauung das Ganze, dem die gliedernde Nachdenklichkeit nur mühsam beizukommen vermag. Und wenn dieses Genie, das unsere Sprache dichtet, Goethe und Schiller in einem Athem nennt, um eben diese Zweiheit zum Gesammtbegriff unseres geistiges Besitzes zu verschmelzen, so haben wir allen Grund in dieser Anschauung ein Bedeutendes, das eine große Entwicklung zusammenfaßt, zu suchen.

Da wir leider, wie Schiller sagt, nur das wissen, was wir scheiden, hat man denn auch oft und oft den Versuch gemacht, jenes Ganze, das das Volksbewußtsein in Goethe und Schiller verlegt, in seine Hälften zu zerlegen und an der Grenze zugleich die Verbindungslinie zu erkennen. Man kennt die geflügelten Worte über Goethe und Schiller, die längst erlahmt von ihrem Fluge, zu Boden gesunken sind, die Unterscheidungen: Goethe ist ein Realist, Schiller ein Idealist, Goethe stellt die Menschen dar, wie sie sind, Schiller, wie sie sein sollen, Aussprüche, die den Tiefsinn der volksthümlichen Anschauung kaum streiften, geschweige denn erschöpften, vorgefasste Meinungen, die vor dem selbständigen Urtheil, vor der Unbefangenheit, welche die Werke der Dichter auf sich wirken lässt, nicht bestehen

Digitized by Google

konnten. Denkt man an den philosophischen Idealismus, dem Schiller in der That nahe steht, so wäre es doch vollends widersinnig, Goethe, der sich niemals einer schulmäßigen Philosophie angeschlossen hat und der im Weltganzen »der Gottheit lebendiges Kleid« erblickt, in das entgegengesetzte Lager, in das der Sensualisten verweisen zu wollen. War aber mit jenem Ausspruch — und eine andere Meinung konnte nicht vorwalten — entweder der Idealismus des Lebens, der in der opferwilligen Hingebung an ideale Interessen liegt, oder der der Kunst gemeint, der aus der Spiegelung des Daseins das Verworrene ausscheidet und es dadurch verklärt, so müsste man sich blind stellen, um in dem Leben Goethes, das zuletzt ganz darin aufgeht, den geistigen Inhalt der Zeit in sich zusammenzufassen und ihn gleichsam als zu erwerbendes Erbtheil der Nation zu hinterlassen, den Idealismus zu verkennen oder in Werken wie »Faust« und »Egmont«, »Tasso« und »Iphigenia« die dichterische Kraft der Verklärung zu vermissen. Menschen, wie sie sind und wie sie sein sollen, haben Goethe und Schiller dargestellt. In einem Drama von Schiller, in »Maria Stuart« ist nicht ein Charakter, der dem kategorischen Imperativ, den der Dichter in sich trägt, entspräche, in »Hermann und Dorothea« treten uns fast ausnahmslos Gestalten entgegen, die nach der Lebensauffassung Goethes sind, wie sie sein sollen. Mit so einfachen Formeln konnte man nicht an das Unterscheidende und Verbindende herankommen, das diese merkwürdige Zweiheit begründete, das ihr die Macht gab, nach allen Seiten des Lebens auszugreifen und die höchsten Errungenschaften unseres geistigen Lebens für das Volksbewußtsein typisch in sich zu vereinigen.

Wir werden also den kurzen Weg aufgeben und einen längern nehmen müssen, um das Unterscheidende und Verbindende jenes Doppelwesens uns ins Bewußtsein zu rufen. Ich möchte versuchen, diese Wege zu verfolgen und mich dabei von der Schwere des biographischen und literargeschichtlichen Stoffes, der den raschen Aufstieg nicht gestattete, so frei wie möglich halten. Schiller tritt uns vom ersten Beginn seines Wirkens als große propagandistische Natur entgegen; er wollte als Knabe Prediger werden und hat bald darauf seine Kanzel in der Kirche der freien Geister aufgeschlagen. Alle Leidenschaft seiner Jugend stürmt gegen die Gesellschaft, die ihn umgibt und bedrückt, gegen die überkommenen Einrichtungen, an denen das Ganze des Volkes furchtbar leidet, gegen die Unsittlichkeit der Mächte, die das Zusammenleben der Menschen beherrschen. An alle diese Zustände legt er den Maßstab der Ideen, die sich

Digitized by Google

nach seiner Ueberzeugung in der Geschichte erfüllen sollen und unerschöpflich ist sein Drang, aus der Geschichte seine Vorstellung von der Zukunft der Staaten und Völker, vor Allem seiner eigenen Nation herauszugestalten. Durch alle Formen menschlicher Gemeinschaft und durch verschiedene Phasen der Vergangenheit stürmt dieses begeisterte Wollen hindurch. Von dem Gedrückten wird der Muth der Selbstbestimmung, von dem Mächtigen Gerechtigkeit, von dem ganzen Volke nationaler Opfermuth verlangt. Die Genialität hält die kahle, unfruchtbare Lehrhaftigkeit fern, die Ideen werden in Gestalten umgesetzt, der Drang nach dem Neuen und Großen erscheint im Lichte der Tragik und der Opferung. Die Seichtheit der Fabel, in der das Leben wie eine Dienstmagd der Moral gehorcht und die Vorsehung kurzen Proceß mit dem Leben macht, erscheint gleich im ersten Wurfe überwunden. Die Wahrheit des seelischen Lebens drängt an den Tag und spottet der Kindergeschichten, die an dem Schicksal von Hinz und Kunz die Theorie von der besten aller Welten erweisen wollen. Große Menschen verbluten sich an maßlosen Begehrungen, die Menschheit bleibt im Kampfe der Stände auf dem Platze, Weltverbesserer erliegen der Macht der Finsterniß. Aber durch diese Tragik geht von Karl Moor bis Posa auch der große Ruf der Anklage hindurch, und tiefer, als es kindliche Hoffnungen und lockende Siegestäuschungen vermöchten, greifen die Gestalten der Erliegenden, denen alle Herzen zufliegen, an die Gemüther der Menschen. So künstlerisch die Gestalt im Einzelnen erschaut ist, so sehr der bildende Geist nach Leben und Wahrheit strebt, so sicher schwebt über dem Gebilde der Gedanke an den Zweck, dem die sittliche Entwicklung der Menschheit, dem die Bethätigung des Volksthums zustrebt. Immer mehr vertieft sich dieses Zweckbewußtsein und geht von der Anklage zum Vorschlag und zum Plane, vom brennenden Wunsche, das Alte hinweggeräumt zu sehen, zur Vorstellung von dem Neuen, das da werden soll, über. Immer mehr tritt der Gedanke der Reform, die an das Gewordene anknüpft, an Stelle der Revolution, die alles Gewesene verleugnen möchte. Immer stärker wird der Künstler, der in Leben und Geschichte die in Wahrheit treibenden Motive erkennt und darstellt, immer mehr wird die Absicht, die Welt zu bessern und zu bekehren durch die Natürlichkeit der Darstellung verschleiert, immer tiefer wird die Auffassung von dem Walten der Idee im Kampfe der Leidenschaften und in der Verwicklung der Schicksale — aber niemals verzichtet Schiller darauf, den großen Proceß der gesellschaftlichen Entwicklung zu beleuchten und als Richter in diesem Processe aufzu-

Digitized by Google

treten. Als Richter und als Gesetzgeber. Immer mehr streift er, wie ein Richter soll, die vorgefasste Meinung, die Parteilichkeit, das Vorurtheil, selbst das so liebenswürdige seiner großen Jugend, das in Allem Drückenden auch schon das Schlechte sah, von sich ab, niemals gibt er es auf, mit bewußtem moralischem Antheil und überzeugendem moralischem Urtheil das Getriebe der Menschen zu betrachten und darzustellen. Immer schwebt ihm ein vorgeschrittener Zustand der menschlichen Gesellschaft vor, in dem die Selbsterziehung und die Erziehung durch den Staat die Bedrückung des Einen durch den Andern aufhebt und alle schaffenden Kräfte einander fördern, anstatt einander zu hemmen. Wenn ihm für die Erreichung dieses Zustandes in der Jugend der Umsturz der bestehenden Verhältnisse und die freiwillige Opferung des Individuums als typische Form des stürmischen Fortschrittes erschien, so befreundet sich die Vorstellung des Wissenden immer mehr mit den geschichtlichen Bedingungen, unter denen sich die Idee im Geschehn erfüllt, mit den schwer zu erforschenden Wegen der Entwicklung, auf denen die Menschheit und ein Volk vorwärtsschreiten, und all sein Denken und Dichten sucht dieses Gesetz aufzuhellen und dadurch, daß es den Menschen ins Bewußtsein gerufen wird, in ungehemmte Kraft zu setzen. Immer mehr fällt das Actuelle, das ihn in der Jugend beherrschte, die an den Zuständen einer drückenden Gegenwart brandende Leidenschaft von ihm ab, und je mehr er die Nothwendigkeit des Mannigfaltigen in den Formen des menschlichen Gemeinwesens erkennt, opfert er die Vorstellung von alleinseligmachenden äußern Einrichtungen nach irgend einem geschichtlichen Typus und gelangt zu einem rein sittlichen Ideal der Menschlichkeit, dem die begeisterte Natur unter allen Völkern und Himmelsstrichen entgegenreifen kann. Wohl wird ihm das Griechenthum dabei zum Halte der dichterischen Einbildungskraft; aber wie er es in sich sehnsüchtig ausgestaltet, ist es doch weit weniger ein der Wirklichkeit entnommener Zustand als eine Idealwelt des schönen Scheins, die der Mensch überall neu erwecken und an sich verwirklichen kann. Vergleicht man die genialischen Werke der Jugend mit den Meisterstücken der reifen Zeit, so kann man verfolgen, wie das *Zweckbewußtsein des Stürmers* in das *Zielbewußtsein des Erziehers* übergeht. Der fortwährend auf das Werden der Gesellschaft und die großen gemeinsamen Interessen gerichtete Sinn taucht in das große Geschehniß, das die Schicksale der Massen bestimmt, hinab, um daraus Erfahrungen für die sittliche Welt heraufzuholen. Die Kriegswelt, das Walten der Diplomatie und das Leben der Höfe

Digitized by Google

beschäftigen aufs tiefste zugleich den forschenden und den gestaltenden Geist. In den »Wallenstein«, in das unvergleichliche Stück politischer Darstellung, ragen »Max« und »Thekla« noch als zwei Gestalten aus jener Zeit herein, die für ihre Ideale den Kampf auf Tod und Leben führt, ohne den Mitteln der Verwirklichung nachzufragen; während alle übrigen Charaktere des großen gruppenreichen Werkes von praktischen Interessen bewegt erscheinen, gegen die das sittliche Bewußtsein stärker oder schwächer reagirt und die uns wie an einer Skala den Uebergang von »gut« zu »schlecht« veranschaulichen. »Maria Stuart«, das einzige ausgesprochen höfische Stück Schillers ist ganz von dieser tragischen Trübung der Sittlichkeit beherrscht, die uns das Leiden am Leben, die Pein des Kampfes zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden erkennen lehrt. In der »Jungfrau« tritt wieder das Vorbildliche in seine Rechte und in ungemein charakteristischer Weise erscheint es jetzt im Gegensatze zu den Jugendwerken völlig abgelöst von politischen Lieblingsvorstellungen, in zeitfremde Zustände getaucht als die Hingebung an jenes reine sittliche Ideal, das sich unter allen Verhältnissen und in der verschiedenartigsten Symbolik ausleben kann. Die »Jungfrau« ist der verkörperte Sieg über die Sinnlichkeit, soweit er dem Menschen erreichbar ist, die fleischgewordene Hingebung an das Ganze, an die Nation, der Altruismus in Menschengestalt, durch die Macht der Idee ergreifend und mit sich fortreißend, obgleich es sich um eine fremde Nation handelt und um die Erhaltung von Zuständen, die uns nichts weniger als begehrenswerth erscheinen — die ganze Macht des Bedingungslosen, das über allem Bedingten dahinschwebt und den Menschen sittlich adelt, gleichviel in welche Cultur und in welche Zeitanschauungen er durch die Geburt hineingerathen ist. Mit der ausgesprochenen Absicht, künstlerisch den Sieg der Formen über den Stoff und ethisch den Sieg der Sittlichkeit über Culte und Symbole zu versinnlichen, entrollt sich dann in der »Braut von Messina« eine Welt, die allen Zeiten und keiner angehört und gleichsam die Summe des Menschenlebens zieht, um Unterwerfung, Demuth, Bescheidung in unsere Gemüther zu pflanzen. Da Schiller im »Tell« noch einmal zu einem ausgesprochen politischen Thema zurückkehrt, ist er völlig der Künder des Menschen- und Volksheiles geworden, in den er sich als Knabe hineindachte, als er auf den Stuhl der Kinderstube stieg, um seinen Geschwistern zu predigen. Er kennt nun die bewegenden Mächte und die Gesetze der Entwicklung, er hat den Drang nach Freiheit nicht verloren und die Ehrfurcht vor dem Gewordenen

Digitized by Google

gewonnen, als Menschenkenner und Gottesmann zugleich, gesättigt von geschichtlicher und politischer Bildung und unerschütterlich ideentreu, verkündet er seinem leidenden Volke die Befreiung durch eigene Kraft. Politisch und social ruht die Erhebung, die im »Tell« dargestellt ist, nicht mehr auf der schwärmerischen Vorstellung von einer Weltverbesserung, die sich von heute auf morgen vollzieht, sondern auf der Freiheit, sich gesetzmäßig, natürlich, organisch zu entfalten. Dieses durch eine lange Reihe von Geschlechtern erworbene Recht kämpft gegen die Vergewaltigung an, so daß der conservative Zug im höchsten Sinne des Wortes auf Seiten der Revolutionäre ist, auf Seiten der Schweizer Bauern, die für Brauch, Gut und Anspruch ihrer Väter eintreten, während die Vögte nur den Schein der conservativen Einrichtungen nutzen, um die Revolution dahinter zu bergen. In rein menschlicher Beziehung vereinen sich zwei Elemente des idealtreuen sittlichen Verhaltens, die der »Jungfrau« und der »Braut von Messina« die Grundstimmung gegeben haben, um den Sieg der Sittlichkeit zu verkünden, die opfer- und kampfesmuthige Hingebung und die Demuth und Ehrfurcht vor den waltenden Gesetzen. Beides, Altruismus und Bescheidung, ist im »Tell«, ist in der Gesammtheit des schlichten Landvolkes, das keine Gefahr scheut und jedes überkommene Recht achtet, verkörpert. Dieselbe Entwicklung spiegelt sich in Schillers bedeutender, gedankenschwerer Lyrik und in seinen Prosaschriften. Er steht auch hier auf dem Standpunkt großer sittlicher Postulate und gelangt auch hier allgemach dazu, das Gebot ihrer Erfüllung, die praktische Anregung für das Leben, die ethische Einzelforderung immer mehr der natürlichen Entwicklung anzupassen. Er setzt die »Ideale« auf den Thron und legt den »Künstlern«, den Vertretern des bewußten idealen Lebens die Würde der Menschheit in die Hand. Die Kunst, die der Mensch allein hat, hebt ihn über Trieb und Gewohnheit zum sittlichen Leben empor. Aber diese Gedankenpoesie geht immer mehr in die gegenständliche über; sie stellt die Art, wie man ein bürgerliches Einzeldasein mit sittlichem Gehalte erfüllt, im Bilde des Glockengusses dar und rückt das Emporstreben der Gesellschaft zur Cultur sowie die Befreiung von den Auswüchsen des überfeinerten Lebens im »Spaziergang«, der vom freien in das städtische Gewühle zurückführt, lebendig vor Augen. Unverhüllt treten die leitenden ethischen und ästhetischen Ideen in den philosophischen Prosaschriften zu Tage. In den »Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen«, die Schiller an den Herzog von Augustenburg richtet, wird eine Ver-

Digitized by Google

schmelzung beider versucht, ein stilles, mäliges Ineinandergreifen der Geschmacks- und der Charakterbildung nachgewiesen, die Brücke vom Schönen zum Guten geschlagen, die der ästhetisch erzogene Mensch an der Hand der Gewöhnung zur Harmonie und zum Maße wandelt, um der Vollkommenheit näher zu kommen. Unschwer erkennt derjenige, dem die philosophische Geistesarbeit des 18. Jahrh. nicht fremd ist, die pädagogische Grundanschauung wieder, die eine Bestimmung, einen Vollkommenheitszweck voraussetzt, und was geschehen ist, als Weg zu diesem Ziele zu erklären, was noch werden soll, durch die Macht der Erkenntniß rascher auf diesem Wege vorwärts zu führen versucht. Der geheime Plan, für den irgend ein unsichtbares Weltsubject angenommen wird, wirkt durch alle Weltobjecte hindurch. In der »prästabilirten Harmonie« von Leibnitz erscheinen Gott und die Welt, das Göttliche und das Physische an uns selbst auf die Erfüllung desselben Endzweckes gestimmt und werden mit zwei Uhren verglichen, von denen jede ihr selbständiges Räderwerk hat und deren Zeiger doch immer genau auf denselben Punkt weisen und dieselbe Stunde, dieselbe Minute anzeigen müssen. Diese geistvollste aller teleologischen und dualistischen Theorien, die so dicht an den Einheitsgedanken, an den Pantheismus herantritt, wirkt in Lessing nach, wenn er die Erziehung des Menschengeschlechtes auf den Weg durch nothwendige Täuschungen hindurch verweist, auf dem die Menschheit methodisch zur Wahrheit emporgeläutert wird, und in Schiller, wenn er den Sinn für das Schöne, für das zwecklos Harmonische, zur ordnenden und reinigenden Macht unseres moralischen Lebens ausprägt, die uns durch Anschauung des Schönen zum Guten hinüberleitet. In der Abhandlung »Ueber naive und sentimentalische Dichtung« aber wird die Betrachtung über den Künstler, der die Natur ist, und über den Künstler, der die Natur sucht, zuletzt darauf hinausgeführt, daß beide auf verschiedenen Wegen zum Ideal der Vollkommenheit gelangen. Durchweg war also der Blick Schillers in letzter Linie auf die Heranbildung der Menschen gerichtet. Er wollte immer un mittelbar hinauswirken und war darum unablässig bemüht, die Gesetze der Wirkung von Mensch zu Mensch zu erkennen und sich namentlich als Künstler jener Tribüne zu bemächtigen, von der am unmittelbarsten auf Viele zugleich gewirkt werden kann. Er bildete in sich den größten Techniker des Dramas aus, den wir Deutsche je besessen haben. Nicht in dem Sinne, als ob er die Arbeit abgeschlossen hätte und kein Fortschritt über ihn hinaus möglich wäre, wohl aber den größten, mit dem Maße des

Digitized by Google

Fortschritts gemessen, den er, wie kein zweiter, für die wirksame Composition gefunden hat, und in dem Sinne, daß derjenige, der den Grundriß zieht und für alle Zeiten feststellt, mehr gethan hat als ein Nachfolger, der die Gliederung reicher gestaltet und die Linie durch Ornamente belebt. Weit über Lessing hinaus, an den er anknüpfte, dessen Dramaturgie er studirte und von dem er die Erklärung der wesentlichen tragischen Wirkungen annahm, wurde er der eigentliche Baumeister des Dramas, der die architektonischen Verhältnisse feststellt, zu den Höhepunkten hinanleitet, schwierige Lösungen durchführt und für die Gliederung einen Stil begründet. Und dieser große Zug des Wirkens, diese Erzieherfreude am Bewegen und Lenken der Menschen, diese edle Leidenschaft an dem Werdegang von Gesellschaft und Staat bestimmend Antheil zu nehmen, beseelt seine Ausdrucksweise, giebt ihr den Nachdruck und die anschwellende Fülle, giebt ihr die Neigung immer wieder auf dem Allgemeinen, das aus dem Besondern hervorwächst, mit der ganzen Schwere bewußten Wollens auszuruhen, den drängenden Puls und den großen rednerischen Athem.

Ganz anders muthet uns der Werdegang Goethes an. Wenn man die Jugendwerke der beiden Heroen gemeinhin durch das Wort »Sturm und Drang« zu kennzeichnen versucht, durch ein zur Einheit gewordenes Doppelwort wie Goethe und Schiller, so thäte man gut, bei der nachdenklichen Betrachtung auch hier wieder an die Elemente zu denken, aus denen sich die Einheit gebildet hat. Der Sturm ist in diesen Jugendwerken mehr auf Seiten Schillers, der Drang mehr auf Seiten Goethes. Denn mit dem einen Worte pflegen wir die Macht zu bezeichnen, die aus den Höhen niederfährt und das Morsche gefährdet, mit der andern das innere Bedürfniß der Menschennatur, nach außen zu dringen und sich zu bethätigen. In Schillers Jugendwerken vollendet sich der stürmische Aufklärungsproceß, der von den Höhen der frei denkenden Geister in die Niederungen des Lebens eindringt und alle schwach gestützten Bauten der Autorität und der Dogmatik erschüttert. In Goethes Jugendwerken befreit sich vor Allem der Naturdrang der nach freier Entfaltung ringenden Individualität von den Fesseln eines beengenden Herkommens. Nicht der dictatorische Gedanke, der eine schlimme Herrschaft bewußt durch eine bessere ersetzen will, sondern das ursprünglich in den Menschen gelegte Gefühl kämpft in Goethes Jugendwerken gegen den Zwang des Herkommens, der Schulweisheit und einer Theorie, die sich die Führung des Lebens anmaßt. Hier gilt nicht das Wort, daß die Jugend rasch fertig mit dem

Urtheil ist, in dem Schiller später das Motto zu dem gewaltigen, oft aber auch gewaltsamen Gerichtsverfahren seiner eigenen Jugendwerke fand, hier stemmt sich vor Allem die Kraft gegen die überkommenen Urtheile, und da sie ein neues Gesetz der Bethätigung sucht, will sie es zunächst aus der ersten Hand der Natur, aus der Anschauung, aus der Vertiefung in den Werdegang alles Lebendigen, worein Mensch und Volk nur als Theile des Weltganzen unlöslich eingesponnen sind, empfangen. Wenn Goethe sich in den ersten Entwicklungsjahren des Genies am Straßburger Dom, an der Chronik des Gottfried von Berlichingen, an der lösenden Kraft einer Mondnacht und an dem Schicksal eines Unglücklichen begeistert, dem das Gefühl Alles gegolten hat, so geht durch diese so verschiedenartigen Stimmungen der gemeinsame Zug hindurch, die Naturkraft, die alles Mächtige hervorgebracht hat, neu- oder wiederzugewinnen und ihr den Sieg über alle künstlichen Verschränkungen des Daseins zuzusprechen. Den Theorien, welche die Künste begrifflich sondern und ausschöpfen wollen, den Weltverbesseren und Gleichmachern, welche die Entwicklung in ein enges gradliniges Bette zwingen wollen, den Orthodoxen der Aesthetik und der Dogmatik stellt sich der Geist, der das Rauschen der Quellen unter den Trümmern vernimmt und dem Quellsprung wieder einen Weg bahnen will, mit Streitbarkeit entgegen. Wehe dem Volke, das die großen natürlichen Regungen vergessen hat, das schöpferische Gefühl, das sich eigenartig zu einem Dom erbaut, um sich in seiner hinanstrebenden Vielheit und Einheit darin wieder zu finden! Wehe dem Unglücklichen, der sich in die enge, verschnörkelte, durch Gehege und Pallisaden verunstaltete Welt mit einem großen Gefühle hinauswagt, wehe der Nachkommenschaft, die eine überschäumende, nur ihrem Naturgefühl gehorchende Kraft wie Götz verkennt, und dreifach »Wehe« der Geduld, die an das Gestein der Schulweisheit pocht, ohne einen Tropfen Labung für die dürstende Seele herauszuschlagen! Was ist das für eine Revolution, was für ein Schmerz? Es ist der Zorn, das Mahnen und das Ringen der Naturkraft, der der Hochmuth zweckbewußter Theoreme und einengender, gesellschaftlicher Einrichtungen im Leben, Schaffen und Erkennen Grenzen gesetzt und Fesseln angelegt hat, es ist die unsägliche Sehnsucht, alle künstlichen Scheidewände und Schranken, die den Menschen von der ursprünglichen Einheit mit der Natur trennen, niederzureißen, das drängende Bedürfniß, den Menschen, der durch Speculation und Zähmung von Seiten der Gesellschaft im höchsten Sinne weltfremd geworden ist, vor Allem das eigene Innere zu befragen: »Weißt du

Digitized by Google

noch, wo deine Heimath ist?« Die Individualität ist das Ursprüngliche, das in der Gesellschaft zu verkümmern droht — »Stell dich auf ellenhohe Socken, du bleibst doch ewig der du bist«. Gefühl ist Alles und Schall und Rauch der Name, an den sich die ohnmächtige Schulweisheit klammert, die Anschauung ist das gewaltige Band, das unser Bewußtsein mit der Natur verbindet, und der Mensch entartet, wenn er dieses Band zerreißt, wenn er sich gleichsam blendet, um im Dunkel der Speculation umherzutappen. Aus jenem Zorn entspringen all die Kraftworte des jungen Donnerers, die gegen die Zaunhüter der Menschheit und der Gesellschaft gerichtet sind, aus jenem Mahnen an die Herkunft, an die Heimath steigt die gewaltige Prometheusgestalt empor, aus jenem Ringen erwachsen die tragischen Helden Werther, Clavigo, Fernando in »Stella«, die ganz auf die Freiheit der Individualität und das Gefühl gestellt sind, aus jener Sehnsucht entfalten sich die herrlichen Naturlieder des Jünglings und aus dem Drange nach einer Erkenntniß, die durch das trübende Mittel hindurch mit der Kraft der Anschauung ans Herz der Welt dringen möchte, ersteht schon dem Studenten der Faust, der Urmensch, der zum Bewußtsein seiner selbst erwacht, den die einschläfernden Täuschungen, in die sich der von der Natur abgefallene Geist eingelullt hat, zur Verzweiflung treiben und der alle Dämonen zur Hilfe ruft, um den Kern der Dinge zu fassen und die ganze Welt in sein Gefühl und in seine Anschauung einzuschlingen. Was ist der Mensch? »Natur von innen«, antwortet Goethe auf der Höhe seiner Entwicklung. Also Kraft von der Kraft, die die Natur ringsumher belebt, kein Fremdes, mit besonderer Absicht in die Welt Gesetztes, das den Beruf hat, sich als Geist der Natur entgegenzustemmen. Natur von innen, organische Kraft, die mit der Fähigkeit ausgerüstet, sich selbst in der Natur zu erkennen, die durch Sinne und Bewußtsein, durch Gefühl und Anschauung das All, zu dem sie gehört, an sich heranziehen kann. In ihrer höchsten Entwicklung sucht diese Natur von innen sich mit tausend Organen an die Welt zu klammern, wird sie ganz Auge, um alle Größe und Schönheit des Gewaltigen, das sie umgiebt, in sich aufzunehmen, und ganz Begehren, auf den Grund des Entstehens und Vergehens zu blicken, aus dem sich das Leben ringsum gestaltet und dem sie selbst unterworfen ist. *Auf den Grund* zu blicken, der immer da gewesen ist und immer da sein wird, nicht *nach dem Zwecke* zu fragen, den die Hilflosigkeit des Menschen in das All hineingedichtet hat. — Damit rühren wir an den Kern des Goethischen Wesens, der uns so unendlich viel Licht ausstrahlt, daß Generationen ihr

Digitized by Google

Auge stärken mußten, um sich daran zu gewöhnen und es empfangen zu können. Nicht *propagandistisch,* nicht auf Ideen eingeschworen, welche gleichsam die Erzeuger und Lenker der Welt sein sollen und der Menschheit von vorne herein die Wege weisen, *genetisch,* auf das Gesetz der Entwicklung gerichtet, das in uns wie in allem Lebendigen waltet und auf das wir uns wieder besinnen müssen, ist sein Dichten und Denken vom Anfang bis zum Ende. Es ist eine Möglichkeit das Leben Schillers trotz allen Reichthums, der sich gegen den Zwang der Eintheilungen sträubt, programmatisch zu fassen; denn er gesteht ein Programm ein, das er freilich, indem er es erfüllt, auch immer wieder erweitert, er weist unverwandt auf Ziele hin, die, so fern sie sind, doch als Forderungen deutlich bezeichnet werden können. Goethes Geist ist unablässig auf das Werden gerichtet, das niemals stille steht. Sein Programm ist, im höchsten Sinne zu leben, die Natur von innen zur ganzen Natur zu erweitern, und so führt uns sein Schaffen, Beobachten und Erkennen immer wieder ans Unendliche heran, das in Grundsätze nicht einzufangen ist. Um ihn zu denken, muß man den kühnen Versuch wagen, wie er selbst zu denken, das Lebendige nicht an dem Gedanken zu messen, sondern aus der Quelle heraus zu verstehen. Auf das ewig Quellende bleibt sein Blick gerichtet, um es genießend und schaffend auszuschöpfen, soweit ein Mensch es vermag, um es denkend und darstellend in das eigene Bewußtsein, in das Bewußtsein Aller, die ihm folgen können, zu rufen. Schön ist ihm die reine Natur, die sich unbewußt darstellt und in seinen Frauengestalten die höchsten Triumphe feiert, wesentlich alles, worin ein Werden und Wachsen liegt und woraus das Lebendige auffordernd zu den Sinnen spricht — Blatt und Blüthe, Thier und Mensch, die Erde und der Wolkenzug über ihr, der ursprüngliche Drang des Volksthums und die Entstehung der Sprache, groß ist ihm jede gewaltige Eigenart, die die Natur selbst in den Menschen gelegt hat, tragisch der Kampf dieser Eigenart mit einem Künstlichen und Erdachten, das uns im Leben umgiebt, und wahrhaft sittlich das Gefühl, das sich mit der erhaltenden und schaffenden Natur in Einklang setzt. So sieht er die Kunst und das Leben an, so versenkt er sich in die Mannigfaltigkeit der Welt, um als Künstler wieder natürlich Schönes herauszuempfinden, als Seelenkünder die natürlichen Regungen des Herzens zu erlauschen, als rastloser Beobachter und Denker die Motive, das Treibende in der Natur selbst, zu finden. So erklärt sich sein Verhältniß zur Antike, zum Leben seines Volkes und der Menschheit, zu den Menschen, die ihn umgeben und zu der geistigen Arbeit, der er *Wege,*

Digitized by Google

aber nicht *Ziele* weist. In seiner historisch politischen Tragödie »Egmont« tritt keine allgemeine Forderung an die Staaten und Fürsten auf als die, die Quellen der natürlichen Entwicklung nicht zu verschütten. Der Held ist kein Prophet, kein Neuerer und kein Märtyrer, der um Bewunderung buhlt, vielmehr eine liebenswürdige Individualität, die lieber das Leben als die Freiheit der Entfaltung opfert und der es gleich gilt, den Nacken unter das Joch der einzwängenden Willkür zu biegen oder unter dem Beile zu ducken. Für diese Freiheit der individuellen Entwicklung, für dieses Recht, das mit uns geboren ist und das durch die Freiheit zur harmonischen Entfaltung aller Kräfte, zur Gesundheit und Naturfreudigkeit führt, sah Goethe in der Antike das Vorbild, das nicht sowohl seine Empfindungsweise als seine Ausdrucksform bestimmte und das ihm nicht für die Stimmung der Demuth, sondern für die des höchsten Selbstvertrauens typisch wurde. Darum nähert er sich der Antike nicht nur dann, wenn er ihre Motive behandelt, sondern immer, wenn es sich um die Darstellung des gesunden Triebes oder der Gesundung handelt, denn »klassisch«, so sagt er uns selbst mit Hinweisung auf die krankhaften Stimmungen der Romantik, »klassisch ist das Gesunde«. So fließt ihm die antike Form mit der Anschauung des freiern südlichen Lebens, die er persönlich gewonnen, mit der Betrachtung der freien Lebensführung souveräner Menschen im »Tasso« in ein Bild zusammen, in jener merkwürdigen Tragödie, in der es keinen physischen Kampf und kein physisches Unterliegen giebt, deren Conflict und Lösung darin liegt, daß die Freiheit der Phantasie, die sich das Leben nachbilden will, sich schmerzvoll an das Lebensgesetz klammert, an dem sie scheitern sollte, und in der eine Seite des Faustproblems — der Kampf der Phantasie mit ihren Schranken — ihre besondere Behandlung und Lösung findet. So ist ihm die antike Form die der schön waltenden Freiheit der Empfindung, die typische für die schönste Darstellung der gesunden Einfalt in seinem eigenen Volke, für die Verherrlichung deutscher Art in »Hermann und Dorothea«, wo das Naive der rein menschlichen Triebe sich als ausgleichende, versöhnende und verbindende Kraft bewährt. Ueberall ist Griechenland, wo der Mensch unbeirrt durch trennende Satzung und Vorurtheile aus der Natur heraus den Weg zur Wahrheit und zur Menschlichkeit findet, in dem kleinen deutschen Städtchen, in dem der Bürgerssohn der Landflüchtigen die Hand reicht, und auf Tauris, wo Iphigenie das Land der Griechen mit der Seele sucht; denn die Stimme des reinen menschlichen Gefühls vernimmt jeder,

Digitized by Google

geboren unter jedem Himmel, dem des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt. Hier stehen wir mit einem Male vor dem ethischen Zuge der Goethischen Dichtungen, der in wundervoller Weise mit dem genetischen zusammenfließt. Das Gute ist nicht ein Postulat, es ist da, es ist vorhanden, es liegt in der zeugenden, erhaltenden und ewig spendenden Natur, wo wir es täglich und stündlich erkennen, wenn unser Blick nicht durch die Willkür der Leidenschaft oder der Speculation getrübt ist, es liegt in der Natur von innen, wenn wir nur den Muth haben, dem dunklen Drange des freien Menschenthums in uns zu folgen. Die Liebe ist in allem Lebendigen, das sich gesund entwickelt, keine Idee, die über dem Weltganzen schwebt, ein Gewordenes und täglich wieder Werdendes, keine Kraft, die von außen stößt, sondern eine, die in uns liegt, wenn wir unserem Gefühle vertrauen. Iphigenie überlegt nicht, sie fühlt nur und löst dadurch alle Wirren in Harmonie auf, und diese Liebe, die in ihr Natur von innen ist, erfüllt das Weltganze im »Faust« und übernimmt auch hier wieder die Lösung des ungeheuren Problems, das die Kämpfe des ringenden Menschen nach allen Richtungen hin umfaßt und uns gleichsam an den Markstein der Schöpfung führt. Der Versuchung, das Faustproblem an dieser Stelle zu erörtern, muß ich widerstehen, weil die Betrachtung mich zu weit führen müßte, um im Rahmen dieses Aufsatzes die Rückkehr zur Darlegung der Grundgedanken zu finden. Aber die Lösung des Menschheitgedichtes wollen wir uns vor Augen halten, um auf dem Wege der Dichtung, die das ganze Leben Goethes umspannt, an das Endziel der Goethischen Entwicklung heranzugelangen. Die Einzelstücke des »Faust« sind auf jedermanns Lippen und in jedermanns Gedächtniß, aber das Ganze der größten Dichtung der Weltliteratur wird viel zu wenig gewürdigt und empfunden, wozu die Irrmeinung, daß der zweite Theil ein esoterisches Werk für Gelehrte und Forscher sei, lange Jahre hindurch ganz wesentlich beigetragen hat. Das Ganze ist trotz seiner Vielfältigkeit, die sich nur dem verweilenden Blicke entwirrt, trotz der dunklen Beziehungen, die namentlich in den zweiten Theil eingewoben sind und durch die Forschung aufgehellt werden müssen, eine in sich geschlossene Dichtung, für Jeden in Handlung, Entwicklung und Schluß nachzufühlen, der sich den Blick nicht durch vorgefaßte Meinungen beirren läßt. Faust tritt uns in der Verzweiflung des Geistes entgegen, der von der Natur abgefallen ist und in der Dürre der Speculation verschmachtet. Er ist an die Grenzen des Wissens vorgedrungen und hat mit Aufopferung seines Sinnenlebens nichts erreicht, als die ihn niederwerfende

Digitized by Google

Erkenntniß, daß wir nichts wissen können. Nun möchte er um jeden Preis im Sturme an das Herz der Welt herandringen, getrieben durch ein unendliches Begehren, die Welt geistig und sinnlich in sich aufnehmen und im Genusse und in der Erkenntniß an das Aeußerste vordringen. Dazu verbindet er sich mit Mephisto, bereit jede andere Seligkeit dahinzugeben, wenn ihm diese Befriedigung zu Theil wird, d. h. er folgt dem Dämon in der eigenen Brust, der alle Satzung verneint, alle Ueberlieferung aufhebt und rücksichtslos das Exempel der Menschheit an sich erproben will. Was er nicht erkannt hat, will er erschauen und erfühlen, soweit nur Sinne und Empfindungen reichen. Ich folge ihm hier nicht durch alle Höhen und Tiefen des Lebens, in denen uns alle innern Erlebnisse des erst ins All hinausstürmenden, dann in alle Lebenssphären versinkenden Geistes, ins Gewaltsame und Gewaltige gesteigert, entgegentreten, ich frage hier nur nach dem Ende der kollossalischen Dichtung, nach der Lösung und finde sie nicht dort, wo man sie gemeinhin zu suchen pflegt. Denn die allgemeine Meinung ist die, daß der genießende, forschende, streitende und herrschende Mensch, der alle Wonnen und Schauer durchgekostet hat, dem die Menschen sich hingaben und die Geister dienten, der Könige beherrschte und Schlachten gewann, der aus dem Schoße der ewig zeugenden Urkraft noch einmal die Vergangenheit heraufholte, um auch die Grenzen der Zeit zu durchbrechen wie jene des Raumes und die herrlichste Entwicklung der Vergangenheit noch einmal zu durchleben, der zwei Welten, die germanische und die griechische in sich vermählt hat, um die Harmonie zweier Weltanschauungen zu genießen, zuletzt seine Befriedigung darin findet, ein großer Colonisator zu werden, dem Meere Land abzugewinnen, Naturkräfte frei zu machen und neues Leben thätig um sich hervorzurufen. Auf diesem Punkte angelangt sagt er zum Augenblicke: »Verweile doch, du bist so schön« und wäre nach dem mit Mephisto geschlossenen Pacte der Hölle verfallen, wenn der Himmel selbst sich nicht herabsenkte, um ihn vergebend und verklärend heranzuziehen. Ganz so aber vollzieht sich die Lösung für denjenigen, der sich unbefangen an die Dichtung hingiebt, keineswegs. Faust hat auch noch als Colonisator das tiefste Gefühl der Unbefriedigung; mitten in seiner Herrlichkeit faßt ihn der Ekel, und wenn er die Lande, die er geschaffen hat und beherrscht, überblickt, so quält ihn der störende Anblick der Hütte, in der Philemon und Baucis wohnen — ein *tiefsinniges Symbol dessen, was ihm auf seiner schaurigen Höhe fehlt*, ein tiefcharakteristischer Zug, dessen Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Digitized by Google

In dieser Stimmung der Armuth, die er in all seinem Reichthum sich selbst nicht verleugnen kann, von noch tieferem Grauen bei der Nachricht erfaßt, daß sein Neid auf die Liebe der Alten wider Willen zum Morde geführt hat, wird er von der Sorge überrascht, die an ihn, den ewig Begehrenden, herankam, während Mangel, Noth und Schuld keinen Weg zum Mächtigen und Unverantwortlichen finden. Schon wandelt ihn die Lust an, sich auch hier seiner Macht zu bedienen und die Sorge mit einem Zauberwort zu scheuchen, da faßt ihn, dem längst vor seiner Gottähnlichkeit bangte und der aus tiefem Grauen heraus einen letzten Weg zum Glücke sucht, die ungeheure Sehnsucht, ins rein Menschliche zurückzukehren, und er ruft sich mit derselben Kraft, mit der er einst die Geister zu Hilfe rief, das Wort zu: *»Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort.«* So löst er sich selbst aus dem Bann des rücksichtslosen Begehrens:

»Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet.
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm«.

Nun hat die Sorge wieder Macht über ihn, sie blendet ihn, und im dunklen Drange ist er mit einem Male sich des rechten Wegs bewußt, den er, das All mit gierigen Augen durchschweifend, nicht finden konnte. Mitten in zweifacher Nacht drängt es ihn zur Thätigkeit mit Genossen hin, die sich schaffend regen; das Graben der Lemuren, die ihm die letzte Stätte bereiten, hält er für das rüstige Schaffen der Knechte, die neue Gebiete urbar machen; der Gemeindrang, der Lücken ausfüllt, die Thätigkeit mit den Menschen und für die Menschen beseelt ihn mit einem Hochgefühl, das keine Errungenschaft der Weltfahrt ihm eingeflößt hat, jetzt spricht er das verhängnißvolle Wort zum Augenblicke: »Verweile doch, du bist so schön«. Schon will Mephisto nach dem Wortlaut des Pactes sich seiner bemächtigen — aber er hat kein Recht auf ihn, denn der Pact ist in Wahrheit nicht erfüllt, keine von allen Künsten Mephistos, Fausts eigener Entschluß, ein Mensch unter Menschen zu werden, hat das erste und letzte Glücksgefühl hervorgerufen und darum gehört er dem Himmel, dessen Boten ihn emportragen und dessen Engel singen:

**»Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.**

Digitized by Google

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen«.

Die Liebe von oben! Sie symbolisirt die Liebe, die im All selbst gelegen ist, und die der für Menschen schaffende Mensch als Natur von innen empfindet. Alles Anschauen der Natur in Höhen und Tiefen beglückt nicht, wenn es nicht ein liebevolles Anschauen ist. Hat aber die Liebe von oben an dir Antheil genommen, indem du einem Werden nachgingst im Leisen und Lauten, im Kleinen und Großen, dann faßt dich ein Glücksgefühl an, das den Augenblick festhalten möchte, ob dich die Sorge überschattet, ob auch das Grab zu deinen Füßen gähnt. Dieses liebevolle Anschauen der Natur, vom Drange zur rastlosen Aufmerksamkeit gemildert, von der Sehnsucht zur Andacht geklärt und gesteigert, dieses rastlose Erforschen und Fördern aller Wandlungen, in denen sich die Entwicklung vollzieht, beherrscht ganz und gar die letzten Jahrzehnte des Goethischen Lebens und Schaffens. Man spricht oft mit Unrecht in einem Athem von Kunst und Wissenschaft, und ein geistreicher Forscher, Prof. Alwin Schultz, hat sehr fein darauf hingewiesen, daß die Blüthe der Kunst und die der Wissenschaft auf verschiedenen Voraussetzungen beruhen und öfter auseinanderfallen als zusammengehen. Aber in Goethes letzter Entwicklung flossen in der That die wissenschaftlichen und künstlerischen Darbietungen aus derselben Quelle der unsäglich liebevollen Versenkung in die Natur. Er war als Denker der anschauende Mann, der die Intuition gegen die Berechnung setzte, als Dichter der rastlose Beobachter und Belauscher der Natur, die er in sich trug, um sich sah und an sich heranzog. Er schuf für sich und sein Volk in der That eine gleichzeitige, aus derselben Wurzel emporschießende Blüthe von Kunst und Wissenschaft. Wie die Natur in den Motiven der handelnden Menschen, so beschäftigte sie ihn rastlos in der Entwicklung der Pflanzen, in der Lagerung der Gesteine, in der Entwicklung der Arten, im Werdeproceß des menschlichen Knochengerüstes, in den Wogen des Lichtes, das für uns zur Farbe wird, und in den Wellen des Schalls, die uns mit Wohllauten umrauschen. »Mehr Licht« war sein letztes Wort und sein letzter Blick fiel auf eine akustische Tabelle, die in seinem Sterbezimmer dem Lager gegenüber an der Wand hing.

Fassen wir nun den Aufstieg ins Auge, wie ihn jeder für sich vollbringt, so gewahren wir deutlich, wie verschieden die Ausgangspunkte ihrer Entwicklung und die

Digitized by Google

Kräfte sind, auf die sie sich stützen. Schiller tritt gleich zu Beginn propagandistisch auf und will auf die Menschen sittlich bewegend einwirken bis zum letzten Moment. Goethe ist von allem Anfang an der Beobachtende, der sich in die Natur versenkt, aus der die Sittlichkeit selbst erst hervorkeimt, er will vor Allem wachsen, das All an sich heranziehen, die eigene Natur zum All erweitern und vorbildlich in sich und an sich das höchste Menschenwerk vollenden. Schiller vollendet in sich die Bildung des 18. Jahrhunderts; er geht von der Idee aus, die das sittliche Verhalten der Individuen, der Staaten und der Völker vorzeichnet, er ist anthropocentrisch, der Mensch ist ihm der große Hintergedanke der Schöpfung. Die Teleologie des 18. Jahrhunderts ist ihm tief eingepflanzt. Er hört nie auf, das Leben, Leiden und Ringen der Menschen auf den Zweck hin zu betrachten, und wenn er, die kantische Philosophie auf dem Gebiete der Aesthetik ergänzend, das Schöne als das Zweckmäßige ohne Zweck, d. h. als die Harmonie, die in sich selbst den Zweck trägt, bezeichnet, so ist ihm zuletzt doch die ästhetische Erziehung der Menschen ein geheimer Plan der sittlichen Vollendung, ein Mittel zum letzten Zweck der ethischen Vervollkommnung. Goethe lebt nicht nur, er lenkt, Richtung gebend, in das 19. Jahrhundert hinein, er sagt sich früh von der anthropocentrischen Vorstellung los, der Mensch ist ihm nicht der Hintergedanke der Schöpfung, sondern die Schöpfung der ungeheuere Hintergrund des Menschen, und, als Künstler und Denker an die Fülle der Erscheinungen hingegeben, fragt er nicht nach dem Zwecke, sondern nach dem Grunde, den er zu erkennen sucht. So befreit er sich von der teleologischen Vorstellung und gibt sich ganz an die genetische hin. So lange die Menschen die natürliche Welt als ein für sie eingerichtetes Erbe betrachten, den Erblassern aber ihre eigenen Züge geben, d. h. die erschaffenden Mächte nach ihrem Ebenbilde gestalten, so lange übertragen sie die Motive ihres eigenes Denkens und Handelns auf die Natur, und da bei allem planmäßigen Wirken der Menschen, aber auch nur bei diesem, Grund und Zweck in dem Begriff der Absicht zusammenfließen, empfängt das ganze Walten der Naturkräfte für sie den Schein der Absichtlichkeit. Goethe kennt diesen Schein nicht, er fragt, die Natur betrachtend, nur nach dem Grunde und sucht auch diesen nicht in der Idee, sondern in der Anschauung. Schiller steht als Denker ganz in den Geisteswissenschaften drin und sucht von ihrem Boden aus die gegebene Welt zu erkennen. Goethe giebt sich ganz an die Naturwissenschaft hin und betrachtet den Menschengeist als ein natürliches Phänomen. Auf

Digitized by Google

Hallers, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts berühmtes Wort »Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist Zu glücklich wem sie nur die äußere Schale weist« giebt er früh die Antwort: »Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einem Male .... Dich prüfe Du nur zu allermeist .... ob Du Kern oder Schale seist«. Den Blick auf den Kern, auf das ewige Werden gerichtet, begründet er, ein Vorläufer Darwins, ein Entdecker der Entwicklungsgesetze, die Majestät der Naturwissenschaften. Diese verschiedene Art zu sehen drückt auch den großen künstlerischen Charakteren das Gepräge auf. Schiller trägt sittliche Postulate in die Welt hinein, in der sie nach aller Erfahrung allein erfüllt werden können, in die Welt des Zusammenlebens der Menschen. Die Geschichte ist ihm nicht nur als Werdeproceß wichtig, sondern als die Erfüllung einer Mission; der Geist, der Macht über die Natur gewinnt, soll sich in den menschlichen Einrichtungen verwirklichen und ihnen die Gesetze dictiren. Die wichtigsten Probleme liegen für ihn im Verhältniß des Menschen zu Staat, Volk, Gesellschaft; sie im Sinne einer beglückenden Freiheit, der er die Wege zeichnet, zu lösen, ist die Absicht, die ihn nie verläßt, und diese Absicht, die zur Leidenschaft, zur poetisch starken Empfindung wird, giebt seiner Sprache das hinreißende Gepräge, schärft sein Auge für alle Mittel der Wirkung, für alle Gesetze der künstlerischen Composition, die im Grunde ja nur Gesetze der Psychologie des Publikums sind und dem starken Geiste aufgehen, der unmittelbar auf die Volksseele einwirken will. Für Goethe ist die Sittlichkeit kein ideelles Postulat, sondern eine schaffende Kraft, deren Quelle in der Natur von innen liegt. Er lehrt nicht ihre Gesetze, er erfühlt und erschaut sie, und, wie Schiller die Gesetze zu haben glaubt und nach seinem eigenen Ausspruch die Natur sucht, so hat Goethe die Natur und sucht die Gesetze. Alles Ethische ist ihm nichts als ungetrübte reine Menschlichkeit, die nur geweckt und befreit sein will und das wichtigste Problem ist ihm der Mensch im Verhältniß zur Natur, nicht im Verhältniß zu menschlichen Einrichtungen. Wenn man ihn universell nennt, so muß man nicht allein daran denken, daß er mit seinen Kräften nach allen Seiten ausgegriffen hat, sondern daß die Beziehung zum Universum ihm das Wesentliche am Leben, Denken und Fühlen ist. Anzuschauen und das Natürliche groß, schön und liebevoll vor die Menschen hinzustellen, ist darum der innerste Antrieb seiner Kunst. Er befreit den Naturlaut, erlauscht ihn im eigenen Innern und im unbewußten Werdegange des Volkes und bildet in Sprache und Gestalt die stärksten und schönsten Offen-

Digitized by Google

barungen der Natur nach außen. Dieses Bilden ist ihm vor Allem ein inneres Bedürfniß, eine Entladung des Innern im Ausdruck der Empfindung, eine erhöhte Anschauung in der typischen Wiedergabe der Natur, in dem Bilde, das uns das Ganze zeigt, während wir sonst nur Einzelnes empfangen. Die Wirkung tritt ihm in die zweite Linie, die Tribüne, von der aus sein Werk der Menge sich darbieten sollte, die Bühne, das Theater war ihm verhältnismäßig gleichgültig gegen den innern Organismus seiner Dichtung. Er dachte nicht an eine Aufführung seines Faust und ließ sich von Schiller gern in technischen Dingen der dramatischen Composition belehren. Das Theater muß sich ihm nähern, so gut es kann. Schiller hat die Versammlung vor Augen, Goethe den Einzelnen, der ihm entgegenreifen muß.

Aller dieser Unterschiede wird sich der Kenner von Goethe und Schiller früher oder später bewußt. Und dennoch wirkt diese Zweiheit wie Harmonie auf ihn, dennoch nennt das deutsche Volk Beide in einem Athem und hat dabei die große Einheit eines geistigen Nationalbesitzes vor Augen. Daß die Annäherung und Ueberbrückung der großen Gegensätze sich persönlich vollzog, daß die beiden Großen einander fanden und verstanden, über Verschiedenheiten der Denkweisen und Entwicklungsgänge, ja über Verkennungen und Mißverständnisse hinweg, war ein Glück für die Nation, wichtiger und folgenreicher als manche Fürstenzusammenkunft, die die Geschichte verzeichnet, als manches Schutz- und Trutzbündniß der Diplomaten. Jenes Gespräch über die Metamorphose der Pflanzen, in dem Schiller die Ideen des neugewonnenen Freundes bewunderte, während jener nur von Anschauungen wissen wollte, die ihm neu aufgegangen waren, jener erste Austausch von freundschaftlichen Briefen im Jahre 1794, in dem Schiller das Bild des Goethischen Genies entwirft und Goethe sich mit Rührung und Erstaunen so wohlgetroffen findet, daß er den Entschluß fasst, den jüngern Freund in all seine Forschungen einzuweihen, damit für alle Fälle eine Kraft bleibe, seine Aufgaben zu erfüllen, sind werthvollere Documente unserer Volksgeschichte als manche, denen man eine politisch epochale Bedeutung zuschreibt. Das Wichtigste aber ist, daß diese Verständigung nicht bloß von persönlichen Neigungen dictirt war, sondern daß eine Ergänzung und Durchdringung des Schaffens eintrat, die uns eben jene volksthümliche Einheit von Goethe und Schiller geschenkt hat. Wie diese gegenseitige Einwirkung stattfand, wie Schiller durch Goethe immer mehr zur Beobachtung hingelenkt, wie Goethe durch Schiller angeregt wurde, seine Beobachtungen immer mehr zusammenzufassen,

Digitized by Google

wie allgemach die Pläne hinüber und herüberspielten, wie Schiller den »Egmont« von Goethe zur Bearbeitung übernahm, Goethe die innerlich vorgedichtete Tellsage Schiller überließ, wie die Beiden sich vereinten, mit goldenen Ruthen das Flache und das Unbedeutende abzuwehren, wie sie im friedlichsten Wetteifer eine Blüthe des geselligen Liedes und der Ballade der Deutschen begründeten, das ist allzu bekannt, als daß ich es hier darlegen sollte. Darauf aber will ich verweisen, wie ihre Denk- und Betrachtungsarten sich mit einander erst aussöhnten, um einander zuletzt zu ergänzen und wie diese Ergänzung nun ein volles Jahrhundert im Volksbewußtsein fortlebt. In springenden Punkten berühren einander die Arten beider, das Leben zu nehmen, zu erfüllen und zu erhöhen. Jene teleologische Anschauung, die Schiller nie ganz aufgab, war in ihm zur höchst verfeinerten geworden. Die kindische Zweckmäßigkeitslehre, die in der ganzen Welt eine schön gedeckte und besetzte Tafel für den Menschen erblickt und jedem Geschöpfe auf den Kopf zusagen will, welchem unserer Bequemlichkeiten und Bedürfnisse es dient, war für ihn ein Gegenstand des Spottes und er ironisirte sie gemeinsam mit Goethe in den Versen:

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer! der, gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die Stöpsel erfand!

Seine Teleologie, welche die sittliche Vervollkommnung des Menschen als den letzten Zweck der Bethätigung setzte, versuchte in den unendlich verschlungenen Wegen der Geschichte und des Lebens das oft tief verschleierte Hindrängen zum Fortschritte zu entdecken, und versenkte sich in die Fülle der Erscheinungen, in der der Geist sich offenbart. Diese rastlose Betrachtung des Göttlichen in der Welt rückte dicht an die Goethische Beobachtung heran, der die Welt selbst das Göttliche war. Wer überhaupt die beiden großen Weltauffassungen, von denen die eine das 18. Jahrhundert beherrschte, die andere im 19. zum Siege gelangte, die der Teleologie und die der Entwicklungstheorie verfolgt, der kann sich zuletzt der Erkenntniß nicht verschließen, daß sie von verwandten Betrachtungen ausgehen und daß in letzter Linie die eine die andere an sich heranziehen kann. Das stetige Sich-Verwundern über die Zweckmäßigkeit der natürlichen Organismen liegt beiden zu Grunde, der Annahme eines vorgedachten Planes, wie der Vorstellung von der Entstehung der Arten, in der der Kampf ums Dasein die Anpassung an die natürlichen Bedingungen zu Wege bringt. Der Teleologe kann diesen Kampf in seinen Gedanken

Digitized by Google

eines geheimen Planes, der über den Kämpfenden schwebt und sich durch den Kampf erfüllt, herübernehmen, der Entwicklungstheoretiker kann in den Uranfang, der ewig in Dunkel gehüllt bleibt — das wissen wir von Darwin selbst — einen ursprünglichen Zweckgedanken legen, der freilich einen Eingriff in das unveränderliche Gesetz nicht mehr duldet. Diese Annäherung vollzieht sich in Goethe und Schiller. Wir können verfolgen, wie Schiller, durch Goethe angezogen, immer eifriger die Wechselbeziehungen der realen Welt erforscht und wie Goethe, betroffen durch die verwandten Ergebnisse, zu denen Schiller auf ideellem Wege gelangt, vor Allem im Innersten durch die Erkenntniß des eigenen Wesens, die Schiller ihm entgegenbringt, gerührt, der Denkweise des großen Freundes Achtung bezeugt, ja auf sie eingeht und in Schriften wie »Der Sammler und die Seinigen«, in denen er das Charakteristische und das Schöne gliedert, ihr gewissermaßen seine Huldigung darbringt. In Bezug auf die Anschauung der Gesellschaft vollzieht sich eine ähnliche Ausgleichung. Für Schiller ist die Freiheit ein Postulat, für Goethe ein Entwicklungsmoment. Aber in der Vorstellung des Freiheitszustandes, der zu einem größern Glücke der Menschen hinüberleitet, wird ihre Uebereinstimmung immer größer. Wenn Schiller in der Jugend das Naturrecht aus Urtheilen herleitet und Goethe dagegen die Rechte, die mit uns geboren sind, den fortgeschleppten Gesetzen als gewaltigen Urtrieb gegenüberstellt, so rücken die Bauern des »Tell«, die ihre alten Gerechtsame vertheidigen, doch nahe genug an die Niederländer in »Egmont« heran, die um ihre Privilegien klagen, wenn auch die einen charakteristischer Weise der starken, freien Individualität bedürfen, die in Egmont für sie kämpft und in Oranien für sie schafft, während die anderen in ihrer Hochstimmung sich Mann für Mann vereinigen, um ihre Rechte vom Himmel herunterzuholen. Vollends in jenen beiden Richtungen, in denen sie am kräftigsten in das Leben hinauswirken, tritt eine Verständigung ein, die zur Durchdringung und vollen Harmonie der Bestrebungen führt, in ästhetischer und ethischer Beziehung. Ist dem einen die Antike das Urbild der ästhetischen Erziehung, dem andern jenes Stadium der Entwicklung, in dem die natürliche Thätigkeit des Menschen am freiesten waltet, dem einen vorwiegend erhaben, dem anderen vorwiegend naiv, so kommen sie bald überein, in ihren Formen den typischen Ausdruck zu pflegen, der in allem Einzelnen auf das Ganze deutet und so recht eigentlich »bedeutend« wird, einen Stil zu schaffen, der sich der flachen Nachahmung des Alltäglichen entgegensetzt, eine Renaissance der Dichtung

Digitized by Google

hervorzurufen, in der wie in der italienischen der bildenden Künste die nationale Empfindung sich in große bleibende Formen ergießt. Und aus der liebevoll angeschauten Natur heraus gelangt Goethe zu denselben ethischen Forderungen, wie Schiller vom Standpunkte des Gewissens, des kategorischen Imperativs und der ehernen Pflicht. In jungen Jahren stand Schiller auf Seite derjenigen, die Goethe als einen großen Egoisten betrachteten, später aber verehrte er in ihm die sittliche Kraft, die freilich anders als in seinem eigenen Wesen zu Tage trat. Nie hätte er in das Verdict Börnes eingestimmt, der Goethe der Kälte, der Gleichgültigkeit gegen Volksinteressen zieh, weil er in den höchstbewegten politischen Tagen sich in das Studium eines Kiefers vertiefte und der Erscheinung Napoleons mit unverhohlener Bewunderung entgegenkam. Er verstand die Natur, die sich in den weitesten Kreisen, die sie gezogen hatte, um den Menschen mit dem All zu verbinden, durch das Getobe der engern Kreise ebenso wenig wie Archimedes von den Soldaten stören lassen durfte und die in dem merkwürdigen Corsen ein Naturphänomen anstaunte, eine große Individualität, eine Seite der Vollkommenheit, so daß das »Voilà un homme«, das Napoleon beim Anblicke Goethes ausrief, dieses moderne »Ecce homo« eigentlich ein gegenseitiges war, ein Staunen über die Kraft der Entwicklung. Goethe, der in sich die Menschennatur für Alle zu vollenden suchte, sah in der Güte die Blüthe der Menschlichkeit. Wenn Schiller in seinen »Worten des Glaubens« Freiheit, Tugend und Gott als ewige, über den Menschen waltende Mächte verherrlicht, so gelangt Goethe auf seine Art zu Tugend, Freiheit und Gott, indem er den Menschen von der Enge seiner Interessenwelt ablöst und auf die reinen ursprünglichen Bedürfnisse zurückführt. »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen«. Das Gebot ist so groß wie die Begründung charakteristisch. In jenem »denn« liegt der ganze Goethe, der uns zuruft: Erkenne nur die Natur, die den Trieb zum Guten in dich gelegt hat, die Quelle die, wie Iphigenia sagt, »noch rein und ungetrübt durchs Leben fließt«. Strenger erscheint die Forderung freilich in dem von Kantschem Geiste erfüllten Schiller, der den kategorischen Imperativ, die eherne Pflicht vertritt, während Goethe in dem Gutsein ein Lustgefühl, eine natürliche Lebensfreudigkeit empfindet. Aber auch Schiller mag jene letzte Consequenz des kategorischen Imperativs nicht ziehen, die für die Erfüllung des sittlichen Gebotes die Empfindung des Opfers verlangt, und in seinem berühmten Distichon »Gewissensscrupel«:

Digitized by Google

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin

sagt sich die Freudigkeit des Künstlers von dieser letzten düstern Forderung der Kantianer los und flüchtet zu Goethe hinüber, in dem die allwaltende Liebe als Lustgefühl der freien menschlichen Bethätigung waltet.

Wenn wir nun an die eigene Brust pochen und an den Thatsachen des Selbstbewußtseins erfragen, ob und in welchen Lebensmomenten der Gegensatz und seine Versöhnung in uns lebendig sind, so gerathen wir an gemeinsame Erfahrungen, die das Fortwirken eines Jeden und das Zusammenwirken Beider in uns beglaubigen. Bei jedem Schritt aus der Enge unseres täglichen Daseins, bei jeder Betrachtung die über den engsten egoistischen Interessenkreis hinausgreift, kommt uns das vorarbeitende, erlösende Wort Schillers oder Goethes zu Hilfe. Und an der eigenen Entwicklung fühlen wir das Lebendige, das uns die große Zeit hinterlassen hat. Ueberall, wo wir uns als Gemeinschaft fühlen, die ein über allen Einzelinteressen schwebender Zweck zusammenhält, stellt sich bindend und festigend das Wort Schillers ein, und überall wo ein sittlicher Conflict auf den Schwächen des Volkes, auf den verbesserungsbedürftigen Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft beruht, treten Schillers begeisterte Mahnungen auf unsere Lippen. Und immer wieder, wenn wir uns fast erschauernd als Einzelne im Weltganzen fühlen, wenn wir gleichsam allein mit der Schöpfung, mit einem Gemisch von furchtbarem Bangen und grenzenloser Ehrfurcht der unfühlenden Natur gegenüberstehen, tritt Goethe an uns heran, um uns zu sagen: »Du bist daheim in diesem Ungeheuern«. Und in allen Lebenslagen, in denen die Forderungen der Natur mit den anerkannten Zwecken der Gesellschaft in Zwist zu gerathen scheinen, sei es, daß ein kühnes Vorhaben, das dem Heile Aller zu gelten scheint, an dem hemmenden Gange der natürlichen Entwicklung scheitert, sei es, daß das Bedürfniß unserer Natur nach Entfaltung vor den gegebenen Schranken der Gesellschaft Halt machen muß, finden wir Beruhigung in der Versöhnung von Goethe und Schiller, in der Erkenntniß, daß die Lebensauffassung, die in allem Getriebe der Widersprüche das nach Verwirklichung ringende Ideal erblickt, so wie jene, welche im Walten der Natur selbst die Liebe erfaßt, uns dasselbe zu thun und zu leiden gebietet. Es liegt etwas Großes in der Versöhnung, die uns die Gegensätze nur als zwei Wege zur Höhe erkennen und nur in Liebe als getrennt betrachten läßt. In solchen Weihemomenten erfüllt sich an

Digitized by Google

uns das Wort der vollendetern Engel im 2. Theil des Faust, das sich vollgiltig auf Goethe und Schiller anwenden läßt:

Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden:
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Jene geeinte Zwienatur, in der Elementares und Geistiges sich verbindet, ist durch Schiller und Goethe, die jedem von uns vorgearbeitet haben, in uns Allen lebendig. Die beiden Betrachtungsweisen, die sie so recht eigentlich in das geistige Leben der Nation eingeführt haben, liegen nothwendig in uns, wechseln nach den Anforderungen des Lebens und schließen sich immer wieder in den Forderungen, die wir an uns selbst stellen, zusammen. Wenn wir nach alledem der so viel erörterten Frage ins Auge blicken, ob die Geltung Beider für ihr Volk durch neue Erscheinungen völlig verdrängt werden kann, so glauben wir diese Frage herzhaft verneinen zu können, und vor Allem darum, weil sie uns das Wesentliche zweier Lebensanschauungen, auf deren Wegen allein wir zur innern Freiheit gelangen, verständlich und nachfühlbar durch Lehre und Bild ins Bewußtsein gerufen haben. Daß die Kunst und namentlich die Technik der Kunst nicht stille steht, haben Goethe und Schiller selbst gewußt und an sich selbst vor Allem bethätigt. Zum Mikroskopischen der modernen Dichtungsart haben sie, die Meister der Beobachtung, selbst hingeleitet. An die künstlerische Emancipation jener Stände und Schichten, die in der Dichtung noch nicht das Bürgerrecht erworben hatten, drängte namentlich Schiller dicht heran. Daß in einem ewigen Wellenschlag die Entwicklung der Kunst vom Hunger nach Motiven zu stilistischer Durchbildung, von dieser wieder zur eifrigern Nachahmung der Natur gelange, war ihnen sicherlich nicht fremd geblieben, und wenn sie Zeugen der modernsten Dichtung wären, so würden sie in manchem Zuge auch einen Fortschritt erkennen. Dabei dürfen wir uns vorstellen, daß Schiller, der von seinem Standpunkte aus Hoch und Nieder auf das Strengste in der Idealwelt schied, und hinter dem, wie Goethe sagt, im wesenlosen Scheine das Gemeine lag, sich strenger gegen den Versuch verhalten hätte, die Nothdurft des physischen Daseins und das vom Schmutze nicht freie Elend in den Bereich der

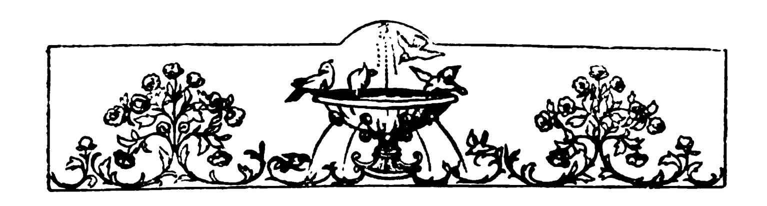
15*

Digitized by Google

Dichtung hinüberzuziehen, als Goethe, der vielleicht auch dafür ein olympisches Lächeln gehabt hätte, weil es im höchsten Sinne für ihn ein Gemeines nicht gab, sondern nur ein Allgemeines, das er im Lichte der Entwicklung sah und in dem Alles bedeutend gefasst werden kann. Was aber die Beiden in großen Zügen uns zu sagen hatten, das duldete jene Zersplitterung in das kleinste Detail nicht, das uns heute in der Literatur entgegentritt, wenn es überhaupt ganz gesagt werden sollte. Und wie denn das Individuelle trotz des höchsten Interesses, das wir an der feinsten Besonderheit nehmen, uns nur dadurch tiefer ergreift, daß wir es zuletzt zum Allgemeinen zurückleiten, daß wir uns selbst darin trotz alledem wiedererkennen und es schon dadurch verallgemeinern, daß wir es auf uns selbst anwenden, so führt uns die moderne, schärfer individualisirende Dichtung immer wieder zu Goethe und Schiller zurück, die uns die Wegweiser bei allem unsern Bemühn sind, das Ganze im Einzelnen zu empfinden. Das Trübere und Verworrenere der modernen Dichtung, die sich der Trübung und Verwirrung des Lebens selbst zu nähern versucht, empfinden wir als ein Ganzes und Klares doch immer nur durch jene Betrachtungsweisen, zu denen sie uns geleitet haben. So sind Schiller und Goethe, der bewußte sittliche Reformator und der große Pantheist, der uns die Natur als göttliche Heimath erschlossen hat, gleichsam die beiden Augen, mit denen wir geistig über die Enge des Daseins hinaussehen. Und wie man wohl mitunter vom Augapfel spricht, den man hütet, und dabei beide Augen meint, so spricht das deutsche Volk in einem Athem von Goethe und Schiller und meint dabei beide Augen, mit denen es Eines sieht, mit denen es zugleich seine heiligsten Güter bewacht und die ganze Welt an sich heranzieht.



Digitized by Google



6.

ZU GOETHES WORTGEBRAUCH.

VON

OTTO PNIOWER.

Goethes reiche, unendlich mannichfaltige Sprachgewalt kann nur ein Wörterbuch veranschaulichen, ein Wörterbuch, das seinen Wortschatz systematisch nach grammatischen und ästhetischen Gesichtspunkten verzeichnet. Ein solches Lexikon von einem feinen, philologisch geschulten und künstlerisch empfindenden Kopfe bearbeitet, scheint mir ein dringendes Bedürfniß der Goetheforschung, die an ihm einen festen Halt und Mittelpunkt fände. Der Verfasser müsste in den tiefsten Schacht der Sprachschöpfung hinabsteigen. Es gälte die ganze Bedeutungsfülle der Worte darzuthun und die zarteste Nuance des Sinnes zu verzeichnen. Selbst den Hauch aufzufangen, von dem ein bezeichnendes Wort an einer einzelnen Stelle durch den Stimmungsgehalt, durch die Prägnanz des Zusammenhanges umwittert ist, dürfte den Bearbeiter nicht unnütz dünken. So müsste seine Haupttugend die Gabe einer mit den feinsten Empfindungsnerven ausgestatteten Interpretirungskunst sein. Er müsste aber auch wie mit der Entwickelung des Goethischen Geistes so mit der Geschichte unserer Sprache aufs innigste vertraut sein, um abzuwägen, wie weit der Dichter in seinem Wortgebrauch individuell verfährt, wie weit er auf der Tradition fußt.

Digitized by Google

Es ist vielleicht gefährlich ein solches weitschauendes Programm aufzustellen und sich selbst dann nur mit einem kleinen Streifzug zu begnügen, wie ich ihn hier vorhabe. Allein schon die Sprödigkeit des Stoffes legt mir Beschränkung auf: ist es doch außerordentlich schwer, wenn nicht unmöglich, Eigenthümlichkeiten des Wortgebrauches an einem zusammenhängenden Faden aufzureihen und einem organisch gefügten Bericht, wie er an dieser Stelle geboten erscheint, anzupassen. Es kann sich hier um nicht mehr als eine Anregung handeln.

Richard M. Meyer hat kürzlich (Archiv für neuere Sprachen Bd. 96 Heft 1 u. 2) in einem »Studien zu Goethes Wortgebrauch« betitelten ergebnißreichen Aufsatz Beiträge zur Erkenntniß von Goethes Sprachgeist geliefert. Er fasste für den Dichter besonders bezeichnende Worte wie *dumpf, Stetigkeit, Stille, Gegenwart, Dauer* u. a. ins Auge, umriß ihre Geschichte und zeigte, wie sich in ihrer Verwendung bald Goethes Weltanschauung überhaupt, bald die Auffassung einer bestimmten Zeit spiegelt. Dabei ergab sich wie von selbst die Beobachtung, wie der Dichter Worte mit einem neuen Geist füllt und viele in einem anderen Sinn verwendet, als man gewöhnlich mit ihnen verbindet *(geistreich, flügelmännisch)*. Wenn ich seinen Spuren folge, so beschränke ich mich im Wesentlichen auf diesen Gesichtspunkt und bespreche solche charakteristische Fälle der Abweichung vom heutigen Wortgebrauch, die alle mehr oder weniger ein Princip seines Sprachgefühls erkennen lassen. Nur an einem Beispiel will ich die Fülle von Nuancen aufzeigen, die bei Goethe ein einziges Wort zu erlangen vermag. Dabei wird das Verhältniß des Wortgebrauches zu dem seiner Vorgänger nur gelegentlich gestreift werden, da eine systematische Durchführung dieser Forderung die hier gezogenen Grenzen überschreiten würde. Ich lasse mich bei meinen Ausführungen von jenem Grundsatz leiten, den der Dichter selbst in Bezug auf Homer aussprach, als er Sophie v. La Roche das »kurze Recipe für des werthen Baron von Hohenfelds Griechisches Studium« schickte (Briefe 2, 205 f.), jenen Satz, daß man den Dichter aus ihm selbst oder wie er schrieb, aus sich selbst verstehen lernen muß.

Einen wie mir scheint charakteristischen Beleg für den Nuancenreichthum eines Wortes und zugleich für den eigenartigen Sinn, den Goethe ihm gelegentlich verleiht, bietet das Wort *»anständig«*. Es ist ein Lieblingswort seiner Alterssprache und ja auch bezeichnend für das Gemessene, Förmlich-Steife, das in seiner Natur mit den Jahren immer mehr hervortrat. Es erscheint bei ihm zu-

Digitized by Google

nächst in dem gebräuchlichsten Sinne von »angemessen« »schicklich« . . . »und jedermann beträgt sich daselbst *anständig* genug« (Dichtg. u. Wahrh. 7. Buch Werke 27, 113, 9). »Ich wünschte ihr gewöhntet euch an, von heiligen Sachen *anständiger* zu reden«. (Gesch. Gottfriedens von Berlichingen, Werke 39, 71, 1.) Als auffallend empfinden wir schon die Verwendung, wenn es von einem Bauplan heißt: »er war gut, bequem und *anständig*« (Philipp Hackert, Werke 46, 298, 22); noch auffallender erscheint der subjective Gebrauch an der Stelle »so hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar nicht *anständig* war« (ebd. 288, 11). Der Begriff erhöht sich dann zu »höflich«, »ceremoniell«. Der vom Gouverneur in Messina so gescholtene, schließlich aber mit blauem Auge davonkommende Mann grüßt, als er sich beurlaubt, die Versammlung *anständig* (Ital. Reise Hempel 24, 391). Als Goethe und Herder im Jahre 1803 in Jena unter einem Dache wohnten, wechselten sie »*anständige*« Besuche (Biographische Einzelheiten Werke 36, 255, 26). Ja, das Wort wird auch dann gebraucht, wenn ausgedrückt werden soll, daß die Grenze der Natürlichkeit überschritten wird und nähert sich dem Begriff »geziert«. In »Erwin und Elmire« beklagt sich Olimpia über die verkehrte Erziehung der Kinder: »statt daß man sie sonst um einen Tisch setzte und es ihnen bequem machte; so müssen sie *anständig* sein wie die Damen (Werke 38, 75, 6)«. Nach einer anderen Richtung gesteigert erscheint das Wort, wenn Goethe in Dichtung und Wahrheit sagt: »Gottsched wohnte sehr *anständig* (Werke 27, 86, 6)«, was dem Zusammenhange nach nicht viel weniger als »vornehm« zu sein scheint, vgl. auch ebd. 26, 114, 15. In ähnlichem Sinn ist es in den Bemerkungen des Dichters über eine englische Uebertragung seiner Abhandlung über das Abendmahl von Leonardo da Vinci verwendet, wo er die Ausstattung der Schrift, ihren Druck und ihr Papier rühmt und dann fortfährt: »es kommt dem Deutschen wunderlich vor, seine Gedanken so *anständig* vorgetragen zu sehen (Hempel 28, 532)«. Noch in einer anderen Nuance erscheint das Wort an einer Stelle in der »Belagerung von Mainz«. Hier erzählt Goethe (Hempel 25, 254) von einem Besuch, den er dem Engländer Gore macht. Er berichtet, wie dieser sich stattlich angezogen hätte, um bei fürstlicher Tafel zu erscheinen und schildert dann, wie er nun in der Bauernkammer eines deutschen Dörfchens, umgeben von allerlei Haus- und Feldgeräth, auf einer Kiste, den angeschlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben sich, saß. »Er hielt die Kaffeetasse in der einen, die silberne Reißfeder statt des Löffelchens in der anderen Hand; und so war der Engländer ganz

Digitized by Google

anständig und behaglich auch in einem schlechten Kantonirungsquartier vorgestellt. »Anständig« hier in dem Sinn von »schicklich«, »angemessen« zu nehmen verbietet die Situation. Ich meine, wenn man an den stattlichen Anzug denkt, den Goethe hervorhebt und an das »behaglich«, das mir im Contrast zu »anständig« zu stehen scheint, so kann man ihm keine andere Bedeutung als die von *würdevoll* geben, vgl. auch Gleichmuth und Anstand = Würde, Wahlverw. Werke 20, 189, 28 u. 190, 23.

Allein alle diese Bedeutungen: »angemessen, schicklich, ceremoniell, vornehm, würdevoll« passen nicht für eine dem heutigen Sprachgebrauch fern liegende Verwendung, die das Wort an anderen Stellen gefunden hat. In der Elegie »Auf Miedings Tod« lässt der Dichter gegen den Schluß Corona Schröter an den schlecht verzierten Sarg hintreten:

»Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.
Anständig führt die leis erhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband«.

Hier an den Begriff des Schicklichen schlechthin zu denken wäre gar zu prosaisch. Es liegt vielmehr die prägnante Bedeutung der mit Schönheit verbundenen Schicklichkeit vor: anständig ist hier »was wohl ansteht«. So spricht Hagedorn nach Grimm vom »Anstand lockender Gebärden«. Offenbar hat der Dichter die plastische Schönheit der Armhaltung der Künstlerin vor Augen. Aber freilich nur weil er vorher schon ihre idealische Erscheinung, ihre gefällige Anmuth gerühmt hat, sind wir geneigt mit *anständig* jenen zugespitzten Sinn zu verbinden. Uebrigens wäre es schwer das Wort zu umschreiben. Jede Paraphrasirung verzerrt die dichterische Absicht. Will man sie hier dennoch einräumen, so erschiene mir als passendste Wiedergabe etwa »mit Grazie«, wozu man Werke 16, 221, 55 vergleiche.

Aehnlich wird das Wort fast dreißig Jahre später in der Prosa verwendet und auch hier wird der prägnante Gebrauch durch die vorangehende Beschreibung vorbereitet und gewissermaßen künstlerisch motivirt. In den Wahlverwandtschaften wird im sechsten Kapitel des ersten Theils (Werke 20, 69, 3) Ottiliens Dienstbeflissenheit geschildert. Dann heißt es: »Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, Wiederniedersitzen ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige, angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen

Digitized by Google

hörte, so leise trat sie auf. Diese *anständige* Dienstfertigkeit Ottiliens« fährt der Dichter fort »machte Charlotten viel Freude«. Auch hier gelangt man zu einem Begriff wie »anmuthig«.

Beobachten wir hier, wie der Dichter sich vom Etymon des Wortes entfernt, so ist es im Allgemeinen gerade seinem Sprachgefühl eigenthümlich gegenüber dem der Sprache innewohnenden Trieb nach Verflüchtigung des Urbegriffes seine ursprüngliche Bedeutung gleichsam wiederzuentdecken. Nehmen wir etwa ein Wort wie *»liebevoll«*. Wir verwenden es heute recht abgeblasst, so daß es nicht mehr als »mit Hingebung«, »mit Sorgfalt«, »schonend« besagt. Auch bei Goethe erscheint es vielfach so, z. B. Dichtung und Wahrheit (Werke 27, 165, 25): »Da beschäftigen sich die, welchen mit solcher Nahrung gedient ist, *liebevoll* ganze Epochen ihres Lebens damit«. In seinem vergeistigten, also abgeschwächten Sinn steht es auch in den Wahlverwandtschaften (Werke 20, 259, 12), wenn es heißt: »Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum *liebevollsten* urtheilen«. Er gebraucht es aber auch so, daß das Grundwort der Composition seine volle Bedeutung erhält und der Begriff der Leidenschaft unvermindert zum Ausdruck kommt. So in der Prosa häufig in den Wahlverwandtschaften, was bei dem Charakter des Werkes gewiß kein Zufall ist. Ich gebe nur zwei Beispiele. Eduard entdeckt, daß Ottilie beim Abschreiben des ihr übergebenen Schriftstückes allmählich seine Handschrift angenommen hat und erblickt darin ein Geständniß ihrer Liebe. »Du liebst mich! rief er aus: Ottilie du liebst mich! und sie hielten einander umfaßt.« .. Da tritt Charlotte mit dem Hauptmann herein... Und nun heißt es, nachdem sich alle zum Abendessen gesetzt haben: »Eduard *liebevoll* aufgeregt sprach gut von einem jeden« (Werke 20, 136, 24). Aehnlich (ebd. 186, 12) »ein *liebevoll* beschäftigtes Gemüth«. Oft erscheint es in dieser Bedeutung auch in der Lyrik. In der Claudine (im 2. Aufzug) »Dieses Herz ist *liebevoll«,* im Gedicht »Philine« (v. 21) »Wenn die Nachtigall Verliebten *Liebevoll* ein Liedchen singt«. Darnach beurtheilen sich auch die Verse im dritten und dreizehnten Sonett: »Wir äußern unsere Klage In *liebevollen,* traurig heitern Tönen« und »In welchen ich so *liebevoll* mein Streben Um deine Gunst dir an den Tag gegeben«. Nach dem Grimmschen Wörterbuch ist es unter den Zeitgenossen Goethes besonders Wieland, der das Wort in demselben kräftigen Sinn verwendet.

Ganz in seiner ursprünglichen Bedeutung erscheint bei Goethe auch das Wort *»herzlich«*. Wir gebrauchen es in

Digitized by Google

der mannichfachsten Weise bis zur bloßen Gradbestimmung herab, so daß es adverbiell stehend nicht mehr als »äußerst«, »höchst« oder »sehr« besagt. Ist es mit stärkerem Gehalt erfüllt, dann schwingt für uns mit ihm fast immer die Wirkung auf einen anderen mit und es bedeutet »zu Herzen gehend«, »herzerfreuend«. Goethe aber gebraucht es an einer Stelle, ich möchte sagen, rein lokal. Eduard lebt, von Charlotte und Ottilie getrennt, in einem weltentfernten Dorf. Mittler besucht ihn und weiß ihn so zu behandeln, daß er ihm gegenüber seinen Empfindungen für Ottilie freien Lauf läßt. Er schildert dem Freunde (Cap. 18 des ersten Theils Werke 20, 186, 19 ff.), wie sie in seinem Innern lebt, wie sie ihm in den Träumen erscheint und schließt damit, daß er, dem man so oft Dilettantismus vorwerfe, seine Meisterschaft im Lieben preist. Wenn der Dichter dann fortfährt: »durch diese lebhaften *herzlichen* Aeußerungen hatte sich Eduard wohl erleichtert«, so empfinde ich hier ganz den alten Sinn des Wortes, den es noch im Mittelhochdeutschen hat. Es heißt »von Herzen kommend« und nicht mehr. Jeder Nebenbegriff, den wir damit zu verbinden geneigt sein möchten, wie wenn etwa die Art des Vortrages der Expectoration oder die Wirkung auf den Zuhörer bezeichnet werden solle, würde nach meinem Gefühl hier der dichterischen Intention widersprechen. Ein Schriftsteller, dem nicht so wie Goethe die Schätzung des einzelnen Wortes im Blute liegt, der es nicht so zu accentuiren gewöhnt ist, würde hier etwa sagen »die aus der Tiefe des Herzens geschöpften Aeußerungen« oder ähnlich. —

Beim Niederschreiben beschleicht mich freilich die Furcht, als sei es mir nicht gelungen, von der charakteristischen Schlichtheit der Goethischen Ausdrucksweise an dieser Stelle ein eindrucksvolles Bild zu geben. Man kann sie in der That nur empfinden, wenn man die vorhergehende Partie, die jene Aeußerungen Eduards enthält, ganz auf sich wirken läßt und ich muß bitten, sie nachzulesen.

»Wirksam« sagen wir nicht mehr in Bezug auf eine Person oder wenigstens ist dieser Gebrauch im Schwinden begriffen. Wir sprechen von einer »wirksamen« Arznei und verwenden das Adjectiv oder Adverb fast nur in seiner secundären Bedeutung »eine Wirkung hervorbringend«. Adelung in seinem um die Wende dieses Jahrhunderts erschienenen Wörterbuch führt an »Ein wirksamer Mensch, wofür doch geschäftig und thätig üblicher sind«. Goethe aber gebraucht es auch in seinem ursprünglichen Sinn von »werkthätig«, wenn er von Mieding singt: »Wie! ruft ihr, wer so künstlich und so fein, So *wirksam* war, muß reich

Digitized by Google

gestorben sein« (v. 111). Nicht ganz so prägnant, aber ähnlich verwendet erscheint das Wort in den Anmerkungen zu Rameaus Neffen (Hempel 31, 126) »Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewisses Geschäft *wirksamen* Menschen vor der Welt ein fremdes Ansehen«. Auch im »Werther« wird es einmal im Sinne von »thätig« gebraucht, wenngleich nicht in Bezug auf eine Person. »Alles« heißt es im zweiten Buch an einer in der Umarbeitung hinzugekommenen Stelle (Hempel 14, 103), »was ihm Unangenehmes in seinem *wirksamen* Leben begegnet war«, wobei der Gegensatz zu seinem gegenwärtigen unthätigen Dasein im Hintergrunde steht.

Das Wort *»gerecht«* verwendet Goethe nicht bloß in dem von dem Substantivum abgeleiteten Sinne »dem Recht entsprechend, billig« oder persönlich genommen »Gerechtigkeit übend«, sondern in dem zwar auch übertragenen, aber der ursprünglichen Bedeutung »gerichtet«, »gerade gerichtet« näher stehenden von »richtig«, »passend«. So sagt Reinecke Fuchs (im sechsten Gesang) »Es ist die *gerechte* Stunde gekommen«. In den Wahlverwandtschaften (1. Theil 6. Cap. Werke 20, 127, 12) »Es ist hoch Mitternacht, sagte der Graf lächelnd, und eben *gerechte* Zeit«. Selbst in einem Brief (An Karl August 25. Dez. 1820) schreibt der alternde Dichter »die beiden Bücher, welche denn auch zu *gerechter* Zeit angekommen sind«. In der Fortsetzung des Vorspiels »Was wir bringen«, das freilich mehr von Riemer als von Goethe verfaßt ist, weicht es zu dem Begriff »hinreichend« aus. Gleich im ersten Monolog Merkurs heißt es »ist ja doch *Gerechte* Zeit für diesmal uns gegeben«.

Auch *»bequem«*, das der Dichter ähnlich wie »anständig« in der mannichfaltigsten Weise und ganz eigenartig verwendet und das ebenfalls eine eigene Betrachtung verdiente, erscheint in seinem ältesten Sinne wie im Altdeutschen = »tauglich«, »passend«, »willkommen«, wenn es in der Pandora (Hempel 10, 359) heißt »Nun ist mirs *bequem,* Dein gestrenges Gebot«.

Das Bestreben Goethes, sich an die wurzelhafte Bedeutung der Worte zu halten wird an diesen Beispielen wohl deutlich geworden sein. So sei es mir gestattet, in diesem Zusammenhange eine merkwürdige Stelle zu erörtern, die man, wie ich meine, nur unter Berufung auf jene Eigenheit erklären kann. In der Einleitung zur »Neuen Melusine« (Wanderjahre 3. Buch, 6. Cap.) sagt der Erzähler, er habe eine Geschichte zu berichten, »welche die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewohl sie mir schon vor einigen Jahren begegnet ist, mich noch immer in der

Digitized by Google

Erinnerung unruhig macht, ja sogar eine *endliche Entwickelung* hoffen läßt«. Das Wort »Entwickelung« gebraucht Goethe, so viel ich sehe, stets in der Bedeutung »Entfaltung«, wobei er dank seiner plastischen Anschauung das zu Grunde liegende Bild nicht so leicht aus den Augen verliert. Die (vielleicht oberdeutsche?) Auffassung des Wortes, die ich z. B. in der Heß'schen Biographie Salomon Landolts, der Quelle des köstlichen Landvogts vom Greifensee Gottfried Kellers finde, wo es (S. 287 Er sah sich der *Entwickelung* schneller entgegengerückt) vom bevorstehenden Tode gesagt wird und so viel wie »Auflösung« heißt, ist mir bei ihm nicht begegnet. An sich ist diese Bedeutung des Wortes, da die Vorsilbe ent- Ausgangspunkt wie Ziel einer Handlung bezeichnen kann (Wilmanns, Deutsche Grammatik Bd. 2, S. 142 ff.) wohl verständlich. Dennoch kann — die Stelle ist freilich nicht leicht zu interpretiren — dem Zusammenhange nach mit der »endlichen Entwickelung« nichts anderes als Abschluß gemeint sein. Diesen Sinn gewinnen die beiden Worte aber, falls »Entwickelung« allein nicht »Auflösung« ausdrückt, nur dann, wenn man das Adjectiv in seiner eigentlichen Bedeutung nimmt. »Endlich« ist »was sich auf das Ende bezieht«, »endliche Entwickelung« also »die bis zum Ende geführte Entfaltung des Geschehnisses«. Der Nebensinn, den wir heute mit »endlich« stets verbinden, indem wir es vom Ersehnten, lang Erwarteten gebrauchen, fiele weg. Er wäre nur dann am Platze, wenn »Entwickelung« allein »Abschluß« bedeutete. Daß das in der That nicht der Fall ist, bestätigt eine ähnliche Stelle in den »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«. Auch hier treffen wir einen zum Erzählen von Geschichten versammelten Kreis. Und die zum Vergleich heranzuziehenden Worte finden sich auch hier in einer Aeußerung über eine freilich zum größten Theile schon berichtete, nicht erst zu berichtende Erzählung. Nachdem der »Alte« die Ereignisse bis zum entscheidenden Punkt vorgetragen und bemerkt hat, daß die Geschichte wirklich aus sei, sagt Luise (Werke 18, 217, 18): »Die *Entwickelung* haben wir freilich gehört, nun möchten wir aber auch gerne das *Ende* vernehmen«. Was in jener Stelle zusammengefasst ist (endliche Entwickelung), steht sich hier gegensätzlich in einer Weise gegenüber, die, wie ich meine, helles Licht auf die etwas dunklen Worte in den Wanderjahren fallen lässt.

Besser noch als an diesen Beispielen lässt sich die Neigung Goethes für die ursprüngliche, sinnliche Bedeutung der Worte dann erkennen, wenn es sich um solche handelt, denen eine Raumanschauung zu Grunde liegt. So sagt er,

Digitized by Google

unbekümmert um die übertragene Bedeutung des Wortes *»Vorgänger«* in den Wahlverwandtschaften (7. Cap. 1. Theil S. 81, 2): Ihre Spaziergänge dehnten sich weiter aus, und wenn dabei Eduard mit Ottilien die Pfade zu wählen, die Wege zu bahnen vorauseilte; so folgte der Hauptmann mit Charlotten ... geruhig der Spur jener rascheren *»Vorgänger«*. Uns ist die figürliche Bedeutung schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir statt »Vorgänger« wohl »Vorangehenden« sagen würden.

Entgegnen verwendet der Dichter sehr häufig — man sehe die zahlreichen Beispiele bei Grimm — in dem ursprünglichen Sinn von »entgegentreten« und zwar überwiegend in der Bedeutung von »entgegen kommen«. Z. B. sagt Epimetheus von der Pandora (Hempel 10, 369): »Am schönsten Tage — blühend regte sich die Welt — *Entgegnete* sie im Garten mir«. Gleich »entgegengehn« finde ichs bisher nur im Elpenor v. 973 (Werke Bd. 11) »Ja, dieses graue Haupt wirst du an deiner Seite dem Sturm *entgegnen* sehn«. Nach diesem Gebrauch ist wohl auch die Stelle im Urfaust (S. 82, Z. 48) zu beurtheilen: »Ists doch das einzige Kunststück euch in euern Verworrenheiten Lufft zu machen, daß ihr den *entgegnenden* Unschuldigen zerschmettert«, d. h. es bedeutet den entgegentretenden.

Auch *»vorläufig«* gebraucht Goethe in dem rein lokalen Sinn von »vorangehend«, nicht in dem abgeleiteten, heute üblichen von »provisorisch«, wenn es in der schon einmal herangezogenen Einleitung zur »Neuen Melusine« heißt: »Hochverehrte Herren! Da mir bekannt ist, daß Sie *vorläufige* Reden und Einleitungen nicht besonders lieben, so will ich ohne weiteres versichern, daß ich dießmal vorzüglich gut zu bestehen hoffe«. Es verhält sich damit ganz ähnlich wie mit dem Wort »von vornherein«, dessen Bedeutung an einer für die Beurtheilung der Entstehungsgeschichte des Faust so wichtigen Briefstelle August Fresenius an diesem Ort vor einigen Jahren (Bd. 15 S. 291 f.) erörtert hat.

In anderen Fällen zeigt sich freilich die schöpferische Sprachkunst des Dichters gerade darin, daß er von dem übertragenen Sinn eines Substantivs eine neue Bedeutung des Verbs herleitet. »Zweck« ist bekanntlich ursprünglich nichts anderes als der »Nagel«, der »Pflock«, im Besonderen der inmitten der Zielscheibe befindliche. Die Bedeutung »Zielpunkt« ist dazu die secundäre, »Ziel«, »Absicht« im geistigen Sinne die figürliche, die auch in dem Verb »bezwecken« = »beabsichtigen« wirksam ist. Goethe aber gebraucht das Wort einmal wesentlich anders, wenn er im »Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters« (Werke 13, 1,

Digitized by Google

v. 234) die Muse sagen läßt »Denn euretwegen hat der Architect Mit hohem Geist so edlen Raum *bezweckt*«. Hier hat »bezweckt« die Bedeutung »seinem Zwecke gemäß eingerichtet«. Unsere Wörterbücher kennen diesen Gebrauch des Wortes nicht. Gleich sprachschöpferisch, wenn auch nicht gleich originell, bildet er im folgenden Vers von dem das Längenmaß bezeichnenden »Zoll« das Verb *abzollen*: »Das Ebenmaß bedächtig *abgezollt*«. Erscheinen diese Bildungen etwas gewaltsam und gezwungen, wie wenn der Dichter seiner Sprache, die er einst in der Zeit seines höchsten Classizismus, so unmuthig schalt und den schlechtesten Stoff nannte (Venet. Epigr. 29, 76), neues abtrotzen wollte, so bethätigt sich in einer Prägung wie »*segenbar*« (»und *segenbar* ein frisches Glück erschien« Epilog auf Schillers Glocke v. 2 f.) aufs glücklichste sein Sprachinstinct. Das schöne Wort, wahrscheinlich nach dem Muster von »fruchtbar« geschaffen, ist so gebildet, daß das Suffix -bar in seiner alten, kräftigen Bedeutung von »bringend« erscheint.

Indem wir aber so Abweichungen des Dichters vom alltäglichen und heutigen Sprachgebrauch wahrnehmen, ergiebt sich die Folgerung, bei der Interpretation seiner Aeußerungen diese Eigenheiten im Auge zu behalten, wollen wir nicht Gefahr laufen ihn mißzuverstehn. Aehnlich wie man sich bei der Erklärung mittelhochdeutscher Texte hüten muß, Worte wie êre, tugent, valschheit, iâmer u .a. mit den gleichlautenden heutigen zu identificiren, wie hier die eingetretene Bedeutungswandlung zu berücksichtigen ist, so muß man bei Goethe bald eine vollzogene Verschiebung der Bedeutung, bald individuelle Eigenthümlichkeiten in Anschlag bringen. Ich will das durch einige Beispiele erhärten.

»*Gegenseitig*« verwendet der Dichter wie wir in dem Sinne von »reciprok«. »Um so mehr läßt sich erwarten, daß unsern beiden Freunden, indem sie wieder neben einander wohnten, täglich und stündlich zusammen umgingen, *gegenseitig* nichts verborgen blieb«. (Wahlverw. 2. Theil 13. Cap. Werke 20, 353) vgl. auch ebenda Z. 15 *Gegenseitig* als Ueberschrift eines Liedes (Werke 3, 36). Doch bedient er sich wohl häufiger dafür des kräftigeren »*wechselseitig*«. Dagegen steht »*gegenseitig*« bei ihm sehr oft in dem vom Substantiv hergeleiteten Sinn von »auf der entgegengesetzten Seite befindlich«. So gebraucht er es geradezu für »Feind«, wenn er in der »Campagne in Frankreich« (Hempel 25, 26) sagt: »Die Unsrigen, wohl geführt, griffen an und da die *Gegenseitigen* sich tapfer wehrten, . . . gab es ein gräulich Gemetzel«. Im ersten Auftritt des fünften Aufzuges der Bühnenbearbeitung des

Digitized by Google

Götz von Berlichingen (Werke 13, 321) heißt es in der scenischen Anweisung am Beginn: »Georg, der mit einer vorgehaltenen Büchse leise über das Theater schreitet, indem er aufmerksam in die *gegenseitigen* Kulissen blickt«. Man muß diesen auch bei Lessing, Herder, Klinger und anderen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts vorkommenden Gebrauch des Wortes kennen, wenn man in den »Tag- und Jahresheften« im ersten Abschnitt der Darstellung des Jahres 1816 einem Satz begegnet wie: »Weil aber immer in neuerer Zeit Eins ins Andere wirkt, ja sogar *Gegenseitiges* durch *Gegenseitiges,* so war auch ein Heldenbild als Gleichniß von Blüchers Persönlichkeit im Gefolg seiner großen Thaten zur Sprache gekommen« (Werke 36, 103). Hier ist »Gegenseitiges« soviel wie »Entgegengesetztes«, »Conträres« und die im Vordersatz enthaltene allgemeine Betrachtung motivirt den schroffen Gegensatz, insofern vorher von alten Heiligenbildern die Rede ist, die der Dichter von Heilsberg am Thüringer Wald kommen und repariren ließ.

»Sonderbar« bedeutet anfänglich nur »das vom Normalen Abweichende«, »das sich Auszeichnende«. Nach welcher Seite hin das Hervortreten liegt, ob es ein das Gewöhnliche im günstigen Sinn Uebertreffendes bezeichnet oder im ungünstigen, ob es mehr unsere Bewunderung ausdrückt als unsere Verwunderung, das liegt im Worte von vornherein nicht ausgesprochen. Im vorigen Jahrhundert wurde es noch vielfach in der einfach verstärkenden Bedeutung oder in dem Sinne »durch Ungewöhnlichkeit Bewunderung erregend« verwendet, heute hat es nur noch den Sinn des »Befremdlichen«. Auch Goethe gebraucht es schon so z. B. in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (Werke 18, 197, 19) »Ist es nicht *sonderbar,* daß Eltern . . . ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genusse ausschließen, da die Jugend am empfänglichsten dafür ist?«, in den Wahlverw. (11. Cap. 2. Theil Werke 20, 341, 17), nachdem von der doppelten Aehnlichkeit von Charlottens Kind, das sowohl dem Hauptmann wie Ottilien glich, die Rede war: »Durch diese *sonderbare* Verwandtschaft . . . geleitet, ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf soviel als eine Mutter«, besonders häufig in der Verbindung *»sonderbar* genug«. Aber er gebraucht es auch in dem Sinne von »besonder«, »groß«, »stark«. So schreibt er an Friederike Oeser (am 13. Februar 1769), die er bittet ihn öfter mit Briefen zu beglücken, »Unter andern würden Sie mir eine *sonderbare* Gefälligkeit erweisen, wenn Sie mir von den neusten, artigen und guten Schriften Nachricht gäben« (Briefe 1, 201); an Salzmann (den 29. November 1771): »Hr. Silbermann hat mir das Münsterfundament geschickt.

Digitized by Google

Danken Sie ihm vielmal und versichern Sie ihn aller Ergebenheit, die ich seiner *sonderbaren* Gefälligkeit schuldig bin« (Briefe 2, 8). An Karl August schreibt er aus Rom (den 16. Februar 1788): »Nun steht mir fast nichts als der Hügel Tasso und der Berg Faustus vor der Nase. Ich werde weder Tag noch Nacht ruhen biß beyde fertig sind. Ich habe zu beiden eine *sonderbare* Neigung« u. s. w. (Br. 8, 347). Man könnte an sich zweifeln, ob dem Wort hier wirklich der Sinn von »stark« beizulegen ist, wenn nicht Goethe etwa sechs Wochen später in einem Briefe an den Herzog dasselbe in einer Weise bemerkt, die jeden Zweifel hebt. »... so bliebe mir für den nächsten Winter die Ausarbeitung Fausts übrig, zu dem ich eine ganz *besondere* Neigung fühle.«

Alle diese Stellen stammen aus einer verhältnißmäßig frühen Epoche des Dichters, während die oben gegebenen Beispiele für die Nüance des Verwunderlichen der Alterszeit angehören. Daraus zu folgern, Goethe habe später den veraltenden Gebrauch aufgegeben, würde jedoch dem Geist der Sprache widersprechen, obgleich mir unzweifelhafte Belege für ihn aus den späteren Jahren noch fehlen. Denn einmal verwendet er das Wort auch schon im Jahre 1769 (Brief an Käthchen Schönkopf v. 12. Dec. 1769 Br. 1, 219) in dem jetzt üblichen Sinne »Ich habe Sie gesehen, ich war bei Ihnen, wie es war, das ist zu *sonderbar* als daß ich es Ihnen erzählen möchte«, dann war der Dichter keineswegs blöde darin, zweideutige Worte bald in dem einen bald in dem anderen Sinne zu verwenden. Wir sahen es an »gegenseitig« und Richard M. Meyer hat in dem schon citirten Aufsatz (S. 38 f.) gezeigt, wie er »flügelmännisch« im Faust (v. 11636 u. 11670) dicht hinter einander einmal in einem prägnant übertragenen, dann in seiner eigenen Bedeutung verwendet, so daß sie an beiden Stellen recht Verschiedenes ausdrücken. So gebraucht er in der Abhandlung »Ueber den Zwischenknochen« VI (Werke II, 8, 132, 15 ff.) »bedeutend« im Sinne von »groß«, »beträchtlich« und zwei Zeilen später in dem von »bezeichnend«: »von der Giraffe bis zum Walfisch war ein *bedeutender* Weg, man verirrte sich aber nicht in vielem, sondern man suchte die wenigen Flügelmänner, die man zu diesem Zwecke *bedeutend* fand«.

Natürlich kann es nun oft zweifelhaft sein, welcher Sinn des Wortes dem Dichter vorgeschwebt habe. Wenn er beispielsweise Frau von La Roche in einem Brief vom 23. Dez. 1774 (Br. 2, 218) erzählt, er habe ein in Umlauf gegebenes Exemplar des Werther zurückerhalten, auf dem vorn auf dem weißen Blatt geschrieben stand: Tais Toi Jean Jaques ils ne te comprendront point! und nun fortfährt:

Digitized by Google

»Das that auf mich die *sonderbarste* Würckung weil diese Stelle im Emil mir immer sehr merkwürdig war«, so kann man durchaus schwanken, ob er damit einfach »die stärkste Wirkung« sagen oder ihre Art als eine merkwürdige bezeichnen will. Auch wenn Goethe in dem schon einmal herangezogenen Brief an Karl August vom 28. März 1788 (Br. 8, 366) berichtet, er lese das Leben Tassos von Abbate Serassi und bemerkt, daß er, so wie er jetzt denke, das Sujet nicht gewählt haben würde und es nur vollende, weil er es einmal begonnen habe und schließlich fortfährt: »wie der Reitz, der mich zu diesem Gegenstande führte, aus dem innersten meiner Natur entstand, so schließt sich auch jetzt die Arbeit die ich unternehme, um es zu endigen ganz *sonderbar* ans Ende meiner Italiänischen Laufbahn, und ich kann nicht wünschen, daß es anders sein möge«, so wird man sich bei der Interpretation des Wortes behutsam zwischen »seltsam«, »merkwürdig« und »besonders zutreffend« zu entscheiden haben. Dasselbe ist der Fall, wenn Goethe an Schiller (den 18. Juni 1796) von Wilhelm Meisters Lehrjahren schreibt: »Der Roman ist so gut und so glücklich im Gange, daß Sie, wenn es so fortgeht, heute über acht Tage das achte Buch erhalten können, und da hätten wir denn doch eine *sonderbare* Epoche unter *sonderbaren* Aspecten geschlossen«.

Ich bin anzunehmen geneigt, daß in diesen drei Fällen der heute veraltete Sinn des Wortes vorliegt und möchte ihm die Nuance nach dem Befremdlichen hin nicht zugestehen, wie man denn diese bei Goethe überhaupt nicht zu sehr wird betonen und mit ihr über den Begriff »merkwürdig« nicht wird hinausgehen dürfen. Indessen kann es sich hier nicht um eine Erledigung dieser Frage handeln. Es sollte nur gezeigt werden, wie man, auch wo dieses Wort erscheint, sorgfältig den Zusammenhang prüfen muß, will man dem von Goethe beabsichtigten Sinn gerecht werden. So wird man sich, um noch ein Beispiel aus der Poesie anzuführen, wohl auch hüten müssen, an einer bekannten Faustelle »sonderbar« schlechthin in seiner heutigen Bedeutung zu nehmen. Gretchen ist auf dem Blocksberg Faust als Todte erschienen. Erschüttert von dem Anblick des blassen schönen Kindes verweilt er sinnend bei dem grauenvoll-wohlthuenden Bild. »Welch eine Wonne! welch ein Leiden! Ich kann von diesem Blick nicht scheiden. Wie *sonderbar* muß diesen schönen Hals Ein einzig rothes Schnürchen schmücken, Nicht breiter als ein Messerrücken«.

»*Widerwärtig*« gebrauchen wir heute nur noch in dem Sinne von »der Empfindung entgegengesetzt«, »abstoßend«, »im höchsten Grade unangenehm«. Auch Goethe verwendet

Digitized by Google

es so. »Das Mittelding zwischen Form und Klumpen war *widerwärtig* anzusehn« heißt es im »Märchen« von dem zusammengefallenen kolossalen Bild (Werke 18, 267, 1). Von seinen medizinischen Studien in Straßburg erzählt der Dichter im neunten Buch von Dichtung und Wahrheit (Werke 27, 257, 24): »Die Anatomie war mir auch deßhalb doppelt werth, weil sie mich den *widerwärtigsten* Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Wißbegierde befriedigte. Und so besuchte ich auch das Klinicum des älteren Doctor Ehrmann, sowie die Lectionen der Entbindungskunst seines Sohns, in der doppelten Absicht, alle Zustände kennen zu lernen und mich von aller Apprehension gegen *widerwärtige* Dinge zu befreien.« Auch in der Fauststelle (v. 7181 f.) »Wie wunderbar! Das Anschaun thut mir G'nüge, Im *Widerwärtigen* große, tüchtige Züge« drückt sich der Abscheu der Empfindung aus. Vgl. ferner Werke 29, 159, 2. Aber er gebraucht das Wort auch und wie es scheint häufiger in seinem älteren Sinn, wo es »entgegen gewendet«, »widerstrebend«, »feindlich«, »zwieträchtig« bedeutet.

So viel wie »widerstrebend«, »feindlich« heißt es an einer Stelle des Götz, wo Adelheid Weislingen die neu geschlossene Freundschaft mit Berlichingen verleiden will. Weislingen wendet ein, wie liebreich er ihm begegnet sei. »Liebreich«! erwidert sie; »das rechnest du ihm an? Es war seine Schuldigkeit; und was hättest du verloren wenn er *widerwärtig* gewesen wäre« (Werke 8, 67, 20; in der ersten Fassung des Dramas fehlen die Worte). In den »Wanderjahren« schließt das zehnte Kapitel des dritten Buches (Werke 25, 1, 208) mit den Worten: »und in der Hölle selbst könnten *widerwärtig* Gesinnte, Verrathene mit Verräthern, so eng nicht zusammengepackt sein«. In dem Gedicht »Auf Miedings Tod« v. 93 f. heißt es »Wie die Natur manch *widerwärt'ge* Kraft Verbindend zwingt und streitend Körper schafft«. Diese Bedeutung des Wortes als Gegensatz zu »homogen«, lehrt sehr augenscheinlich eine Aeußerung Goethes in seiner Besprechung des Schützischen Buches »Irrthümer und Wahrheiten« (Hempel 29, 751): »Erfahren hat man sodann, daß alle Kontagien in den ersten Momenten der Mittheilung viel heftiger und schädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht weil sie in der ergriffenen Masse nicht eine homogene, sondern eine *widerwärtige,* nicht eine vorbereitete, nachgiebige, sondern eine fremde, widerspenstige Eigenheit antreffen«.

Wird das Wort in dieser Bedeutung von Personen gebraucht und bis zum Begriff »widerspenstig« gesteigert, dann entsteht für unser Sprachgefühl schon die Gefahr des Mißverständnisses. Zwar ist das nicht zu befürchten, wenn

Digitized by Google

es im Paralipomenon 178 zum zweiten Theil des Faust vom Helden heißt »Faust hat immer etwas *Widerwärtiges*« (Werke 15, 2, 236 Z. 5), wo es bedeutet »er hat dagegen einzuwenden, widerspricht, sträubt sich«, wohl aber ist es möglich, wenn ebenda (v. 5789 Werke 15, 1, 51) der Herold vom Geiz sagt: »Er wendet sich zu den Weibern dort, Sie schreien alle, möchten fort, Gebärden sich gar *widerwärtig*«. Ja, für unser heutiges Empfinden entsteht gelegentlich sogar ein beträchtlicher Widerspruch, wenn Euphorion von dem sich sträubenden Mädchen, das er zur Liebkosung heranschleppt, sagt: »Mir zur Wonne, mir zur Lust Drück ich widerspenstige Brust, Küss' ich *widerwärtigen* Mund« (v. 9796 ebd. S. 232).

Uebrigens ist auch eine andere Faustst elle (v. 10777 ff.) von hier aus zu verstehn. Die Schilderung der Schlacht zwischen dem Kaiser und seinem Gegner schließt Mephisto mit den Worten: »Zuletzt, bei allen Teufelsfesten, Wirkt der Parteihaß doch zum besten Bis in den allerletzten Graus; Schallt *wider-widerwärtig* panisch, Mitunter grell und scharf satanisch, Erschreckend in das Thal hinaus«. Die Wiederholung des »wider« bedeutet hier etwa keine Verstärkung des Begriffes, sondern ist so zu erklären, daß das feindliche Wirken von *beiden* Seiten aus, also der gegenseitig thätige Haß bezeichnet werden soll.

Aus diesem Begriffe des »Entgegenstehenden«, »Widerstrebenden« entwickelt sich bei Goethe der des »Ungünstigen«, »Unvortheilhaften«. Und so nennt er in dem Aufsatz von Lionardos Abendmahl, wo er von dem Gebäude spricht, das das Gemälde aufzunehmen bestimmt war, den Ort, an dem Herzog Ludwig die Mönche das Kloster zu erneuern nöthigte, *widerwärtig*, wobei der Nebensinn des Abstoßenden ganz fernbleiben muß.

Natürlich wird es bei so vieldeutiger Verwendung des Wortes gelegentlich fraglich sein, ob dieser ältere Sinn vorliegt oder der heutige Begriff dadurch wiedergegeben ist. In dem ergreifenden Bericht Goethes über sein letztes, so »symbolisches« Zusammensein mit Herder (Biographische Einzelheiten Werke 36, 255 f.) erzählt er, wie es ihn mit Freude erfüllt hatte zu hören, daß dieser sich über die im Allgemeinen abfällig beurtheilte »Natürliche Tochter« äußerst günstig ausgesprochen habe und wie er ihm bei einem Besuch in Jena das Beste über das Stück sagte, ihm die innerlichste schöne Freude jedoch dadurch verdarb, daß er »mit einem zwar heiter ausgesprochenen aber höchst *widerwärtigen* Triumph endigte«. Goethe berichtet nicht, worin dieser Triumph bestand, aber es ist Tradition, daß Herder seine Lobpreisung mit den Worten schloß: »Deine

Digitized by Google

natürliche Tochter ist mir lieber als dein natürlicher Sohn«. Ist das wahr, dann könnte »widerwärtig« hier durchaus die Bedeutung »Abscheu erregend« haben. Ob nicht Goethe aber auch an dieser Stelle weniger im Sinne hatte das Abstoßende, die Empfindung Verletzende der Aeußerung hervorzuheben als vielmehr sie als eine solche hinzustellen, die Herdern das feindliche, entgegensetzte, meinetwegen gehässige Verhältniß eingab, in das er zu ihm allmählich gerathen war?

Nicht zweifelhaft hingegen kann der Sinn des Wortes an einer anderen Stelle sein, auf die ich auch nur deshalb hinweise, weil sie überzeugend darthut, wie nothwendig die Kenntniß Goethischer Spracheigenheiten für die richtige Auffassung seiner Angaben ist. In der »Campagne in Frankreich« spricht sich der Dichter über die Absichten aus, die ihn bei der Abfassung des »Großkophtha« leiteten und berichtet darauf über die Aufnahme, die das Drama fand, mit den Worten: »Aber eben deswegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es einen um desto *widerwärtigern* Effect« (Hempel 25, 172). Unmöglich will er sagen, daß es Abscheu erregte, sondern nur: es stieß auf Widerspruch, es klang nicht an, wie er selbst weiterhin bemerkt: »kein Herz klang an«. Ebenso zu verstehn ist dann die Aeußerung über die Aufnahme des »Bürgergenerals« (ebd. S. 173): »Das Stück brachte die *widerwärtigste* Wirkung hervor«.

Von dieser Verwendung des Wortes »widerwärtig« fällt nun auch, wie mir scheint, ein Licht auf die viel besprochene scenische Bemerkung im Urfaust (S. 5), wonach der von Faust citirte Erdgeist in der Flamme »in wiederlicher Gestallt« erscheint. Daß das Wort nicht im heutigen Sinne zu nehmen ist und nicht »abstoßend«, »häßlich« bedeutet, bemerkt Erich Schmidt (ebd. S. XXXIX). Aber mit seiner Ansicht, daß es so viel wie »schrecklich« ist, die Collin (Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt S. 77) theilt, kann ich mich nicht befreunden. Eher scheint mir der zweite, von Erich Schmidt aufgestellte Sinn »feindlich« zuzutreffen. Das Wort wird nicht viel mehr besagen als »in abweisender Gestalt« d. h. in einer Gestalt, deren Haltung man die Unzufriedenheit, das Mißvergnügen ansieht. So sagen auch die drei gewaltigen Gesellen, als sie die Güter ans Land schaffen und Faust ihnen dafür keinen Dank bietet, sondern unfreundlich begegnet »Er macht ein *widerlich* Gesicht« (v. 11193).

Auch wenn wir »*widrig*« bei Goethe finden, dürfen wir unserer Neigung das Wort von der Seite des Gefühls zu nehmen und als den Ausdruck extremen Gegensatzes

Digitized by Google

aufzufassen nicht nachgeben. Auch bei ihm schwebt dem Dichter mehr der Begriff des »Entgegenstehenden« vor als der von Abscheu erfüllten Empfindung. So schreibt er an Lavater (am 29. Juli 1782): »Da ich zwar kein Widerkrist, kein Unkrist aber doch ein dezidirter Nichtkrist binn, so haben mir dein Pilatus und so weiter *widrige* Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst« (Br. 6, 20). Bedenkt man, daß der Freund dem Freunde so schreibt, so wird man das Wort nicht allzu stark nehmen dürfen und den Sinn nicht über den Grad von »entgegenstehend«, »zum Widerspruch reizend« hinaustreiben. Auch an der bekannten Stelle im Faust, wo Gretchen von Mephisto sagt »Es hat mir in meinem Leben So nichts einen Stich ins Herz gegeben Als des Menschen *widrig* Gesicht« (v. 3473 f.), ist nicht an die abstoßende Physiognomie des Teufels zu denken, sondern an seine spöttische, feindliche, saure Miene. Das Wort wird am besten durch Goethe selbst erklärt, durch eine andere Stelle im zweiten Theil des Dramas, wo Faust zu Mephisto sagt: »Dein *widrig* Gesicht, bitter, scharf, Was weiß es, was der Mensch bedarf« (v. 10194).

War in diesen Fällen zu befürchten, daß die Worte in ihrem heutigen Sinne genommen werden und Mißverständnisse veranlassen, so ist bei einem anderen bemerkenswerthen Gebrauch diese Gefahr allerdings kaum vorhanden. In der »Campagne in Frankreich« nennt Goethe, da wo er seine Beziehungen zu Plessing bespricht (Hempel 25,146), den Kellner im Gasthof zu Wernigerode einen »*sinnigen* Menschen«. Nähmen wir das Wort in seiner heutigen Bedeutung, so wäre die Bezeichnung für unser Gefühl nicht frei von Komik. Natürlich ist ein Mensch gemeint, der mit offenem, frischem Sinn begabt ist, einer, den wir heute »hell« nennen würden, wie denn Goethe fortfährt: »einen sinnigen Menschen, der seine städtischen Mitgenossen zu kennen schien«. Wieder also setzt der Dichter ein Wort in seine alten Rechte ein und gibt ihm seine einstige Bedeutung zurück, nur daß er den Begriff steigert. Es ist daher auch wohl kein Zufall, daß es von zwei späteren Dichtern in ähnlicher Weise dort verwendet wird, wo sie eine bewußt alterthümliche Sprache reden von Heinrich von Kleist in der Legende »Der Welt Lauf« (v. 17 Der Herr, des Streits noch *sinnig* eingedenk, spricht u. s. w.) und von Richard Wagner im Siegfried (S. 90: Nicht kann ich das Ferne *sinnig* erfassen).

Natürlich vermittelte Goethe im Allgemeinen nicht die historisch-urkundliche Kenntniß der Entwickelung der Muttersprache derartige ursprüngliche Bedeutungen, wenngleich

Digitized by Google

gelegentlich auch ein solcher Fall eintrat, sondern unbewußt leitete ihn sein Gefühl zu der Quelle der Sprachbildung. Welch glücklicher Instinkt ihm dabei eigen war, dafür mag noch ein lehrreiches Beispiel folgen. »*Ewig*« gebraucht er im Sinne von »unendlich« der Zeit wie dem Raum nach. Für jene Bedeutung bedarf es keiner Beispiele, für diese sei nur auf den Vers im Faust aus der Schilderung des Reiches der Mütter »Nichts wirst du sehn in *ewig* leerer Ferne« (v. 6246) verwiesen.

Allein weder diese noch jene Bedeutung hat das Wort in den Schlußversen des Dramas: »Das *Ewig*-Weibliche zieht uns hinan«. Das »Ewig Weibliche« ist vielmehr, wie Düntzer gegen andere mit Recht behauptet hat, so viel wie das Idealweibliche, das Weibliche, wie es, befreit von der irdischen Schwere, im Reiche der Ewigkeit waltet. Wie dieser Sinn entstehen konnte, lehrt v. 12 des tiefsinnigen Divangedichtes »Höheres und Höchstes«, wo »*ew'ge*« Zeiten nur heißen kann, »für die in der Ewigkeit zu verbringenden Zeiten«. Echt Goethisch erscheint das Wort dann doppelsinnig in den Schlußversen desselben Gedichtes: »Bis im Anschauen *ew'ger* Liebe Wir verschweben, wir verschwinden«, wo sich mit der eben hervorgehobenen Bedeutung unwillkürlich die des »zeitlich Unendlichen« verbindet. Indem aber der Dichter dem Wort »ewig« diesen Sinn verleiht, trifft er eine Bedeutung, die es in alten Zeiten besaß und nur für das heutige allgemeine Sprachgefühl verloren hat. Aus dem Begriffe des »Dauernden«, »immer Währenden« hatte sich einst der des »Rechtmäßigen«, »Wahren«, »Vorbildlichen« entwickelt. Das zeigen noch die beiden aus demselben Etymon erwachsenen, heutigen Worte »Ehe« (einst = Gesetz) und »echt« (aus êhaft). Wie nahe sich diese Bedeutung mit der des ersten Compositionsgliedes von *Ewig-Weiblich* berührt, sieht jeder. Beide schreiten dem Begriff des »Idealen« zu, nur ist hier bei Goethe concret in dichterisch-mythologische Uebertragung gekleidet, was dort mehr abstract gedacht erscheint. So verwandt mit dem Genius seiner Sprache zeigt sich der Dichter, daß er nachzuschaffen vermochte, was jener in der Fülle seines Besitzes verschwendet hat!

Goethes Kraft im Wortgebrauch ruht auf seinem lebendigen Gefühl für den Gehalt der Sprache. Das wollte ich nicht ohne Hinblick auf die heute so bedrohlich um sich greifende Verflachung der Sprache an einigen Beispielen zeigen. Hat, wer heute schreibt, so oft das Gefühl, mit einem einzigen Ausdruck im Leser nicht die Vorstellung zu wecken, die ihm vor Augen steht und greift er zu Häufungen und Umschreibungen, so traut Goethe dem für sich stehenden Wort

Digitized by Google

noch Kraft und Wirkung zu. Er steht der Sprache so nahe, daß er gleichsam mit jedem ihrer Sprößlinge auf vertrautem Fuße lebt und jedes Wort ihm wie einem Freunde alles, was ihm eigen ist, hingibt. Der Gefahr, die diese Sparsamkeit zur Folge haben könnte, daß er sich nicht hinreichend verständlich mache, begegnet er durch die Klarheit seines Denkens. Aber er setzt freilich auch willige Hingabe des Empfangenden voraus. Und so erwächst für uns, die die stets wachsende Eilfertigkeit des Lebens zu so ungeduldigen und flüchtigen Lesern macht, aus der Bescheidenheit, mit der Goethe von der Fülle der Worte Gebrauch macht, dann auch aus der Bedeutungswandlung, die die Sprache seit seiner Wirksamkeit erfahren hat, die Pflicht, ihn mit verweilender Sorgfalt zu genießen, genau auf das einzelne Wort zu achten und seine Bedeutung nicht vorschnell der jetzt üblichen gleich zu stellen.

Wie aber Goethes Sprachgefühl nichts ist als der Ausdruck seiner poetischen Kraft, so deutet auch seine hier besonders betonte Neigung in dem Wort den ursprünglichen, etymologischen Sinn aufzusuchen, statt des abgeblassten den frischen, wurzelhaften zu wählen auf ein Grundelement seines künstlerischen Wesens. Die ursprüngliche Bedeutung ist stets concreter als die abgeleitete, wie denn der Sprachentwicklung die Tendenz nach dem Geistigen und Abstracten hin eigen ist. Bei den besprochenen Worten, denen eine Raumanschauung zu Grunde liegt (*Vorgänger entgegnen, vorläufig*) fühlt jeder, wie die eigentliche Bedeutung kernhafter ist als die übertragene. Der Grundzug von Goethes dichterischem Vermögen aber ist die Schärfe des inneren Gesichts, die Gegenständlichkeit der Phantasie. Er selbst hat bekanntlich das Wort »gegenständlich« als besonders bezeichnend und fundamental für seine Geistesrichtung erklärt. Als der Anthropologe Heinroth seine Art zu verfahren zuerst gegenständlich thätig nannte, veranlaßte ihn das zu einer interessanten Analyse seines Wesens, die er in einer »Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort« betitelten Betrachtung niederlegte (Hempel 27, 341). Ebenso nun wie er im Denken und in der poetischen Gestaltung das Abstracte scheut und das Sinnliche, Anschauliche, Lebendige aufsucht, in derselben Weise handhabt er das Ausdrucksmittel seiner Kunst, die Sprache. Bemerkenswerth aber ist, daß bei ihm mit den zunehmenden Jahren sich zwar die Kraft der bildenden Phantasie minderte, seine sprachliche Plastik hingegen, wie sich leicht zeigen ließe, eher wuchs als abnahm.



Digitized by Google



7.

LEONARDO DA VINCIS ABENDMAHL.

VON

PAUL WEIZSÄCKER.

Jedermann, der sich schon an einem Abbild von Leonardo da Vincis großartigem Gemälde des letzten Abendmahls Jesu mit seinen Jüngern erfreut hat, sieht darin den Augenblick dargestellt, wo der Herr soeben schmerzlich bewegt (Joh. 13, 21) die Worte gesprochen hat: Wahrlich ich sage euch, einer unter euch wird mich verrathen, und erkennt in den Gebärden und dem Gesichtsausdruck der Jünger die verschiedenen Eindrücke, die diese Eröffnung auf ihre Gemüther hervorgebracht hat. Goethe hat diese Deutung des Vorgangs in seinem schönen Aufsatz über diesen Gegenstand meisterhaft durchgeführt. Nicht ohne Ueberraschung liest man daher im Goethe-Jahrbuch 1896 S. 138 ff. den Versuch einer anderen Deutung, den J. Strzygowsky mit vielem Geschick und feiner Beobachtung unternommen hat. Da in der That manches für seine Deutung zu sprechen scheint, so dürfte es von Interesse sein, der Frage aufs neue näher zu treten und seine Gründe einer genauen Prüfung zu unterziehen.

Nach einer eingehenden Beschreibung der einzelnen Gruppen und des Raums, in dem sich der Vorgang abspielt und über dessen Anordnung und Beleuchtung der Verfasser treffende neue Beobachtungen auf Grund einer Photographie nach dem Original und einer Copie von

Digitized by Google

Cesare Magnus in der Brera bei Mailand anstellt, wonach in den bekannten Nachbildungen, auch in dem berühmten Stich von Raphael Morghen, gerade die wunderbare Beleuchtung des Urbilds, der Gegensatz des durch die Oeffnungen in der Hinterwand einfallenden spärlichen Lichts und der von links oben eindringenden eigentlichen Lichtquelle verloren geht, — nach diesen Vorfragen kommt Strzygowsky auf den Hauptgegenstand seiner Untersuchung, auf die Frage: Welchen Moment nun hat Leonardo gewählt? Es kann sich dabei nach den Evangelien um zwei Momente handeln, entweder um die erschütternde und betrübende Wirkung der Eröffnung des Herrn, daß einer aus ihrer Mitte ihn verrathen werde, oder um die Spannung auf die Entdeckung des Verräthers, die durch die Worte des Herrn erregt wird: der ists, der mit mir in die Schüssel taucht (Matth. 26, 23 und ähnlich Joh. 13, 26). Strzygowsky entscheidet sich für den letzteren Moment und erscheint dabei zunächst geleitet von der Beobachtung der rechten Hand des Herrn und der linken des Verräthers, welche ihm beide nach einer Schüssel zu greifen scheinen, weiterhin durch den Umstand, daß alle Hände der Tischgenossen nicht blos sichtbar, sondern auch großentheils ostentativ vorgewiesen seien, als ob die Jünger damit zeigen wollten, daß sie ihre Hände dabei nicht im Spiele haben. Der bloße Hang des Italieners, lebhaft mit den Händen zu gestikuliren, den Goethe geltend mache, genüge nicht zur Erklärung der lebhaften Gebärdensprache der Jünger. Ich weiß nicht, ob Strzygowsky aus der bloßen Beobachtung des Spieles der Hände zu seiner Auffassung gekommen ist. Aber man hat allen Grund es zu bezweifeln. Denn wer in aller Welt hat schon Jemand in der Art nach einem Gegenstand greifen sehen, daß dabei der Ballen der zugreifenden Hand auf dem Tische aufliegt und nur die Finger erhoben sind, und daß der Zugreifende gar nicht nach dem Ziele des Griffes hinschaut? Und mußte nicht in dem von Strzygowsky angenommenen Moment nach den Worten des Evangeliums Johannis 13, 26 der Herr den Bissen in der Hand halten (der ists, dem ich den Bissen eintauchen und geben werde)? Der Maler hätte seine Absicht nicht besser verstecken können, als es hier geschehen ist, denn es ist ihm in der That gelungen alle Beschauer bisher so in die Irre zu führen, daß sie seine Absicht nicht merkten. Schon Leonardos Freund Luca Pacioli, der doch trotz der Verdächtigung seiner Zuverlässigkeit (S. 150) von Leonardos wahrer Absicht unterrichtet sein mußte, erklärt den Vorgang als die Wirkung des Wortes Jesu: Einer unter euch wird mich verrathen.

Digitized by Google

Von der Betrachtung des Bildes allein wäre also Strzygowsky nicht auf seine Erklärung gekommen. Erst am Schlusse seiner Abhandlung erfahren wir den wahren Grund seines gesuchten Deutungsversuchs. S. 154 sagt er: »Wäre die Goethische Erklärung richtig, dann hätte Leonardo mit der gesammten Tradition gebrochen. Denn bis dahin war, wenn man das Abendmahl überhaupt historisch faßte, geradezu ausschließlich die Kenntlichmachung des Judas dargestellt, von den Byzantinern ebensogut, wie von den Italienern. Die Vorgänger des Leonardo deuten das dadurch typisch an, daß Judas allein an der Vorderseite des Tisches entgegen allen andern sitzt, die um die übrigen Seiten der Tafel gruppirt sind. Ihm gegenüber sieht man immer Christus mit segnend erhobener rechter Hand, die *linke* durch Johannes verdeckt, der nach byzantinischer Weise an seiner Brust liegt. Gewöhnlich wird dann auch noch Petrus hervorgehoben; er hält zumeist ein Messer«. Im ersten Augenblick kann man durch diese Erwägung stutzig werden. Allein ist es denn so unerhört, daß ein großer Meister der Kunst mit der Tradition bricht? Werden nicht die größten Fortschritte in der Kunst eben erst durch einen Bruch mit der Tradition ermöglicht? Und dann, prüfen wir die typische Darstellung des Abendmahls vor Leonardo,[1] wie sie Strzygowsky selbst in den angeführten Worten treffend schildert, finden wir da nicht, daß Leonardo so ziemlich in allen Stücken geneuert hat? Erstlich hat er den Judas in die Reihe der übrigen Apostel versetzt, ferner hat er rechts und links vom Herrn je 2 Gruppen deutlich gesondert und doch wieder innig verbunden, während seine Vorgänger die Jünger entweder einfach in Reih und Glied setzen, oder doch nur schüchterne Anfänge von Gruppen zu zwei und zwei zeigen, so noch Ghirlandajo um 1480 in dem Fresko in Ognissanti zu Florenz. Er hat drittens Johannes gegen alle Tradition von der linken Seite des Herrn, an dessen Brust er schlummert oder zu schlummern scheint, auf seine rechte Seite versetzt und zwar die traditionelle Neigung desselben mit halbgeschlossenen Augen beibehalten, aber dieser Haltung eine ganz andere, neue Bedeutung gegeben, indem er sie durch ein Hinhorchen zu dem hinter Judas übergebeugten Petrus motivirt. Er hat viertens mit der Tradition dadurch gebrochen, daß er den Moment der Handlung gewählt hat, der alle Unklarheit ausschließt, den Moment nach der Verrathsankündigung. Denn der andere Moment, die Kenntlichmachung des

[1] Vgl. dazu bes. Detzel, Christliche Ikonographie I, 332—342 und die dort angeführte Literatur.

Digitized by Google

Verräthers durch das Eintauchen des Bissens, leidet in der That, wie Detzel (S. 339) bemerkt, an einer gewissen Unklarheit, die dadurch entsteht, daß *neben* der Bezeichnung des Judas als Verräther *zugleich* die Einsetzung des heiligen Abendmahls zur Darstellung kommen soll, oder wenigstens Christus in traditioneller Weise segnend dargestellt wird. Mit alle dem hat Leonardo gebrochen, indem er vor allen Dingen den segnenden Christus aufgegeben und den Vorgang rein historisch, darum auch ohne Heiligenscheine, dargestellt hat. Und dazu konnte er nur den Moment *vor* der Bezeichnung des Verräthers wählen. Daß dieser in der That in dem Bilde dargestellt ist, lehrt der Augenschein. Denn die Blicke der Jünger sind eben nicht, wie Strzygowsky behauptet, auf die Schüssel (vielmehr den Teller) zwischen den Händen Jesu und des Judas gerichtet, sondern theils auf Jesum, theils auf einander selbst.

Nun sagt uns aber Strzygowsky, Leonardo gehe, wie dies auch bei einigen seiner übrigen Compositionen nachweisbar sei, zunächst durchaus vom traditionellen Typus aus. »Eine Handzeichnung in Windsor zeigt zweimal skizzirt das Abendmahl. Immer sitzt Judas allein an der Vorderseite des Tisches Christus gegenüber, das einemal, rechts, liegt auch Johannes an seiner Brust. Der Moment wird, wie bei den Byzantinern dadurch scharf markirt, daß Judas in die Schüssel greift, einmal zugleich mit Christus, so daß sich die Hände beider, wie später im ausgeführten Gemälde gegenübertreten«. »In einem zweiten Entwurf, einer Röthelstudie in der Academie zu Venedig, sind die Apostel schon zu Gruppen zusammengeschlossen. Doch bleibt auch in dieser zweiten Zeichnung die Hauptgruppe noch unverändert: Judas vor dem Tische Christus gegenüber, beide die Hände ausstreckend, welche so, durch eine Schüssel getrennt, einander gegenüberstehen, Johannes ferner an Christi Seite schlafend«. — Was beweist denn das für das Gemälde? Strzygowsky sagt: »Leonardo gibt auch bei der endgiltigen Gestaltung seine erste, der damals giltigen Auffassung des Abendmahls als einer Kenntlichmachung des Judas entsprechende Idee gar nicht auf, aber er bildet sie genial um. Das allein ist sein Verdienst«. Man traut seinen Augen nicht; denn gerade das Gegentheil ist der Fall. Die Zeichnungen lehren uns, daß sich Leonardo bei seinen Entwürfen zunächst an das Hergebrachte zu halten gesucht hat, das fertige Bild aber, in dem er Judas in die Reihe der übrigen Apostel, Johannes dagegen auf die andere Seite des Herrn versetzt, lehrt uns, daß ihm seine Entwürfe der Hauptgruppe nicht genügten und er sich daher zu einem entschiedenen Bruch mit der Tradition entschloß. Dieser Bruch bestand aber

Digitized by Google

in der Hauptsache eben darin, daß Leonardo auf den Moment der Entdeckung des Verräthers verzichtete, ohne diesen darum doch für den Beschauer unkenntlich zu machen, und den etwas früheren Moment wählte, die Wirkung der Ankündigung des Verrathes auf die Jünger.

Strzygowsky bestreitet (S. 147 f.), daß diese das einzige »Aufregungsmittel sei, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert« (Goethe). Gewiß hat Goethe die Haltung und Gebärden einiger Jünger nicht ganz richtig gedeutet, zum Theil durch die Schuld des seiner Abhandlung hauptsächlich zu Grunde gelegten Stiches von Morghen. Aber seine Deutung des ganzen Hergangs wird dadurch nicht im mindesten erschüttert. Um aber hierüber und über die Deutung der einzelnen Figuren ganz ins Klare zu kommen, ist es unerläßlich zuvor den Beweis zu erbringen, daß Goethe den von Leonardo gewählten Moment richtig erfaßt hat.

Wenn wir zunächst das Bild in seiner Gesammtheit überblicken, so erkennen wir eine vollkommen einheitliche Handlung, die ganze Tischgesellschaft ist in einem einzigen, inhaltschweren Moment erfaßt, wie ihn ein Momentphotograph nicht wirkungsvoller erhaschen könnte, und es ist ein eigenthümliches Lob, das Strzygowsky dem Künstler ertheilt, wenn er meint, er wolle Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenfassen. Ja die Gegenwart zeigt uns der Meister, die unmittelbare Vergangenheit und Zukunft läßt er uns nur ahnen, aber so, daß wir über beide nicht im Zweifel sein können. Das erschütternde Wort ist gesprochen: einer unter euch wird mich verrathen, und eine allgemeine tiefgehende Erregung unter den Jüngern ist die Wirkung. Aber wie ein ins Wasser geworfener Stein eine mit der Entfernung vom Mittelpunkt immer flacher werdende Wellenbewegung erzeugt, so ist auch die Erregung der Jünger in der Mitte des Bildes stärker und nimmt nach außen mehr und mehr ab. Die Jünger wissen sich alle unschuldig bis auf einen, und ihre Betrübniß, die die Evangelien hervorheben, hat ihren Grund vielmehr in dem unerträglichen Gedanken, daß einer der 12 Auserwählten einer so schändlichen That fähig sein könnte, als in der Befürchtung, jedes einzelnen, daß er der Verräther werden könnte. Denn der Wortlaut ihrer Frage bei den Synoptikern: Bin ichs, im Urtext bedeutet eigentlich: Ich bins doch nicht? und zeigt deutlich, daß jeder im Bewußtsein seiner Unschuld diese Möglichkeit höchstens dadurch für denkbar hält, daß er durch irgend eine Ungeschicklichkeit den Verrath herbeiführen könnte. Nur bei Judas ist diese Frage die Folge seiner Verlegenheit oder Verstocktheit. In dem Bild ist auch durchaus nicht dargestellt, wie die Jünger diese Frage

Digitized by Google

stellen, denn das ließe sich, da es sich nicht in Einem Moment vollzieht, gar nicht in einem Bilde darstellen. Strzygowsky macht darauf aufmerksam, daß das Ganze als eine Art Pantomime gegeben und keine der Personen sprechend gedacht ist, nur geht er darin seiner Deutung zu lieb etwas zu weit; bei einigen der Apostel ist die Annahme, daß sie sprechend gedacht sind, wie wir sehen werden, durchaus unumgänglich nothwendig. Der Künstler ist überhaupt nicht den Berichten gefolgt, in denen die Jünger fragen: bin ichs, sondern dem des Johannes 13, 21—25 der davon nichts berichtet, sondern wo es unmittelbar nach den Worten Jesu heißt: die Jünger sahen einander an und wußten nicht, von welchem er rede. Einem aber von ihnen, der an der Brust Jesu lag, dem Lieblingsjünger Jesu winkte Petrus und sprach: Sage du, wer es ist und jener — warf sich nun an die Brust Jesu und fragte ihn: Herr, wer ists? Das ist entscheidend für die ganze Frage. Denn wenn Leonardo Petrus und Johannes sich in so ausgesprochener Weise einander zuneigen läßt, so kann über den von ihm gewählten Augenblick nicht der mindeste Zweifel mehr obwalten. Wenn Leonardos Vorgänger den Johannes noch an Jesu Brust ruhen lassen, so folgen sie damit dem Johannesevangelium v. 23. Diese Situation hat aber durch den Wink des Petrus eine augenblickliche Unterbrechung erlitten, die auch im johanneischen Bericht deutlich genug hervorgehoben wird, indem v. 25 fortfährt: jener warf sich nun an Jesu Brust und fragte etc. Gerade der Einschnitt zwischen Jesus und Johannes in Leonardos Gemälde, der mit der traditionellen Darstellung dieser Gruppe völlig bricht und nur durch den Wink des Petrus veranlaßt sein kann, erhebt es zur völligen Gewißheit, daß Leonardo nur dem Johannesbericht gefolgt sein kann, und damit ist der gewählte Moment mit der denkbar schärfsten Genauigkeit gekennzeichnet. Der nächste Moment der Handlung wird also der sein, daß Johannes und Jesus sich einander zuwenden, es folgt dann noch Frage und Antwort, und dann erst das Zugreifen Jesu nach dem Bissen (nicht nach der Schüssel, v. 26). Mit dem Spiel der Hände Jesu und des Judas kann also der Künstler nicht die von Strzygowsky vermuthete Absicht gehabt haben, und so fällt dessen Deutung auch von dieser Erwägung aus, die wir anfangs schon aus rein künstlerischen Rücksichten ablehnen mußten.

Nachdem so über den dargestellten Moment jeder Zweifel ausgeschlossen ist,[1] können wir nun auch erst mit

[1] Eine weitere Bestätigung, daß Leonardo dem Bericht des Johannes folgte und nur die Wirkung der Verrathseröffnung, nicht die Entdeckung

voller Klarheit bestimmen, welche Aufgabe sich der Künstler für die Darstellung der übrigen Jünger außer Petrus, Johannes und Judas stellen mußte. Diese Aufgabe war schwer genug, denn er sollte in nicht weniger als neun Gestalten die ἀπορία, die quälende Ungewißheit zum Ausdruck bringen. Aber er hat sie glänzend gelöst. Den Johannes konnte er als Lieblingsjünger Jesu, der sich von jedem Schatten von Schuld frei fühlte, in ungetrübter Seelenruhe darstellen. Bei Petrus, der sich gleichfalls unschuldig weiß, überwiegt die mit Entrüstung gemischte, theilnahmvolle Neugier, womit er hinter Judas herfahrend, die Linke dem Johannes auf die Schulter legt und ihm seine Frage zuflüstert. Dabei deutet er mit dem Zeigefinger dieser Hand auf den Herrn und sein Auge ist bezeichnend, nicht wie es bei Morghen scheint, auf Johannes, sondern auf Jesus gerichtet. Die rechte Hand kann bei dieser starken Bewegung nicht auf dem Tisch liegen bleiben, sondern folgt dem Zuge der ganzen Figur nach links, der sich auch in der Stellung der Beine noch erkennen läßt und wird in die rechte Hüfte gestemmt. Er ist nicht aufgestanden, sondern hat nur den Oberkörper sehr stark gereckt. Von einer Bedrohung des Judas ist keine Rede, er kennt diesen noch nicht als Verräther; eine solche Auffassung der Bewegung würde einen störenden Zug in die Einheit des Ganzen bringen; Goethe sagt auch (Hempel S. 52, 525 f.) bei der Vergleichung der Kopieen von der des Marco d'Oggione richtig, von Zorn und Bedrohung könne man nichts darin sehen. Das ist ein Beweis, daß dieser Kopist hier das Original richtig wiedergibt und Goethe thut dem Leonardo Unrecht und fühlt doch zugleich das Richtige, wenn er fortfährt, dieser möge hier mit sich selbst nicht ganz einig gewesen sein, denn herzliche Theilnahme an dem geliebten Meister und Bedrohung des Verräthers lasse sich wohl schwerlich in *einem* Gesichte vereinigen. Das wollte ja Leonardo gar nicht. Bei genauer Betrachtung ergibt sich deutlich, daß Petrus *nicht,* wie Goethe sagt, den Messergriff dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen setzt und *dadurch* dessen erschrockene Vorwärtsbewegung bewirkt. Nur das Handgelenk des Petrus scheint den rechten Arm des Judas zu berühren. Aber

des Verräthers darstellen wollte, ist, wenn es ja noch einer solchen bedarf, darin zu finden, daß nach Johannes die Entdeckung des Verräthers zunächst noch das Geheimniß des Johannes und Petrus bleibt, die übrigen aber noch in der Ungewißheit gelassen werden, denn sie verstehen (v. 28) die Worte Jesu zum Verräther: »Was du thust, das thue bald« nicht, sondern beziehen sie auf irgend einen Auftrag, den Judas zu besorgen hätte. Nach seinem Weggang werden sie die Wahrheit bald genug erfahren haben.

Digitized by Google

es entspricht dem feurigen, raschen Wesen des Petrus, daß er seine Bewegung mit großer Heftigkeit ausführt und dadurch mit seinem Oberkörper den zwischen ihm und Johannes sitzenden Judas so über die Tischkante drängt, daß dieser mit dem rechten Arm ein Salzfaß umstößt, was bekanntlich für eine üble Vorbedeutung gilt. Diese Anordnung des Judas zwischen Johannes und Petrus ist ein Meisterzug des Künstlers. Für den Beschauer ist er, auch ohne daß der Maler den Moment der »Kenntlichmachung des Verräthers« zu wählen brauchte, durch die »drangvoll fürchterliche Enge«, in die er gekeilt ist, durch die Mischung von Schrecken, Unwillen und Trotz, die sich in seiner schroffen Umdrehung nach seinem Bedränger, wobei er jedoch den Meister nicht aus dem Auge verliert, in seinem mürrischen, scharf profilirten Gesicht, dem gekniffenen Mund und den hochgezogenen Augenbrauen ausdrückt und die sich in der linken Hand mit den krampfhaft gespreizten Fingern und in dem Festhalten des Beutels in der rechten fortsetzt, sofort als der Schuldige gekennzeichnet. Dazu kommt der wirkungsvolle Gegensatz des fast ganz beschatteten Gesichts des Verräthers mit den hell beleuchteten der zwei andern Jünger, ein Gegensatz, der noch verstärkt wird durch die dunklere Hautfarbe, die Leonardo dem »schwarzen« Verräther gegeben hat. So wirkt alles zusammen, diese Gruppe zu der vollkommensten und wirkungsvollsten zu machen und Goethe hat recht, wenn er sagt, sie könne als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden: wir haben gesehen, warum dies angenommen werden muß.

Bei den übrigen Jüngern handelt es sich nun um die Aufgabe, die ganze Stufenleiter der Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, die eine schmerzliche Ueberraschung hervorrufen kann. Dieselben werden sich nach beiden Enden zu in ähnlicher Weise abstufen. Die Zunächstsitzenden haben natürlich die Worte des Herrn klar verstanden, auf sie ist daher die Wirkung am heftigsten. Die beiden Entferntesten, links Bartholomäus, rechts Simon machen der Erklärung am meisten Schwierigkeit. Strzygowskys Erklärung kann bei beiden schon deswegen nicht befriedigen, weil nach ihm der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ein anderer ist. Sehr gut ist dagegen seine Bemerkung über die Haltung des eben aufgesprungenen Bartholomäus. Mich will bedünken, daß die beiden Entferntesten vom Künstler so gedacht sind, als hätten sie die Worte des Herrn wegen der Entfernung nicht recht verstanden, oder trauten wenigstens ihren Ohren nicht recht. Deshalb ist Bartholomäus aufgestanden und beugt sich so

Digitized by Google

weit als möglich über den Tisch um sich von dem weiteren Verlauf der Sache nichts entgehen zu lassen; gespannteste Aufmerksamkeit ist alles, was aus seinen Zügen und seiner Haltung herauszulesen ist. An seinen Nebensitzer Jakobus d. J. kann er sich nicht wenden, da dieser selbst im Ungewissen ist, und sich über Andreas weg, an dessen Schulter er vertraulich seine Rechte legt, mit der Linken mit Petrus in Verbindung setzt, um von diesem Gewißheit zu erlangen.[1] Andreas, der dritte von außen herein, steht unter dem vollen Eindruck der vernommenen Worte Jesu und zeigt wie Goethe treffend bemerkt, mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens. Nach dem Original verräth der Gesichtsausdruck zugleich schmerzliche Betrübniß. Also gänzliche Ungewißheit über das gehörte Verlangen, eine bestimmte Auskunft zu erhalten, und Entsetzen mit Betrübniß gemischt, das ist die Abstufung in den Figuren der äußersten Gruppe links.

Die äußere Gruppe der rechten Seite zeigt Matthäus und Thaddäus in lebhaftem Gespräch mit Simon. Von diesem, der, der Aelteste von allen, würdig am äußersten Ende der Tafel sitzt, sagt Goethe: Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt. Das ist trefflich beobachtet, nur nicht in seiner Bedeutung weiter verfolgt. Warum ist er kaum bewegt? und was sagen seine Hände? Er glaubt das Entsetzliche nicht recht gehört zu haben, was ja bei einem Hochbetagten begreiflich ist, er zweifelt und drückt das durch eine sehr bezeichnende Handbewegung mit einer leichten Wendung des Kopfes aus, ein Gestus, der dem des Achselzuckens nahe kommt. Matthäus und Thaddäus, die das Wort des Herrn vollkommen deutlich vernommen haben, suchen ihn durch Hinweisen auf diesen zu überzeugen, daß er richtig gehört habe, ihre Hände sagen ihm: »Der Herr hats wirklich gesagt, sieh doch hin, welchen Eindruck seine Worte auf alle gemacht haben!« Der ihm ferner sitzende Matthäus hat sich ein wenig erhoben und sich ihm in lebhafter Vorbeugung so weit genähert, daß der zwischen

[1] Durch diese Bewegung sollen keineswegs bloß, wie Strzygowsky meint, die beiden Gruppen der linken Seite verbunden werden, sondern es zeigt sich darin auch die innige Theilnahme des nahen Verwandten des Herrn, während er durch die Berührung des entsetzten Andreas mit seiner Rechten diesen offenbar beruhigen will. Wie man die Figur des Jakobus einen Lückenbüßer nennen kann, ist mir unverständlich, denn Lückenbüßer kann es in dieser Darstellung überhaupt nicht geben; das sind doch wohl Figuren, die eigentlich nicht hergehören und nur zur Raumausfüllung herbeigezogen sind, und das kann man doch von keinem der Apostel, auch von Thomas und Thaddäus (rechts Nr. 2 u. 5) nicht sagen.

Digitized by Google

beiden sitzende Thaddäus dieser Bewegung unwillkürlich folgt. Auch er redet auf Simon hinein, indem er mit dem Daumen der Rechten nach der Mitte deutet, während die Linke, die wir uns vor dieser Seitwärtswendung auf ihrer Schmalseite auf dem Tisch aufliegend zu denken haben, infolge dieser Bewegung auf den Rücken umgesunken ist. Daß es nicht des Künstlers Absicht gewesen sein kann, den Jünger, wie Goethe die Sache auffaßt, mit dem Rücken der rechten Hand in die offene linke schlagen zu lassen, ein Gestus, der für die Situation doch wohl zu drastisch wäre, hat Strzygowsky überzeugend nachgewiesen. Durch diese unrichtige Auffassung der Handbewegung des Thaddäus, die allerdings durch den Stich von Morghen begünstigt wird, ist Goethe auch verleitet worden, bei diesem Jünger heftigste Ueberraschung, Zweifel und Argwohn zu entdecken; schmerzlich überrascht und lebhaft erregt ist freilich auch er, aber der Zweifel ist deutlich auf Seiten Simons. Und während dessen Gegenbild Bartholomäus sich mit den eigenen Augen und Ohren von dem weiteren Verlauf überzeugen will, lässt *er* sich von seinen Nebensitzern belehren. Diese kümmern sich noch nicht, wie ihre Gegenbilder auf der linken Seite um das, was weiter kommen wird, sondern während Jakobus der Jüngere den Petrus fragt und Andreas entsetzt ist, sind sie nur mit ihrem Nebenmann beschäftigt, wodurch eine eintönige Zukehr aller Apostel zur Mitte glücklich vermieden und eine weitere Abwechslung erzielt wird. Zweifel und schreckliche Gewissheit über die betrübende Thatsache kommen in der äußeren Gruppe der rechten Seite zum Ausdruck.

Es bleibt noch die innere Gruppe dieser Seite. Sie umfasst Jakobus den Aelteren, Thomas und Philippus. Ihr Grundzug ist Ablehnung in drei Stufen. Goethe schildert den Jakobus mit folgenden Worten: Jakobus beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie Einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Den letzten Satz wird man nicht unterschreiben; Jakobus fährt vielmehr entsetzt zurück vor dem Ungeheuren, das er vernommen, weil er es für unmöglich, für unglaublich hält, sein geöffneter Mund ist sprachlos, er will reden und bringt es nicht heraus, aber seine Gebärden und sein Ausdruck sagen: es *kann* nicht sein! Dasselbe bedeutet der Gestus des »ungläubigen« Thomas, der sich hinter Jakobus vorbeugt, mit festgeschlossenem Mund und vorstehender Unterlippe. Der Zeigefinger der rechten Hand ist in Stirnhöhe erhoben. Strzygowsky meint, er drohe dem noch unentdeckten Verräther mit dem Schwur: Wart, dem will

Digitized by Google

ich! Aber die Hand hat weder die Gebärde des Schwurs noch der Drohung, die übrigen Finger sind nämlich nicht nach außen, sondern nach innen gekehrt. Nach Strzygowsky soll Goethe mit dieser Figur gar nichts anzufangen wissen, sondern sie einfach beschreiben. Aber wie beschreibt er sie denn? »Thomas — — hebt den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirn«. Was das bedeutet, weiß jeder. Derb ausgedrückt heißt es: »Du wirst doch gescheit sein«, drückt also den allerentschiedensten Zweifel aus. Goethe sagt nachher bei Vergleichung der Kopien (Hempel 28, 526): »St. Thomas, Kopf und rechte Hand, deren aufgehobener Zeigefinger etwas gegen die Stirne gebogen ist,[1] um Nachdenken anzudeuten. Diese dem Argwöhnischen und Zweifelnden so wohl anstehende Bewegung hat man bisher verkannt und einen bedenklichen Jünger als *drohend* angesprochen«. Goethe hat also das Richtige wohl erkannt, nur vielleicht zu vorsichtig ausgesprochen. Die aufgerissenen Augen, die emporgezogene Stirn, der vorstehende Unterkiefer geben zusammen mit der Handbewegung gegen die Stirn und der heftigen Bewegung des Oberkörpers gegen den Herrn zu das unverkennbare Bild des unbedingten Unglaubens. »Wo denkst du hin? Das kann ja gar nicht sein!« Das will auch Thomas, wie Jakobus sagen, aber er deutet es eben als ungläubiger Thomas in ganz anderer Art an als dieser, bei dem der Zweifel mit Entsetzen gepaart ist.

Am wenigsten herrscht Meinungsverschiedenheit über die dritte Figur dieser Gruppe, Philippus. Er rundet diese Gruppe, sagt Goethe schön und treffend, aufs lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, aufs Klarste sprechend: »Herr, ich bins nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bins nicht!« Diese Deutung trifft vollkommen das Richtige, wenn auch, wie wir gezeigt haben, die Scene mit der, wo die Jünger fragen: Herr, bin ichs? nichts zu thun hat. Auch Philippus lehnt das Wort des Herrn ab, wenn auch nicht wie seine beiden Nachbarn, von der ganzen Tafelrunde, so doch von sich. Und so bildet diese Gruppe wie ihr Gegenstück auf der andern Seite, ein nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich wohl abgerundetes, kleines Ganze in dem großen Ganzen dieser herrlichen Komposition, die unsere Bewunderung um so mehr gewinnt, je näher wir sie betrachten.

Es bleibt noch ein Wort über die Hauptperson des

[1] Auf den mir vorliegenden Abbildungen ist er gestreckt, das ändert aber an der Bedeutung nichts.

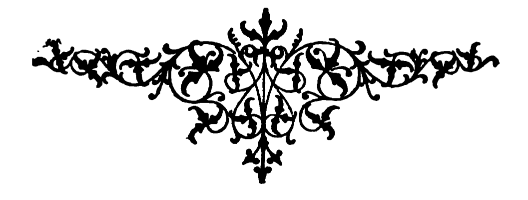

Digitized by Google

Gemäldes zu sagen, obwohl dieselbe, wo es sich um die Erklärung des Vorgangs handelt, eigentlich, ich darf es wohl sagen, ohne mißverstanden zu werden, einer Erklärung am wenigsten bedarf, denn sie erklärt sich selbst. Nur glaube ich noch eine Erklärung der rechten, angeblich zugreifenden Hand des Herrn schuldig zu sein, obwohl eine solche nach Feststellung des dargestellten Momentes eigentlich überflüssig ist. Daß es sich um kein Zugreifen nach der Schüssel handeln kann, braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Die göttliche Ruhe des Meisters inmitten der Unruhe und Aufregung der Jünger macht einen überwältigenden Eindruck. Und doch ist der tiefe Schmerz und die innere Erregung des Gottmenschen zugleich in der sanften Neigung des Hauptes ergreifend zum Ausdruck gebracht. Hat nun der Künstler, wie wir gesehen haben, die Scene im Gegensatz zu seinen Vorgängern als einen rein menschlichen, historischen Gegenstand gefasst, so konnte er auch die Hauptperson nicht als reinen Uebermenschen darstellen, und wenn wir in ihr die himmlische Ruhe und Ergebenheit bewundern, so zittert doch das rein menschliche Empfinden auch durch diese erhabene Gestalt: es äußert sich nicht bloß in der ganzen Haltung und dem Gesichtsausdruck (man vergleiche besonders Leonardos Studienkopf für den Herrn, wo er als bartloser Jüngling gezeichnet ist), sondern in seiner sonst nur zum Segnen und Wohlthun erhobenen Rechten, die hier mit leicht erhobenen Fingern auf dem Tische ruht, zittert die schmerzliche Erregung nach, die auch ihn bei der Verrathsankündigung ergriffen hat: ἐταράχθη τῷ πνεύματι sagt Johannes von ihm, er wurde erschüttert im Innersten und das wird wohl auch dem Künstler vorgeschwebt haben, als er seinen Christus bildete. Und es ist nicht das kleinste Verdienst dieses Kunstwerks, daß der Meister es verstand, diese innere Erregung auf das denkbar bescheidenste Maß herabzusetzen, aber es bei aller Hoheit und Würde der Gesammterscheinung doch nicht ganz zu unterdrücken. So bleibt trotzdem Christus der ruhige Pol, wie Springer sagt, »der äußere und innere Mittelpunkt der Handlung, von welchem alle Bewegung ausgeht und zu welchem sie wieder zurückkehrt«.

Zum Schlusse sei noch, da Strzygowsky besonderen Werth darauf zu legen scheint, Leonardo in der Wahl des Momentes noch unter dem Einfluß der Tradition zu zeigen, darauf hingewiesen, was Springer ohne Rücksicht auf das Abendmahl über Leonardos Entwicklung sagt, er habe, noch ehe er die Heimath verließ (1483), mit den Florentiner Traditionen (man vergleiche besonders das Abendmahl

Digitized by Google

Ghirlandajos 1480) gebrochen und alle Eigenschaften sich erworben, welche seine späteren Werke auszeichnen. Und im Abendmahl sollte er die Tradition wieder aufgenommen haben? Daß er Versuche machte, sie einigermaßen festzuhalten, haben wir gesehen. Aber er wäre sich selbst ungetreu geworden, wenn er nicht in der Ausführung diese Versuche fallen gelassen hätte und seinen eigenen Weg gegangen wäre.



Digitized by Google



8.

ZUR BELAGERUNG VON MAINZ.[1]

VON

VALENTIN POLLAK.

Die Schicksale von Mainz während des ersten Coalitions-Krieges, seine Einnahme durch Custines kecken Husarenstreich, die dabei so überaus kläglich zutage getretene Erbärmlichkeit deutscher Reichszustände, die tolle Comödie eines rheinisch-deutschen Freistaates auf dem Boden der Bischofsstadt, die Belagerung durch die Alliirten — alle diese bunten Ereignisse, woran zum Theil hochinteressante Personen wie Georg Forster und Caroline Böhmer betheiligt waren, haben reichlich gleichzeitige und spätere Federn in Bewegung gesetzt, sie wurden nicht nur in historischen und kriegswissenschaftlichen Werken, in Memoiren und Tagebüchern vielfach geschildert, sondern

---

[1] Die nachstehende Untersuchung stellt sich die Aufgabe, Goethes »Belagerung von Mainz« auf ihren historischen Werth zu prüfen. Die zahlreichen Quellen für diese merkwürdige Episode des ersten Coalitions-Krieges finden sich mit großer Genauigkeit in Chuquets trefflichen »Guerres de la Révolution«, zweiter Band der dritten Serie, »Mayence«, Paris 1892, zusammengestellt; gegenwärtig erscheinen übrigens alle gedruckten Quellen, wie das französische Actenmaterial durch dieses Werk erschöpft. Es war mir ermöglicht, die Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs in Wien einzusehen, von denen insbesondere die Berichte des kaiserlichen Bevollmächtigten im Hauptquartier der Alliirten, Feldmarschallllieutenants Grafen Wartensleben, an den Präsidenten des Hofkriegsraths, Reichsgrafen Wallis, nicht ohne Interesse sind.

Digitized by Google

auch das Volkslied, der Roman und das Drama hat sich ihrer bemächtigt.[1] Unter dieser Fluth führt das Werklein weitaus des größten Mannes, der Augenzeuge der Ereignisse war, Goethes, eine ziemlich bescheidene Existenz, vom großen Lesepublikum fast gar nicht, vom Historiker wenig beachtet; höchstens jenes Wort: »ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen«, wird gern citirt, ohne daß man irgendwie auf den Zusammenhang einginge.

Thatsächlich stehen auch die wenigen Seiten der »Belagerung von Mainz« in merkwürdiger Trockenheit und Dürre unter den übrigen Theilen der großen Lebensbeschreibung »Aus meinem Leben« da, um so merkwürdiger, als die »Campagne in Frankreich«, mit der sie durchaus zusammenhängt, so überreich an prächtigen Momenten ist. Goethe war sich klar bewußt, welcher innige, höchst symbolische Zusammenhang zwischen den beiden historischen Ereignissen bestand, wie das eine, die Campagne von 1792, die Ohnmacht des alten Wesens gegenüber den neuen Ideen in Frankreich darthat, da die Mainzer Geschichte als ein kecker, schließlich doch gescheiterter Vorstoß der Revolution gleichsam im kleinen Napoleons Züge anticipirte. »Ein Tag im Hauptquartier zu Hans und ein Tag in dem wiedereroberten Mainz waren Symbole der gleichzeitigen Weltgeschichte, wie sie es noch jetzt demjenigen bleiben, der sich synchronistisch jener Tage wieder zu erinnern sucht«, heißt es in den Tag- und Jahres-Heften für 1793. Beide Erzählungen wurden aus den gleichzeitigen Tagebüchern zu gleicher Zeit und in gleicher Weise — wie man wohl meinen muß — repetirt, revidirt und redigirt. Bereits im Januar 1820 begann diese Arbeit,[2] als Goethe die Briefe und Tagebücher von 1792—1795 wieder vornahm; nicht nur die eigenen Aufzeichnungen, auch ein häufiges Studium von Karten und gleichzeitigen Werken sollten ihm diese Tage lebendig machen. Er dictirte in den letzten Tagen des Januars die beiden Diarien von 1792 und 1793, entwarf Schemen dazu, bald dieses Jahr, bald jenes behandelnd; während am 22. Februar 1820 im Tagebuch »Schluß von 1793« verzeichnet wird, heißt es wieder am 7. März: »An dem Tagebuch des Feldzugs dictirt und corrigirt. Meistens den ganzen Tag damit beschäftigt«. Eine Sammlung von Porträts der französischen Revolutionsmänner soll ihm die Gestalten

---

[1] Vgl. Ditfurth, hist. Volkslieder 1763—1812, Berlin 1872, die Nummern 49 ff. Von belletristischen Erzeugnissen, welche diese Ereignisse behandeln, sind nur Heinrich Königs Werke erwähnenswerth (Clubbisten in Mainz, G. Forsters Leben in Haus und Welt).

[2] Nach den Aufzeichnungen der Tagebücher, Werke III, 7 u. 8.


Digitized by Google

vor das Auge bringen, die er dann so gern auch nach ihrem körperlichen Erscheinen schildert. Dann ruht die Arbeit wieder über ein Jahr, um während der letzten Thätigkeit an den »Wanderjahren« von 1821 wieder aufgenommen zu werden: da heißt es am 11. April 1821, daß Goethe abends allein für sich das Tagebuch der zwei Feldzüge durchlas. Diese Notiz steht ganz vereinzelt, wieder drängten die Wanderjahre, der Karlsbader Aufenthalt mit seinen geologischen Studien und die morphologischen Arbeiten die autobiographische Thätigkeit zurück, bis endlich vom November 1821 ab die Campagne unter den laufenden Arbeiten die erste Stelle einnimmt; nur selten — so etwa am 5. December — wird auch das Tagebuch von 1793 berücksichtigt. Es war wohl die Form, die in erster Linie zu schaffen machte, der gewöhnliche Ausdruck für die Arbeit an den Tagebüchern der Kriegsjahre ist »Revision« oder auch »Redaction«. Nach der Vollendung wurden die einzelnen Stücke im Familienkreise vorgelesen und Riemern zur Begutachtung übergeben; fort und fort geht das Kartenstudium und die Lectüre historischer Quellen nebenher. December 1821 begann die Mundirung der Campagne, am Ende des Monats wandern schon die ersten Blätter des Manuscripts zu Frommann; Februar 1822 werden nur mehr die Tage nach dem Rückzug aus der Champagne, die Rhein- und Moselreise, die Pempelforter Tage behandelt. Am 11. Februar heißt es bereits: »das nächste Manuscript als Folge der Campagne bedenkend«, wohl mit Bezug auf die »Belagerung«. Am 4. März bearbeitet er die kriegerischen Ereignisse des Winters von 92 auf 93, die Expedition auf den Hundsrück, Reinigung des Terrains von Feinden, die Vollendung der Einschließung von Mainz am 14. April, kurz Goethe bereitet den Uebergang zu den Ereignissen von Mainz vor, indem er sich aus einem Werk von Patje[1] kurz hierüber orientirt. Am 16. März wird der Winteraufenthalt 1792—1793 in Weimar abgeschlossen, das Manuscript an Meyer gesandt und sofort beginnt am nächsten Tage die energische Arbeit an der »Belagerung von Mainz«. Sie schreitet sehr rasch vorwärts, am 25. März ist das Tagebuch bereits zum größten Theil (bis zum 22. Juli 1793) durchgearbeitet, am 30. März wandert schon das neue Manuscript in die Druckerei; Kartenstudium unterstützt die Arbeit. Die »Campagne« ist am 14. April vollständig fertig, am 24. auch die Revision der Druckbogen vollendet; am selben Tage liest Goethe die »Belagerung« vor, und zwar

[1] Geschichte der merkwürdigen Begebenheiten 1789—1814, Hannover 1815.

Digitized by Google

wie es scheint als abgeschlossenes Werk, denn von diesem Tage ab findet sich in den Tagebüchern kein auf sie bezügliches Wort mehr. So ist nicht nur die Arbeit an der Belagerung viel rascher, als die der Campagne, sondern es scheint auch das Interesse am vollendeten Werk viel geringer gewesen zu sein, da der Fortgang des Druckes nicht verzeichnet wird.

Warum nun Goethe die beiden Werke so ungleich behandelt hat, läßt sich kaum entscheiden; es mag daran schuld gewesen sein, daß einerseits die Campagne in Frankreich auch historisch viel wichtiger erscheinen musste, andererseits Goethe gar nicht im Stande war, als Augenzeuge ein vollständiges Bild von der Belagerung zu entwerfen. Auch scheint seine Stimmung im Kriegslager vor Mainz trotz der wesentlich größern Behaglichkeit und Sicherheit weit gedrückter gewesen zu sein, als einst in der Champagne, wie er denn auch nur ungern dem Rufe des Herzogs folgte, der bereits am 18. Februar 1793 in freundschaftlichster Weise an ihn erging.[1] Schließlich waren die eigentlich militärischen Actionen vor der Festung mehr oder weniger technischer Natur, dem Laien wenig verständlich, ganz anders wie die grellen, großen Bilder eines Feldzugs; die eigne Thätigkeit Goethes hingegen war gering, da ihn die wilde, wüste Gefahr seltsam anzog. Alles dies wirkte gewiß zusammen, daß Goethe vor Mainz ein recht dürres und dürftiges Tagebuch führte, dann aber nicht viel Gelegenheit fand, bei der Redaction viel auszugestalten. Gleichzeitige Briefe ergeben bald, daß seine revidirende Thätigkeit wenig über das rein Formelle hinausging und er die alten Papiere ziemlich unverändert aufnahm. So z. B. jene »Relation« über den Marienborner Ueberfall, die er neben einer kurzen Beschreibung desselben einfügt, und die er brieflich an Herders und Jakobi sandte.[2] Die Veränderungen sind hier theilweise rein stilistischer Natur, theils betreffen sie einige geringe Details; da in diesem Falle das eigenhändige Concept der Relation enthalten ist, so läßt sich leicht erkennen, daß in der »Belagerung« die ursprüngliche Niederschrift treuer erhalten ist, als in dem Briefe. Es heißt z. B. im Concept und in der Belagerung wörtlich gleichlautend: ».... als

[1] Briefwechsel I, S. 179. Wenn es am Schluß der »Campagne« heißt, die Aufforderung, nach Mainz zu gehen, sei gleichzeitig mit der Nachricht von der vollendeten Blokade (14. April) eingetroffen, so scheint dies nur der künstlerischen Abrundung wegen angegeben zu sein; läßt sich auch kaum mit einem Briefe an Jakobi vom 17. April 1793 vereinigen, darin es heißt, er sei schon wieder reisefertig.

[2] Am 2., respective 5. Juni 1793; in den Lesarten zu dem ersten Briefe (Werke IV, 10, S. 377) das ursprüngliche Concept.


Digitized by Google

diese nach vollendeter Arbeit zurückgiengen, folgten ihnen die Franzosen, und einige Patrouillen wurden dadurch irre gemacht. Sie kamen unentdeckt ziemlich weit vorwärts, und als man sie bemerkte und auf sie schoß, drangen sie in der größten Eile nach Marienborn vor und erreichten das Dorf gegen ein Uhr«. Brieflich dagegen heißt es, mit offenbar vermehrter Kenntniß: ».... als diese nach vollendeter Arbeit zurückgiengen, folgten ihnen die Franzosen. Einige Patrouillen achteten das Geräusch nicht, andre riefen sie an und hielten ihren undeutlichen Gegenruf für Ungrisch. Genug sie drangen unentdeckt weit vor und als man sie endlich erkannte und nach ihnen schoß, eilten sie nach Marienborn, erreichten das Dorf gegen ein Uhr .....« etc. nun wieder wörtlich übereinstimmend. Auch sonst herrscht genaueste Uebereinstimmung zwischen den Briefen und dem Tagebuch, wie denn die Lücke anfangs Juli ihre Entsprechung in den ganz geringen Andeutungen findet, die Goethe um diese Zeit brieflich von der Belagerung macht, im allgemeinen nur seiner fatalen Stimmung Ausdruck gebend. Am meisten Detail theilt er noch Voigt mit.[1]

Zeigen die Briefe im Thatsächlichen wenig Abweichung, so tritt ein Moment stark hervor, welches in der »Belagerung« kaum angedeutet ist, der Zweifel am Ernst der ganzen Kriegsführung. Derartige Aeußerungen finden sich z. B. im Briefe an Voigt vom 31. Mai, an Kirms vom 4. Juni, besonders deutlich an Voigt vom 14. Juni, und sie werden gewiß als Echo der Stimmungen und Aeußerungen in der militärischen Umgebung des Herzogs aufzufassen sein. Die »Belagerung« hingegen beschränkt sich auf die Wiedergabe der Thatsachen, vor allem derer, die Goethe als Augenzeuge erleben durfte.

Nun wird gewiß niemand zweifeln, daß Goethe hier wie immer und überall beobachtete und wiedergab, was ihm möglich war; anders aber ist die Frage, ob dies eben bedeutend war. Goethes Stellung war sonderbar genug, in keiner Weise präcisirbar; er war hierher gekommen auf Einladung des Herzogs, lebte in seiner Nähe und vertrautem Umgang, aber doch recht auf eigene Faust. Carl August commandirte sein Kürassier-Regiment, das oft in die Action eingriff, persönlich, er bewährte sich hier schon als den tapfern Mann, als welchen er 1806 sich darthat, und nach Goethes Urtheil konnte sich kein Fisch im Wasser besser fühlen als er in den kriegerischen Verhältnissen. Die Ansichten dieses eifrigen Soldaten nahm Goethe gewiß in erster Linie auf, der grollende Unmuth über die laue

[1] Briefe vom 3. und 9. Juli.

Kriegsführung rührt von dieser Seite her. Selbst in den Briefen erfahren wir das Schlimmste nicht, was sich in dieser Hinsicht sagen ließ und zweifellos auch gesagt wurde, geschweige denn in der »Belagerung«;[1] Goethe verlor auch darum schon die Lust an Aufzeichnungen, er brachte nicht die Lust an der hierzu nöthigen »Commérage und Kannegieserei« auf, er konnte die »Advocatenarbeit« einer hinterhältigen Berichterstattung nicht mit einigem Humor unternehmen. Nicht eben abgeschwächt wurde die Stimmung durch den häufigen Verkehr im Hauptquartier; ein erstes Gespräch bei Graf Kalckreuth »über Persönlichkeiten und deren Verhältnisse, die gar Mancherlei wirken, ohne daß sie zur Sprache kommen«, weist wohl auf Friedrich Wilhelm und seine Umgebung hin. Die hohe preussische und kaiserliche Generalität wurde natürlich häufig vom Herzog empfangen, und man war gar nicht gewohnt, sich in diesen Kreisen besonders viel Reserve aufzuerlegen; »eine heftige Widerrede gegen alles, was von oben herein befohlen und veranstaltet war, gehörte zur Tagesordnung«. Selbst wichtigen Gesprächen von Fürstlichkeiten konnte Goethe mehrere Male beiwohnen; besonders den spätern Bayernkönig, damals Prinz von Zweibrücken Maximilian und den Landgrafen von Hessen fand er sich gewogen.

Neben solchem hohen Verkehr, in dem viel zu lernen und zu erfahren war, pflog Goethe eifrigen Umgang mit den Weimarer Offizieren, nahm an ihren kleinen Gelagen theil und erwies sich als geduldigen Krankenbesucher. Selbst um die Mannschaft kümmerte er sich; mit Erstaunen und Rührung lesen wir, wie er Voigt[2] ersucht, die schwangere Geliebte eines Weimarer Jägers, Blumenstein, vor Unannehmlichkeiten des Stadtrathes zu schützen, denn »es gehen jetzt soviel Weltbürger zu Grunde, daß man den neu eintretenden wohl ihre Ankunft facilitiren kann«. So war Goethe wohl in der Lage, trotz seiner Laienhaftigkeit durch andere ein Urtheil über die Vorgänge sich zu bilden; soviel an ihm lag, selbst sich Kenntniß der Situation zu verschaffen, versäumte er nicht. Auf günstigstem Posten, recht in der Mitte der linksrheinischen Cernirunglinie situirt, ritt er unermüdlich auf die besten Aussichtspunkte, wie zu den einzelnen Positionen, studirte Pläne und machte sich kleine Croquis; selbst bei Gefechten vermied er nicht, nahe an den Schauplatz heranzureiten und vergaß gegen Ende der Belagerung, durch Gewöhnung abgestumpft, jede Vorsicht. »Ohne Ordre und Beruf« ritt er an die gefährlichsten

[1] Goethes Briefe an Jakobi vom 5. Juni und 7. Juli.
[2] 3. Juli.


Digitized by Google

Posten, ließ sich gegen ein Trinkgeld vom Wachtposten mitten im Bombardement an Aussichtspunkte führen, wo man gelegentlich Anwandlungen von Kanonenfieber fühlen konnte, und man weiß nicht, soll man sich mehr über die Kühnheit des Civilisten wundern oder über die Gemüthlichkeit der Soldaten, die ihn »gegen ein Trinkgeld« durchließen. Nur den rechten Flügel des Belagerungs-Corps besuchte Goethe niemals und ist also über die Vorgänge auf dieser Seite so gut wie gar nicht unterrichtet.

Als Goethe im Lager eintraf, war der erste Theil der Action gegen Mainz, die Blokade, schon längst im Gange. Was vorhergegangen war zu schildern, vermeidet Goethe; er fügt kaum zu den Berichten seines Tagebuchs hinzu, was zum Verständniß unbedingt nöthig ist, da die »Belagerung« doch vor allem autobiographisch ist. Will man sie indeß auf ihren historischen Werth prüfen, so ist eine Darstellung der vorhergegangenen Ereignisse wohl nöthig. Seit Ende October 1792 war die alte nur schwach besetzte Reichsfestung durch den kecken Handstreich Custines im Besitz der Franzosen. Custines Aufgabe, von ihm freilich nicht im vollen Ernst aufgefaßt, war es, die Festung nun widerstandsfähig zu machen, und so wurden die Wälle in Stand gesetzt, die Geschütze in Ordnung gebracht, in Castel am rechten Rheinufer ein starker Brückenkopf geschaffen, während in der Umgebung durch allerlei Streif- oder Raubzüge Schrecken verbreitet und Geld erpresst wurde. Fast schien es, daß diese Arbeit arg gestört werden solle, als die Armee der Alliirten drohend gegen Mainz heranzog. Die Franzosen traten ihnen nicht energisch genug entgegen; am 1. December eröffneten die Hessen unter Oberstlieutenant Rüchel den Angriff gegen Frankfurt, welches General Helden im Auftrag Custines zu halten hatte, unter der Unterstützung der Bevölkerung erzwangen sie sich am ersten Adventstag (2. December) den Einzug. Nun aber stockte der Vormarsch; die Armee war ermüdet, ohne Belagerungsgeschütz, der Winter nahte und Mainz war nun in besserem Stande, von 23,000 Mann besetzt. Ein lässiger Krieg wurde um die Dörfer am rechten Rhein- und Mainufer, Hochheim und Kostheim, geführt, welch ersteres nach mehreren Kämpfen schließlich von den Preußen und ihren Verbündeten, das letztere von den Franzosen besetzt wurde; in Mainz wurde am 20. Januar der Belagerungszustand decretirt und für die Verpflegung gesorgt, während die Verbündeten um Hochheim herum Winterquartiere bezogen. Erst im März begannen wieder Feindseligkeiten. Custine, vom Convent zum Obercommandanten der Rhein-Armee ernannt, ging am 19. März nach Landau ab und vergab die Commando-

Digitized by Google

Stelle über die Festung an d'Oyré, einen der älteren wenig populären Generale. Mehr ihm zur Seite als unter ihm stand Meusnier, der Commandant von Castel, ein richtiger Sansculotte. Truppencommandant war Aubert-Dubayet, ein Amerikaner aus Louisiana, wenig hervorgetreten als Mitglied der Assemblée législative, später aber tüchtig bewährt im Vendéer-Krieg und als Diplomat.

Neben diesen 3 Obergeneralen saßen im Kriegsrath, den sich l'Oyré beigeordnet hatte, die Generäle de Blon u. A. Verhängnisvollen Antheil an den Berathungen dieser Behörde nahmen ferner die Commissäre des Convents, die Deputirten Merlin (de Thionville) und Rewbell, und der vollziehenden Gewalt, Simon und Grégoire.

Der obersten Behörde standen etwa 23,000 Mann zur Verfügung, Linie und wenig brauchbare Nationalfreiwillige. Für die Verpflegung dieser Heeresmasse nebst 3000 Pferden, die allmählich auf 1400 zusammenschmolzen, war nicht zum besten gesorgt. Getreide war wohl hinreichend, Mehl dagegen sehr wenig vorhanden. Fourage und Pulver war genügend da, an Fleisch fehlte es aber sehr. Man hatte den Bürgern Verproviantirung auf 7 Monate (vom 15. April an) anbefohlen; viele entzogen sich dieser Maßregel durch Auswanderung.

Waren die Verhältnisse der Franzosen gewaltsam stabilisirt, so schwankten die ihrer Gegner bedeutend. Im Beginn des Feldzugs (Winter 1792) standen auf dem rechten Rheinufer etwa 60,000 Mann, 50,000 Preusen, 4000 Hessen, 5000 Sachsen, die, mit Wurmsers Armee am Oberrhein vereinigt, und von F. M. Coburg aus den Niederlanden her verstärkt, ein Berennungs-Corps und ein Observations-Corps bilden sollten. Ende März begann die Vorhut dieser Truppen über den Rhein gegen die Truppen Custines und Neuwingers, welche sich auf die Festung Landau stützten, vorzugehen; in einer Reihe blutiger, für die Deutschen durchaus siegreicher Gefechte wurden die Franzosen immer mehr nach Süden zurückgeworfen. Schon kehrten die vor den Franzosen geflohenen Bewohner des Rheingaus zurück und Mainz drohte gänzlich von Custines Rheinarmee abgeschnitten zu werden. Am 30. März sollte eine Colonne von 8000 Mann mit den Deputirten und Clubbisten aus Mainz zu Custine stoßen, sie wurde aber mit schweren Verlusten in die Festung zurückgedrängt, welche von da ab gänzlich isolirt war. Man begann mit der Blokade; auf dem linken Rheinufer, in sehr weiter Aufstellung, standen unter Generallieutenant Graf von Kalckreuths Oberbefehl 13 Bataillone Infanterie, 14 Escadronen Cavallerie, die entsprechende Anzahl Geschütze von den Preussen, 12 Bataillone

Digitized by Google

Infanterie, 10 Escadronen Cavallerie, entsprechend viel Artillerie von den Kaiserlichen, dazu noch Hessen und Pfälzer; auf dem rechten Ufer bei Hochheim die schwächere Abtheilung des Feldmarschalllieutenants Schönfeld, Preussen, Sachsen und Hessen, auf der Gustavsburg am linken Mainufer Oberst Rüchel, beide mit starker Artilleriestellung. Anfangs war die ganze Belagerungs-Armee nur 33,000 Mann stark, am Ende der Belagerung standen unter Kalckreuth 28,000 Mann, unter Schönfeld 15,000. Besonders empfindlich war der Mangel schweren Belagerungsgeschützes, welches weither unter großen Kosten und großer Mühe, sehr allmählich, herbeigeschafft wurde.

Der Beginn der Blokade im April verging unter Kämpfen um die beiderseitigen Positionen. Die Franzosen hatten eine Anzahl weit vorgeschobener Posten besetzt und stark befestigt; auf dem rechten Ufer Kostheim, dann die Inseln des Rheins, die Ingelheimer- und Peters-Au, auf dem linken Ufer, wo längst, noch auf Custines Befehl, die schönen Gärten, die Landhäuser und Capellen außerhalb Mainz zerstört waren, die Dörfer Weißenau und Zahlbach; eine alte schwedische Lagerfestung, die Gustavsburg auf dem linken Mainufer, hatten sie zu besetzen versäumt, ebenso die »Mainspitze«, mehrere Inseln am Zusammenfluß der Ströme, um die viel gestritten wurde. Die deutsche Armee, im weiten Halbkreis am linken Rheinufer von Ingelheim über Stadeck bis Oppenheim aufgestellt, rückte — nachdem einige Verhandlungen gescheitert waren — concentrisch gegen die Festung vor.

Hechtsheim, Laubenheim, Marienborn, Draiß, Finten (Fintheim) blieben lange die Standorte der Truppen. Neue Schanzen wurden angelegt. Der Kampf drehte sich hauptsächlich um den Besitz einiger Dörfer auf beiden Rheinufern, u. a. Kostheim, das mehrmals verloren, am 6. Mai den Franzosen überlassen werden mußte. Der Versuch einer Zurückeroberung (8. Mai) mißlang, ebenso die Bemühungen der Franzosen, weiteres Terrain zu gewinnen. In der Stadt selbst richteten die Kugeln der Belagerer keinen Schaden an. Uebermäßige Theuerung herrschte noch nicht; viele Familien wurden exportirt; die Zahl der also Entfernten soll 15,000 erreicht haben.

Draußen hatten es sich die Belagerer recht gemüthlich gemacht. Die vornehmen Herren hatten ihr Lager in allerlei anmuthiger Weise ausgeziert, was Goethe gern hervorhebt, besonders Friedrich Wilhelm betrachtete die Sache als eine Art Schaustück (wie z. B. nur ihm zu Ehren am 8. Mai Kostheim gestürmt wurde) und suchte sich obendrein in Frankfurt die Zeit zu vertreiben. Die Soldaten folgten in

ihrer Weise dem Beispiel der Hohen, wofür man in der Selbstbiographie des berüchtigten Laukhardt — von Goethe übrigens vor der Redaction der »B. v. M.« eingesehen — der als gemeiner Grenadier beim Regiment Thadden diente, eingehendste Details findet.[1] An das Schießen hatte man sich so gewöhnt, daß die Leute aus dem Verkauf gefundener Kanonenkugeln, das Stück zu einem Kreuzer, ein einträgliches Geschäft machten. Das Seltsamste war ein von grimmigem Humor gewürzter, aber nicht unfreundlicher Verkehr der Gegner unter einander, vor allem eine ritterliche Kameradschaft unter den Offizieren.

Unmuthig war Goethe am 26. Mai von Frankfurt abgereist, um gleich auf dem Wege eine Probe ungünstiger Sachlage zu bekommen, da er in Flörsheim, dem Dépôt-Orte, noch viel Geschütz sah, welches nun vor der Festung schon so nothwendig war. Die altberühmte Chaussée von Frankfurt nach Mainz war für ihn unbrauchbar, da sie über Hochheim in das Lager Schönfelds führte, dann vor Kastel gesperrt war; er passirte die neu errichteten Schiffsbrücken bei Rüsselsheim über den Main, bei Ginsheim über den Rhein. Das kaiserliche Lager umgehend suchte er hinter der Armee im Dorfe Ober-Olm Quartier, nicht ohne diese rechte Seite genau besichtigt zu haben; die ordinärste Plage aller, die in Dorfwirthshäusern übernachten müssen, trieb ihn eiligst ins Lager zum Herzog.[2] Die Weimar-Kürassiere waren zur Deckung des Hauptquartiers, des Marienborner Pfarrhauses, bestimmt; eine Escadron lag dicht dahinter, die anderen auf den Anhöhen westlich des Dorfs, neben dem preußischen Infanterie-Regiment Thadden. Von den dort gelegenen Schanzen konnte Goethe leicht das Feld vor Mainz übersehen, ein wenig coupirtes Terrain, nur von den tiefen Einschnitten eines Bachs und seiner Zuflüsse unterbrochen; besonders fiel ihm der Punkt, etwa in der Mitte zwischen Marienborn und der Festung auf, wo die Gegner unmittelbar an einander standen, die »neue« (am 7. Mai errichtete) französische Schanze von Zahlbach und das »merkwürdig gefährliche Verhältniß« des preußischen Postens bei Bretzenheim. Es war gut für solche Beobachtungen, daß der 26. und 27. Mai so ruhig verliefen, der erste nur einiges Canoniren, der zweite Cavallerieverschiebungen brachte. Im deutschen Lager war allerdings große Aufregung durch das thörichte Gerücht entstanden, Schönfeld sei zu den Franzosen übergetreten, das erst bei dessen Erscheinen zu Pferde inmitten der Truppen ver-

[1] III, S. 385 ff. Goethes Tagebuch vom 12. Januar 1820.
[2] Vgl. den Brief an Christiane vom 29. Mai.

Digitized by Google

stummte. Goethe suchte sich heimisch zu machen, machte Besuche bei den Offizieren, erneuerte beim Lagerfeuer die Erinnerung an die Bivouacs der Champagne; in Worten, dahinter die Ironie versteckt liegt, schildert er das Champagnisiren und die sonderbare Tafelmusik, welche sich die Offiziere vorspielen ließen: die Marseillaise. So wenig waren sich die Offiziere eines scharfen Gegensatzes zu den Franzosen bewusst.

Mit dem ersten Tage nun beginnt Goethe seine Chronik der Kriegsereignisse, ohne rechtes Verständniß: einen der häufigen Angriffe eines französischen fliegenden Corps auf Bretzenheim, der sogleich zurückgenommen wurde, nahm er für einen ernsthaften Versuch, sich des Dorfes zu bemächtigen, wogegen er einen bedeutenderen Kampf an derselben Stelle, welcher am nächsten Tage stattfand, verschweigt, ebenso wie das Eintreffen neuer bayrischer Truppen. Wieder begegnen wir seiner schweigend ironischen Kritik der Kriegsführung in der Schilderung des hessischen Lagers bei Finthen, darin man kaum die Darstellung eines Kriegslagers vermuthen würde; der ganze, anmuthig-spielerige Eindruck musste ihm verstärkt werden durch den Besuch der beiden mecklenburgischen Prinzessinnen, der nachmaligen Königin Luise und ihrer Schwester, himmlischen Erscheinungen im Kriegsgetümmel, wie es ironisch übertreibend heißt. An Voigt berichtet er[1] mit unverblümtem Spott, wie er alles so artig eingerichtet fand und ihm »die ganze militärische Haushaltung auf einen angenehmen und wie es schien dauerhaften Fuß« gesetzt schien. Freilich nur schien, denn schon in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai wurde er und mit ihm das ganze Lager auf unangenehmste Weise aus der Sicherheit aufgeschreckt.

In dieser Nacht fand ein Ueberfall auf das Hauptquartier der Verbündeten statt, der eine gewisse Berühmtheit erlangte durch die große Keckheit seiner Ausführung. Wie tief das Ereigniß auf Goethe wirkte, beweist die Anzahl der Berichte hierüber aus seiner Feder: außer dem Context der »Belagerung«, also der Tagebuch-Aufzeichnung, die schon erwähnte gleichsam officielle »Relation«, dann Briefe an Minister Voigt und Christiane Vulpius. Er war durch das Feuern erweckt worden, als die Franzosen schon im Orte waren, »eine halbe Stunde von uns«, schreibt er beschönigend an Christiane; mitten unter dem Schießen ritt er vor, suchte sich zu orientiren und traf Anstalten zur Flucht. Bei Tagesanbruch sah er im Schein der aufgehenden Sonne die Leichen, ein Schauspiel, das ihn tief ergriffen

[1] 31. Mai.


Digitized by Google

haben muß, da er es zweimal[1] erwähnt. Angesichts der nahen Gefahr drängt sich das sonst mehr zurückgehaltene Gefühl zutage in den Zeilen: »Behalte mich lieb, ich werde mich um deinetwillen schonen denn du bist mein liebstes auf der Welt. Küsse den Kleinen. Ich hoffe wir sehen uns bald wieder«. Und an Voigt: »Behalten Sie mich lieb und nehmen Sich der meinigen an wenn mir ein Unfall begegnen sollte«. Wenn er auch bald den Gleichmuth wieder fand, um in der Relation kurz und trocken, offenbar nach erhaltenen Aufklärungen, die Begebenheit darzustellen, so blieb ihm nachhaltig der Eindruck, die Franzosen wären in vortheilhafter Lage, die Art ihrer »offensiven Defension« recht angethan, das Lager der Verbündeten ernstlich zu gefährden.

Wir sind in der Lage, Goethe selbst in den geringsten Details an der Hand fremder Quellen zu controliren. Es handelte sich um ein von langer Hand vorbereitetes Unternehmen, eine Ueberraschung im großen Stil, wie solche bisher nur auf dem rechten Ufer vorgefallen waren. Im französischen Kriegsrath war man uneins über den Ort des Angriffs, d'Oyré war für ein Unternehmen auf dem rechten Ufer, wo reiche Beute zu holen war, es siegte aber die Meinung der Generäle Schaal und Dubayet, für welche auch Merlin eintrat, mittels kecken Handstreichs das Hauptquartier zu überfallen und Kalckreuth wie Louis Ferdinand aufzuheben. In drei Colonnen vollzog sich der Angriff — es war dies kein bloßes Gerücht, wie Goethe behauptet — die Angriffscolonne unter Marigny, zwei Reservecolonnen unter Schaal und Dubayet, im Ganzen an 4000 Mann. Marigny, von den Reservecolonnen gedeckt, sollte gegen Marienborn marschiren, die davor postirten Batterien stürmen, Kalckreuth todt oder lebend, Louis Ferdinand unbedingt lebend einbringen, dann das Lager anzünden und sich mit möglichster Schnelligkeit zurückziehen; allgemeines Feuern und falsche Attaquen bei Weisenau, bei Kostheim, bei Biebrich und Mosbach die Aufmerksamkeit des Feindes zersplittern. Als Führer dienten Schreiber, der Schulze von Ober-Olm, und Lutz, der Schreiber dieses Dorfes, ferner 6 Clubbisten mit ihrem »Oberst«, dem Gastwirth Rieffel. Um 11 Uhr setzte sich die Colonne in Marsch und bewegte sich von Zahlbach aus im Gerinne des Wildbachs und auf Serpentinenwegen weiter; jener von Goethe erwähnte Umstand, die Franzosen wären mit den zum Abmähen des Getreides beorderten Leuten verwechselt worden, wird in

[1] Im Context der »Belagerung« und im Briefe an Christiane vom 31. Mai.


Digitized by Google

den offiziellen Journalen überall berichtet; Laukhardt behauptet,[1] dies sei offizielle Beschönigung, die Franzosen hätten das Feldgeschrei gekannt. Verrätherei wittern auch die Mainzer Minister,[2] die behaupten, Schönfeld sei von dem ganzen Plan unterrichtet gewesen, habe es aber Kalckreuth verschwiegen. Es scheint diese Sache auch thatsächlich nicht so ganz unschuldig gewesen zu sein, da unmittelbar darnach der Mißbrauch abgestellt wurde, bei den Ablösungen Parole und Feldgeschrei laut zu rufen, und auch sonst verschärfte Maßregeln angeordnet wurden. Wie dem auch sei, jedenfalls gelangten die Franzosen ganz ungehindert durch die vorgeschobenen Posten nach Marienborn; dort erst fielen, nach 12 Uhr, die ersten Schüsse von den weichenden preußischen Feldwachen. Auch die Escadron Weimar beim Chausseehaus musste weichen, das Marienborner Pfarrhaus, das Hauptquartier, war schon erreicht, als Kalckreuth mit wenigen Ordonnanz-Husaren es verließ; Schreiber hatte schon die Pferde am Zügel erfaßt, wurde aber von einem Husaren niedergeschlagen. Unter wildem Schreien »vive la Nation« entbrannte sofort ein heftiges Gewehr- und Geschützfeuer, Kalckreuth ließ die Regimenter Weimar, Wegner und Thadden vorrücken — so berichtet auch ganz richtig Goethe in der »Belagerung«, während er in dem Briefe an Herder von den Regimentern Wagner und Lottum spricht — und sofort wich der Feind, von Prinz Louis Ferdinand mit geringer Macht bis gegen Zahlbach verfolgt. Nur eine Batterie war genommen, die Geschütze derselben vernagelt worden, eine zweite zu stürmen hatten sich die feigen Grenadiere geweigert. Von den Franzosen, die bei energischerer Verfolgung leicht hätten aufgerieben werden können, waren 2 Offiziere, 33 Mann gefangen, 37 Todte und schwer Verletzte geblieben, eine Menge leicht Verwundeter gelangte nach Mainz zurück. Auf Seite der Alliirten war Major La Viere gefallen, der Adjutant Kalckreuths, Rittmeister Voß und ein anderer Capitain starben später, 4 Offiziere, darunter durch eine leichte Contusion auch Louis Ferdinand, waren verwundet, 47 Mann gefallen.

Es war verhältnißmäßig wenig geschehen, und so zogen denn auch die Franzosen aus dem geringen Resultat der großartig geplanten Unternehmung den Schluß, solche gefährliche Husarenstückchen im großen Maßstabe mit ihren schlecht disciplinirten Truppen nicht zu wagen; der moralische Erfolg war doch nicht unbedeutend. Im preussischen

[1] Selbstbiographie III, S. 370.
[2] Schreiben Bibras, des Mainzer Vicedoms, den 4. Juni, bei Bockenheimer S. 38.

Digitized by Google

Lager traf man scharfe Maßregeln. Durch Anlage neuer Befestigungen sicherte man das Hauptquartier, zu dessen ständigem Soutien zwei Grenadierbataillone bestimmt wurden; das ganze Regiment Weimar wurde weiter vorgenommen, mit ihm Goethe.

Künftighin kam Goethe nie mehr in die Nähe der eigentlichen Action. Mit Antheil besuchte er den armen Rittmeister Voß auf dem Sterbebette und fühlte sich im Genuß der Landschaft durch die Scenen des Todes und Verderbens arg gestört, eine herbe Stimmung verließ ihn von da ab nicht mehr. Ruhig und trocken geht sein Tagebuch fort, nicht eben reichhaltig; es war auch nicht immer viel zu berichten. Am Abend des 2. Juni fand wieder ein fruchtloser Angriff auf die Blei-Au, die große Insel an der Mainspitze statt, deren Besetzung Meusnier sich in den Kopf gesetzt hatte, der 3. Juni verlief ruhig, es war Begräbnißtag, am 4. Juni, von Goethe nicht erwähnt, griff Cavallerie und leichte Artillerie den Posten bei Bretzenheim an; Merlin war bei den Truppen, bediente selbst ein Geschütz und commandirte den Rückzug, wobei ihm sein Pferd erschossen wurde. Wichtiger war der 5. Juni, von welchem Goethe nur Verschanzungs-Arbeiten und Feuern an der Mainspitze zu berichten weiß, ohne nähere Kenntniß der Vorgänge. Man hatte schon in der Nacht begonnen, aus allen Batterien auf dem rechten Ufer Kastel, Kostheim und besonders die französischen Inseln zu beschießen. Meusnier, dessen Hauptsorge sich auf diese Punkte concentrirte, besuchte auf einem Nachen mitten unter dem Feuer die bedrohten Inseln, da traf ihn von der Gustavsburg her ein Projectil oberhalb des Knies. Es waren an jenem Tage auf deutscher Seite nur 7 Mann gefallen, auf französischer Seite jedenfalls weit mehr, wenn auch die Angabe im Belagerungs-Journal des Obersten Rüchel (600! Mann Verlust der Franzosen) zweifellos übertrieben ist. Indeß, ein Mann wie Meusnier wog hunderte auf. Man hatte ihn in die Domprobstei gebracht, wo er nach furchtbaren Leiden am 13. Juni starb, schwer betrauert von den Franzosen, geehrt auch von den Alliirten, die zu seiner Leichenfeier 14 Schüsse abfeuerten. An seine Stelle trat für kurze Zeit Merlin, dem aber die Soldaten nicht gehorchen wollten, dann Aubert-Dubayet.

In den Tagen vom 6. bis 8. Juni waren von den Kaiserlichen wieder neue Verstärkungen eingetroffen, 3 Divisionen Wurmser-Husaren und 3 Bataillone Infanterie, theils bei Marienborn, theils bei Hechtsheim dislocirt. So ruhig war es sonst, daß Goethe nicht nur mit Muße Briefe schreiben konnte, darin er wieder über dichterische Arbeiten der

Digitized by Google

letzten Zeit spricht, sondern selbst die Thätigkeit am »Meister« aufnahm. Die Verwandlung der Blokade in die eigentliche Belagerung stand nahe bevor, viel besprochen, aber noch für einige Zeit durch Allarmirungen und Neckereien hinausgeschoben. Am 9. wurde die sächsische Feldwache mit einigem Erfolg überfallen; ein größeres Unternehmen fand am folgenden Tag statt, zu dem Goethe, von der ersten und einzigen Partie über den Rhein in den Rheingau zurückgekehrt, eben zurechtkam.[1] Es war eine allgemeine Allarmirung des rechten wie linken Belagerungs-Corps, doch galt der Hauptangriff einem kaiserlichen Posten bei der Kirche zum heiligen Kreuz; die Alliirten verloren dabei weniger Mann als die Franzosen, die Kirche ging aber in Flammen auf. Die Datirung der Ereignisse scheint in diesen Tagen bei Goethe irgendwie in Verwirrung gerathen zu sein, da die Journale bis zum 12. Juni nichts, dagegen vom 13. Juni einen Ueberfall auf Mombach und Gunzenheim verzeichnen, den Goethe auf den 10. Juni verlegt; er wurde übrigens von den Hessen leicht zurückgeworfen. Sonst waren die Tage durchaus den Vorarbeiten zur Belagerung gewidmet, das Geschütz, holländisches und preussisches aus Wesel, wurde concentrirt, ein Belagerungs-Dépôt hinter Hechtsheim formirt. Gleichzeitig wurde — ein verläßliches Zeichen nahender Ereignisse — oberhalb von Marienborn ein Lager für den König in Stand gesetzt, wieder mehr ein Lust- als ein Kriegslager. Diese unnöthige Coquetterie im Felde war wohl die Ursache, daß »einige scheinbare Anstalten zur Belagerung Goethes schwachen Glauben nicht aufrichten konnten«,[2] aber es war diesmal doch Ernst.

Jedermann erachtete den Beginn der Belagerung für dringend, nur über die Ausführung wurde noch debattirt.[3] Von vornherein wollte man den Schwerpunkt des Angriffs auf das linke Ufer verlegen. Im Kriegsrath zu Biebrich am 12. Juni wurde beschlossen, am 14. Juni die französischen Erdarbeiten zu nehmen, in der Nacht auf den 16. die Franzosen völlig aus Weißenau zu werfen und sogleich bei einem Nonnenkloster daselbst eine Redoute zu errichten; an diese sollte

[1] Vgl. den Brief an Herder vom 15. Juni. In der Belagerung ist der französische Ausfall auf den 9. Juni verlegt; diese regelmäßig nächtlichen Ausfälle können natürlich nicht immer dem Tag nach datirt werden.

[2] An Voigt vom 14. Juni.

[3] Das Folgende durchaus nach den Acten des österreichischen Kriegs-Archivs, die nicht überall mit den übrigen Quellen übereinstimmen; insbesondere ist das Eingreifen des Königs Friedrich Wilhelm II. hier schärfer gezeichnet.

Digitized by Google

sich der Anfang der Tranchéen knüpfen. Sehr rasch verbreitete sich die Kunde von diesen Beschlüssen im Lager, so daß auch Goethe davon hörte und nach der hochgelegenen Schanze vor Hechtsheim ritt, um die Wegnahme der Weißenauer Flèche anzusehen.

Es gelang nun freilich, diese Schanze wegzunehmen, wie Goethe berichtet, weil sie ganz unbesetzt war; aber der eigentliche Zweck, die Eröffnung der Laufgräben, scheiterte an thörichten Mißverständnissen. Der König hatte ursprünglich einen allgemeinen Angriff untersagt; die Offiziere aber, die man mit der Errichtung der Redoute beim Nonnenkloster betraut hatte, machten Gegenvorstellungen, und so lautete die Disposition, welche, vom Obersten v. d. Lahr entworfen, am 15. Juni veröffentlicht wurde, ganz anders. Am rechten Flügel sollten unter Leitung des General Manstein 3 Bataillone preußischer Infanterie die alte Favorite und die Batterie vor dem Nonnenkloster bei Weißenau angreifen, zwei kaiserliche Halbbataillone dagegen Weißenau selbst; 600 Arbeiter hatten diesen Angriffscolonnen zu folgen. Im Centrum sollten 5 preußische Bataillone unter General Borch, 8 kaiserliche unter General Minucci zur Verwendung kommen, mit ihnen zwei Colonnen Arbeiter, am linken Flügel die Cavallerie, und zwar die Weimar-Kürassiere unter dem Herzog, die kaiserlichen unter Oberst von Wachenheim. Dort, am linken Flügel, sollten unter den Stabsoffizieren Hohenlohe und Lopum falsche Attaquen auf Zahlbach und Dahlheim, auf den Hauptstein, auf das Gauthor und auf die Philippsschanze stattfinden. Im Lager blieben unter den Generälen Wolframsdorff, Kleist und Prinz Louis Ferdinand die übrigen Truppen unter Waffen. Mit Einbruch der Dunkelheit sollten die falschen Attaquen beginnen, den Arbeitern war natürlich jedes Geräusch untersagt. Auf dem rechten Ufer hatten die Generallieutenants Biesenrodt und Lindt, der sächsische Commandant, Anstalten zu treffen, als sollten hier die Laufgräben eröffnet werden; erst bei heftigem Feuer auf der linken Seite sollte hier das Geschütz in Action treten, gleichzeitig Kostheim gestürmt werden. Der König und sein Stab werde beim heiligen Kreuz halten. — So war nun doch ein allgemeiner Angriff angeordnet, die Wegnahme von Weißenau nur als beiläufige Aufgabe angegeben; ohne den rechten Flügel vor dem Feind ganz zu sichern, sollte man die Tranchéen hier eröffnen. Am 16. Juni bezog der König morgens sein Quartier in Marienborn, versammelte sogleich die Generalität und schärfte ein, das Blut der Soldaten zu schonen, Weißenau nicht unnöthig zu forciren; dagegen wurde Hauptmann Bulinger beauftragt, eine Redoute am rechten Flügel an-

Digitized by Google

zulegen. Aus allem war ersichtlich, daß der oberste Befehlshaber, der König, keineswegs mit sich im reinen war, vor allem nicht entschlossen war, die Errichtung des rechten Flügels der Tranchéen durchzusetzen, koste es, was es wolle. Was Wunder, daß sich die Unsicherheit von oben auch den Soldaten, besonders den Arbeitern, die größtentheils junge Rekruten waren, mittheilte? Programmgemäß vollzog sich der Aufmarsch von Truppen und Arbeitern, letztere 4500 an der Zahl, aber als es an die Action gehen sollte, griff die seltsamste Verwirrung Platz. Es war eine sehr finstere Nacht; aus Goethes Feder haben wir die eindringlichste Schilderung davon, wie die grauen österreichischen Pioniere fast unsichtbar in tiefster Stille einherzogen. Von einem Angriff auf Weißenau war nicht die Rede; am rechten Flügel, wo die Arbeiter weit von den Soldaten entfernt waren, begann man sofort die Tracirung einer Redoute, ebenso arbeitete man ganz ruhig auf dem linken Flügel, aber im Centrum, bei der Abtheilung des Generals Minucci, wo die jüngsten Arbeiter standen, geriethen diese unter die Bedeckungsmannschaft, die in Pelotons aufgelöst vor ihnen lag, und gleichzeitig meldete eine Patrouille das Nahen der Feinde. Thatsächlich hatte man im verschanzten Lager vor Mainz, wo Kleber commandirte, schwaches Geräusch vernommen, die Ursache errathen, und sogleich rückte die eilig zusammengeraffte Bereitschaft unter Decaen gegen den Ort der Arbeiten. Es war eine ganz geringe Anzahl Franzosen, die Bedeckungsmannschaft hätte zu ihrer Abhaltung gewiß hingereicht; aber in der Dunkelheit stießen die weichenden Vorposten auf Arbeiter, sogleich entstand Verwirrung und die Queue feuerte auf die Tête. In einem Bataillon des Centrums brach Panik aus, die Arbeiter warfen die Werkzeuge fort und rissen alles in wilder Flucht mit sich fort, während auf dem rechten und linken Flügel das Feuern in tadelloser Ordnung vor sich ging. Auf Befehl des Ingenieur-Offiziers Turpin wurde der Rückzug angetreten, aber 40 Arbeiter waren gefangen, 10 Mann, darunter 1 Offizier, getödtet, 9 verwundet worden. Auf dem linken Flügel war ein kleines Stück der Laufgräben bereits tracirt; man vergaß beim Rückzug diese kleine Partie, die erst weit später, als Kleber bereits mit Verstärkungen eintraf, von ihrer Arbeit wich. Auch hier fielen nur sehr wenig; in der Stadt hatte man nichts bemerkt, dank dem heftigen Feuer Schönfelds gegen Kastel und Kostheim.

»Die sämmtliche Belagerungsarmee war in Bestürzung«, schreibt Goethe. Wir glauben ihm; selbst die Journale, die von der Sache berichten, lassen eine gewisse Erregung durchblicken. Es waren wohl nur wenig Mann gefallen,

Digitized by Google

ziemlich werthloses Material eingebüßt worden, aber ein anscheinend sorgsam angelegter Plan war kläglich gescheitert, seine Absicht schien ernstlich gefährdet, zum mindesten hinausgeschoben, die Oberleitung hatte sich bloßgestellt, die Mannschaft sich schlecht bewährt. Am schlimmsten war es vielleicht, daß darüber der alte Groll zwischen Oesterreichern und Preußen rege ward, die sich gegenseitig beschuldigten, dergestalt, daß in der neuen Disposition vom 17. Juni immer nur Arbeiter und Bedeckungsmannschaft derselben Heerestheile operiren sollten, Preußen hinter Preußen, Oesterreicher hinter Oesterreichern aufgestellt, »um genau zu wissen, wer schuld sei«.[1] Umsomehr triumphirten die Franzosen, die mit so geringer Anstrengung ein so wichtiges Unternehmen zerstört hatten; obendrein vergrößerte die Fama die Geschehnisse aufs Unglaublichste.[2] Kleber hatte sofort das tracirte Stück zuschütten, die weggeworfenen Schanzutensilien sammeln lassen, und wie zum Hohne errichteten die Franzosen aus diesem Material eine doppelte Schanze an der Chaussée bei Zahlbach (Flèche des gabions). Sonst ließen sie, abgesehen von einer kleinen Allarmirung bei Gunzenheim und einigem Kanoniren, den Alliirten am 17. und 18. Juni Ruhe, und diese wandten alle Kraft auf die Ausbesserung des gemachten Fehlers.

Höchst sorgfältig wurde eine erneute Disposition für die Eröffnung der Tranchéen ausgearbeitet, jede Action unterlassen, nur etliche Bataillone schon in Vorbereitung dieses Unternehmens verschoben. Goethe berichtet, man habe bei Besprechung jenes ersten Versuchs unter den Sachverständigen gemeint, daß die Anlage zu weit von der Festung geblieben sei, und habe daher die 3. Parallele näher zu rücken beschlossen. Dies sei begonnen und glücklich ausgeführt worden. — Wahrheit und Irrthum mischen sich in dieser dürftigen Notiz. Wohl meinte man, daß die Parallele näher der Stadt zu liegen solle, aber in diesem Momente, da Weißenau und Zahlbach in den Händen der Feinde, der letztere Ort eben erst neu verstärkt worden, konnte man doch nicht an ihre Eröffnung denken. Wofür man jetzt die Disposition ausgab, das war eine »Arrière-Parallele«, etwas zurückgelegen gegen die früher geplante, und nur zum Stützpunkt bestimmt für die später zu errichtende erste (nicht dritte) Parallele. Sie sollte 9400 Schritt lang, mit 3 Communicationen zu den Lagerplätzen versehen und durch zwei Redouten am linken Flügel ge-

[1] Bericht Wartenslebens.

[2] Correspondenzen des »Moniteur« (vgl. z. B. die vom 9. Juli 1793) sprechen von 2—300 Todten und rühmen die Tapferkeit der Franzosen.

Digitized by Google

deckt sein, Batterien hinter ihr postirt werden. 5680 Arbeiter waren dazu nöthig, gedeckt durch 14 Bataillone; mit peinlichster Genauigkeit wurden die Soldaten instruirt, möglichst jede Ueberraschung vorgesehen, die Theilung nach Nationen durchgeführt. So gelang in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni das schwierige Werk, mit Tagesanbruch schon so gut wie gesichert. Und doch hatten sich die Schwierigkeiten vermehrt, indem in der Nacht des 17. Juni das bis dahin herrliche Wetter durch ein heftiges Gewitter unterbrochen wurde, dem nun eine Periode kalten Regenwetters folgte. Dies behinderte die Arbeiten nicht wenig; dennoch gelang es bereits in der Nacht vom 19. auf den 20., während über 2000 Arbeiter die Laufgräben vervollkommneten, Batterien dahinter zu erbauen. Am 21. war die Parallele vollendet; sie begann etwa bei der zerstörten Kirche zum heiligen Kreuz, durchschnitt das obere Ende von Weißenau und reichte gegen Westen über die Chaussée von Nieder-Olm hinaus; dort war ein »Epaulement« für Cavallerie errichtet. Schon begann man weitere Gräben, »Boyaux«, zur Errichtung der eigentlichen 1. Parallele vorzutreiben, durch Batterien verstärkt. Das Geschützfeuer war in erster Linie gegen die vier nächstgelegenen Außen-Forts, die Karlsschanze, die welsche Schanze, die Elisabeth- und Philippschanze gerichtet, doch trafen und tödteten vereinzelte Kugeln bereits in der Stadt; Kleber mußte damals mit seinem Stab aus der arg gefährdeten Elisabethschanze in die Philippschanze übersiedeln.

Gleichzeitig versuchte man, zu Wasser die Feinde zu schädigen, und trug damit, wenn man auch nicht viel erreichte, mit zur wachsenden Beängstigung der Franzosen bei. Es hieß nun, die vorgeschobenen Posten zu verstärken, die Stadt für das Bombardement selbst zu rüsten. Am 22. Juni begab sich Merlin mit den Clubbisten in die äußersten Werke von Zahlbach und errichtete dort eine Batterie; wichtiger waren die Maßregeln der Verwaltung zur Verminderung der unnützen Brodesser. Am 22. ging auch das Decret zu der letzten und größten »freiwilligen« Exportation aus: zwei Tage später sammelten sich über 1500 Menschen, meist Weiber und Kinder, an der Rheinbrücke und zogen unter Flüchen gegen Merlin und die Clubbisten, besonders den Fanatiker Hoffmann, aus den Kasteler Thoren; sie durften nur das nothwendigste Reisegepäck, keinen Wagen, keinen Koffer mitnehmen. Um 11 Uhr waren sie außerhalb der Mauern, wurden aber von den deutschen Vorposten unbarmherzig zurückgewiesen; mitleidig wollten die französischen Chasseurs die Armen, davon einige auch krank waren, wieder einlassen, aber Merlin verbot es ihnen auf

Digitized by Google

das heftigste; so konnten sie ihre Gutherzigkeit nur in kleinen Diensten zeigen. Der Mainzer Kanzler Albini schickte Expressboten an den Marquis Lucchesini, damit er bei König Friedrich Wilhelm den Durchlaß erwirke, aber vergebens; über 24 Stunden mussten die Leute in ihrer entsetzlichen Situation verharren, darin sogar etliche umkamen. Da erst ließ Merlin ihnen die Thore öffnen, doch musste die Stadt sich dagegen verpflichten, täglich 200 Arbeiter zu Heereszwecken zu stellen. Fortan ward keine Exportation mehr versucht.

Draußen schritt man zur Errichtung der ersten Parallele. Schon hatte man ein Boyau mit Batterien zu derselben vorgeschoben (22. bis 24. Juni); in der Nacht vom 24. auf den 25. legten 2000 Arbeiter die Laufgräben an, 800 Schritt von den Pallisaden der Festung, durch 2 Communicationen mit der Arrière-Parallele verbunden. Mitten unter der Arbeit machte der Commandant von Weißenau, Lefevre, einen Angriff auf die Erdarbeiter rechts des Ortes und es gelang ihm, einige Mann zu tödten, 4 Geschütze zu vernageln. Dennoch wurden die Arbeiten in der folgenden Nacht so weit gefördert, daß 4 Wurfbatterien errichtet werden konnten, trotz eines abermaligen Ueberfalls, bei dem 2 Kanonen vernagelt wurden. Am nächsten Tage wurde bereits geworfen, mitten in der Stadt wurde der General de Blou und mehrere Bürger getödtet, in der Nacht brannten zum ersten Male zwei Kirchen, wovon eine zum Fruchtdépôt hergerichtet war. Aber die erste Parallele schien gefährdet, ehe nicht Weißenau den Franzosen entrissen war, die immer hartnäckiger sich dort eingruben und eine starke Redoute mit Geschütz erbaut hatten. Der Ort, längst nur mehr ein Trümmerhaufen, musste noch einen Sturm aushalten. Vier kaiserliche Bataillone unter Oberst Heister sollten die Redoute und das Nonnenkloster stürmen, mit blankem Bajonett, da Schießen verboten war; Pardon sollte keiner gegeben werden. Die Redoute wurde sogleich genommen, aber fast hätte der tapfere Lefevre, der sich nicht überraschen ließ, die Kaiserlichen wieder geworfen, wenn nicht seine Haufen bei einer Attaque der wenigen, zur Deckung des Unternehmens bestimmten Reiter auseinandergestoben wären. Indeß man die Redoute und das Nonnenkloster besetzte, wurden sofort Laufgräben eingeschnitten. Von den Kaiserlichen waren 5 Offiziere, 7 Mann gefallen, 20 Franzosen hatte man niedergestochen. Das Bombardement hatte keinen Moment ausgesetzt, besonders nöthigte in dieser Nacht Rüchels heftiges Geschützfeuer die Franzosen zum Verlassen der kleinen Insel Köpf. Die nächsten Tage gingen damit hin, die begonnenen

Digitized by Google

Arbeiten zu vollenden, die eroberte Redoute für die Kaiserlichen in Stand zu setzen, beim Nonnenkloster ein großes Etablissement zu errichten, mühselige Arbeiten, welche durch die nothwendige Sprengung der alten, festgemauerten Gartenterrassen dortselbst arg erschwert wurden. Mit Ende des Monats war die Parallele in bedeutender Vollkommenheit vom rechten Flügel bis zur Mitte vollendet und mit acht Wurf- oder Kanonenbatterien versehen.

Die verheerende Thätigkeit dieser Batterieen, die Licht- und Farbeneffecte während des nächtlichen Bombardements zogen damals Goethe und seine Freunde vor allem an. Er hatte den Ueberblick über die Action völlig verloren, begreiflich genug, da die Minen- und Sapen-Arbeit wohl wichtig, aber doch nur für den Fachmann interessant und verständlich war. Auch seine militärischen Freunde, die Kürassier-Offiziere und mit ihnen der Herzog selbst, waren nun sehr wenig beschäftigt. So mitten unter wohl sichtbaren, aber nicht verständlichen Werken der Zerstörung, ohne Thätigkeit, von der Gefahr abgestoßen und angezogen zugleich, überkam den Dichter eine eigenthümliche Stimmung: »eine Art Stupor« erfasste ihn, »der Verstand stand ihm still«, wie es in Briefen heißt.[1] Wissenschaftliche und künstlerische Beschäftigung sollten ihm Trost gewähren. Mit etwas galligem Humor schildert er der Herzogin Amalia die Lage:[2] »Was die Unterhaltung selbst betrifft, ist solche sehr einfach. Ew. Durchl. wird bekannt seyn, daß die Sprache der Batterieen noch einsilbiger ist als die deutsche Sprache. Wir gewöhnen uns an den Lakonismus, der bisher für uns meist ohne Sinn geblieben ist, und sehen seit einigen Tagen mit Freude, daß man die leidigen Franzosen durch eine gezogene Parallele näher einschließt und wills Gott bald aus dem lieben Deutschen Vaterlande gänzlich ausschließt, wo sie doch ein vor alle mal nichts taugen, weder ihr Wesen, noch ihre Waffen, noch ihre Gesinnungen«. Er unterließ es schließlich völlig, über den Fortgang der Belagerung Journal zu führen, und giebt statt dessen die Schilderung seiner gefährlichen Spaziergänge, bei denen ihn, nun schon zum zweiten Male, das Kanonenfieber überkam.

Von einer Begebenheit allein, der Goethe beiwohnte, haben wir noch seinen Bericht, von der »schwimmenden Batterie«. Auf diesem Ungethüm, von Wiedenbruck in Ginsheim errichtet und mit allerlei ausschweifenden Hoffnungen betrachtet, hatte sich eine Compagnie Füsiliere, 80

---

[1] An Voigt vom 3. Juli; ähnlich an Knebel vom 2. Juli.
[2] 22. Juni.


Digitized by Google

Mann unter Major Kayserling mit 2 Kanonen eingeschifft. Es handelte sich, nach einem Entwurf Rüchels, um einen combinirten Angriff auf die Rhein-Inseln, den der Generalstabsmajor Massow leiten sollte; die Batterie wurde aber vorzeitig weggerissen, ehe noch alle Vorbereitungen getroffen waren. Mit viel zu wenig Bemannung trieb das große Floß abwärts, es gelang nicht, bei den Inseln zu ankern, da die Ankertaue theils rissen, theils zerschossen wurden. Nur einer kleinen Anzahl der Füsiliere nebst mehreren Offizieren glückte es, auf eine kleine, von den Franzosen besetzte Rhein-Insel sich zu retten, wo sie sich unter arger Bedrängniß so lange hielten, bis Succurs kam und die Feinde von der Insel vertrieben wurden; bei dieser Gelegenheit fielen mehrere von den Offizieren. Die Batterie aber trieb langsam stromabwärts, bis sie endlich, gänzlich im Bereich der französischen Macht, auf dem Grund sitzen blieb. Dies konnte Goethe von fern sehen, nicht aber die erregten Scenen bei der Ankunft, wo der zufällig anwesende Merlin nach seiner Art sofort Rache nehmen wollte für die Weißenauer Nacht und die Erbarmungslosigkeit Heisters, während Beaupuy, der Untercommandant von Kastel, die hülflosen Füsiliere retten wollte. Die Lage war kritisch; da fiel zum Glück Merlin in seinem Toben ins Wasser und wäre ohne die Hilfe der gutmüthigen Preußen ertrunken. So beeilten sich nun auch die Franzosen, den Aussteigenden die Hand zu reichen, bewirtheten sie höchst liebenswürdig und entließen sie am folgenden Tage. Aus einem ernsthaft gemeinten Unternehmen war, wie schon öfters bei dieser Belagerung, eine Farce geworden, wozu auch des romantischen Beaupuy republikanische Standreden an die verstockten Preußen gehörten; für die Franzosen, von deren Schwatzhaftigkeit und Heiterkeit alle deutschen Berichterstatter erzählen, willkommener Anlaß zur Belustigung. Die Leute hatten guten Humor, da es fortwährend in der Stadt brannte, sehr nöthig; trotz der wackeren Löschversuche der französischen Soldaten standen von vielen Kirchen und großen Privatpalästen nur noch Mauern, am 1. Juli war sogar die zum Hospital eingerichtete Franciscanerkirche abgebrannt, so daß man die Kranken mit genauer Noth rettete. Die irgend entbehrlichen Pferde gaben schon längst die Hauptmenge des Fleisches her.

Draußen nahmen die Belagerungsarbeiten ihren unaufhaltsamen Fortschritt; man errichtete bequeme Communicationen zur 1. Parallele, erbaute Batterieen, zerstörte Erdarbeiten des Feindes. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli begannen die Batterien 1—15, mit 64 zum Theil sehr schweren Geschützen, ihr Feuer gegen die Carls- und

Digitized by Google

Elisabethschanze spielen zu lassen. Unter schwierigen Verhältnissen, bei erweichtem und nachgiebigem Erdreich, unter Regengüssen, die bis in die ersten Tage des Juli nicht aussetzten, war eine riesige Arbeit vollendet worden. Man begreift, daß Goethe der Aufenthalt in den Tranchéen so fürchterlich erschien, daß »man die Todten nicht ins Leben gerufen hätte«. Doch erschien ihm die unmittelbare Gefahr wohl größer als sie war; es fielen in den Laufgräben vom 1. bis zum 20. Juli, während der härtesten Arbeit, im ganzen 9 Offiziere, 122 Mann. Hier ist in Goethes Erzählung eine ziemliche Lücke, die nicht durch eine neue Darstellung ausgefüllt werden soll. Goethes Erzählung setzt erst bei der Schilderung der Uebergabe am 22. Juli wieder voller ein. Er suchte nun wieder den interessanten Scenen als Augenzeuge beizuwohnen. Freilich wußte er nichts von den letzten Schwierigkeiten, die sich noch in Mainz erhoben, sondern berichtet nur von Geldangelegenheiten, die den Ausmarsch der Franzosen verzögerten.

Erst nach langen Verhandlungen hatte man stillschweigend den Auszug der Clubbisten zugegeben. Sie wurden von der Menge übel behandelt. Besonders arg ging es dem Professor Metternich und Georg Böhmer, dem abenteuerlichen Schwager der abenteuerlichen Caroline; er ist jener Unglückliche, von dem Goethe erzählt, daß man ihn von der Seite einer jungen Dame[1] weg aus dem Reisewagen gerissen habe. Wurden diese nur entsetzlich geprügelt, so bedrohte man drin in der Stadt einzelne Clubbisten am Leben, schleppte sie zu dem Galgen, welchen Custine einst errichtet hatte, und hätte sie, ohne äusserste Anstrengungen der Polizei, sicher gelyncht; die Häuser aller Clubbisten wurden geplündert.

Solche Wuth war allerdings begreiflich. Die Clubbisten waren immer am härtesten gegen die Anhänger des alten Régime verfahren, vor allem Professor Hoffmann; genug Schelme, die nur im Trüben fischen wollten, waren neben wenigen ehrlichen Enthusiasten darunter. Dazu war der Anblick der Stadt schlimm genug. Acht Kirchen, viele Capellen, die meisten adeligen »Höfe«, das Comödienhaus waren zerstört; die Wohnhäuser, wenn auch scheinbar unversehrt, wiesen durchwegs Spuren der fremden Gäste, über deren Frechheit und Unreinlichkeit besonders in den ersten Monaten der Franzosenherrschaft arg geklagt wurde. Noch

[1] Nach Sömmering (a. a. O. S. 635) seiner Frau; Goethe nennt in einem Brief an Jacobi vom 27. Juli eine Anzahl der Clubbisten, nicht aber jenen Architekten, welchen er durch sein energisches Auftreten rettete; auch sonst ist der Name des Mannes mir nicht eruirbar gewesen. Das — wahrscheinlich — unwahre Gerücht von Brandlegungen auch im Briefe an Voigt vom 27. Juli.


Digitized by Google

waren viele Häuser und alle Lazarethe besetzt von den Kranken und Verwundeten, die sie zurückgelassen hatten, über 3000 an der Zahl; es waren von den 23,000 Mann der ursprünglichen Besatzung im ganzen 18,675 übrig geblieben. Stärker war jedenfalls noch der Verlust der Alliirten, welcher von Schaab auf 3—4000 angegeben wird.

Mit nicht geringen Opfern an Blut, mit sehr beträchtlichen an Geld, war nach einer Blokade von 2½ Monaten, einer Belagerung von mehr als einem Monat, Mainz den Deutschen zurückerobert. Noch war man nicht an die Festungsmauern herangekommen, noch war die Garnison ansehnlich und von wirklichem Hunger verschont, da Brod und Wein in ausreichender Menge vorhanden war; der Entsatz von der Mosel und der Nahe her wäre auf die Dauer schwer aufzuhalten gewesen. »Man kann sich nicht genug glücklich schätzen, Meister dieser wichtigen Festung zu sein«, schreibt Wartensleben. In Berlin meldeten 40 Postillone unter Hörnerklängen den Abschluß der Capitulation, in allen Kreisen wurden Feste gefeiert; der König, welcher während der Belagerung Tapferkeitsauszeichnungen für die Offiziere und Soldaten eingeführt hatte, ehrte nun die Commandirenden und Hauptbetheiligten durch Beförderungen und hohe Orden. Gedämpfter, doch gleichfalls lebhaft war die Freude am Wiener Hofe.

Bei den Franzosen suchte man natürlich, wie für jede Niederlage in den Revolutionskriegen, auch für diesen Verlust den Grund in Verrath. Das Verhalten der Garnison war gewiß nicht vorwurfsfrei; ein competenter Kritiker wie Erzherzog Karl findet[1] wohl die erste Epoche der Vertheidigung wahrhaft glänzend, die zweite dagegen um so schlechter, die Uebergabe vollends ganz ungerechtfertigt und will diese durch Bestechung der Volksrepräsentanten erklären. Daß diese die Capitulation — um sich vorsichtig auszudrücken — nicht hinausschoben, ist eine sichere Thatsache. Wenn später im Convent Merlin mit Emphase versicherte, er hätte nur unterzeichnet, weil drei Tage später 16,000 tapfere Soldaten verloren gewesen wären, die so der Rache der Tyrannen entzogen wurden, so werden wir denn doch glauben, daß Besorgniß um die eigene Sicherheit bei ihm und vielen Collegen stärker gewirkt habe, als diese ganz plausibel klingende Erwägung; plausibel darum, weil diese 16,000, durch langen Kriegsdienst geübten Soldaten der Republik in der Vendée viel besser zustatten kamen, als wenn sie nach hartnäckiger Gegenwehr vielleicht sich

[1] »Der Feldzug von 1793—94«. Oesterreichische Militärische Zeitschrift 1865, VI. S. 88 ff.


Digitized by Google

hätten kriegsgefangen geben müssen. Merlin und Rewbell waren übrigens arg gefährdet durch die Anklage im Convent (von Montant und Soubrany, den Commissären der Mosel-Armee, erhoben) und wer weiß, ob sie sich ohne die Prahlereien und Lügen, besonders Merlins, hätten retten können; auch Dubayet nebst seinem Stab wurde sofort beim Betreten der Republik verhaftet. Schließlich wußten diese Nächstbeschuldigten — die doch alle unverdächtige Republikaner waren — allen Verdacht auf das Haupt Custines, des Aristokraten zu lenken, der denn auch mit seiner ganzen Familie zum Opfer fiel.

Custine trifft — außer dem Leichtsinn und der Thorheit des ganzen Unternehmens — thatsächlich die Schuld, den Entsatz höchst lau betrieben zu haben; nur am 17. Mai hatte er einen fruchtlosen Vorstoß gemacht; auch Beauharnais, sein Nachfolger bei der Rhein-Armee, errang gegen das Observations-Corps des Herzogs von Braunschweig keine Erfolge. Einige glückliche Scharmützel in den letzten Tagen der Belagerung kamen viel zu spät. Dennoch erhoben Houchard von der Mosel-Armee und Montant und Soubrany, die Convents-Commissäre bei dieser Armee, sofort Protest gegen die Capitulation; ja, während der Convent D'Oyré und seinen Generalstab in Anklagezustand versetzte (28. Juli), schrieb Houchard an Kalckreuth, die Capitulation sei ungültig, weil ohne Befragung der Garnison geschlossen, und er werde diese ohne weiters gegen die Verbündeten verwenden. Empört erließ Kalckreuth die Erklärung, jeden von der Garnison, der vor dem 10. August 1794 mit den Waffen in der Hand betroffen würde, werde er erbarmungslos hinrichten, die Kranken in Mainz aber für die geringste Gewaltthätigkeit, die sich Houchard gegen einen Mann der preußischen Armee erlaube, büßen lassen. Thatsächlich wurden im Auftrag des Königs die Kranken in Mainz zunächst als Geiseln, auch für die Zahlung der contrahirten Schuld, betrachtet, bald aber bis auf d'Oyré und 15 andere entlassen, welche 16 erst im December 1794 gegen 16 Mainzer Geiseln eingetauscht wurden. Mainz selbst blieb zunächst von Preußen besetzt, während die Kaiserlichen und die Brigade Kleist zu Wurmser und zum Herzog von Braunschweig stießen; nach dem Baseler Frieden rückten Kaiserliche ein, die hier unter Clerfayt noch einmal am 25. Oktober 1795 einen großen Sieg errangen. Dies war das letzte blutige Ereigniß um und vor Mainz; nach dem Frieden von Campo Formio rückten noch einmal die Franzosen ein, um nach 16jähriger Herrschaft dann für immer abzuziehen.

Ist diese Belagerung also historisch und militärisch

Digitized by Google

nicht eben allzu wichtig, so war sie doch so reich an Episoden, der ganze Feldzug Custines und dieses erste Zerrbild der Republik auf deutschem Boden so merkwürdig, daß Mit- und Nachwelt daran lebhaftestes Interesse nahmen. Wir haben Erinnerungen an diese Episode von gemeinen Soldaten wie Lauckhardt,[1] von Offizieren wie Minutoli, von emigrirten Mainzern wie Dumont, und von solchen, die in den Mauern aushalten mussten, wie Schaber, wir haben die Memoiren mehrerer französischer Offiziere.[2] Von all diesen Männern kann keiner irgendwie an Goethe gemessen werden; zweifellos ist diese Skizze am meisten bekannt. Sie kann es an Unmittelbarkeit der Nachrichten, an Lebhaftigkeit und Uebersichtlichkeit der Darstellung gewiß mit allen übrigen aufnehmen; ihr historischer Werth bleibt doch recht beschränkt. Goethe konnte eben nur dem letzten, interessantesten Act der Blokade beiwohnen; die eigentliche Belagerung erlebte er wohl, aber er hat sie nie recht übersehen können. Zunächst war dies durch locale Verhältnisse gegeben — er kam ja nie auf das rechte Ufer —, doch auch sein Interesse, anfangs recht rege, erlahmte; umsoweniger konnte er hier volles Verständniß gewinnen, das ja von vornherein nur aus zweiter Hand für ihn zu erlangen war. Erst für die merkwürdigen Vorgänge nach der Capitulation werden seine Aufzeichnungen wieder eine ergiebigere Quelle, nur arg beeinträchtigt durch die Abneigung gegen Namennennung; Goethe wollte wohl noch lebende Personen — wie z. B. Hoffmann — schonen. Solche vorsichtige Zurückhaltung herrscht überhaupt in der ganzen Darstellung; von der Mißstimmung und dem mangelnden Vertrauen gegen die höchsten Persönlichkeiten, vor allem gegen den König, wissen wir nur aus den Briefen. Schönfärberei aber, oder gar Entstellung der Thatsachen findet sich nirgends; und ist Goethe in seinen Berichten etwas gar zu mager, so müssen wir doch die Gewissenhaftigkeit achten, die es verschmähte, Lücken der eigenen Aufzeichnungen durch leicht bereitliegende — auch thatsächlich gekannte — Quellen auszufüllen.

[1] Neuerdings auch von einem Grenadier J. Reuter von Niedervellmar, Hessenland, 7. Bd. S. 209—10, 222—23. Das Tagebuch des Weimarer Kämmerers J. C. Wagner, welches Goethe kannte, ist ungedruckt. Goethes Werke III, 8. Bd., S. 372.

[2] Custines, Decaens, Beaupuys u. a.; bei Chuquet durchaus benützt.



Digitized by Google

III. Miscellen und Chronik.

Digitized by Google

Digitized by Google



1. MISCELLEN.

A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken.

1. Der Schlußchor von Goethes »Fischerin«.

Es ist bekannt, daß Goethe den »Schlußgesang« seines Singspieles »Die Fischerin« den »Volksliedern« von Herder entnahm. Wenn man von kleineren Aenderungen, die Orthographie und Interpunction betreffen, absieht, so wich Goethe von seinem Vorbilde nur dadurch ab, daß er die letzten Verse Herders umgestaltete und denselben eine Strophe hinzufügte. Diese humoristische Variante gibt dem Ganzen nicht nur einen passenden Abschluß, sondern erhöht in diesem Zusammenhange die Wirkung recht wesentlich. Ja, sie macht das Lied eigentlich erst wieder zu dem, was es ursprünglich gewesen sein dürfte, zu einem Scherzlied.

Herder hatte das Lied schon für die erste Ausgabe seiner Sammlung »Alte Volkslieder« bestimmt, von der 1774 nur der erste Bogen gedruckt wurde. Dort war es als letztes Stück des ersten Buches geplant und als »Die Hochzeit. Wendisch«. bezeichnet (cf. Suphans Ausg. 25. Bd. S. 31). Im ersten Theil der »Volkslieder« von 1778 (Suphan a. a. O. S. 183) ist es dagegen überschrieben: »Die lustige Hochzeit. Ein Wendisches Spottlied«. Als seine Quelle bezeichnet Herder (Suphan a. a. O. S. 302) ein Werk von Johann Georg Eccard, das 1711 in Hannover bei Nicolaus Foerster erschien und den Titel führt: »Historia studii etymologici linguae germanicae«. Der Verfasser desselben war o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Helmstedt. Da das Buch zu den Seltenheiten gehört, erlaube ich mir, demselben folgende Angaben zu entnehmen. Im Cap. XXXV heißt es (pag. 268): »Endlich besitzt ein wendischer Stamm in den Aemtern Lüchau und Dannen-

berg im Herzogthum Lüneburg einen slawischen Dialect, der unsere Aufmerksamkeit verdient.... In Wustrow lebte ein gelehrter Geistlicher Christian Hennigen, der sich viele Jahre hindurch mit dem Studium dieser Sprache befasste, ihre Reste zu sammeln begann und ein deutsch-wendisches Glossarium zusammenstellte.... Derselbe Hennigen — fährt Eccard auf S. 269 fort — hat mir ein Lied geschenkt, welches unsere Wenden, wenn sie im Wirthshaus sitzen (in tabernis), zu singen pflegen«. Und dann folgt der Text mit der Uebersetzung von Hennigen, wie Herder sie in die »Volkslieder« aufnahm. Beides legte ich Herrn Oberlehrer Dr. Ernst Mucke in Freiberg i. Sa., dem gegenwärtig bedeutendsten Kenner der wendischen Sprache vor. Er hatte die Freundlichkeit mir mitzutheilen, daß jener lüneburgisch-wendische Dialect, der gewöhnlich »polabisch« genannt wird, heute ausgestorben ist. Von den jetzt noch lebenden ober- und niedersorbischen Sprachzweigen weicht er mehrfach ab. Deshalb füge ich dem Eccardschen Wortlaut die textkritischen Verbesserungen Dr. Muckes in [ ] hinzu; was hingegen Hennigen in Rücksicht auf das Deutsche seiner Uebersetzung mitgab, ist durch ( ) kenntlich gemacht. Das scherzhafte Geselligkeitslied lautet:

(pag. 269.) 1. Katy mês Ninka beyt? [bejt]
Teelka [Têlka] mês Ninka beyt:
Têlka[1] rîtzi. [rîci]
Wapak ka neimo ka dwemo:
Gos [Jos] giss [jis] wiltge [wiltje] grîsna Sena;
(pag. 270.) Nemik ninka beyt:
Gos nemik ninka beyt:

2. Katy mês Santik beyt?
Stresik [Strežik] mês Santik beyt:
Stresik rîtzi
Wapak ka neimo ka dwemo:
Gos giss wiltge mole [moly] Tgaarl;
Nemik Santik beyt:
Gos nemik Santik beyt:

3. Katy mês Treibnick beyt?
Wôrno mês Treibnick beyt;
Wôrno rîtzi
Wapak ka neimo ka dwemo:
Gos giss wiltge tzôrne [côrny] Tgaarl;
Nemik Treibnik beyt:
Gos nemik Treibnik beyt:

---

[1] Teelka (v. 2) und Têlka (v. 3). Diese Inconsequenz findet sich im Originaldruck. Aehnliches kommt einigemale vor.

Digitized by Google

4. Katy mês Tjauchor beyt?
Wauzka[1] mês Tjauchor beyt:
Wauzka rítzi
Wapak ka neimo ka dwemo:
Gos giss wiltge glupzit [glupcy] Tgaarl;
Nemik Tjauchor beyt:
Gos nemik Tjauchor beyt:

5. Katy mês Czenkir beyt?
Sogangs [Zojac] mês Czenkir beyt:
Sogangs rîtzi
(pag. 271.) Wapak ka neimo ka dwemo:
Gos giss wiltge dralle Tgaarl;
Nemik Czenkir beyt,
Gos nemik Czenkir beyt:

6. Katy mês Spelmann beyt?
Bûtgan [Bûtjan] mês Spelmann beyt:
Bûtgan rîtzi
Wapak ka neimo ka dwemo:
Gos giss wiltge dauge [doľgi] Raath; [rat]
Nemick Spelmann beyt,
Gos nemik Spelmann beyt.

7. Katy mês Teisko beyt?
Leiska mês Teisko beyt:
Leiska rîtzi
Wapak ka neimo ka dwemo:
Ris plast neitmo mia wapeis,
Bungde, woessa [wôša] Teisko:
Bungd wôssa Teisko.

Cantilenam hanc in Germanicam Linguam Hennigenius transtulit hoc modo:

1. Wer soll Braut seyn?
(Die) Eule soll Braut seyn:
(Die) Eule sprach: (wörtl. spricht)
Hinwieder zu ihnen den (wörtl. zu) beyden:
Ich bin (eine) sehr gressliche Frau;[2]
(pag. 272.) Kan (die) Braut (wörtl. nicht kann) nicht seyn,
Ich kan (die) Braut (wörtl. Ich nicht kann) nicht seyn.

---

[1] Wauzka = obersorb.: wowcka, ns. = wojcka = Schaf, von Hennigen fälschlich mit »Wolf« übersetzt.
[2] Herder schrieb 1774 »eine sehr greßliche Frau«; 1778 dagegen »ein sehr greßlich Ding«.

2. Wer soll Bräutgam seyn?
(Der) Zaunkönig soll Bräutgam seyn:
(Der) Zaunkönig sprach (spricht)
Zu ihnen hinwieder den (wörtl.: zu) beyden:
Ich bin (ein) sehr kleiner Kerl;
Kan nicht (wörtl.: nicht kann) Bräutgam seyn:
Ich kan nicht Bräutgam seyn.

3. Wer soll (der) Brautführer seyn?
(Die) Krähe soll Brautführer seyn?
(Die) Krähe sprach (spricht)
Hinwieder zu ihnen den (wörtl. zu) beyden:
Ich bin (ein) sehr schwartzer Kerl;
Kan nicht (nicht kann) Brautführer seyn,
Ich kan nicht (nicht k. ich) Brautführer seyn.

4. Wer soll (der) Koch seyn:
(Der) Wolff (wörtl.: Schaf) soll der Koch seyn:
(Der) Wolff sprach (spricht)
Hinwieder zu ihnen den (zu) beyden:
Ich bin (ein) sehr tückscher (wörtl.: dummer) Kerl;
Kan der (wörtl.: nicht kann K.) Koch nicht seyn
Ich kann (der) Koch nicht seyn.

5. Wer soll Einschencker[1] seyn?
(Der) Hase soll Einschencker seyn.
(Der) Hase sprach (spricht)
(pag. 273.) Hinwieder zu ihnen den (zu) beyden:
Ich bin (ein) sehr schneller Kerl;
Kan nicht Schencker[1] seyn.
Ich kan nicht Schencker seyn.

6. Wer soll Spielmann seyn?
(Der) Storch soll Spielmann seyn:
(Der) Storch sprach (spricht)
Hinwieder zu ihnen den (zu) beyden:
Ich habe (wörtl.: bin) (einen) sehr grossen (wörtl.: langen) Schnabel; (wörtl.: Mund)
Kan nicht Spielmann seyn,
Ich kan nicht Spielmann seyn.

7. Wer soll (der) Tisch (eigentl.: Brett) seyn?
(Der) Fuchs soll (der) Tisch seyn,
(Der) Fuchs sprach (spricht)
Hinwieder zu ihnen den (zu) beyden:
Schlagt voneinander (wörtl.: Zerschlage auseinander) meinen Schwantz,
(So) wird (er) euer Tisch seyn,
(So) wird (er) euer Tisch seyn.

[1] Goethe änderte: »Mundschenk«.

Digitized by Google

Uebrigens ist die sogenannte »Vogelhochzeit« in der slawischen Volksdichtung ein beliebtes Thema. Das bestätigt u. a. ein sehr schönes, aber viel umfangreicheres Volkslied der oberlausitzer Wenden in der Sammlung von L. Haupt und J. E. Schmaler (Volkslieder der Wenden. 1. Bd. Grimma 1841. S. 256), dem eine metrische deutsche Uebersetzung gegenüber gestellt ist.
Paul Hoffmann.

---

2. *Götz von Berlichingen in Wien.*

Zu meiner Miscelle »Zur Bühnengeschichte des Götz von Berlichingen« (G.-J. Bd. XIV) ist berichtigend zu bemerken, daß die dort besprochene Aufführung des Götz am Leopoldstädter Theater vom Jahre 1808 nicht, wie angegeben, die erste Vorstellung des Stückes in Wien gewesen ist, daß das Schauspiel vielmehr schon im Jahre 1783 am Kärntnerthortheater zur Darstellung gelangte. Die hierüber vorhandenen Notizen sind einem Aufsatze von Emil Horner in Wien zu entnehmen: »Die ersten Aufführungen der Jugenddramen Schillers in Wien« (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 123). Die Quelle dieser Abhandlung bildet, wie ich durch eine gütige Mittheilung des Verfassers erfahre, der Aufsatz »Ueber die Fuhrmannische Schauspielgesellschaft im Kärntnerthortheater«, enthalten in der von Horner zuerst benutzten Monatsschrift »Der Spion in Wien« 1784, 3. März ff. Daraus erhellt, daß der Vorgänger der Madame Fuhrmann, der Schauspielprincipal Gensike in der ersten Hälfte des Jahres 1783 neben Schillers Räubern unter anderm auch Götz von Berlichingen zur Aufführung brachte. Eine genauere Datirung fehlt; desgleichen alle näheren Angaben über Bearbeitung, Besetzung, Aufführung etc. Für die Wichtigkeit jener Vorstellungen scheint dem Autor alles Verständniß gemangelt zu haben. Das einzige, was dem Berichte hinsichtlich der Götz-Aufführung zu entnehmen ist, besteht darin, daß die Rolle des Weislingen von dem Heldenspieler Dunst, die des Franz von Beff, dem vielseitigen Darsteller des alten Moor in den Räubern, gespielt wurde. Weiteren Aufklärungen über die Gensikesche Gesellschaft und damit vielleicht auch über jene erste Wiener Aufführung des Götz von Berlichingen wäre mit großem Interesse entgegenzusehen.

Die Reihenfolge der ersten Götz-Aufführungen an den verschiedenen Wiener Bühnen ist nach den bisherigen Resultaten demgemäß in folgender Weise zu ordnen:

1. Kärntnerthortheater. 1783.
2. Theater in der Leopoldstadt. 23. April 1808. Nach einer, wie es scheint, verloren gegangenen Bearbeitung von T. von Ehrimfeld.

Digitized by Google

3. Theater an der Wien. 13. März 1810. Nach der Bearbeitung von F. Grüner.
4. Hofburgtheater. 11. März 1830. Nach der Bearbeitung von J. Schreyvogel.

EUGEN KILIAN.

---

3. *Zum Ersten Stück des Journals von Tiefurt.*

Das Journal von Tiefurt beginnt mit folgendem Artikel: »*Schöne Wissenschaften. Ein paar Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit.* Ein Werk, den Grafen Caljostros betreffend, worinn die Möglichkeit gezeigt wird, daß auch in unserm Philosophischen Jahrhundert die Leute für den Narren gehalten werden können«.

Dazu bemerkt der Herausgeber des Journals (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 7. Band, S. 361): »*Ein paar Tröpflein u. s. f.* Die Beziehung sicher zu ermitteln ist mir nicht gelungen. Vielleicht ist das Augustheft 1781 der Baseler Oberrheinischen Mannigfaltigkeiten gemeint. Vgl. Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts, 1874, S. 412«.

Die Cagliostro betreffenden Aufsätze, auf die Sierke a. a. O. zu sprechen kommt, sind, wenn wir die Baseler Wochenschrift »Oberrheinische Mannigfaltichkeiten« selbst nachschlagen 1) ein im achten Stück vom 16. Juli 1781 mitgetheilter »Auszug eines Briefes von Hanns Görge in Colmar an seinen Gevattermann Krummholz in Basel« und 2) ein in dem am 11. August ausgegebenen eilften Stück stehender offener Brief an den Herausgeber, in welchem der »Schmähschrift vom 16. Juli« ein »Gegengemählde« entgegengestellt wird. Mit diesen Journalaufsätzen hat unser Artikel nichts zu thun; er bezieht sich auf die kurz vor dem Erscheinen des ersten Stückes des Tiefurter Journals herausgekommene anonyme Schrift: »*Ein paar Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit.* Ausgegossen vor dem neuen Thaumaturgen Caljostros. Dolus inest, anime mi, ait hospes, nasus est falsus. Verus est, respondit uxor. Minime tangetur, inquit Peregrinus. Slavenbergius apud Tristr. Schand. Pars 4, pag. 20. Am Vorgebürge, 1781«.

Als Verfasser dieser Schrift wird in dem vom Bischof Borowski im Dezember 1789 zu Königsberg veröffentlichten Buche »Cagliostro, einer der merkwürdigsten Abentheurer unseres Jahrhunderts. Seine Geschichte nebst Raisonnement über ihn und den schwärmerischen Unfug unserer Zeit überhaupt«, S. 3 Hofrath Bode in Weimar genannt.

In einem (ungedruckten) Briefe vom 16. August 1781 schrieb Lavater an Goethe nach Weimar: »*Etliche Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit* wirst Du gesehen haben?

Digitized by Google

Obgleich ich auf alle anonyme Schurkereyen dieser Art nichts halten kann, mag es doch Aufschluß geben oder befördern«.

Ein Exemplar der gewiß selten gewordenen »Tröpflein« befindet sich im Sarasinschen Familienarchiv zu Basel. Jakob Sarasin (1742—1802) war bekanntlich ein Bewunderer und treuer Anhänger Cagliostros gewesen; er glaubte, die Genesung seiner Frau dem Wundergrafen zu verdanken zu haben. Lavater schrieb am 21. Dezember 1781 an den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar: »Im Vertrauen: Cagliostro bezeugt, der Frau Sarasin unerklärlichen Gesundheitszustand bloß durch Vermittelung der Geister, die ihm das Inwendige ihres Körpers zeigen mußten, erkannt zu haben. Geheilt ist sie«. (Handschriftlich.) HEINRICH FUNCK.

---

4. Berichtigung zum 9. Bande von Goethes Tagebüchern.

Um einen Schreibfehler des Großherzogs Karl August nicht in Ewigkeit fortwirken zu lassen, wozu bereits Einleitung getroffen ist, indem ihn der Herausgeber des 9. Bandes der Tagebücher Goethes in der Weimarer Ausgabe der Werke ausdrücklich gutheißt, will ich im Gegentheil den Fehler nunmehr als solchen festnageln. Zwar habe ich schon in »Goethe und Dresden« Seite 81 jenen Fehler berichtigt, da ich aber dort das Richtige nicht gerade als Berichtigung des Falschen bezeichnet habe, hat man, wie es scheint, umsoweniger Rücksicht darauf genommen.

In den Tagebüchern nun erwähnt Goethe unterm 9. Februar 1823 »Dienemannische Naturkörper«, unterm 24. März »Dr. Dienemann in Leipzig« und unterm 7. Mai *zufolge des gedruckten Textes* den »Dienemannschen Catalog«. Der hier sogenannte *D*ienemann ist aber niemand anders, als Friedrich August Ludwig *Th*ienemann, damals Privatdocent in Leipzig. Die falsche Schreibweise des Namens hat der Großherzog im Brief an Goethe vom 18. Januar 1823 verschuldet; indessen hatte ihn Goethe besage der *Lesarten* des 9. Bandes richtig geschrieben, als er am 7. Mai Thienemanns Katalog vor Augen hatte. Dieses Richtigschreiben läßt ihm aber der Herausgeber nicht durchgehen. Daß mit Dienemann wirklich der Naturforscher Thienemann gemeint ist, geht hervor: 1. aus Nennung Leipzigs als Wohnort; 2. aus dem Mangel eines Nachweises, wer ein »Dienemann« dort oder anderswo gewesen sein könne; 3. aus Goethes Bezugnahme auf isländische und norwegische Naturalien im Brief an Döbereiner vom 9. Februar 1823, da Thienemann in der That solche auf seinen wissenschaftlichen Reisen in Island und Norwegen gesammelt

Digitized by Google

hatte und sie verhandelte; 4. aus der Anspielung des Großherzogs im Brief an Goethe vom 18. Januar 1823 auf Thienemanns eingedrücktes Nasenbein.

W. Frhr. v. BIEDERMANN.

---

5. Zu den »Spänen« (Werke 38, 494).

Unter den Brouillons aus der Jugendzeit, die manches Räthsel aufgeben, theilt E. Schmidt einige volksliedmäßige Zeilen mit, die Goethe in den ersten Weimarischen Jahren aufgezeichnet hat, gleich den beiden burlesken Volksliedern von »Construction der Welt« und »Aussicht in die Ewigkeit« (Werke 38, 497 vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 5, 360). Ich kann die sonst, wie es scheint, unbekannte Vorlage in einer Handschrift der Fürstlich Stolbergischen Bibliothek zu Roßla (V. 69, Blatt 7) nachweisen, die auch eine frühe Fassung des sogenannten Canapé-Liedes enthält, worüber Max Friedländer in der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 10, 203 gehandelt hat. Dieses »Lieder-Buch für Sophia Henriette Dorothea Comteße Reuß. Angefangen zu sammeln Anno 1741« stammt ebenfalls aus Thüringen, wo die Gräfin, die einen eigenartigen Geschmack beweist, am 13. Juni 1723 als Tochter des Grafen Heinrich XXV. Reuß zu Gera geboren war. Das Lied lautet, hier mit Verbesserung der regellosen Orthographie, folgendermaßen:

1.

Packet euch vom Leibe,
Ihr mit eurem Weibe,
Heyrathen mag ich nicht;
Daß ich mich soll schmiegen
Bey der Kinder Wiegen
Das kränket mich.
Denn wer ein Weib sich nimmt,
Der bleibt nicht ohne Kind.
Solte das ein Jammer
Seyn in meiner Kammer,
Packet euch geschwind.

2.

Ledig will ich bleiben,
Mir die Zeit vertreiben
Bey einem solchen Kind,
Wo man nicht darf wiegen
Und sich kann vergnügen
Nach seinem Sinn.

Digitized by Google

Viel besser ist es doch
Als in dem Ehstandsjoch,
Wo man in dem Winter
Das Geschrey der Kinder
Darf hören nicht.

3.

Freylich thut man spielen
Nach gewünschten Mienen,
Wenn man heyrathen thut;
Wenn das Spiel gebrochen
Und die Zeit verflossen
Fällt Herz und Muth.
Da heist's
Ach Mann schaff Brod,
Mich quält die Hungersnoth,
Oder ich muß sterben;
Ach wär ich todt!

4.

Liebe Jungfer Schwester,
Hat sie Kann und Gläser,
Schenk sie nur tapfer ein;
Geh sie in den Keller,
Weil noch mag ein Heller
Im Beutel seyn.
Beym Bier und guten Wein
Laßt uns tapfer lustig seyn;
Singt und schwärmt in Ehren,
Niemand kann's uns wehren,
Schenkt tapfer ein!

CARL SCHÜDDEKOPF.

---

6. *Das Märchen vom Erdkühlein in Goethes Briefen.*

Am 19. Mai 1776 schreibt Goethe an Frau von Stein (Weimarer Goetheausgabe IV 3, S. 62, Nr. 459): »Zum erstenmal im Garten geschlafen, und nun Erdkülin auf ewig«. Daß so zu lesen ist und nicht Erdtulin, hat schon Goedeke gesehen: Grundriß, zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl. IV 450.

Das Märchen, auf welches Goethe anspielt, steht in Martinus Montanus Schwankbuch »Der ander theyl der gartengesellschaft«, Straßburg o. J. (s. Goedeke II, S. 467). Von dieser Sammlung größtentheils etwas freier Erzählungen wird der Litterarische Verein wohl in nicht ferner Zeit eine neue

Ausgabe bringen. Mir ist sie seit mehreren Jahren bekannt durch eine Abschrift im Nachlasse des fleißigen Johannes Crueger. Bewog mich das Interesse an dem altelsässischen Werke dazu mich näher damit zu befassen, so wird wohl auch andere Leser der echt volksthümliche Ton und Inhalt des Märchens erfreuen, und sie werden begreifen, wie Goethe sich in seiner Gartenhauseinsamkeit mit dem Erdkühlein vergleichen mochte. Daß er das Märchen aus dem Buche kennen gelernt hatte, ist wohl sicher anzunehmen. Im Abdruck ist vn̄ zu vnd aufgelöst und o über u weggelassen.

Ein schöne History von einer frawen mitt zweyen kindlin. Cap. V.

[E] In guter armer mann hett ein fraw | vonn deren er zwey döchterlin hett | vnd aber ehe dieselbige kindlin (deren das kleinst Margretlin vnd das gröst Annelin hieß) erwachsen waren | starb ihm die erste fraw | derhalb er ein andere nam. Nun warff aber die selbig fraw ein neyd auff das Margretlin vnnd hette gern gewölt | das es todt were gewesen | doch dasselbig selbst vmb zu bringen sie nicht gut daucht | vnd mit listen zohe sie das älter meitlin an sich | das es ihr holdt vnd der schwester feindt warde. Vnd eins mals begab sich | das die muter vnnd die ältist dochter bey einander sassen vnnd berhatschlagten | wie sie ihm doch thun wolten | das sie des meitlins abkemen | vnd beschlossen endlich | das sie mit einander wolten in den waldt gehn vnd das meitlin mit ihn [3a] nemmen | vnnd in dem wald wolten sie das meitlin verschicken | das es nicht mehr zu ihn kummen künte. Nun stunde das meitlin vor der stubenthür und horte alle die wort | so sein muter vnd schwester wider es redten vnnd vrsach zu seinem todt suchten | sehr betrübt was ohn alle vrsach so jemerlich zu sterben vnd von den wölfen zerrissen zu werden | vnd also betrübt ging es zu seiner dotten oder göttel | die es aus der tauff gehebt hette | vnd klaget ihr die große vntrew vnnd tödtliche mörderische vrtheyl vber sie von der schwester vnnd muter geschehen. Nun wolan | sprach die gut alt fraw | mein liebs kindt | dieweil dein sach ein solche gestalt hatt | so gang hien vnd nim segmel | vnd wann du deiner muter nachgehst | strewe es als vor dir anhien | wann sie hernacher schon von dir lauffen | so geh du dem selbigen gespor nach | so kumstu wider heim. Die gut dochter thet | als ihr die alt fraw beuolhen hett | vnd wie sie hienauß in wald kam | setzt sich ihr muter nider und zum ältern meidlin sagt | kumm her | Annelin | vnnd such mir ein lauß | so geht dieweil das Gretlin hien vnd klaubet vns drey bürdin holtz | so wöllen wir an disem ort sein warten | darnach gehn wir mitt

Digitized by Google

einander heim. Nun das gut arm döchterlin zohe hien vnd strewet als vor ihm anhien das segmel | dann es wol wust | wie es ihm gehn würde | vnn samlet drey bürdin holtz | vnd als es die gesamlet | nam es sie auf den kopff vnd trug sie an das end | da es sein stieffmuter vnd schwester gelassen het. Als es aber dar kam | fand es sie nicht | doch seine drey büschlin auf dem kopff behielt vnnd seinem gemachten weg nach wider heim zohe | die drey büschlin abwarff. Vnd als es die muter ersahe | sprach sie zum meitlin | An [3b] nelin | vnser dochter ist wider kummen | und hat uns all vnser kunst gefelet | darumb wöllen wir morgen an ein ander ort gehn vnd das meitlin aber von vns schicken | so würt es nicht mehr mögen heim kummen | so sind wir hernacher sein ledig. Nun het das gut Margretlin abermals solche wort gehört | wider zu seiner göttel lieff vnd ihr die handlung anzeigt | Wolan | sprach die fraw | ich sihe wol | das sie dir nach deinem leben stellen vnd nicht rhu haben werden | biß sie dich vmbringen | Darumb so geh yetz hien vnd nim sprewer | und strew die abermals vor dir hien | wie du mit dem segmel gethon hast | so kanstu wider heim kummen. Als nun das meitlin wider heim kam | sagt sein muter | kummet her | Gredtlin vnd Annelin | wir wöllen gehn in wald. Das älter meitlin | als das vmb alle sach gar wol wust | auch hilff vnd rhat darzu gethon hette | gantz frölich | aber Gredtlin hergegen gantz traurig hienauß zoge. Vnn als sie in wald kamen | setzt sich die böß arglistig zernichtig fraw nider vnd sagt zum Annelin | kumm her | Annelin | vnd fahe mir ein lauß | so geht das Gredtlin hien vnd suchet dieweil yeglichem ein bürde holtz | darnach gehn wir wider heim. Das arm Gredtlin gieng hien vnd suchet holtz | vnnd ehe es wider kam | war sein muter vnd schwester hienweg. Nun gieng das gut Gretlin mit seinem holtz den sprewern nach | biß es wider heim kam | vnnd als es von seiner muter gesehen ward | sagt sie zum Annelin | vnser ellendt meitlin kumpt wider. Nun wöllen wir sehen | wie wir sein abkummen | vnd solt es uns etwas groß kosten | vnd wir wöllen morgen wider in wald | da wöllen wir sehen | das es dahinden bleib. Solche red das meitlin abermals gehört het[4a]te | vnd zum dritten mal zu seiner basen gieng | die rhats fraget | wie es ihm doch thun solte. Nun wolan | liebs kindt | sagt die fraw | so geh hien vnd nim hanffsamen | sähe den als vor dir anhien | darnach geh dem selbigen weg nach wider heim. Das gut meitlin zoge abermals mit seiner muter vnd schwester in den wald vnn säet den hanffsamen vor hien. Nun sagt die muter abermals | wie sie vor zwey mal gesagt hette | Annelin | such mir ein lauß | so muß das Gretlin holtz suchen | das arm Gretlin zohe hien vnn suchet holtz | gedacht | binn ich vor zweymal wider heimkummen | so will ich das drittmal auch

Digitized by Google

wider heimkummen. Vnd als es das holtz gesucht vnd wider an das ort kam | da es sein muter gelassen | waren sie aber hienweg | Vnd als das arm meitlin seinem weg nach wolte heim gehn | da hetten die vögel den samen allensammen auffgefressen. Ach Gott | wer was trauriger dann das arm meitlin | den gantzen tag im wald vmblieff zu wainen vnd schreyen vnd Gott sein laid zuklagen | kein weg finden kunt | dardurch es möchte auß dem wald kummen | auch so ferr in wald hieneinkummen was | da ohne zweifel nie kein mensch gewesen. Als nun der abent herzukam vnd das arm verlassen meitlin an aller hilff verzweyflet hette | stig es auff ein sehr hohen baum zu besichtigen | ob es doch yergent ein Statt | Dorff oder hauß ersehen möcht | darein es gienge | damit es nicht also jämerlich den wilden thieren zur speyß gegeben würde. Inn solchem vmbsehen sich begab | das es ein kleins reuchlin ersahe | behend ab dem baum stige vnd dem selbigen rauch zuginge | vnd in wenig stunden an das ort kame | da dann der rauch außginge | Das war ein kleines heußlin | dar[4b]inn niemants wonet dann nur ein Erdkülin. Das meitlin kam fürs thürlin vnd klopffet an | begert | man solte es einlassen. Das Erdkülin antwort | Ich laß dich warlich nicht herein | du verheissest mir dann dein lebtag bey mir zu bleiben vnd mich nimmermehr zuvermeren[1] | welches jme das meitlin gelobt | vnd alsbald ward es von dem Erdtkülin eingelassen | vnd das Erdtkülin sagt: Wolan | du darffst nichts thun weder eben mich des abents vnd morgens melcken | darnach issestu die selbig milch vonn mir | so will ich dir seiden und sammat genug zutragen | daruon mach dir schöne kleyder | wie du sie begerest | gedenck aber vnnd sihe | das du mich nicht vermerest | wann schon dein eigne schwester zu dir kumpt | so laß sie nicht herein | damit ich nicht verrhaten werd | das ich an disem end sey | sunst hett ich das leben verloren. Nach solchen worten an sein waid gieng vnd dem meitlin des abents | wann es heim kam | seiden vnd sammat bracht | daruon sich das gut Gredtlin so schön kleidet | das es sich wol einer Fürstin hett vergleichen mögen. Als sie nun biß in das ander jar also bei einander gewest waren | begab sich | das dem größern meitlin | so daheim bliben war vnnd das jung Gredtlin sein schwesterlin ohn alle schuld het helffen in das ellend veriagen | in gedancken kam vnnd gedencken warde | wie es doch seinem schwesterlin gehn möchte | das sie hett helffen ins ellend veriagen | kläglich anhub zu wainen vnd die große vntrew zu bedencken | die sie ihr ohn alle schuld bewisen hett. In summa in ein solchen rewen kam |

---

[1] mhd. vermeren »bekannt machen, verrathen«.

das sie nicht mehr bleiben kundt oder mocht | sunder sehen wolt | ob sie doch yergent ein beinlin von seinem schwesterlin finden möcht | damit sie dassel[5a]big heim trüge vnd es in ehren hielte. Vnd eins tags sie morgens frü hienauß in wald ging vnd suchte | vnd sollich suchen mit kläglichem wainen so lang trib | biß sie sich im wald gantz vnd gar vergangen vnd verirret het vnd nun die finster nacht ihr auff dem halß lag. Wer was da trauriger dann das Annelin | erst gedencken ward | es solches wol an seiner schwester verdienet hette | kläglich wainet | Gott vmb gnad vnnd verzeihung anrüffet vnd batte | Doch war da nicht lang zu warten oder zu klagen | sonder den nechsten auff ein sehr hohen baum stig zu besichtigen | ob es doch yergent ein hauß sehen möcht, darinn es vbernacht blibe | damit es nicht also jämmerlich von den wilden thieren zerrissen würde. Vnd in solchem vmbsehen ersahe es ein rauch aus dem heußlin gehn | darinn sein schwester war | Von stundan dem hauß zu nahet | nicht anderst meinet | dann es eines hirten oder waldtbruders heußlin were. Vnd als es zu dem hauß kam | klopffet es an | da es bald vonn seiner schwester | wer da were | gefragt ward. Ey | sprach das Annelin | ich binn ein armes meitlin vnnd in dem wald verirret | vnnd bitte das man mich durch Gottes willen vber nacht behalte. Das Gretlin sahe durch ein speltlin außer vnd erkante | das es sein vntrewe schwester was | bald anhub vnd sprach | Warlich | liebs meitlin | ich darff dich nicht herein lassen | dann es mir verbotten ist | wann sunst mein herr kem vnd ich yemandts frembds hette einhergelassen | so würd er mich schlagen | darumb ziehe fürt. Das arm meitlin wolt sich nicht lassen abreden noch vertreiben | sunder mit bitten seinem vnerkanten schwesterlin anlag | das es ihm die thür auffthet vnd hienein ließ [5b] Vnd als es hienein kam, erkant es sein Schwester | fieng an haiß zu wainen vnd Gott zu loben | das es sie noch lebendig funden hett | nider auff seine knü fiel vnd es batt | das es ihme verzeihen solt alles das | so es wider sie gethan | Darnach sie freuntlich batt | das es ihr doch sagen wolt | wer bey ihm wer | das es so schön vnd wol gekleydet ginge. Das gut Gretlin | dem verbotten war zu sagen | bey wem es were | mancherley außred erfund vnd herfür zohe | dann einmal sagt es | es wer bey einem Wolff | das andermal | bey einem Beren | welches alles das Annelin nicht glauben wolt | dem Gredtlin seinem schwesterlin süß zuredet ihr die warheit zu sagen | vnd das meitlin auch (wie dann aller weiber brauch vnd gewonheit ist | das sie mehr schwetzen weder ihn beuolhen ist) sehr kläffig war vnd zu seinem schwesterlin sagt | ich binn bey einem Erdtkülin | aber lug | verrhat mich nicht. Als solches das Annelin höret | welches seiner vntrew an der schwester noch kein genügen gethon het | bald sagt |

Digitized by Google

Wolan | für mich wider auff den rechten weg | damit ich heim kumme | welches das Gretlin bald thet. Vnnd da mein guts Annelin heimkame | sagt es seiner muter | wie sie ihr schwester bey einem Erdtkülin funden hette | vnd wie es so köstlich gekleidet ginge. Wolan | sprach die muter | so wöllen wir die zukünfftig wochen hienaußziehen vnd das Erdtkülin sampt dem Gretlin heimfüren | so wöllen wir das Külin metzgen vnd essen. Solches alles das Erdkülin wol wust | vnd als es des abents spat heim kam | sagt es wainendt zum meitlin | Ach Ach | mein aller liebsts Gredtlin | was hastu gethon | das du dein falsche Schwester hast eingelassen vnd jr gesagt | bey [6a] wem du bist? Vnnd nun sihe | dein zernichte[1] muter vnd schwester werden die zukünftig wochen herauß kummen vnd mich vnd dich heimfüren | mich werden sie metzgen vnd essen | dich aber bey ihn behalten | da du vbler gehalten würst dann vor nie. Nach solchen reden sich so kläglich stellet | das das arm meitlin anfieng zu wainen vnd vor traurigkeit vermeint zu sterben | sehr gerewen ward | das es sein schwester hett eingelassen | doch tröstet es das Erdtkülin vnd sprach: Nun wolan | liebs meitlin | dieweil es ye geschehen ist | so kan es nicht wider zuruck getriben werden | darumb thu ihm also. Wann mich der metzger yetz geschlagen hat | so stand vnd waine | wann er dich dann fraget | was du wilt | so sprich | ich wolt gern meins Külins schwantz | den würt er dir geben. Wann du den hast | so fahe aber an zu wainen vnn beger das ein horn vonn mir. Wann du dasselbig auch hast | so waine aber | wann man dich dann fragt | was du wilt | so sprich | ich wolt gern meins Külins schülin. Wann du den hast, so geh hien vnnd setz den schwantz inn die erden | auff den schwantz das horn vnnd auff das horn setz das schülin | vnd geh nicht darzu biß an dritten tag | vnd am dritten tag würt ein baum darauß worden sein | der selbig würt summer und winter die schönsten öpffel tragen | die ein mann ye gesehen hatt | vnnd niemants würt sie künden abbrechen dann du allein | vnnd durch den selbigen baum würstu wider zu einer großen mechtigen frawen werden. Als man nun das Külin schlachtet | stund das Margredtlin vnd begeret die ding alle | wie ihm sein Külin beuolhen hett | die ihme auch geben warden | vnnd es ging [6b] hien | steckets in die erden | vnd an dem dritten tag war ein schöner baum darauß gewachsen. Nun begab sich | das ein gewaltiger herr für ritte | der selbig ein sun mit ihm furte | der das fieber oder kaltwehe hatte | vnd als der sun die schönen öpffel sahe | sprach er | Mein herr vatter | lassen mir öpffel bringen von disem baum | mir ist | ich würde gesundt daruon werden. Der herr von stundan

[1] nichtswürdige.

rüffet | man solt ihm öpffel bringen | er wolt sie thewr genug bezalen. Die älter dochter den nechsten zum baum gieng vnd öpffel daruon brechen wolt | da zogen sich die äst allesammen in die höhe | also das sie kein erlangen mocht | da rüfft sie der muter vnd sprach | sie solte öpffel abbrechen vnd sie dem herren geben. Als aber die arge fraw öpffel abbrechen wolt | zogen sich die äst noch vil höher auff | welches der herr alles wol gesehen hett | sich hefftig verwundert. Vnn letstlich kam das Margredtlin zum baum öpffel zu brechen | zu welchem sich die äst neigten vnnd es willig öpffel abbrechen liessen | welches den herren noch vil mehr verwundert vnd meinet | sie vileicht ein heylige fraw were | sie berufft vnnd sie des wunders fraget | dem die gut dochter die gantz handlung | was sich ihrer muter | schwester vnd des Erdkülins halben verloffen hett | von anfang biß zu end anzeiget. Der herr als er die sach vernummen hett | die junckfraw fraget | ob sie mitt ihme daruon wolt | welches die gut dochter wol zu friden war | ihren baum außgrub vnd sich sampt jrem vatter zu dem herren auff den wagen setzt | von dem sie freundlich vnd ehrlich empfangen wurden | hienfuren vnnd jhr schalckhaftige muter vnd schwester sitzen ließen.

ERNST MARTIN.

---

7. *Goethische Stoffe in der Volkssage.*

1. Der böse Geist im Sacke.

Zwischen den Kommentatoren des Götz von Berlichingen herrscht Uneinigkeit über die Auslegung der Worte des Helden zu Anfang des 4. Aktes, die in der ältesten Fassung[1] von 1771 lauten: »Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Kapuziner in einen Sack beschwur und nun in wilden Wald trägt, ihn an der ödesten Gegend zwischen die Dornsträuche zu bannen. Schlepp, Pater, schlepp! Sind deine Zauberformeln stärker als meine Zähne, so will ich mich schwer machen, will deine Schultern ärger niederdrücken als die Untreue einer Frau das Herz eines braven Mannes . . .« Düntzer (Erläuterung [4], 1888, S. 120) behauptet, es sei ein höllischer Geist gemeint, während Wustmann (1871 S. 154) und Lichtenberger vielmehr an ein Gespenst, einen nach seinem Tode umgehenden und die Lebenden belästigenden Verbrecher denken.

Wenn man sich in unserer Sagenliteratur umsieht, so findet man zunächst für die zweite Deutung viele Belege. Bei Witzschel (Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie aus Thüringen 1878 2, 130, Nr. 159) wird ein spukender Seifen-

---

[1] In der späteren Bearbeitung von 1773 sind sie erheblich gekürzt.

Digitized by Google

sieder, bei Deecke (Lübische Geschichten 1852, S. 177, Nr. 90) eine boshafte Alte, bei Jahn (Volkssagen aus Pommern 1889, S. 424, Nr. 536) ein schlimmer Edelmann durch einen Geisterbanner im Sacke fortgetragen; vgl. Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen 1848, S. 120, Nr. 137 »Der Aufhocker« und Vernaleken, Mythen des Volks in Oesterreich 1859, S. 87 f. (Popanzträger). Auch ist dies Motiv schon zur selben Zeit, da Goethe den Götz schrieb, als Grundlage einer parodischen Romanze benutzt und in die Literatur eingeführt worden. Das Gedicht, auf das ich durch eine hinterlassene Notiz Reinhold Köhlers aufmerksam gemacht wurde, ist »Die Warte« betitelt und steht ohne Verfassernamen in Ch. Heinr. Schmidts Anthologie der Deutschen 3, 271 (1772) und in den Romanzen der Deutschen 1, 18 (1774). Hier erzählt dem an einem verfallenen Thurme vorüberspazierenden Dichter der Geist einer Frau unter jämmerlichen Klagen, wie ihre Tochter, einst ein Muster von Sittsamkeit, nach dem Tode der Mutter die treuen Warnungen ihres Geistes bei Zusammenkünften mit ihrem Liebhaber als lästige Störung empfand und das arme Gespenst in ein fernes Gemäuer transportiren ließ:

> Man faßte mich in einen Sack
> Und lief mit schnellen Schritten,
> Mich hier in dieß verhaßte Schloß
> Auf ewig auszuschütten.

Kann aber mit derartigen Erzählungen Goethes Bezeichnung »Der böse Geist«, unter dem man doch in erster Reihe an den Teufel denkt, und das gewaltige Widerstreben des im Sacke Gefangenen in Einklang gebracht werden? Ich glaube kaum und halte Düntzers Deutung für die richtige, zumal da sich auch für die Verbreitung dieses Motivs Zeugnisse beibringen lassen. Zwar sind die bekannten Erzählungen vom Teufel in der Flasche[1] hier besser bei Seite zu lassen, da darin nicht die Bannung des Dämons geschildert wird, sondern das Hauptgewicht auf die Befreiung des Argen durch einen Vorübergehenden fällt, der zum Lohne Zauberkräfte oder Reichthümer vom Teufel empfängt, ihn aber durch List wieder in sein früheres Gefängniß lockt und einsperrt. Doch berichtet z. B. eine pommersche Volkssage bei Jahn S. 122, Nr. 144, wie ein Kobold in einem Sacke »vertragen« wird; und Stöber (Die Sagen des Elsasses, 2. Aufl. 1892 1, 106 Nr. 147) erzählt von einer bei Rappoltsweiler gelegenen Schlucht, die seit undenklichen Zeiten Höllenhaken heißt,

---

[1] Benfey, Pantschatantra 1, 116 f. (1859). Grimm, Märchen Nr. 99 »Der Geist im Glas«. Strauch zu Enikels Weltchronik S. 462, V. 23711. Comparetti, Virgilio nel medio evo [2] 2, 99 (1896).

Digitized by Google

Folgendes: »Ward im Lande umher ein Mensch von einem bösen Geiste besessen, so holte man einen Kapuziner, der beschwor ihn und bannte ihn in einen Sack, der fest zugebunden wurde. Dieser Sack wurde um guten Lohn einem unerschrockenen Taglöhner auf die Schultern geladen, der ihn ohne weiteres in den Höllenhaken trug. Dort angelangt entledigte sich der Träger seiner Bürde, öffnete den Sack, und der gebannte Geist zischte in Gestalt eines bläulichen Dunstes mit furchtbarem Gestanke heraus und fuhr in eine ihm zu seinem Banne angewiesene Tanne«. Diese elsässische Sage scheint mir am meisten Verwandtschaft mit der oben citirten Stelle des Götz zu besitzen; und in ähnlicher Fassung mag sie Goethe zur Zeit seines Straßburger Aufenthaltes vernommen haben.[1]

2. Zum Erlkönig.

Eine directe Quelle des »Erlkönig«, der 1782 als Einlage im Singspiele von der Fischerin erschien, ist nicht bekannt; doch ist die Einwirkung von Herders drei Jahre zuvor aus dem Dänischen übersetzter Ballade »Erlkönigs Tochter« oder Herr Oluf in Anlage, Metrum und einzelnen Zügen unverkennbar. Um so mehr war ich überrascht, als ich in einer vlämischen Märchensammlung von Amaat *Joos* (Vertelsels van het vlaamsche volk 2,20. Thielt 1890) auf eine Erzählung »vom Ritter mit seinem Kinde und dem Könige des Erlengebüschs« stieß, die auffällige Uebereinstimmung mit Goethes Dichtung zeigt:

»Der Ritter war mächtig und bewohnte ein schönes, prächtiges Schloß. Er hatte ein fünfjähriges Söhnchen, das er zärtlich liebte. Einst stieg der Ritter zu Pferde, er wollte durch seine Felder und Wälder reiten. »Vater, lass mich mitgehn«, schmeichelte der Kleine. Und weil er seine blauen Guckaugen so hübsch zum Vater emporhob, nahm ihn der Ritter und setzte ihn mit auf den Sattel. Wie froh war der Junge! Er schwatzte, lachte und jauchzte beständig. Nach langem Reiten kamen sie an den Rand eines Erlengehölzes, wovon ein Strauch ihnen mit seinen Zweigen den Weg versperrte. Der Vater brach einen Zweig ab und ritt langsam weiter. Bald darauf erschien der Erlenkönig dem Sohne. »Kind«, sagte er, »dein Vater hat meinen Sohn getödtet; nun musst du mit, um mein Sohn zu sein; sonst tödte ich

[1] So wie er auch 1813 den »*Todtentanz*« auf Grund einer in Böhmen gehörten Sage dichtete, die nicht bloß in der von Götzinger und Düntzer nachgewiesenen älteren Literatur fixirt ist, sondern noch vielfach im Volksmunde fortlebt (vgl. Zingerle, Sagen aus Tirol 1891, S. 190, Nr. 490—491 mit Anm. Jahn, Volkssagen aus Pommern 1889, Nr. 520. Hoffmeister, Hessische Volksdichtung 1869, S. 75).

Digitized by Google

dich«. Der Junge barg sich am Herzen des Vaters. »Vater«, rief er, »der Erlenkönig muss mich haben, oder er tödtet mich«. — »Der Kleine schlummert und träumt«, dachte der Vater und antwortete nicht. Er ritt weiter. Alsbald stand der Erlenkönig wieder vor dem Knaben. »Liebes Kind«, sprach er, »komm mit mir! Du darfst auf meinem Throne sitzen. Willst du nicht, dann tödte ich dich, wie dein Vater meinen Sohn getödtet hat«. Der Kleine war noch ängstlicher und klammerte sich an den Vater. »Vater«, stöhnte er, »der Erlenkönig will mich tödten«. — »Fürchte ihn nicht, mein Kind«, antwortete der Ritter, »ich bin stark und will dich schützen«. Und er drückte den Sohn an seine Brust. Wieder kam der Erlenkönig; er war zornig und wollte das Kind aus des Vaters Armen reißen. Der Kleine war zum Tode erschrocken. »Vater, Vater«, wimmerte er, »der Erlenkönig will mich tödten«. Der Ritter zog sein Schwert und schlug. Hatte er den Feind getroffen? Er sah ihn nicht. Und der Knabe wimmerte immer weiter. Der Ritter gab seinem Pferde die Sporen und jagte eilig nach seinem Schloß. Schon erblickte er die Mauern und Thürme und meinte frei zu sein, als das Kind auf einmal einen schrecklichen Schrei ausstieß. Der Vater sah hin. Ach, er hielt nur noch eine Leiche in seinen Armen. — Seitdem scheuen sich die Kinder im flachen Lande einen Erlenzweig abzubrechen; der Erlenkönig könnte sie wie des Ritters Söhnchen tödten«.

Da Joos keine Quelle dieser Erzählung angibt, wandte ich mich an Herrn Florimond van Duyse in Gent mit der Bitte, darüber Erkundigungen einzuziehen, und erfuhr durch seine freundliche Vermittlung von Herrn Joos, daß er die Aufzeichnung aus Kapellen (Provinz Antwerpen) mit der Versicherung erhalten habe, daß sie dort in verschiedenen Familien bekannt sei. Dagegen schrieb ein andrer bewährter Forscher auf dem Gebiete der vlämischen Volkskunde, Herr Pol de Mont in Gent, daß ihm in der Provinz Antwerpen nie eine Ueberlieferung vom Erlenkönig begegnet sei und daß er die Erzählung bei Joos aus literarischen Einflüssen ableite.[1] Und in der That zeigt sich bei näherer Betrachtung deutlich, daß das vlämische Märchen nicht auf eine vorgoethische Tradition zurückgeht, sondern, wenn es auch den Zorn des Erlkönigs durch das Abbrechen des Erlenzweiges auf besondere Weise zu motiviren strebt, aus dem deutschen Gedichte hervorgegangen ist. Denn ohne weiteres verräth sich der vlämische »*Elzenkoning*« oder »*Koning van het Elzenhout*« als eine Fortpflanzung von Herders Uebersetzungsfehler (Erlkönig für dän.

[1] Ebenso neuerdings J. Teirlinck, Contes flamands (1896) p. 44.

Digitized by Google

Ellerkonge = *Elverkonge*, Elfenkönig), den Goethe unbesehen herübergenommen hatte.[1]

Uebrigens vermeidet die einzige niederländische Uebersetzung des Goethischen Gedichtes, die ich kenne, jenen Fehler, indem sie das gespenstige Wesen richtig als »*Koning der Elfen*« bezeichnet; sie steht in den nachgelassenen Gedichten von Prudens van Duyse, die 1885 durch seinen oben genannten Sohn veröffentlicht wurden (9, 32).

3. Die Legende vom Hufeisen.

Für die 1797 entstandene »Legende vom Hufeisen« ist bekanntlich noch keine Quelle mit Sicherheit nachgewiesen. Zwar hat 1816 Dr. J. G. *Kunisch*, Lehrer am Breslauer Friedrichsgymnasium, in Büschings Nachrichten für Freunde der Geschichte des Mittelalters 2, 3 eine »aus mündlicher Ueberlieferung wörtlich aufgezeichnete altdeutsche Heiligensage« mitgetheilt, die alle wesentlichen Züge des Gedichtes enthält.[2] Aber eben darum liegt der Verdacht nahe, daß wir es, ebenso wie bei dem eben besprochenen vlämischen Märchen, mit einer Wiedergabe der ins Volk gedrungenen Dichtung zu thun haben, ohne daß der Sammler und Herausgeber dabei eine Ahnung von diesem Sachverhalte besaß.

Kaum anders verhält es sich mit einer 1884 aus dem spanischen Volksmunde aufgezeichneten Erzählung, deren Zusammenhang mit Goethes »Legende« bisher noch nicht beachtet zu sein scheint; sie steht bei Eugenio de *Olavarria y Huarte*, El folk-lore de Madrid p. 95 (Biblioteca de las tradiciones populares espanoles, tomo 2). Ich gebe sie hier verdeutscht wieder mit dem Wunsche, daß sich bald noch andre und ältere Varianten dazu gesellen möchten, und in der Ueberzeugung, daß auch für den Fall, daß Goethe die Fabel selber erfunden hat, die Nationalisirung seiner Dichtung im spanischen Volke einiges Interesse beanspruchen darf.

Die Kirschen.

Als Christus und St. Peter durch die Welt wanderten, waren sie eines Tages sehr müde. Es war große Hitze, und auf dem ganzen Weg hatten sie keine mitleidige Seele angetroffen, die ihnen einen Krug Wasser reichen, noch einen auch nur kümmerlichen Bach, der ihnen seinen Lauf darbieten

---

[1] Vgl. darüber z. B. Notes and Queries 4. Series, Vol. 9, p. 138, 187, 242, 308 (1872).

[2] Düntzer hat in seinen Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten, 2. Aufl. 1876 3, 570 das Stück abgedruckt, ohne die Chiffre des Herausgebers Kchl aus dem Register Büschings (2, 415) aufzulösen.

Digitized by Google

konnte. Im steten Weitergehen sah der Herr, der voranschritt, ein Hufeisen auf dem Boden und sprach, sich zu seinem Jünger umwendend: »Peter, nimm dies Hufeisen auf und bewahre es!«

Doch Petrus, der höchst übler Laune war, erwiderte: »Das Stück Eisen verlohnt nicht die Mühe, weil wir nur noch müder werden, wenn wir es von seinem Platze aufheben. Lasst es dort, Herr!«

Christus stritt nicht weiter, wie immer, sondern bückte sich selber, nahm es auf und steckte es in die Tasche, worauf sie stumm und schweigend ihren Weg fortsetzten.

So wanderten sie eine Zeit lang, bis sie einem Schmiede begegneten, der von der entgegengesetzten Seite herkam. Der Herr knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an, während sie einen Augenblick still standen, und beim Abschiede verkaufte er ihm das Hufeisen, das er soeben gefunden hatte, für vier Cuartos.

Sie gingen weiter und stießen bald auf einen herumziehenden Krämer, der im nächsten Flecken Früchte verkaufen wollte. Christus hielt ihn an und kaufte für die vier Cuartos, die ihm für das Hufeisen gezahlt waren, ein halbes Pfund Kirschen. Bei dem allen war St. Peter sehr schweigsam und wurde immer übellauniger.

Die Hitze wurde drückender, der Durst wuchs immer mehr. Doch empfand ihn Christus nicht mehr so wie St. Peter, weil der Herr die Kirschen zum Munde führte und der Fruchtsaft seine trockene Kehle erfrischte. Der Apostel, der mühselig hinter drein schlich, blickte voll Neid auf den Heiland; aber da die Kirschen für den Erlös des Hufeisens gekauft waren, um dessen willen er sich nicht hatte bücken wollen, wagte er nicht den Herrn um einen Antheil an dem Schmause zu bitten. Doch dieser ließ ab und zu verstohlen eine Kirsche fallen, und St. Peter bückte sich eifrig sie aufzuraffen, indem er sie in der Gier seines Durstes in den Mund steckte. Als die Kirschen zu Ende waren, wandte sich Christus zu seinem Jünger um und sprach:

»Siehst du, Petrus, wie man nichts auf der Welt verachten darf, wenn es auch gering und werthlos scheint? Weil du dich nicht ein einziges Mal bücken wolltest, um das Hufeisen aufzunehmen, hast du dich vielmals bücken müssen, um die Kirschen, die ich zur Erde fallen ließ, aufzulesen. Dies wird dich lehren, Petrus, nichts und niemand zu verachten«.

St. Peter bestritt das nicht; er senkte den Kopf und folgte demüthig auf dieser Tagereise dem Herrn.

JOHANNES BOLTE.

Digitized by Google

8. Goethe nach Falconet und über Falconet.

Dieser Aufsatz im Anhang zur H. L. Wagnerschen Uebersetzung des Mercierschen neuen Versuchs über die Schauspielkunst (Leipzig, im Schwickertschen Verlage 1776) ist neuerdings von G. Witkowski (in den Bernays gewidmeten Studien S. 77—95) im Sinne des modernen Naturalismus des jungen Goethe gedeutet und zu einer Verherrlichung des Titelträgers benützt worden. Die jetzt beliebte Methode, namentlich Goethes Autorität für alles und jedes in Anspruch zu nehmen, hat ihre stark bestimmten Grenzen. Diese Grenzen bestimmen in unserem Falle glücklicher Weise Leben und Worte Goethes selbst, so daß sie leicht und sicher vorstellig gemacht werden können.

Der Titel besagt, was die Anknüpfung an ein Citat aus Falconet den Schriftsteller (Witkowski a. a. O. S. 90 f.) und auf ihn bezügliche Anspielungen des Aufsatzes bestätigen: daß der junge Deutsche sich mit seinem »Nachwort« *über* den Franzosen erhaben fühlt.

Das äußere unverwerfliche Zeugniß dafür findet sich am Schluß des Goethischen Aufsatzes selbst, wo gegen eine Aeußerung Falconets (in den Réfl. sur la Sculpture, Oeuvres, Lausanne 1781. I p. 21) in der kategorischen Widerrede: »*Ihr* findet Rubensens Weiber zu fleischig. Ich sage *Euch*, es waren seine Weiber . . . u. s. w.« Stellung genommen wird.

Die inneren Gründe aber, aus denen sich Goethe über den Vorkämpfer der damals herrschenden »Moderne« gegen den Brecher ihrer Allgewalt Winckelmann — gewiß nicht zu dessen Ungunsten — erheben musste, liegen in Goethes Selbstbiographie für jedermann offen. Wie? Der Schüler Oesers, der frühzeitige Jünger und spätere Biograph Winckelmanns, der ahnungsvolle Erfüller seines Kunst- und Menschheitsideals sollte sich hier seinen modischen Ankläffern gesellen, denen er *grade hier* (28,350 der Hempelschen Ausg.) das treffende Wort entgegenwirft: »denn wie geschrieben steht, es seie schwer, daß ein Reicher ins Reich Gottes komme, ebenso schwer ist's auch, daß ein Mann, der sich der veränderlichen modischen Art gleichstellt, der sich an der Flitterherrlichkeit der neuen Welt ergetzt, ein gefühlvoller Künstler werde« !? Es geht das ganz gewiß auf das Renommiren mit dem sentiment zumal am Schluß der genannten akademischen Schrift (Académie royale des Peintres et Sculpteurs) Falconets (a. a. O. S. 31 und auch in dem von Goethe vorangestellten Citat) »Weh dem Künstler, der seine Hütte verlässt, um in den akademischen Pranggebäuden sich zu verflattern!« (Hempelsche Ausg. a. a. O.) Nun zeige man uns aber einen selbstbewussteren Lobredner des »prangenden Geflatters« der Berninischen Dra-

Digitized by Google

perien und Reliefs als Falconet in seiner Akademierede (Abschnitte: draperies, basreliefs). Man findet sie da (p. 21. 35. 49 u. s. f.) alle beisammen, jene Herren, die sich damals nach Winckelmanns Ausdruck »gleichsam zur Ausrottung des guten Geschmacks mit einer wahren Raserei empörten«: außer dem unvergleichlichen Meister selbst die Algardi, Rusconi, Melchior Caffa, Le Gros, Duquesnoy und vor allen Pierre Puget, »von dem man wohl sagen könnte, er sei berninischer als Bernini selbst gewesen«. (Burckhardt Cicerone S. 477). Das sind die grands sculpteurs modernes, deren beautés des étoffes larges et jettées und grande manière Falconet den petits draperies antiques und ihrem »schülerhaft dilettantischen« Lobredner Winckelmann entgegensetzt. Gipfelt doch die Akademierede in einem Hymnus auf die nach dieser Hinsicht berufene S. Teresa Berninis (in S. M. della Vittoria zu Rom) dont l'habillement du Carmelite paroîtroit se refuser à l'effet et au jeu d'une draperie qui annonce les mouvements divers du corps humain (!). Burckhardt sagt mit Recht von ihr, daß »man hier freilich alle bloßen Stilfragen über der empörenden Degradation des Uebernatürlichen vergisst«. Dazu halte man nun aber, was Goethe im fr. Aufsatz (a. a. O. 351) über die modernen Prunkdraperien der Mutter Gottes und aller biblischen Stücke »zwischen den Schnörkeln aller Altareinfassungen« eifert. Hiergegen spielt er die »wahrhaft heilige« menschliche Einfalt Rembrandts aus und setzt sie mit Rubens dicht neben Raffael, der den großen Niederländern in dieser Hauptsache völlig gleiche. Falconet behandelt (a. a. O. p. 21) Raffael-Domenichino und Rubens-Rembrandt als äußerste Gegenpole und betont gerade bei Rembrandt das Unplastische der Figuren. Man sieht also auch in diesem vorgeblich »modernen« Aufsatz des »jungen Goethe« die einheitliche Naturauffassung des deutschen Classizismus, der die Natur von innen her begreift und ihre »ruhige Einfalt und stille Größe« mit Winckelmann im Geiste der wahren Antike verewigt fand. Keine Spur von den selbstbewussten Posen und anmaßenden Fanfaronaden moderner Naturalisten, die wie hier Falconet von der Höhe ihrer »Entwicklung« die Alten meistern und in allem Alten nur das »einstmals Neue« sehn. (»Ce qui est aujourd'hui fort ancien fut autrefois nouveau« etc. nach Tacitus, Ann. II c. 24).

Schon daß Goethe überhaupt auf Falconet gerieth, darf man zweifellos negativ aus dessen gehässigen Angriffen auf Winckelmann und die durch ihn gerade in Deutschland erweckte Verehrung der wahren Antike erklären. Knüpft er doch gerade an diejenige Schrift Falconets an, die sich durch abschätzige Urtheile über Winckelmann hervorthut und geradezu gegen ihn gerichtet scheint: die observations sur la Statue de Marc-Aurele. Das von Witkowski nachgewiesene

Digitized by Google

Citat im Anfang (in unserer Ausg. I, 316 f.) giebt sich lediglich als *Excerpt*, wie sie Goethe damals besonders, mit eigenen Bemerkungen und Aphorismen untermischt, zu sammeln pflegte. Die literarische Ankündigung »aus Goethes Brieftasche« stimmt also thatsächlich genau. Sie erklärt zumal vom Standpunkt unserer jetzigen Uebersicht der Goethischen Excerpirbücher hinlänglich Natur und Form des »Aufsatzes« nach und über Falconet. Auch daß Goethe grade bei dieser Gelegenheit (für eine Veröffentlichung über Schauspielkunst) auf ihn gerieth, könnte eine Auslassung Falconets nach dieser Richtung hin erklären. Denn bei seiner Verherrlichung des manierirten Naturalismus des berninesken Reliefs (a. a. O. p. 38 f.), in dem die Effekt haschende Stillosigkeit dieses Modernen besonders zum Ausdruck gelangt, bezieht sich Falconet auf das Pariser Schauspiel und wendet sich gegen einen Lobredner seiner antiken Praxis in Stellung und Gruppirung des (reliefartigen) Bühnenbildes. Keinesfalls wird man mit Witkowski (a. a. O. p. 94) resümiren dürfen, daß Goethe den Anlaß gerade aufgriff, um »sich als Geistes- und Gesinnungsgenosse Falconets hinzustellen«. Homer, Kenner- und Künstlerstreit, Naturevangelium erfüllten Goethe zu sehr und zu original, als daß man die betreffenden Gedichte im Gefolge des fr. Aufsatzes gerade als ausschließliche Spenden seiner Verehrung für Falconet auffassen dürfte.

Nachtrag. Zur Beurtheilung des Sachverhalts ist ein literarisches Schreiben des künstlerischen Freundes Winckelmanns, Raffael Mengs, an Falconet von Belang, welches aus dem Jahre der Goethischen Veröffentlichung 1776 (25. Juli gez.) stammt, und für die lebhafte Erregung der deutschen literarischen und künstlerischen Kreise gegen den Lästerer Winckelmanns grade in diesem Zeitpunkt ein starkes Zeugniß ablegt. Mengs' Biograph, der Cavaliere D. Niccola d'Azara begleitet in seiner von Fea erneuten Ausgabe von Mengs' Werken (Roma 1787) diesen Brief mit einer abschätzigen Charakteristik des Adressaten: »Denota un carattere così singolare, che dove egli scuopre merito, lo attacca, nè può soffrire lodi in altri, essendo prodigo delle sue proprie, e amante di tutti quelle, che gli tributano i suoi amici«. (a. a. O. II 251 etc.) Ueber Falconets umgehend (23. September) von Petersburg aus erfolgte Antwort kann man nicht ganz sicher urtheilen, da er es für gut fand, sie für die Herausgabe in seinen Werken (II 195 ff. der Lausanner Ausg. v. 1781) zu redigiren. D'Azara hat das Original in Mengs' Nachlaß, dessen Existenz Falconet zwingt, in einer Nachschrift diese Redaktion einzugestehen, leider nicht herausgegeben. Sie ist immer noch unterwürfig genug, spielt aber den Streit mit Geflissentlichkeit auf das unedelste aller geistigen Motive, nationale Gehässigkeit der

Digitized by Google

deutschen Künstler (Mengs und Dietrich) gegen die Franzosen hinaus. (Im Abdruck in Feas Ausg. II 355.) Namentlich Pugets abschätzige Beurtheilung entrüstet ihn. (Ah! se voi poteste vedere la deliziosa Andromeda e il terribile Milone di Pietro Puget! voi non lo chiamereste *signor Puget,* aus Feas Ausg. II 361.) Winckelmanns Abneigung gegen die »Französchen« und die Verderberin des reinen Kunstsinnes, die Modestadt Paris, ist bekannt. Mengs' (in der vorliegenden Ausgabe mehr als 12 Seiten langer) Brief mit seiner ruhigen und klaren Würdigung des großen Zuges im Charakter und Geiste Winckelmanns gegenüber der perfiden Kleinlichkeit seines prahlenden Gegners, seinen thatsächlichen Festsetzungen des Geredes über Antiquomanie, Künstler- und Kennerschaft, des zweifelhaften Verdienstes modischer Runzel- und Faltenkunst müsste in extenso angeführt werden, wollte man alle aufklärenden Stellen aus ihm zusammenstellen. Uebrigens sei noch bemerkt, daß Goethes Invective anläßlich Rubens im fr. Aufsatz ihre Stütze in Winckelmanns Kunstgeschichte (I 3. § 7) selbst findet, von der Goethe doch sicherlich schon vor ihrem Studium in Italien Notiz genommen haben wird. Da heißt es: »Da nun der Mensch allezeit der vornehmste Vorwurf der Kunst und der Künstler gewesen ist, so haben diese in jedem Lande ihren Figuren die Gesichtsbildung ihrer Nation gegeben. . . . *Rubens* aber hat, nach einem vieljährigen Aufenthalte in Italien, seine Figuren beständig gezeichnet, als wenn er niemals aus seinem Vaterlande gegangen wäre und dieses könnte man mit vielen andern Beispielen darthun«.

KARL BORINSKI.

B. Nachträge und Berichtigungen zu Band XVIII.

Zu S. 4 u. 16. Der Landgraf von Hessen ist, wie W. Wattenbach bemerkt (der hochverdiente Forscher starb am 12. Sept. 1897), Karl 1744—1836 (vgl. A. D. B. IV, 296), ein großer Mystiker und Alchimist, der sich mit den Geheimwissenschaften besonders auf seinem Schloß Louisenlind im Herzogthum Schleswig beschäftigte.

Zu S. 256—268 dem Aufsatze Robert F. Arnolds »Goethes Tod und Wien« berichtigt Fr.(anzos), Deutsche Dichtung XXII 228, die Autorschaft einer Recension mehrer Goetheschriften in den »Wiener Jahrbüchern« (60,222), welche nicht Fouqué sondern Rochlitz zum Urheber hat. Er spricht ferner über den Dichter Moritz Rappaport ein milderes Urtheil aus.



Digitized by Google



2. CHRONIK.

Ludwig Blume (geb. 31. Januar 1846, gest. 3. April 1897).

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Pulsschlag des nationalen Lebens bei den Deutschen in Oesterreich viel lebendiger ist als bei den Brüdern im Reiche, und daß sie manche Dinge viel schärfer, einseitiger unter den nationalen Gesichtspunkt bringen als jene. Hiervon müssen wir ausgehen, wenn wir Blumes schriftstellerischer Thätigkeit, aber auch seinem sonstigen Wirken gerecht werden wollen. Die nationalen Fragen und Interessen umspielen bei ihm Alles, mehr oder minder; sie geben ihm seine Lieblinge in der Geschichte, der Kunst; der Name Bertha der gewählten Gattin war ein Reiz mehr, der ihn zu ihr hinzog, und die Namen der Kinder Siegfrid, Brunhild, Heinrich bezeugten den Zug in sprechendster Weise. Aber er war kein Freund lärmenden Wesens und des lauten Pathos; er mied den nationalen Streit und dessen Tagesfragen; um so inniger und zäher bezeugte er das nationale Bewußtsein in der gelehrten Arbeit und als Lehrer, aber auch nur durch die begeisternde Wärme, mit der er sein Hauptfach, das Deutsche, der Jugend übermittelte. Jene Zähigkeit und überhaupt die Consequenz in seinen Ansichten war wohl mit ein Erbtheil von der Abstammung her. Der Vater, ein Handwerker, war in jungen Jahren aus Westphalen nach Wien gewandert und hatte hier erst als gereifter Mann, nachdem er zu Wohlstand gelangt, seinen Hausstand begründet. Daß der einzige Sohn des wohlbegüterten Hausherrn sich dem Lehrfache zuwendete und bei dieser Wahl unentwegt verblieb, war eine beachtenswerthe Erscheinung. Denn viel weniger

Digitized by Google

als in Deutschland findet der Lehrstand gerade aus diesen Kreisen in Oesterreich seinen Nachwuchs. An dem alten Piaristengymnasium empfing er seine Vorbildung aus geistlichen Händen, und Geographie, Geschichte und vor allem Deutsch waren die Fächer, denen er sich an der Hochschule zuwandte, dem letzteren unter der Führung K. Tomascheks und des jugendlichen W. Scherer. Dessen Rathe folgend, ging er im dritten Studienjahr, im Herbste 1865, nach Berlin, um M. Haupt, Ranke, R. Köpke, vor allem aber K. Müllenhoff zu hören, und kehrte nach dem Kriege von 1866, durch den die germanistischen Studien noch eine vertiefte Bedeutung gewonnen hatten, auf ein Semester dahin zurück. Was die mit Eifer besuchten Vorlesungen Müllenhoffs ihm boten, erhielt eine fruchtbare und ehrende Ergänzung durch den persönlichen Verkehr, zu dem, wie zu den bekannten Sonnabendabenden, jener ihn heranzog. Im Herbst 1868 trat Blume als Hilfslehrer an das akademische Gymnasium in Wien ein und blieb im Verbande der Anstalt bis an seinen, am 3. April 1897 erfolgten, Tod. Den Fünfzigjährigen raffte die tückische Krankheit, mit der er jahrelang gerungen, endlich doch dahin, nachdem er wiederholt im Süden Heilung gesucht und nur Aufschub gefunden hatte, viel zu früh für seine Angehörigen, seine Collegen und Schüler, seine Freunde, zu früh für die mannigfachen Arbeiten, zu denen er seit Jahren sammelte.

Eine große Rolle spielte in den Jahren seines Werdens und noch lange darnach der Freundesverkehr. Es war noch eine Schule, die er und mit ihm die Theilnehmer durchmachten, und die allen in unvergesslicher Erinnerung ist. Da gab es kaum eine Frage der Kunst, der Wissenschaft und unseres Volksthums, die nicht in den fast täglichen Zusammenkünften mit ihren oft leidenschaftlichen, bis tief in die Nacht beim sokratischen Becher geführten Debatten in den Bereich gezogen wurde. Und nicht nur die Erinnerung ist es, an der wir noch zehren, sondern die Anregung zu gar manchem, was nachher zum Buch wurde, wurde hier gegeben. Camillo Sitte, der nachmalige Gatte seiner einzigen Schwester, Hans Richter, Josef Sucher, L. Landskron, K. Schembera, Victor von Kraus u. a., später Daniel Jacoby, zum Theil Jugendfreunde und Schulcollegen, bildeten die Mitglieder dieses Kreises. Wie sehr die Musik mit im Vordergrund stand, lehren einige der genannten Namen. Dazu bildete dieser Kreis die älteste Wagnergemeinde Wiens, und der Name Wagners ist es auch, der uns dem Ausgangspunkt wieder zuführt, Wagners als des nationalen Künstlers und Dichtercomponisten.

Denn dieser Seite seines Schaffens galt vornehmlich die überschwängliche Begeisterung, die ihm von allen, Blume voran, gezollt wurde, und sie bot der Anregung und des

Digitized by Google

Stoffes in Fülle, um deutsches Wesen in allen seinen ureigenen Aeußerungen in stets erneute Erörterung zu ziehen. Bei Blume, dem Germanisten und Schüler Müllenhoffs, fiel, was da gesäet wurde, auf wohl vorbereiteten Boden. Denn die Aufstellung einer deutschen Ethik, die Heraushebung dessen, was die Vergangenheit, besonders die ältere, an deutscher Eigenart in schärferer Weise darbot, das war ein Plan, den Müllenhoff gern verwirklicht gesehen hätte. Kundige wissen, wie z. B. sein Verhältniß zu Vilmars vielverbreiteter Literaturgeschichte und sodann zu der Scherers durch diesen Gesichtspunkt als den entscheidenden bestimmt wurde. Und in der Richtung jenes Planes lagen auch Blumes erste Schriften: »Das Ideal des Helden und des Weibes bei Homer mit Rücksicht auf das deutsche Alterthum« 1874, in begreiflicher Beziehung G. Freytag gewidmet, und »Ueber den Iwein des Hartmann von der Aue« 1879. Das Bild, das wir auf Grund schlagender Stellen in der ersten Arbeit sowohl vom griechischen Helden wie Weibe bekommen, ist allerdings nicht das vortheilhafteste, zumal gemessen an dem wahrhaft männlichen Heroenthum der deutschen Helden und an der bald walkyrenhaften, bald gemüthsinnigen Weiblichkeit der Frau in unsern Sagen und Epen. Der Gedanke dieses Vergleiches war ein glücklicher und durch ihn eine schöne Grundlage gewonnen, zunächst die Beziehung zum Kampfe, dem männlichsten Thun, nun durch alle Phasen unserer Geschichte zu verfolgen. Er selbst that den ersten Schritt dazu in der folgenden Arbeit über den Iwein. In dem Verhalten des Helden, der die junge Gattin verlässt, um sich nicht zu verliegen, und die Heimkehr vergisst in der Freude an der ritterlichen Aventiure, sah er, als dem Schwerpunkt des Gedichtes, die ureingewurzelte Kampfeslust noch in lebendigster Bethätigung, trotzdem ihr die religiöse Weihe (durch den Walhallamythus) genommen war. Aber fast mehr als der Mann zog ihn das an, was ihm jene Studien zur Charakteristik des deutschen Weibes boten, so sehr, daß der Plan, eine Geschichte dieses zu geben, ihn lange beschäftigte und oft mit den Freunden erörtert wurde.

Es lässt sich verfolgen, daß er diese Frage auch dann nicht aus dem Auge verlor, als er sein Interesse und seine Studien dann mehr und mehr Goethe zuwandte. Den äußern Anlaß hierzu bot die Gründung des Wiener Goethevereins. Es war kein Sprung, denn Goethe war ihm seit lange sehr wohl vertraut; aber der Verein, in dessen Leitung er fast bis zuletzt wirkte, bot in seinen Vortragabenden eine günstige Gelegenheit, einiges, was schon vorbereitet war, weiter zu verfolgen und auszusprechen. Wieder war es der nationale Gesichtspunkt, aus dem dieses Interesse entsprang; denn neben Wagner war ihm Goethe der deutscheste der Dichter, be-

Digitized by Google

sonders als Lyriker. Die 1884 begründete Chronik des Vereins bot dann einen Ort, eine Reihe kleinerer Studien zum Druck zu bringen. Alles aber waren Ergebnisse eines Planes, der, kühn wie die Jugend ist, nichts geringeres zum Endziel hatte, als eine Goethebiographie, ausgeführt nicht in der Absicht, ein erschöpfendes Bild des unendlich inhaltreichen Lebens zu bieten, sondern in Goethe uns unsern nationalsten Dichter vor Augen zu stellen. Allerdings darf man nicht vergessen, daß, als dieser Plan in ihm aufdämmerte, die Weimarischen Schätze noch nicht erschlossen waren, andererseits Lewes' Buch so ziemlich das einzige war, das dem Deutschen seinen Goethe näher zu bringen suchte. Daß dann in den Einzelstudien, die er mit unentwegtem Eifer betrieb, Plan und Tendenz mehr in den Hintergrund traten und verschoben wurden, das lag in dem Wesen solcher Studien, und als dann der frühe Tod kam, da war ihrer seit lange schon nur als eines schönen Traumes gedacht worden. — Folgendes liegt nun an Arbeiten über Goethe vor. Vorträge: Goethe und die Geschwister Stolberg (1883), Goethe und die deutsche Baukunst im Jahre 1809 (1884), Goethe in Italien (1887), Ueber Goethes Lyrik mit Beziehung auf seine Ausgabe von Goethes Gedichten. Aufsätze in der Chronik: Zu Goethes Zueignung, das Vorbild zu Goethes ältestem Gedicht, »Einer Pflanze das Herz ausbrechen« — eine Goethereminiscenz bei Jakob Grimm, zu »Ilmenau«, zu »Willkommen und Abschied«, »Alles geben Götter, die Unendlichen«, Goethes Lyrik nach ihrer innern Entwicklung, »Mich überläufts«, Johannes Secundus in Weimar, Das Frankfurter Dachstübchen. — Dazwischen von andern Arbeiten als erste: Goethe als Student in Leipzig (im Programm 1883), die im Hinblick auf eine gleiche Arbeit von Tomaschek geschrieben wurde, um nachdrücklichst darzulegen, daß Goethe durchaus nicht der Göttersohn sei, dem es so ganz ohne Kampf und Schmerzen, ohne Irren und Ringen beschieden worden sei, jenen Olymp zu erreichen, auf dem er für uns jetzt thront. Diese Auffassung ist ja auch längst überwunden. Es folgte seine Schulausgabe des Egmont mit Einleitung und Anmerkungen (1889) und sodann seine umfangreichste Goethearbeit: Goethes Gedichte. Auswahl in chronologischer Folge mit Einleitung und Anmerkungen. 1892. Die Auswahl sollte ein Bild der Entwicklung Goethes sowohl wie seiner Lyrik in all ihren wechselnden Phasen geben und machte darum eine wohlzubegründende Eintheilung nach Perioden nöthig, sowie die sorgfältigsten Untersuchungen über die Entstehungszeit mancher unrichtig oder noch gar nicht datirter Gedichte. Und diesen Aufgaben wird das schöne Buch in ausgezeichneter Weise gerecht. Es ist ein Wegweiser und zugleich eine Fundgrube für alle ähnlichen Untersuchungen,

Digitized by Google

aber auch für den dereinstigen Goethebiographen. Die ganze Belesenheit Blumes in Goethe selbst und in der Goetheliteratur ist in diesem Buche so recht in der Fülle der Citate und Verweisungen zu erkennen, die wir in den Anmerkungen finden, von denen manche zu ganzen Abhandlungen angewachsen sind, wie die über Goethes freie Silbenmaße, zum Haidenröslein, den Tabulae votivae, dem Westöstlichen Divan u. a.

Blume war ein überaus besonnener und gewissenhafter Arbeiter, der die Dinge ausreifen ließ, ehe er sie hingab, und der, was er bei seinen historischen Studien gelernt hatte, stets dem Quellenstudium die größte Sorgfalt widmete und was sie boten in strengster Objectivität zu verwerthen trachtete. Nehmen wir dazu die Freudigkeit, mit der er jede Sache in Angriff nahm, und die Geduld, mit der er sichtete, verwarf und umarbeitete, dann ist in all diesen Eigenschaften die Gewähr geboten, die seinen Schriften einen dauernden Werth verleiht. Und von diesem Geist waren auch jene Arbeiten getragen, die Fragen der Schule gewidmet waren: Ueber die Rechtschreibung, Ueber die Einrichtung des deutschen Unterrichts an den österreichischen Gymnasien u. a. Wir finden sie wieder in den schönen Gedenkreden auf seinen Collegen H. Ficker, auf Kaiser Joseph II., auf Grillparzer, auf R. Wagner. Zuletzt noch einmal so recht voll in seinem Schlußwerke: Praktische Anleitung zu deutschen Aufsätzen, 1895, unter den Hunderten von derartigen Büchern eines der gehaltvollsten, ganz herausgewachsen aus der Arbeit in der Schule und darum für die Schule so verwendbar. Auch dies Buch verräth überall den Goethe-Freund und -Kenner, und wer sucht, der findet in Citaten und Hinweisen Deutung und Aufklärung über gar manche Stelle und Antwort auf nicht wenige der zahllosen Fragen, die das Leben des Olympiers an uns stellt.

So verfolgt man denn aller Orten mit Freude das treue Versenken in den geliebten Dichter. Gelehrtere und fruchtbarere Goetheforscher gab es und gibt es in stattlicher Zahl, aber nur wenige, die zu ihm in ein so herzlich-persönliches Verhältniß getreten waren. Sein Ernst und sein Wissen hätten Blume überall sich als tüchtigen Mann bewähren lassen, aber jenes Verhältniß zu Goethe gab der Strenge gegen sich selbst und der Gewissenhaftigkeit des Forschens noch eine besonders weihevolle Steigerung. Wenn ihm darum irgendwo eine Zeile der Erinnerung gebührt, dann ist es dieser Ort, und ich weiß auch, daß ihm kaum ein innigerer Wunsch hätte erfüllt werden können als der, auch hier das Andenken an sich gewahrt zu sehen.

AD. LICHTENHELD.

Digitized by Google

Julius Hoffory (geb. 9. Februar 1855, gest. 12. April 1897).

Julius Hoffory, den im Vorjahr der Tod von langen Leiden erlöst hat, ist nicht dazu gekommen, ein Denkmal seiner Bewunderung Goethes und seines Verständnisses für unsern größten Dichter zu hinterlassen. Nicht einmal die Mitarbeiterschaft an der großen Weimarer Ausgabe, die ihm zugedacht war, hat er antreten können. Dennoch gebührt ihm auch an dieser Stelle ein Wort des Andenkens, schon weil er ein Zeuge war für die erobernde Macht des Goethischen Geistes. Den geborenen Dänen haben neben der deutschen Wissenschaft zwei Mächte zum Deutschen gemacht — denn als solcher fühlte er sich in den letzten Jahren —: Goethe und Bismarck. Es sind dieselben beiden Namen, die auch dem großen Goethekenner Victor Hehn, mit dem Hoffory in einigen Punkten verwandt war, als Leitsterne erschienen.

Julius Hoffory wurde in Aarhus als Enkel eines nach Dänemark eingewanderten katholischen Oesterreichers Namens Hofer geboren; in seinen letzten Lebensjahren spürte er auch in Ungarn eifrig wirklichen oder vermeintlichen Verwandten nach. Die Gabe, scheinbar entgegengesetzte Eigenschaften zu vereinigen, die so oft gerade den Sprößlingen einer Vermischung verschiedener Stämme eigen ist, hat ihn immer ausgezeichnet. In das Album der durch W. Scherer gestifteten Berliner Germanistenkneipe, zu deren eifrigsten und treusten Mitgliedern er gehörte, hat er den charakteristischen Vers eingeschrieben:

Einst fanden und verbanden sich Kritik und Phantasie;
Aus ihrem Bund ein Kind entstund, es heisst Philologie.

Es mag dahin gestellt bleiben, wie weit Hoffory für den Bund wissenschaftlicher Kritik und wissenschaftlicher Phantasie seinen verschiedenen Vorfahren, wie weit er seinen verschiedenen Lehrern Dank schuldete — sicher ist, daß er diese Vereinigung besass. Der scharfe Kritiker, der sich gern in fein zugespitzter Polemik ergehen ließ, aber auch starken Ausdruck nicht scheute — »wenn man zum Kampfe blasen will, pflegt man ja nicht die Trompete mit Watte zu umhüllen« — ist in seinen mythologischen Arbeiten ein Meister der Kunst, sich in uralte verschollene Vorstellungen zu versetzen. Und eben diese Kunst virtuosen Nachfühlens ließ mit den Jahren immer stärker die Dramatik in den Mittelpunkt seiner gelehrten Interessen treten. Er war ein feiner Beobachter und liebte es, die Gesten und den Tonfall seiner Bekannten mit leiser Ironie zu copiren — ein Talent der Nachahmung des individuellen Charakters, das auch seinen phonetischen Studien zu gute kam. Ihn interessirte jede originelle Erscheinung und er ging ihren Wurzeln nach — mochte es nun eine eigenartige mythologische Conception sein oder

Digitized by Google

etwa irgend ein von einer bestimmten Idee beherrschter Arzt, der vielleicht nur ein Charlatan war. Beides wirkte zusammen, um ihn zu einem leidenschaftlichen Forscher auf dem Gebiet des Dramas zu machen. Molière, Holberg, Goethe, Ibsen waren die vier Geister, die ihn am meisten fesselten; Schiller hat er dagegen geradezu gehasst: er nannte ihn den »Attila«, der die vielversprechende Aussaat Lessings mit conventioneller Declamation zerstampft habe. Für die Verbreitung des Ruhmes und vor allem des Verständnisses der beiden nordischen Dramatiker war er unermüdlich thätig; die unhistorische und entstellende Auffassung Molières in Gutzkows »Urbild des Tartuffe« nannte er eine strafbare Majestätsbeleidigung. Von Goethe liebte er, wie er denn gern seine kleinen absonderlichen Liebhabereien hatte, neben »Faust«, »Stella«, den »Geschwistern« noch besonders das kleine Singspiel »Lila«, in dem die Schilderungen eines kranken Gemüthes ihn nur zu bedeutungsvoll anzogen. Er citirte mit Leidenschaft aus dem »Faust«; von London aus (er reiste gern und viel) schrieb er dem Freund und Mitarbeiter Schlenther sofort einen anschaulichen Theaterbrief über Irvings Aufführung des »Faust«. Scherers bahnbrechende Thätigkeit auf dem Gebiet der »Goethephilologie« und vor allem seine Aufsätze zum »Faust« schienen ihm (neben der Verwerthung der Lautphysiologie für die Sprachgeschichte und dem Programm einer empirischen Poetik) die hervorragendsten Verdienste seines größten Lehrers. Er gehörte auch zu den »gründenden Mitgliedern« der Goethegesellschaft, bei deren Leitung er als der einzige Ausländer besondere Ehrungen erfuhr.

Vor allem ehrte er in Goethe den Herzenskündiger. »Einen Dichter«, sagte er einmal im Gespräch »nenne ich nur den, der mir Dinge sagt, die noch Niemand gewusst hat«. Das Prophetische schien ihm aber nichts anderes, als eine rasche, intuitive Bestätigung derselben Geisteskraft, die sich auch bei der Forschung zeigt. Klare Beobachtung des Wirklichen, klare Darstellung des Beobachteten forderte er wie von dem Gelehrten so von dem Dichter. Deshalb interessirte ihn die Technik besonders und am »Faust« wie an »Rosmersholm« (dies Drama stellte er sehr hoch) und den »Gespenstern« ward er nicht müde, die Kunst der Entwickelung zu studiren und zu rühmen. Er legte auch selbst großes Gewicht auf die Form seiner Arbeiten, die er auf das Sorgfältigste feilte; auf das entschuldigende Urtheil, er habe sich in einer Streitschrift übereilt, antwortete er mit lächelndem Trotz: »Habe ich Thorheiten vorgebracht, so geschah es jedenfalls nach sorgfältiger Ueberlegung«. Auch in seiner äußeren Haltung liebte er in seiner guten Zeit das Originelle seiner Persönlichkeit und mehr noch seiner Stimmung zum Ausdruck zu bringen;

Digitized by Google

für seine Freunde wird das gefärbte Schreibpapier und das auffällig rothe Taschentuch so bestimmt mit der Erinnerung an ihn verknüpft bleiben wie die wechselnden Bartformen, in denen er sich, auch hierin ein kleinwenig Mime, gefiel. Und Freunde besaß er, die ihn nicht vergessen werden. Denn er war selbst ein opferfähiger Freund, der liebenswürdigste Plauderer und Zuhörer, gern paradox, aber immer grundwahr, gern selbst burleskem Scherz geneigt, aber immer mit dem Ernst einer faustischen Wissbegier im Hintergrunde, ein Verehrer und Schüler, auf den Scherer und Müllenhoff stolz waren und dessen Goethe sich nicht zu schämen brauchte.

RICHARD M. MEYER.

Ludwig Hirzel (geb. 23. Februar 1838, gest. 1. Juni 1897).

Ohne Theilnahme hat gewiß keiner der Leser dieses Jahrbuches die Nachricht von dem am 1. Juni 1897 erfolgten Hinscheiden Ludwig Hirzels vernommen. Aber wer Hirzel nahe zu stehen das Glück gehabt, wird den Verlust nicht leicht verwinden; ihm wird das Gefühl bleiben, daß er für viele Liebe ihm im Leben nicht genug vergolten hat. Von ihm zu reden, ist mir eine liebe Pflicht, wiewohl die Trauer für jetzt nur ein vorläufiges Bild zu zeichnen im Stande ist.

Auf seine Zuneigung konnte man stolz sein. Denn bei tiefem Bedürfniß der Freundschaft kam das Wort Freund nie leichtsinnig über seine Lippen. Schwer erschloß er sich, aber Erprobten vertraute er ganz. Als Gelehrter wie als Mensch war er der gleiche; zuwider waren ihm Schein und leere Aeußerlichkeit, und tief war er von des Dichterwortes Wahrheit durchdrungen: lasst uns die Götter bitten um ein einfach Herz. Frei von Gelehrtendünkel und Eitelkeit, hat er es mit der Wissenschaft ernst wie wenige gemeint; nicht zu seinem Ruhm, zu ihrer Förderung hat er gearbeitet. Daher konnte er Tadel so gut vertragen, daher ärgerte ihn inhaltloses Lob. Er liebte des Lebens Freuden innig trotz dem durch körperliche Leiden oft gesteigerten Ernst seines Wesens, aber er schränkte sich früh durch Selbstzucht ein, und der sorgenlose Genuß war in reiferen Jahren ein sehr seltener Gast bei ihm. Durchaus unabhängig und selbständig, hasste er alles Posiren, Hofiren und Scherwenzeln; seinem Vaterland und seinen Einrichtungen treu ergeben, war er kein Schmeichler seiner Landsleute. Voll zarter Rücksicht und von feinstem Taktgefühl, trat er, der die Formen des Verkehrs zu wahren gewohnt war, nicht selten herb und schroff Unlauterkeit und Falschheit entgegen und stieß mit seinem begründeten Tadel bei denen an, die mit dem Namen Republikaner sich brüstend

Digitized by Google

im Grunde nur Bedientenseelen sind. Daher war Albrecht Haller, der große Berner, ihm so werth, weil er, nach Hirzels Worten, alles das rücksichtslos kennzeichnete, wodurch Recht und Gesetz in Verachtung zu sinken und die öffentliche Sittlichkeit Schaden zu leiden droht. Ehrlichen Gegnern rang Hirzel durch seine Selbstlosigkeit und wahrhaft vornehme Gesinnung Achtung ab, wie durch die Unbestechlichkeit seines Urtheils. In der Politik zu sehr freien Anschauungen neigend, gehörte er keiner bestimmten Partei an, aber Gottfried Kellers Wort gilt von ihm: »Mit dem Vaterland und allen Freien ging er stets dem goldnen Licht entgegen«. Ohne kirchliche Bedürfnisse, gesellte er sich zu jenen, welchen »die fromme Raserei, den bessern Gott zu haben«, völlig fremd ist: die Denkart unserer großen Klassiker war auch die seine. Auf jeden, der wenigstens einen Hauch seines Geistes verspürte, wirkte seine reife Menschlichkeit und Männlichkeit; daher fiel ihm die Gunst gerade der edleren Frauen zu, die Kraft mit Weichheit, Kernigkeit mit Milde und Gemüthstiefe gepaart, immer zu schätzen wissen.

Wie Hirzel seiner Abstammung nach halb Schweizer, halb Deutscher war, so mischten sich in ihm schweizerische und deutsche Art. Was die Schweiz dem deutschen Geiste verdankt, dessen war er sich zu jeder Zeit bewusst: die Beziehungen hervorragender Schweizer zu unsern Dichtern aufzuweisen, betrachtete er als seine wesentliche Aufgabe. Seinen Lebensgang deute ich hier nur kurz an, von seiner Gattin wie von H. Motz in Zürich unterstützt. Hirzel wurde am 23. Februar 1838 in Zürich geboren. Ueber seinen Großvater Heinrich (1766—1833), der Goethes Briefe an Lavater, freilich nicht vollständig, herausgegeben, hat Hirzel selbst im Nachruf auf seinen Oheim Salomon gesprochen. Ludwig, der Vater Hirzels, Theolog und Philolog, wurde nach 4jährigem Studium in Leipzig Professor der Theologie am Karolinum in Zürich und Lehrer am oberen Gymnasium. Er war kein Mann des Dogmas; sein Glaube, so betont ein mir vorliegender Nachruf, wurzelte im Bedürfniß eines liebenden Herzens. In glücklicher Ehe lebend, war er viel leidend und starb 40jährig 1841. Nach des Gatten Tode zog Hirzels Mutter, eine geborene Lorenz aus Leipzig, nach ihrer Vaterstadt. Die heitere, gebildete und sicherstellige Frau siedelte später nach Jena über, wo sie 1881 gestorben ist. In Leipzig lebten drei Brüder des Vaters. Der älteste Bruder, seit 1816 Pastor der reformirten Gemeinde, starb schon 1843, ein anderer Bruder war Schweizerischer Konsul, der jüngste, Salomon, ist allen Freunden Goethes bekannt genug. Welchen Einfluß musste der kenntnißreiche, ebenso weltgewandte wie ideal gesinnte Oheim auf den heranwachsenden Knaben ausüben! Nach Beendigung der

Digitized by Google

Schulzeit studirte Ludwig in Zürich alte Philologie und Sprachwissenschaft. H. Schweizer-Sidler war sein Lehrer und später sein Freund. Mit dem Aesthetiker Vischer, mit Köchli, mit Richard Wagner, der ihm sehr zugethan war, mit Gottfried Keller und Herwegh verkehrte er persönlich. Um der Mutter und der geliebten Schwester, die durch ihr Wesen wie durch ein Jugenderlebniß an Cornelie Goethe erinnerte, nahe zu sein, ging er nach Jena. Dort lernte er Motz aus Bremen kennen, der ihm ein Freund für das Leben wurde. Von den Lehrern der Universität wirkte vor allen auf Hirzel der politisch wie religiös freigesinnte Sprachforscher August Schleicher; auch bei Göttling und Kuno Fischer hörte er Vorlesungen. Der ernste Student konnte oft auch keck, übermüthig, verwegen sein. In der letzten Zeit ihrer Studien gingen beide Freunde nach Berlin, wo sich ihnen der Theolog Kradolfer, später Prediger in Bremen, der junge Zürcher Arzt K. Meyer eng anschlossen. Durch Kuhn wurde Hirzel wissenschaftlich gefördert; er reichte seine Doctordissertation »Zur Beurtheilung des äolischen Dialektes« der philosophischen Fakultät in Zürich ein und ließ sie 1862 in Leipzig im Verlage seines Oheims drucken. Sie fand bei Fachmännern Anerkennung; so bei Kuhn, G. Curtius, Schleicher, Schweizer-Sidler. Noch 1868 lobt sie Wilhelm Scherer »Zur Geschichte der deutschen Sprache«, und Benfey erwähnt sie in der »Geschichte der Sprachwissenschaft«. Ein Ruf nach Frauenfeld im Kanton Thurgau war die nächste Folge dieser Schrift. Auf Anrathen Salomon Hirzels folgte er ihm im Oktober; aber er empfand, wie er Motz schrieb, ein leises Grauen, wie wenn man ins Wasser geht und nicht weiß, wie tief es ist. Ausflüge nach München und, mit Motz, nach Oberitalien entschädigten ihn für mangelnde Anregung. Seine sprachvergleichenden Studien gab er zwar nicht auf, wie ein in Kuhns Zeitschrift 1863 gedruckter Aufsatz »Zum Futurum im Indogermanischen« zeigt, auf den Schleicher im Lehrbuch der vergl. Grammatik sich beruft, während er eine andere Deutung der Futurform abweist, allein das Interesse schwand allmählich doch und machte dem für literargeschichtliche Forschungen Platz. Zunächst beschäftigte er sich mit Erscheinungen des 16. Jahrhunderts. Als er 1866 an die Kantonsschule in Aarau berufen wurde, erschien sein Aufsatz über den schweizerischen Humanisten Petrus Dasypodius; acht Jahre später hat Scherer seine Abhandlung »Dasypodius als Dramatiker« Hirzel zugeeignet und dessen »liebevolles Eingehen« in die Werke und das Leben des Humanisten gerühmt. Die Jahre in Aarau waren reich an Arbeit, aber trotz manchen Aeußerungen des Mißmuths auch reich an innerer Befriedigung. Man schätzte nicht bloß seinen Unterricht, auch die Feinheit seines Auftretens, das zuverlässige Wesen des jungen Professors machte auf die Bewohner der

Digitized by Google

bildungsfrohen kleinen Hauptstadt den günstigsten Eindruck. Uhlig, jetzt in Heidelberg, wirkte noch an der Schule; Männer wie E. L. Rochholz und H. Kurz, die damals noch lebten, schärften die Arbeitslust. Das Studium der Literatur des 18. Jahrhunderts zog ihn jetzt besonders an; in Goethes Leben und Werke drang er immer tiefer ein. Im Jahre 1871 erschien der inhaltreiche Vortrag »Goethes italienische Reise«, ein Jahr darauf die Programmarbeit »Ueber Schillers Beziehungen zum Alterthume«. Ein Kreis tüchtiger und eigenartiger Männer lebte damals in Aarau, die Hirzel mehr oder weniger nahe standen. Am »Storchentische« wurde brav gezecht, aber auch manches kluge, gute und anregende Wort gesprochen, so daß jene Tage unvergesslich bleiben. Wie oft erfreute Hirzel durch beissende Wendungen und durch seinen schalkhaften Humor! Die Mischung von Gemüthlichkeit und scharfem Witz, die er selbst seinem Großvater und zum Theil auch dem Oheim zuspricht, war ein Grundzug seiner eigenen liebenswerthen Persönlichkeit. Es war für seine Freunde ein großer Verlust, als er im Jahre 1874 einen Ruf an die Hochschule in Bern erhielt. Im Frühling nahm er noch an der begeisterten Feier bei der Annahme der neuen Bundesverfassung theil und ließ ein hübsches Gedicht drucken, als öffentlicher Redner aber trat er nicht auf. Der Abschied wurde ihm nicht leicht; die Aussicht jedoch auf größere Wirksamkeit erhob ihn. Ich erinnere mich genau, wie er mir, als die Berufung gewiß war, mit freudigem Blick entgegenrief: ich hân mîn lêhen! Die erste Zeit in Bern war nicht immer behaglich. Die großartige Natur ersetzte ihm nicht den Verkehr mit Freunden, in Briefen klagte er oft über Vereinsamung. Auch darüber, daß die Zuhörer für die Vorlesungen nicht genug vorbereitet seien; ihren guten Willen aber und ihren Fleiß hat er wiederholt gerühmt. Eine größere Arbeit des Jahres 1876 war ein Beitrag zur Goethe-Literatur: er erzählte das Leben und würdigte die Aufsätze des Luzerners Karl Ruckstuhl, der, ein Bundesgenosse Goethes gegen die neudeutsche Richtung und den Purismus, durch Geist und kräftiges Wirken des Dichters Theilnahme errang. Im folgenden Jahre schrieb er den Aufsatz »Nachträgliches über Ruckstuhl«. Die grössere Schrift war Salomon Hirzel als »Gruß aus der Schweiz« gewidmet: nicht lange darauf starb der geliebte Oheim am 8. Februar 1877. Mit ihm hatte Hirzel in regem Briefwechsel gestanden. Schon wegen seiner Mitarbeit an der Zeitschrift »Im neuen Reich«, für die er alle wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren Literatur, nicht bloß die unsere Klassiker betreffenden Schriften anzeigte. Manches Urtheil erleuchtet hell sein Bild. So verweilt er 1875 mit Vorliebe bei dem von Paul Heyse meisterhaft übersetzten Giusti; an diesem »großen Manne«

Digitized by Google

freut ihn die Charakterfestigkeit, mit der er die Lumpe und Windbeutel aller Sorten in ihrer Erbärmlichkeit aufzeigt. An R. Königs Literaturgeschichte (1879) findet er nichts werthvoll als die Ausstattung. Eine Geschichte der ein Volk und seine künstlerischen Vertreter leitenden Ideen vermisst er, und »das fehlte gerade noch, daß unsere heutigen Streber den Hütern und Wächtern des freien Gedankens und des nationalen Sinnes in elender Zeit . . im Grabe noch die Ehre abschneiden«. In der Anzeige der Gedichte Leutholds heißt es: »ein Schönfärber der heimischen Zustände ist Leuthold nicht. Gerade diese Gedichte aber machen ihn vielen Schweizern werth, denen der Dichter das Wort von der Zunge genommen«. Mancher Aufsatz Hirzels »Im neuen Reich« wird schon durch seine künstlerische Abrundung seinen Werth behalten; ich erwähne nur den Aufsatz über Samuel Henzi.

Ein neues freudiges Leben begann für ihn durch die 1877 vollzogene Vermählung mit Anna Arndt aus Bremen. An der Seite dieser Frau, die ihn ganz verstand, wuchs seine Arbeitskraft und -lust. Dazu kam der Freundschaftsbund mit dem jetzigen Generalstabschef Arnold Keller und seiner Frau, die von Aarau nach Bern gezogen waren; dies Verhältniß war für ihn, wie er wiederholt versichert hat, eine Quelle dauernder Befriedigung. Die Geburt eines Sohnes, der seinen Namen erhielt, erhöhte sein Glück. 1879 wurde er Rektor der Hochschule und zeigte sich, so urtheilt Professor Steck in Bern, in den Geschäften als ein sorgfältiger und einsichtsvoller Arbeiter, der viel Gutes für die Universität wirkte. Im Oktober 1881 Goethes wegen in Berlin weilend, war er wohlgemuth, rüstig und zufrieden: er besuchte u. a. Scherer, G. v. Loeper, H. Grimm. Nur zu bald aber verdüsterte sich diese sonnige Lebenszeit. Seine Frau starb am Herzschlag 3. Oktober 1882. Von einer Reise zurückgerufen, fand er sie todt, die er scheinbar ganz wohl verlassen hatte. »Mit aller Anstrengung«, so schrieb er mir am 30. November, »fand ich die Kraft, meinen nächsten Verwandten die näheren Umstände mitzutheilen, unter denen meine süße liebe Frau ihr Leben so früh beschließen mußte . . . Wie mir zu Muthe ist, nachdem mein kurzes Glück so jäh geendet, können Sie ermessen, auch ohne daß ich das Unfassbare in Worte zu fassen versuche. Ich lebe nun so für mich hin. Mein Knabe ist mir alles. Im übrigen habe ich mit dem Leben selber abgeschlossen«. Damals konnte ihn die Thatsache nicht trösten, daß seine zu Beginn des Jahres 1882 erschienene Ausgabe der Gedichte Hallers nebst der Biographie, die er eine Einleitung nannte, allgemeine Anerkennung fand: 21 Recensionen des Buches waren bis zum Herbst erschienen, in dem Hirzel durch die Fülle neuer Aufschlüsse über Haller, durch die eingehende Würdigung der

Digitized by Google

ganzen Persönlichkeit seinen Namen für immer mit dem des gedankentiefen Dichters verbunden hat. Daß er aus bisher ganz unbekannten Quellen geschöpft hatte, bezeugte auch die Herausgabe (1883) der Tagebücher Hallers, seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England, die für die Biographie so wichtig sind wie für die Kenntniß der Zustände der besuchten Länder. Für seine großen Anstrengungen begehrte Hirzel so wenig Lob, daß er auf meine Mittheilung, ich würde beide Bücher anzeigen — es geschah im XIII. Bande von Schnorrs »Archiv« — die charakteristischen Worte schrieb: »Ich hoffe, daß Ihre Recension von den bisher erschienenen eine Ausnahme dadurch werde, daß der Verfasser auch auf Irrthümer aufmerksam gemacht werde und aus der Besprechung etwas lerne«. Aus Helgoland schrieb er mir 1884, er sei gesunder, aber fröhlich zu sein habe er längst verlernt. In der Arbeit suchte er Vergessenheit. Er widmete sich eifrig seinem Lehrberuf, »ich habe 10 Stunden zu lesen, daher viel zu thun« (1885), er gab Salomon Hirzels Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek mit Nachträgen und Fortsetzung heraus (1884) und arbeitete an einer neuen Schrift »Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich«. In ihr hat er besonders Goethes Verhältniß zu Barbara Schultheß mit innerem Antheil dargestellt, der Goethe in brüderlicher Neigung seine Schöpfungen vor anderen anvertraute. Als die Schrift 1888 erschien, leuchtete ein hellerer Stern über seinem Leben. Eine Freundin seiner Frau, Elisabeth Focke, war 1887 seine Gattin geworden und brachte ihm wieder Ruhe und Frieden. Sein ganzes Glück suchte und fand er bei den Seinen, im engsten Kreise: ein Töchterchen, Anneli, wuchs neben seinem Ludwig auf. Auch seine Gesundheit war gut, nach drei Jahren erst erlitt sie einen schweren Stoß. Schaffensfreudig gab er neue Beiträge zu Wieland, dessen Verhältniß zur Schweiz und zu Schweizern er schon früher behandelt hatte. Sein Buch »Wieland und Martin und Regula Künzli« (1891) ist für die ganze Zeitgeschichte bedeutsam: nicht bloß Wieland und die Familie Künzli, auch Bodmer, der Satiriker Waser, über den Hirzel in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte nachträglich schrieb, und andere Schweizer treten lebendig hervor. Wielands »Geschichte der Gelehrtheit«, die er 1891 herausgab, zeigt uns des Dichters ernsthafte pädagogische Bemühungen. Hirzels Verdienste um Wieland wird keiner besser würdigen als dessen künftiger Biograph Seuffert. Auch Leiden lähmten nicht seine Arbeitskraft. So lenkte er 1893 auf einen bisher völlig übersehenen Roman des 17. Jahrhunderts von Gasser aus Schwyz die Aufmerksamkeit, und ein Jahr darauf zeichnete er ein sorgsames Bild von H. Zschokke, dem damals in Aarau ein Denkmal errichtet

Digitized by Google

wurde. Aber die Krankheit ruhte nicht, die Qualen, besonders Nachts, wurden immer größer.

Dennoch that er seine Pflicht weiter, mit Aufbietung aller Kräfte. An Bernays, mit dem er, auch wissenschaftlich, intim verkehrte, dictirte er Briefe, als ihm das Schreiben zu schwer wurde. Am 3. August 1896 begrüßte ich ihn und seine Familie in Leissigen am Thunersee. Er litt schwer; ließ aber die Athemnoth nach, so war sein Geist frisch, scharf und klar, sein Wesen gütig wie sonst. Die Sonne strahlte vom blauen Himmel auf den See, und die Berge traten glänzend hervor. Wir sprachen von Scherer, der vor 10 Jahren geschieden war; ich freute mich seiner Urtheile über neue Erscheinungen der Literatur. Beim letzten Abschied ahnte ich nicht, daß die Schatten des Todes schon nahten. Unsäglich hat der Gute noch in den nächsten 10 Monaten gelitten, die treueste Pflege der Gattin war vergeblich. Der Tod kam als Befreier. »Alle seine Leiden und Qualen, die bei Lebzeiten auf seinem Gesicht eingegraben waren, waren augenblicklich wie durch ein Wunder verschwunden, und reiner Frieden verklärte sein schönes Antlitz«, so schrieb Frau Oberst Keller, die aufopfernde Freundin Hirzels, die neben der Gattin bis zuletzt bei ihm geweilt. In Bern trauerten alle, die Verständniß für sein Wesen hatten. Seine wissenschaftliche Bedeutung wollte Bächtold in Zürich darlegen, aber der Tod hinderte ihn daran. Was für ein Lehrer Hirzel war, wissen die dankbaren Schüler; von den jüngeren nenne ich nur O. v. Greyerz, R. Ischer, H. Käslin, K. Fischer, die unter seiner Leitung literarisch hervorgetreten sind. Sicher wird Hirzels Andenken fortleben und vorbildlich, nicht zum wenigsten für jüngere Forscher, fortwirken. »Was will ich«, schrieb der greise Goethe an Ruckstuhl, »besseres erleben, als daß junge geistreiche Männer sich mit mir harmonisch heranbilden?«

DANIEL JACOBY.



Digitized by Google



Register zu Band XIX.

I. Personen-Register.

Die hinter den cursiv gedruckten Namen stehenden Zahlen geben die Seiten an, auf denen Abhandlungen oder Mittheilungen des Betreffenden gedruckt sind.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Register über Goethes Werke und Leben.

1. Biographische Schriften.

2. Briefe an:

Digitized by Google

3. Briefe an Goethe von:

4. Dramen.

5. Episches.

6. Erzählendes.

7. Gedichte.

Digitized by Google

8. Kunst.

9. Naturwissenschaftliches.

10. Sonstige prosaische Schriften.

Digitized by Google

11. Biographische Einzelheiten, Lebensbeziehungen (persönl. u. litterarische) zu:

12. Verschiedenes.



Digitized by Google

GOETHES PANDORA

VON

ULRICH VON WILAMOWITZ-MÖLLENDORFF.

FESTVORTRAG

GEHALTEN IN DER 13. GENERALVERSAMMLUNG DER GOETHE-GESELLSCHAFT
IN WEIMAR AM 4. JUNI 1898.



Digitized by Google

Digitized by Google



GOETHES PANDORA.

Es ist gewiß ein Wagniß, an dieser Stelle und in kurzbemessener Zeit Goethes Pandora erläutern zu wollen, ein schweres, wenig gekanntes Gedicht, ein Bruchstück, dessen Ergänzung aus einem sehr wortkargen Schema der Fortsetzung[1] bisher nicht gelungen ist, die letzte und tiefste Dichtung seines streng classicistischen Stiles, schon nicht mehr vollendet, weil der Dichter, mit dieser Phase seiner Entwicklung innerlich fertig war.[2] Recht viele Leser Pandoras werden in ihrem Verständnisse kaum weiter gekommen sein als Frau von Stein, die Goethen gestand, daß sie nur einzelne Theile genießbar gefunden hatte. Damit hat der Liebenswürdige sich einverstanden erklärt und zugegeben, »daß das Ganze auf den Leser nur gleichsam geheimnißvoll wirken könne«. Aber wenn er erklärt, daß »der Künstler, dem es freilich um die Form und

---

[1] Ich habe die Handschrift auf dem Archiv benutzen dürfen und werde das Nothwendigste an seiner Stelle citiren. Weiteres Material ist nicht vorhanden.

[2] Vgl. Burdach in seiner schönen Rede über den westöstlichen Divan, Jahrbuch 1896. Für den, der die Tagebücher zu lesen versteht, wird es deutlich, wie Goethe es fertig bringt, gleichzeitig nicht nur an verschiedenen Webstühlen zu arbeiten, sondern auch fast alle einmal angesponnenen Fäden fortzuspinnen und immerfort neuen Flachs aufzulegen. Man lernt durch diese Documente der Selbstcontrolle, wie es einer immer mit sich selbst einigen Persönlichkeit möglich ward, die Stile verschiedener Perioden eine gute Weile neben einander zu behaupten. Geringere Leute werden das nicht so können: aber die beliebte Manier, die Werke eines Schriftstellers oder Künstlers in so und so viel streng geschiedene Perioden zu sondern, sollte sich von dieser authentischen Aufklärung belehren lassen. Und die größten, Platon z. B., sollte man nur an ihres gleichen messen.

Digitized by Google

den Sinn des Ganzen zu thun sein muß, doch auch sehr zufrieden sein kann, wenn die einzelnen Theile, auf die er eigentlich den Fleiß verwendet, mit Bequemlichkeit und Vergnügen aufgenommen werden,«[1] so war er sich dessen sehr wohl bewußt, daß in einem symbolischen Gedichte selbst die Theile nicht vollkommen verstanden werden können, wenn nicht der Gedanke erfasst ist, der durch die Personen und die Handlung zur Darstellung gebracht werden soll. Mit einem solchen Werke steht es anders als etwa mit dem Faust, dessen Handlung dem Dichter nur von vorn herein klar zu sein brauchte, damit er in den einzelnen Scenen vollkommen verständliches schüfe. Hier war der große, alles beherrschende Gedanke in einem glücklichen Momente mühelos concipirt: seine Ausgestaltung bereitete dem Dichter die Mühe, die er eingesteht, und die ihn, schon als er jenen Brief schrieb, veranlasst hatte, die Arbeit einzustellen. Wir dürfen uns bei aller Bewunderung der sprachgewaltigen Kunst eingestehen, daß die Versuche, schwierige aus dem metrischen Handbuche aufgelesene Versmaße der Griechen[2] und die Kunstmittel des tragischen Stiles der

---

[1] An Fr. v. Stein, 16. August 1808.

[2] Am 17. Mai 1808 »spricht er Ionici und Choriamben durch«; am 26. studirt er Hermanns Metrik für den Abschluß der Pandora. Dort findet man S. 176 das Vorbild für die Ioniker V. 813—80 (ich habe die Verse durchgezählt, um kurz citiren zu können); den Ersatz des unserer Sprache eigentlich unerträglichen Ionicus durch den Ditrochaeus, den Goethe namentlich vor einem Absatze zuläßt (855 *rasend aufquoll,* 873 *strebend aufsummt,* 880 *wilde Rachlust*), hat er glücklich aus dem von Hermann abgedruckten griechischen Chorliede selbst genommen. Daß er jeden Fuß durch Wortende sondert, ist vermuthlich auch durch sein eignes rhythmisches Gefühl mehr als durch Horazens *miserarumst* hervorgerufen, denn er macht es in den Choriamben 768—92 ebenso, obgleich es in dem Vorbilde, bei Hermann S. 164, nicht der Fall ist, dem zu Liebe er Dimeter druckt. Dagegen stammt von dem Ithyphallicus, den er für ein Lied der Forsetzung vorgemerkt hatte, nur der Name aus der Theorie: in Wahrheit wollte er trochäische Verse von drei Hebungen bilden, wie er solche von vier (aus der spanischen Tragödie) und fünf (aus den serbischen Volksliedern) längst entlehnt und für das antikisirende Drama schon in Palaeophron und im Vorspiel von 1807 angewandt hatte. Man bemerkt, daß erst gegen Ende der Pandora gewagte und kaum billigungswerthe Experimente vorkommen: die Nachbildungen von Anapaesten (36—55, 635—58) und Daktylen (741—60) und Iamben (881—928) sind schon durch den Reim, aber auch im ganzen Baue schöne deutsche Verse. Die Trimeter, im Palaeophron noch recht incorrect, in der Helena durch zu viele zweisylbige Senkungen im Charakter geändert, sind vollendet; doch steht 19 ein siebenfüßiger, 1066 in Trochäen ein Fuß zu viel. Namentlich in den Caesuren zeigt sich die vollendete Kunst. Dem hat die Interpunction zu folgen. Ein Vers wie 624 *beweglich wie die Hand, erwidernd Liebesdruck,* ist so interpungirt metrisch falsch, nebenher auch sinnlos: hinter *beweglich* gehört das Komma.

Digitized by Google

Athener unserer Sprache aufzuzwingen,[1] die Mühe nicht lohnten. Um so mehr bedauern wir, daß sie »die Form und das Ganze« nicht zur Vollendung haben kommen lassen. Und nichts geringes ist es gewesen, was Goethe mit seinem Vorspiel »Pandoras Wiederkunft«, wie der Titel des Ganzen lauten sollte, zu sagen beabsichtigte: hat er doch noch das Bruchstück bedeutungsvoll an den Schluß der letzten Ausgabe seiner Werke gerückt.

Lassen Sie mich denn zunächst seine letzten Worte in Ihr Gedächtniß zurückrufen, in gewissem Sinne den Scheidegruß unseres Meisters:

> Fahre wohl, du Menschenvater! Merke,
> was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
> was zu geben sei, die wissens droben.
> Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
> zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
> ist der Götter Werk. Die laßt gewähren.

Wahrlich, ein schönes und tiefes Wort; allein was ist es nun, was uns die Götter geben; wodurch leiten sie uns zu unserm Ziele? Das mußte in dem Gedichte der Tag offenbaren, dessen Morgenröthe jene Worte sprach. Dies also gilt es zu suchen: dies möchte ich Ihnen zeigen, wie ich es zu wissen meine. Nichts weiter beabsichtigt der Philologe als was seines Handwerks ist, den Sinn des Gedichtes, die Absicht des Dichters ins Licht zu setzen. Die

---

[1] Nicht alles kann man billigen, aber es ist philisterhaft bloß deshalb zu tadeln, weil etwas keinen Eingang in die Dichtersprache gefunden hat. Und bewundern soll man auch die Fähigkeit das für den Stil charakteristische in einer kaum halb bekannten Sprache herauszufinden. 60 *wo eilst du hin, du morgendlicher Jüngling du:* sowohl das Hinüberziehen der eigentlich zum Verbum gehörigen adverbialen Bestimmung *(wo eilst du so frühe am Morgen hin)* in den Vocativ wie auch das Adjectiv statt des Adverbiums ist echt griechisch. 57 *wen treff' ich noch den wachenden,* 67 *verborgen ist ihr Name wie der Eltern mir* sind Versuche Erscheinungen nachzubilden, die nur dem Ungeübten im Griechischen kühn erscheinen, also im Grunde unrichtig aufgefaßt sind. 386 wird ein ganzer Vers mit Interjectionen gefüllt: das ist die Uebertreibung des Nachahmers. Denn daß Philoktet so brüllt, ist pathologisch: kein Grieche würde Epimeleia mehr als einen Klageruf gegeben haben. Die Sprache verdient eine Specialuntersuchung, aber auf Grund wirklicher Einsicht in den Stil der griechischen Tragödie und in Ausdehnung auf Goethes ganze dramatische Poesie seit der versificirten Iphigenie. Die Kritik, daß manches so klinge, als wäre es aus dem Griechischen übersetzt (also schlecht übersetzt, denn eine gute Uebersetzung soll deutsch klingen), hat schon Welcker an Pandora geübt, ohne es als Vorwurf zu meinen: sie trifft aber viel weiter zu; und ist der Vorwurf so schwer? Es hat unserer Prosa doch wohl genützt, daß Lessing recht häufig so schrieb, daß es klingt, als wäre es aus dem Französischen übersetzt.


Digitized by Google

vielbehandelten Fragen, ob Goethe sich selbst in Prometheus oder in Epimetheus geschildert habe,[1] ob für die weiblichen Figuren seines Dramas Frau von Levetzow[2] oder Minchen Herzlieb Modell gestanden hätte, würden für mich ganz außer Betracht bleiben, selbst wenn ich nicht der Ansicht wäre, daß die symbolische Bedeutung sämmtlicher Personen davor hätte zurückhalten sollen, solche Fragen aufzuwerfen, die überhaupt zwar für die psychologische Analyse, wie der Dichter zur Conception seiner Gestalten kommt, äußerst wichtig, für die Erklärung des Kunstwerks fast ganz ohne Belang sind. Dagegen ist es unerläßlich, daß wir die ganze Handlung des Dramas an uns vorüber gehen lassen.

Prometheus und Epimetheus, die Titanen, wohnen neben einander, doch innerlich entfremdet auf der Erde, um sie ihre Geschöpfe, die Menschen. Diesen hat Prometheus mit dem Feuer, das er geraubt hatte, die Handfertigkeiten und Künste verliehen, die sie zu materieller Cultur führen, aber nicht weiter. Dem Augenblicke und seiner Begierde fröhnend leben sie in den Tag hinein. Zwar ist einmal eine geheimnißvolle Himmelsgöttin, begabt mit allen Reizen von Jugend und Schönheit, unter ihnen erschienen, aber Prometheus hat sie abgewiesen und grollt seitdem dem anders gearteten Bruder, der sie aufnahm. Epi-

---

[1] In Wahrheit hat er die Stimmungen von beiden zu Zeiten voll getheilt, nur darum kann er sie voll und lebenswahr zum Ausdruck bringen, aber jetzt beide neben einander, weil er frei über beide sich erhoben hat, und ganz beherrscht hatten sie ihn nie. Mit Prometheus hat der stürmende Jüngling und der enttäuschte Mann, jener in stolzem Selbstgefühl, dieser in bittern Stunden sympathisirt, wo er es aufgeben wollte, »bewegtem Rauchgebilde nachzustürzen, zu erreichen das, was unerreichbar ist«. Epimetheus war er unmittelbar nach der Heimkehr aus Italien. Er schildert das in der Morphologie (W. A. II. Abt. VI 136). *Aus Italien dem formreichen war ich in das gestaltlose Deutschland zurückverwiesen, heiteren Himmel mit dem düsteren zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne schien sie zu beleidigen, ich vermißte jede Theilnahme, niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußt' ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte.* Damals fehlte ihm in der That die Kraft, Vergangnes in ein Bild zu verwandeln. Getröstet haben ihn die »Sorgen der Liebe«. Aber 1807 stand er innerlich gefestigt, und wenn er Phileros und Epimeleia darstellt, so ruhte in seinem Herzen das Gedächtniß an den Schatz des tiefsten Liebeswehs und der höchsten Liebeswonne: er brauchte für seine typischen Gestalten nicht nach den unbedeutenden Persönchen zu greifen, die ihm gerade ein flüchtiger Moment nahe brachte.

[2] Diese nennt er in dem Tagebuch am 27. und 31. Juli 1806 Pandora; damals dachte er noch nicht von ferne an sein Drama. Die verführerische Schönheit Pandoras war ihm aus Hesiod immer geläufig.

Digitized by Google

metheus hat zwar im Namen wie im Wesen die Fähigkeit des Nachsinnens, aber mit der frischen Thätigkeitsfreude des Bruders fehlt ihm die productive Kraft: sein »mühsames Gedankenspiel« bringt nichts über »die trübe Gestalten mischende Möglichkeit«. Nur in dem einen Augenblicke, wo ihm der Anblick Pandoras die Kraft verlieh, sie als Gattin sich anzueignen, ist er über sich hinausgeschritten: das war sein Glück und sein Verhängniß, denn er vermochte nicht sie fest zu halten. Als sie ihm ein Zwillingspaar von Töchtern geboren hatte, ist sie mit der einen Tochter entschwunden und hat ihm nur die zweite hinterlassen, Epimeleia,[1] die Sorge, nicht die graue Gestalt, vor deren Anhauch Faust erblindet, noch auch die in dem lieblichen Epigramme gefeierten Sorgen der Liebe, sondern die sinnende Fürsorge, die kein Mann wirklich zu üben versteht: nur das Weib in seinem eigensten Berufe als Tochter, Gattin, Mutter wirkt aus ihr und für sie. Dieser Sorge rechte Zwillingsschwester, Elpore, die Hoffnung, hat Pandora mitgenommen; sie erscheint, als Abzeichen den Morgenstern am Haupte, dem Epimetheus im Traume und verheißt ihm immer wieder Pandoras Wiederkunft. Die Hoffnung ist auch von Prometheus und seinem Volke gekannt und geschätzt. Dann hatte aber Pandora auch ein Gefäß mitgebracht und geöffnet, dem eine Schaar duftiger flüchtiger Luftgebilde entstieg, Verkörperungen von Liebreiz, Anmuth, Erhabenheit, Glanz und Glück. Nach denen hascht die Menge, freilich immer vergeblich, aber sie sehen doch droben etwas Schönes, strahlend und unerreichbar wie die Sterne, und so ein ungestilltes Sehnen weckend. Mag auch Prometheus selbst und seine treusten Anhänger, die Schmiede,

---

[1] Man kann beantworten, wie Goethe dazu gekommen ist, die Sorge zur Tochter des Titanen zu machen; das hat er nicht bloß, weil sie der Hoffnung rechte Schwester ist, gethan, er hat nur den Begriff nach dieser Seite sinnreich entwickelt. Den Namen gab ihm eine von Herder in Verse gebrachte Fabel des Hyginus (*Cura* 220), wo die Sorge den Menschen aus Erde bildet, Juppiter ihm den Odem gibt und daher nach dem Tode die Erde den Leib, Juppiter den Geist nimmt; aber während des Lebens gehört er der *Cura*. Begreiflicherweise stellte sie dann Goethe zu Prometheus. Uebrigens wird diese Fabel, wie ziemlich alles in dem Buche Hygins, erst verständlich durch die Rückübersetzung in das Griechische. Es ist eine stoische Fabel; Leib und Seele des Menschen sind elementar, und die Seele, das πνεῦμα, kehrt, sobald sie frei wird, in ihr Element, den Aether, zurück. Aber während des Lebens waltet ihrer die Vorsehung, πρόνοια, die uns geschaffen hat. Der Lateiner hat so gut und so schlecht übersetzt wie Goethe und dadurch die Parabel Herders und die schöne Symbolik der lieblichen Epimeleia Goethes ohne Vorbedacht erzeugt. Der griechische Fabulist hatte übrigens an ein anderes hesiodisches Gedicht angeknüpft, in dem Prometheus der Sohn der Pronoe war (Fgm. 22).

Digitized by Google

für diesen Reiz unempfänglich sein: an dem fernen Glanze, der Ahnung einer höheren Zukunft, und an der Hoffnung hat die dumpfe Menschheit das Leben.

Und nun kommt der Schicksalstag: sein Kommen ist der Inhalt des Dramas. Weshalb er kommt, wir erfahren es nicht, wir fragen es nicht: die droben wissens und wir lassen sie gewähren. Es ist der Sabbath der Vollendung nach der Schöpfungswoche der Menschencultur, das frohe Fest nach einer langen Reihe saurer Wochen. Prometheus versteht auch das nicht, wozu ein Festtag in dem ewigen Einerlei der dumpffröhlichen Arbeit dienen soll. Der prometheische Mensch langweilt sich, wenn er nicht an der Tretmühle schafft oder dem sinnlichen Genusse fröhnt: nur die freie gottähnliche Seele weiß die Muße zu nützen. Doch noch graut der Morgen nicht, und als er graut, rufen den Epimetheus die gellenden Hülferufe seiner Tochter aus den Hoffnungsträumen, sieht er den Mordstahl auf ihren Nacken gezückt. Zur Jungfrau erblüht, hat sie ihre Liebe einem Jünglinge zugewandt, dessen Herkunft sie nicht kennt. Es ist der Sohn des Prometheus, Phileros.[1] Phileros, das ist der, der den Eros liebt, nicht den spielenden Putto Amor, sondern den großen Gott, der sich übermächtig auf die Menschenseele stürzt und ihr die Kraft verleiht, das übermenschliche zu thun und zu leiden. Wir erfahren nicht, wie Prometheus zu solchem Sohne und überhaupt zu einem Sohne kommt; das ist unleugbar eine Schwäche des Dramas, weil das Symbolische nicht voll in eine Fabel umgesetzt ist; symbolisch ist es ganz verständlich, daß die nächste Stufe nach dem prometheischen elementaren Wesen der Trieb zu dem höheren Seelenleben ist, das die Liebe erschließt. Epimeleia hatte Phileros in einen Garten bestellt, doch als er kam, fand er die Geliebte durch einen kecken Hirten bedrängt, schlug diesen nieder und bedroht nun, sich verrathen wähnend, Epimeleia mit dem Tode. Epimetheus weiß sie nicht zu schützen: da tritt Prometheus gewaltig dazwischen, bändigt den Sohn und weist ihn mit harten Worten von sich, in den Tod. Verzweifelnd stürzt Phileros fort, nach dem Spruche des Vaters zu thun. Verzweifelnd geht auch Epimeleia, die vor dem Geliebten kein Wort der Vertheidigung gewagt hat, wie wir glauben müssen, in den

[1] Diesen Namen hat Goethe sehr früh erfunden; er erscheint im Tagebuch schon am dritten Tage der Arbeit, 21. November 1807. In ihm liegt eigentlich schon die Anknüpfung an Platon und damit das wesentliche der ganzen Erfindung, die freilich dem Dichter klar sein mußte, ehe er den ersten Vers schrieb.

Digitized by Google

Tod. Die Titanen hindern es nicht.[1] Erst als sich in dem Dorfe des Epimetheus Feuerschein erhebt und Epimeleias ferne Rufe verkünden, daß die Angehörigen des erschlagenen Hirten brennen und morden und sie selbst den Flammentod sucht, eilt Epimetheus ihr nach, ruft Prometheus den Heerbann seiner Gewaltigen auf, die rasch dem Frevel steuern. Doch auch ihm droht Unheil. Eos, die Morgenröthe, steigt empor und erzählt dem Vater, daß Phileros sich von einer Klippe in das Meer gestürzt hat, beruhigt ihn aber, denn Jugendkraft und Lebenslust haben den Jüngling nicht sinken lassen und Eos selbst hat Fischer zu seiner Rettung aufgerufen; bald wird er von einer in Festlust jubelnden Menge geleitet herankommen. In der Gefahr und Rettung der Liebenden hat die poetische Ausführung den Dichter, zu unserer Freude, über die Grenzen des symbolisch Nothwendigen fortgelockt. Die beiden Liebenden, die zu so Hohem später berufen werden, weil sie sich durch ihre Liebe über das Titanische zum Menschlichen erhoben hatten, mussten für ihre Liebe leiden, für die in jener Weltperiode noch kein Raum war; ein antiker Dichter würde sie haben sterben und auferstehen lassen. Aber diese symbolische Bedeutung kommt nirgend deutlich zum Ausdrucke; zu der Läuterung durch Wasser und Feuer hat, fürcht' ich, Schikaneder einiges beigetragen, und die Dämmerung des Entscheidungstages ist etwas lang geworden.

Eos hat verkündet:

»Gleich vom Himmel
Senket Wort und That sich segnend nieder:
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals«.

Prometheus hat geringes Zutrauen, obwohl er zugiebt, daß seinem Volke verloren ist, was es litt und genoß.

»Selbst im Augenblicke greift es roh zu,
Fasst, was ihm begegnet, eignets an sich,
Wirft es weg, nicht sinnend, nicht bedenkend,
Wie mans bilden möge höhrem Nutzen ....
Möchten sie Vergangnes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges formend mehr sich eignen,
Wär' es gut für alle; solches wünscht' ich«.

Als Eos scheidet (von wo wir denn statt des Gedichtes nur noch das Schema der Fortsetzung haben), erscheint Phileros in dem bakchantischen Zuge. Er hat in der Ekstase seiner

[1] Hier ist der Uebergang unleugbar hart. Bis hierher hatte Goethe 1807 in Jena gedichtet, dann mußte er eine Pause machen. Wir erkennen also den äußerlichen Anlaß.

Digitized by Google

selbst und seiner Leiden vergessen, ist aus sich und über sich gehoben und so für die Aufnahme des Göttlichen vorbereitet.[1] Und schon senkt sich, den aufsteigenden Sonnenball noch eine Weile verhüllend, die versprochene Gottesgabe nieder, eine große, mit Gemälden oder Reliefs geschmückte Lade.[2] Phileros begrüßt sie sofort freudig; allein Prometheus fordert, wie er einst Pandora abwies, ihre Beseitigung und erhält Unterstützung von seinen mit den gefangenen Hirten heimkehrenden Kriegern. Doch es zeigt sich, daß nur der Einzelne sein Herz gegen eine Gottesgabe verhärten kann: die Masse wird schon von Neugier und Habgier verhindert, sie ganz zu verwerfen.[3] Nun kommt auch Epimeleia mit ihrem Vater herzu; war dem »Nachsinnenden« und seinem Geschlechte schon das Genossene und Gelittene nie verloren, so hat die sorgende Liebe durch ihren eignen Schmerz die Fähigkeit erlangt, das Unendliche zu begreifen, und wie sie die Kraft des Gefühles hat, das Vergangene im Bilde festzuhalten, so versteht sie die Bilder der Lade, die Symbole des Unendlichen, das sie vorher besungen hat, als sie wähnte am Ende ihres Glückes zu stehn.[4] Sie und ihr Vater empfinden in ganzer Tiefe, was ihnen geboten wird, was ihnen verloren scheint: aber sie beugen sich dem, was sie für Gerechtigkeit halten. Ihnen fehlt der Wagemuth der That, und wie Epimetheus einst Pandora fahren ließ, so würden sie dem erneuten Ansturme der Zerstörer weichen, wenn nicht Pandora selbst erschiene und der Menge ihre Gaben böte, »Glück, Bequemlichkeit, Fülle, an der jeder sein Theil zu nehmen denkt«. Sie bringt die Offenbarung der Schönheit, verkündet den Tag der Ruhe und frommen Beschaulichkeit, den Sabbath. Sie bringt

---

[1] *Phileros in Begleitung von Fischern und Winzern.* | *Dionysisch. Völliges Vergessen* | .

[2] Κηψσελε | *Wird von weitem gesehen* | *Anlangend. Deckt den hervortretenden Wagen des Helios* | *Willkommen dem Phileros* | *Miskommen dem Prometheus — Im allgemeinen beschrieben* — Der griechische Name ist immer falsch geschrieben; entlehnt hat ihn Goethe von einer Lade, die in Olympia als Merkwürdigkeit gezeigt ward und deren Bildwerk Pausanias V. 17 beschreibt. Da die Schmiede das Gefäß stückweise auseinandernehmen wollen, hat Goethe vielleicht eher an Reliefplatten gedacht, für die ihm die Erfahrung auch eher Analogien bot. Was er dargestellt sein lassen wollte, ist nicht zu entscheiden.

[3] *Turba* | *Retardirend* | (als Ausführung dazu gemeint) *Bewundernd* | *Gaffend* | *Berathend* | *(Der einzelne kann sie* (dazu die Erklärung eingefügt *Göttergabe*) *ablehnen, nicht die Menge.*

[4] *Epimeleia* | *Weissagung* | *Auslegung der* κυπσελε | *Vergangenes in ein Bild verwandeln.* | *Poetische Reue. Gerechtigkeit.* — *Epimetheus.* — Zu dem Verständniß ist nöthig das was über Phileros ausgesagt wird und was Prometheus für seine Menschen wünscht, endlich auch Epimeleias großes Lied mit diesem zusammenzunehmen.

Digitized by Google

den Oelzweig des Friedens, mit dem der versöhnte Titan sich kränzen soll.[1] Jetzt ist alles für sie, jeder will in seiner Weise für die heilige Lade sorgen.[2] Unbeugsam nur verharrt Prometheus. Da enthüllt Pandora das Geheimniß der Versöhnung zwischen den Himmlischen, dem Reiche der Idee, und den Erdensöhnen, dem Reiche der Materie: die Lade thut sich auf, man erblickt in ihr einen Tempel, Dämonen von Kunst und Wissenschaft darin; rasch verhüllt wieder ein Vorhang das dem irdischen Auge leibhaft nicht zu Schauende. Also Kunst und Wissenschaft sind die Mittler zwischen Himmel und Erde; ihrem Dienste weihen sich als Priester die nun vereinten Phileros und Epimeleia. Jetzt steigt Helios in voller Pracht auf; Pandora schwingt sich mit dem verjüngten Epimetheus empor; Weihgesänge ertönen. Und Prometheus? Ueber ihn liegt kein Wort vor, aber es lässt sich sicher ergänzen: er ist versöhnt, er wird den Oelkranz tragen und auf seiner Erde als Wächter des Heiligthums sich der Menschen freuen, seiner Gebilde, die

---

[1] *Schönheit — Ruhe, Frömmigkeit* (diese durch 1 und 2 vertauscht) *Sabat. Moria.* Dies letztere vieldeutige Wort ist man gewöhnt als Moriah oder Morija zu fassen, was nach Genesis 22,2 das Land ist, in das Abraham ziehen soll, um seinen Sohn zu opfern, und was in den Paralipomena (Chron.) II, 3, 1 mit dem Berge identificirt ist, auf dem Salomo den Tempel baut, danach nicht in der Bibel, wo der Name sonst nicht vorkommt (die Septuaginta kennt ihn in der Genesis überhaupt nicht), aber wohl bei den Modernen ein Name Jerusalems. Wie Goethe dazu kommen sollte, ihn als Merknamen zu brauchen, ist nicht auszudenken, und die Titanen haben mit Jerusalem nichts zu schaffen. Das Mißverständniß lag nur durch den Sabbath nahe, der sich durch die zugesetzten Worte erklärt und als Merkname für das Schema geeignet war, wenn er auch in dem Gedichte nicht vorkommen durfte. Da nun μωρία zu verstehen nicht leicht einer toll genug sein wird, ist μορία das wahre. Mit dem einen fremden Worte gab sich Goethe ein Merkzeichen, das die Beziehung auf Prometheus und die Akademie Platons in sich schloß, vgl. unten. Es war also sehr gut gewählt, gab freilich jedem, dem die heiligen Oelbäume Athens nicht vertraut waren, ein unlösbares Räthsel auf.

[2] *Schmiede offeriren Bepaalung* (so ganz deutlich) | *Winzer Umpflanzung* (diese Zeilen durch 1 und 2 richtig geordnet) | *Handelsleute Jahrmarkt* | *Krieger Geleite.* Das fremde Wort, das die Herausgeber des Nachlasses schlechtweg in *Bezahlung* geändert hatten, verstand ich nicht; G. Roethe hat es mir freundlich durch den Hinweis auf W. A. II. Abt. 11, 633 erläutert. Der Lehrer darf kein Problem stehen lassen: *gleich muß etwas bestimmt sein (bepaalt, sagt der Holländer) und nun glaubt man eine Weile den unbekannten Raum zu besitzen, bis ein Anderer die Pfähle wieder ausreißt und sogleich enger oder weiter abermals wieder bepfählt.* Also die Schmiede wollen die Kypsele durch eine Umfriedigung von Pallisaden schützen, fest aber schmucklos und häßlich, die Winzer werden den Zaun beranken, die Händler malen sich den Jahrmarkt aus, der an dem Feiertage gehalten werden wird, die Krieger wollen die Göttin und ihre Gabe geleiten, wohin sie will.

Digitized by Google

nun durch die Gnade der Himmlischen erst wahrhaft beseelte Wesen geworden sind. Zum Schlusse blickt Elpore hinter dem Vorhange, der das Unfassbare verhüllt, hervor (denn zu ihrem Wesen gehört es, daß sie uns immer unerreichbar bleibt) und entlässt uns mit schalkhaft ermuthigendem Worte: wir sollen die Hoffnung auf den Göttersabbath, den Glauben an die Versöhnung der Himmels- und der Erdensöhne mit in die Arbeit und Noth unseres Werkeltages nehmen.

Das ist das Drama; die Uebersicht ist schon halb Erläuterung durch das was sie hervorhebt und wie sie es verbindet, und doch genügt sie nicht. Man erkennt wohl, daß Goethe nach dem ersten Schritte zur menschlichen Cultur, den der Feuerraub des Prometheus bezeichnet, einen zweiten vorführt, der Kunst und Wissenschaft auf die Erde bringt. Man begreift, daß er neben die Titanen eine zweite empfänglichere Generation stellen musste, für die er sich das Paar der Kinder erfand. Aber es bleibt dunkel, was die Lade, und vor allem, was Pandora will, denn daß Epimetheus sie eine Schwester des Zeus nennt, besagt nur, daß sie etwas ewiges und göttliches und höchstes bedeutet.[1] Und ganz unbegreiflich bleibt, wie den Menschen Wissenschaft und Kunst plötzlich vom Himmel fallen soll: Wissen und Können hat doch darin seinen einzigen Werth, daß es kein Gott und kein Teufel schenken oder nehmen kann. Wenn Goethe nicht hat symbolisch darstellen können, wie der Mensch sich selbst zu dem Gipfel der Gesittung erhebt, so brauchen wir nicht zu bedauern, daß er eines leeren allegorischen Spieles müde ward.

Wenn man, wie in diesem Falle, ein unvollendetes Kunstwerk aus sich nicht voll verstehen kann, so kann man von zwei Seiten Succurs holen. Einmal indem man untersucht, unter welchen Bedingungen, für welche Zwecke,

---

[1] 561 polemisirt direct gegen die Werke des Hesiod und gibt an *aus göttlich altem Kraftgeschlechte stammt sie her, Uranione, Heren gleich und Schwester Zeus.* Vielleicht hat Goethe gewußt, daß Pandora, die Hesiod als das Geschenk aller Götter, andere, denen Goethe in der Etymologie folgt, als die »Allbegabte« fassten, in vielen griechischen Culten, auch dem Athens, die »Allgeberin« Erde war (Aristoph. Vögel 971, Philostrat. Leben des Apollonius 6, 39). Ein ionischer Dichter der Gasse, Hipponax, redet einmal von dem »Kohlkopf«, dem »Pandora an den Thargelien, dem Feste der ersten reifen Aehren, einen Kuchen darbrachte«. Da ist sie das erste Weib, das noch in der Zeit der unblutigen Opfer und der altfränkischen Dummheit lebt. Ich führe es an, damit man sehe, wie lästerlich man lange vor Aristophanes mit den alten Göttergeschichten umgehen durfte, und wie ganz im Sinne der Griechen es ist, mit diesen Figuren, die auch ihnen kaum mehr als Symbole waren, sinnreich zu spielen.

Digitized by Google

in welcher Stimmung der Künstler gearbeitet hat, also vom Subjecte aus. Das unterlässt so leicht niemand, billigt jeder und wir wollen es auch thun, aber später. Zuerst wollen wir vom Objecte ausgehn, dem Stoffe, den der Künstler gestaltete. Denn die naive Vorstellung, daß der Künstler wie ein Gott aus dem Nichts schaffe, oder von der wahren Kunst verlassen sein Modell abschreibe, hält nirgend Stich. Auch der größte Künstler ist von seinem Stoffe viel mehr gebunden, als ihm selbst klar zu sein pflegt, und wenn er überlieferte Personen und Motive aufnimmt, so übernimmt er auch Vorstellungen und Gedanken.

Goethe hat als Jüngling einen Prometheus begonnen, als Mann die Trilogie des Aischylos nachdichten wollen, zeitlebens sind ihm diese Gestalten der griechischen Sage ganz vertraut gewesen, ebenso seinen Zeitgenossen, Wieland und Herder nicht minder als später Shelley und Byron. Aber mit diesen Werken hat seine Pandora keinen Zusammenhang, auch nicht mit Aischylos. Dagegen müssen ein paar andere griechische Fabeln herangezogen werden.

Hesiodos erzählt für uns als ältester folgende durch die Vermischung verschiedener Motive bereits verwirrte Geschichte. Die Götter wollen aus Zorn gegen Prometheus die Menschen schädigen. Sie bilden also ein Weib mit allen Reizen und Tücken des Geschlechtes und senden sie herab. Prometheus, Vorbedacht, hat seinem Bruder Epimetheus, Nachbedacht, verboten, irgend ein Geschenk von den Göttern anzunehmen; aber Pandora berückt ihn, und als er sie aufnimmt, öffnet sie den Deckel eines Gefässes, das sie mitgebracht hat, und aus ihm entsteigen allerhand Uebel, namentlich Krankheiten, die sich über die Erde verbreiten; nur die Hoffnung bleibt darin, weil der Deckel rechtzeitig geschlossen wird. Die Hoffnung hat also der Mensch zum Trost für die Leiden des Lebens allezeit im Hause.

Von Hesiod hat Goethe die Hauptpersonen, deren Wesen er aber unendlich vertieft und geadelt hat, hat er das Gefäß, das Pandora zuerst mitbringt, dem er aber einen andern Inhalt gibt, die Hoffnung, die er ganz anders verwendet, und weil er die Wiederkunft Pandoras dichtet, lässt er sie auch wieder ein Gefäß mitbringen, das ihm selbst Unbequemlichkeiten bereitet, da es sich nachher selbst aufschlagen und einen Tempel mit Dämonen darin enthalten muß. Ein fremder Name, Kypsele, kann diese wunderliche Erfindung nicht ganz decken. Aber für den Gehalt seines Dramas konnte ihm die hesiodische Fabel nichts bieten,

Digitized by Google

und die Herübernahme einzelner Verse ist nicht immer glücklich.[1]

Das zweite ist eine Fabel, die der junge Platon dem größten der Sophisten in den Mund legt; er hatte aber, wenigstens als er den Protagoras schrieb, inhaltlich nichts gegen sie einzuwenden. Prometheus und Epimetheus haben im Auftrage der Götter die aus Erde gebildeten Menschen ausgestaltet; aber das ist durch die Schuld des Epimetheus kümmerlich ausgefallen. Deshalb raubt Prometheus das Feuer und verleiht damit den Menschen die Handfertigkeiten und Künste des praktischen Lebens: alles das was die prometheischen Menschen auch bei Goethe haben. Existenzfähig ist nun der Mensch, aber er ist ruchlos, friedlos, staatlos, gewissenlos. So würde sich das Menschengeschlecht selbst vernichtet haben, wenn sich nicht die Götter erbarmt hätten. Zeus sendet zwei hohe Göttinnen herab, Aidos und Dike (die Hesiod in anderem Zusammenhange erwähnt hatte), d. h. er verleiht uns das Gefühl der Ehrfurcht vor allem was uns heilig sein soll und das sittliche Gefühl von Recht und Unrecht.

Aus dieser Fabel hat Goethe die Bedeutung des Feuerraubes und den alles beherrschenden Gegensatz der titanischen, materiellen, und der himmlischen, ideellen, bei Platon sittlichen Güter, vor allem aber die Verdoppelung der Verleihung göttlicher Gaben an die Menschen.

Drittens sind ein paar Thatsachen des athenischen Gottesdienstes und der athenischen Geschichte heranzuziehen. Ob sie Goethe unmittelbar aus den ihm im übrigen wohlbekannten Autoren nahm[2] oder wahrscheinlicher aus schriftlicher oder mündlicher Vermittelung zweiter Hand, kann ich nicht nachweisen; das ist auch Nebensache.

Vor dem Hauptthore von Athen liegt ein Grundstück, Akademie genannt. Heilig war es ehedem, denn da stand

---

[1] Mancherlei in dem Gespräche der Brüder, das ich nicht ausschreibe. Am anstößigsten ist, daß Phileros 460, als er die scheinbar ungetreue Epimeleia mit Pandora vergleicht, ihr »ein hündisches Herz« beilegt, nach Hesiod 67. Dagegen ist es sinnreich, ganz in der Weise der attischen Tragiker, daß die Partei des Prometheus die hesiodische Tradition über Pandora für wahr hält, also das was Goethe als Ueberlieferung empfing und durch die »Wahrheit«, d. h. seine frische Erfindung, verdrängte.

[2] Der heilige Oelbaum, die Moria, wird von Sophokles, der in dem Dorfe zu Hause war, zu dem die Akademie gehört, Oed. Kol. 705, von Aristophanes Wolken 1005 erwähnt, wo die alten Erklärer weiteres beibringen. Der Oelkranz des Prometheus steht in der apollodorischen Bibliothek II 5, 11. Die Oertlichkeiten der Akademie schildert Pausanias I 30. Lauter Bücher, die Goethe kannte. Es ist nicht nothwendig, entlegeneres zu citiren.

Digitized by Google

der erste Ableger des heiligen Oelbaumes von der Burg und ein Altar des Prometheus; der Gott, erzählte man, trug zum Zeichen seiner Versöhnung mit Zeus den Oelkranz. Da stand auch ein Altar des Eros; die Jünglinge, die auf dem Ringplatze nebenan turnten, waren gewiß Phileroten, Verehrer des Eros. Die Altäre sind verschwunden, die Götter sind verweht, und doch ist auch uns der Fleck noch heilig. Denn dort hat Platon die Akademie gestiftet, die wir so nennen, seine Schule, die erste Pflanzstätte gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit, deren Ableger alle die Stätten sind und sein werden, die dem Dienste der reinen Wissenschaft geweiht sind.[1] Platon aber hatte seine Gemeinde auf den Eros gegründet, das sehnende begeisterte Streben der Menschenseele zum Schönen, zunächst der körperlichen Schöne hinieden, und dann weiter zu der geistigen und ewigen droben.

Die Götterdienste auf der Akademie lieferten Goethen in dem Oelbaum, den Pandora bringt, ein wunderbares, himmlisches Symbol und zugleich den Ausdruck für die Versöhnung des Prometheus. Die Akademie Platons an der Stätte des Prometheus und des Eros lieferte ihm den für seine ganze Erfindung entscheidenden Gedanken, daß die Wiederkunft Pandoras den Menschen zur sorgenden und liebenden Arbeit an den idealen Gütern Wissenschaft und Kunst erhoben habe. In dem Moment, wo er diesen Gedanken fasste, hatte er sein Gedicht concipirt.

Damit haben wir den Stoff; aber der Gehalt, den Goethes eigner Geist hineinlegte, die Form, die er ihm gab, sind damit noch nicht genügend erläutert. Sehen wir nun zu, aus welchen Verhältnissen heraus, für welche Verhältnisse er gedichtet hat.

Der furchtbare October 1806 hatte Weimar und das herzogliche Haus schwer getroffen. Erst im Herbste 1807 nach dem Tilsiter Frieden wurden die hohen Herrschaften in Weimar wieder vereinigt; aber ein allverehrtes Haupt, Herzogin Anna Amalia, war mittlerweile aus dem Leben geschieden. Goethe übernahm es, zur Wiedereröffnung des Theaters ein Festspiel zu dichten, das allen diesen Gefühlen Ausdruck verlieh. In den wenigen Tagen vom 14.—18. September hat er es rasch hingeworfen; es ist ein schönes Gedicht, mit Pandora in Form und Inhalt nah verwandt. Die Eingangsscene schildert die Greuel des Krieges; dann erscheint mit dem Frieden die Majestät und weist

---

[1] Ich habe dies Bild zuerst in meinem Buche über Antigonos aus Karystos 291 gebraucht und seitdem öfter damit auf die hier vorgetragene Deutung des Goethischen Dramas angespielt.

Digitized by Google

das Volk an die alles herstellende Arbeit, einen jeglichen in den Kreis seines Wirkens:

nicht der König
hat das Vorrecht, allen ist's verliehen.
Wer das Rechte kann, der soll es wollen,
Wer das Rechte will, der sollt' es können:
und ein jeder kann's, der sich bescheidet,
Schöpfer seines Glücks zu sein im kleinen....
Fromm erflehet Segen euch von oben,
aber Hilfe schafft euch thätig wirkend
selber.

So gebot der Dichter seinem zu Boden geschlagenen Volke sich durch eigene Arbeit zu sammeln und zu erheben. Der Schluß des Vorspieles feiert den Frieden und die Vereinigung der herzoglichen Familie und gipfelt in der Verherrlichung der verewigten Herzogin. Obgleich er nicht zur Sache gehört, gehört er doch heute hierher, und ich hoffe, uns allen wird wohlthun, die Gefühle, mit denen wir zu dieser Versammlung gekommen sind, von unserem Dichter ausgesprochen zu hören:

Doch aber bleibet immerfort auch eingedenk
der Abgeschiednen, deren rühmliche Lebenszeit,
umwölkt zuletzt, zur Glorie sich läuterte,
unsterblich glänzend, keinem Zufall ausgestellt,
um welche sich versammelt Ihr geliebt Geschlecht
und alle, deren Schicksal Sie umwaltete.
Sie wirkte noch wie vormals, immer mütterlich.
In Leid und Freuden bleibt Ihrer eingedenk,
Genuß, Entbehrung, Hoffnung, Schmerz und Scheidetag
menschlich zu übernehmen, aber männlich auch.

Zurück zu Pandora. Es ist wahrscheinlich, daß Goethe tiefere und allgemeinere Gedanken concipirt hatte, als ihm das Festspiel auszuführen Raum bot. Jedenfalls machte er sich schon am 19. November in der Stille von Jena an die Ausarbeitung eines neuen »Vorspieles«, wie er es in den Tagebüchern nennt, mit dem Titel »Pandoras Wiederkunft«. Den äußern Anstoß bot ihm der Zufall durch die Aufforderung für eine neue Wiener Zeitschrift Prometheus, deren Programm lautete »menschliche Schönheit auf Erden gedeihen zu machen«, einen Beitrag zu liefern. In ihr ist Pandora erschienen, über deren allmähliches Wachsthum die Tagebücher ganz genaue Auskunft geben.[1] Der erste

[1] 14. Nov. 1807 *Verschiedenes imaginirt und vorbereitet.* 19. Nov. beginnt die Arbeit und reicht bis zum 11. December. Dann beschäftigt er sich mit *Sonettenwesen* und *kleinen poetischen Dingen.* Am 17., kurz vor dem Aufbruche nach Weimar liest er den Anfang vor, was sich

Digitized by Google

Theil, bis zum Abschied Epimeleias, ist im wesentlichen in Jena in Monatsfrist verfasst; nebenher trieb Goethe für die Geschichte der Farbenlehre Geschichte der alten Philosophie, was für die ganze Conception bedeutungsvoll ward. Der Rest ist im Mai 1808 in Karlsbad fertig gestellt; die Wahlverwandschaften, die schon früh daneben hervortreten, hätten schon allein hingereicht, sein Interesse abzuziehen.[1] Aber daß er eben sie angriff, kann am besten lehren, daß er innerlich bereits in eine andere Stilperiode eingetreten war.

Auch für ihn macht 1806 Epoche. In den beiden Vorspielen, dem für das Weimarer Theater und Pandoras Wiederkunft, hat er, noch in den alten Formen dichtend, das neue Leben, das nach dem Zusammenbruche und der Rückkehr des Friedens beginnen sollte, einleiten wollen. Daher wird der Oelbaum, für uns das Symbol des Friedens,[2]

---

dann in Weimar wiederholt. Da hat er wenig Zeit dafür und sendet am 15. Febr. und 3. März das Fertige nach Wien. Am 24. April, als er sich zur Abreise nach Karlsbad zu rüsten beginnt, nimmt er die Arbeit auf bis zum 29. Auf der Reise am 12. Mai liest er die fertige Scene zwischen Prometheus und Epimetheus vor und arbeitet den Rest vom 16. bis 27. aus; dann folgt nur noch wenig Nachbesserung und am 15. Juni geht das Manuscript ab. Auf das was er nebenher treibt, so belehrend es ist, kann ich nicht eingehen, nur sei vom 17. Mai notirt: *Systole und Diastole des Weltgeistes, aus jener geht die Specification hervor, aus dieser das Fortgehen ins Unendliche.*

[1] Ueber diese redet er vor der Abreise nach Karlsbad am 4. Mai und greift sie am 29. sofort auf, als er Pandora abbricht. Es ist eine ungenaue Erinnerung, wenn er in den Annalen (W. A. 36, 28) schreibt: *Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen.* Das konnten sie nicht, sondern Pandora hat zurücktreten müssen und sie drückt das Gefühl der Entbehrung nur in der größeren Hälfte des ausgearbeiteten Theiles aus, war aber mit nichten so geplant: es sollte ja gerade »Pandoras Wiederkunft« werden.

[2] Das stammt natürlich von dem Oelblatte, das die Taube Noahs bringt. Da uns der Baum fremd ist, kann er auch als Symbol für uns keinen Werth haben. Die antike Symbolik ist ganz anders. *Felix oliva* sagt Vergil, das Laub des Baumes, der den werthvollsten Erntesegen gibt, ist ein Symbol des Glückes: das des Dornstrauchs ist unglücklich. Daß Arier und Semiten darin gleich denken, zeigt die Parabel Jothams (Richter 9). Höchstens weil der Oelbaum durch den Krieg vernichtet wird, kann Vergil (Georg II, 425) *placitam Paci olivam* nennen. Im Anschluß hieran, eher als an die Genesis, sagt Sidonius Apollinaris von dem Hochzeitstage, *quem pacis simul arbor et iuventae aeternumque virens oliva gignit.* Weil das Laub immergrün ist, ist es das der Jugend, wie der Baum, weil er immer wieder aus der Wurzel ausschlägt, ein unüberwindliches Leben zu besitzen scheint: so hat ihn Sophokles gefeiert, und der Oelwald Athens beweist, mit welchem Rechte. Der Baum Athenas ist er geworden, weil der athenische Staat in altersgrauen Zeiten seine Cultur eingeführt und geschützt hat: weil der Areopag den Bauern auf ihren Acker eine Olive pflanzte, für deren

Digitized by Google

bedeutungsvoll in den Garten des Prometheus gepflanzt. Das Vorspiel weist einen jeden an die Arbeit in dem kleinen Kreise, wo er trotz allem sich gedeihlich bethätigen kann. Pandora weist auf die Arbeit an den Gütern, die nicht verloren sind, weil sie unverlierbar sind. Freilich rascher und lauter schlägt unser Herz den Männern der That entgegen, die die Bande abzuschütteln, die Ketten zu brechen, die Freiheit mit dem Blute zu erkaufen sich rüsteten. Aber nur unbillige Kurzsichtigkeit kann das von dem sechzigjährigen Weisen verlangen. Er bewies sich auch hier als der Lehrer seines Volkes, indem er den Verlust menschlich und männlich übernahm und den Weg in Regionen wies, wo das Gegenwärtige, Momentane, Räumlichbeschränkte verblasst und verschwindet vor dem Ewigen. Das Priesterthum von Kunst und Wissenschaft gehört nur äußerlich in ein Reich, das ein Napoleon zerschlagen und ein Franz aufgeben kann. Der Dämon der Zerstörung mag die Ideologie hassen und verfolgen: der Fürst im Reiche der Idee braucht ihn nicht zu bekämpfen, weil sein Reich dem Fürsten dieser Welt unerreichbar ist. In einem zertrümmerten Staate, von dem er sich mit bewusstem Widerwillen abwandte, hat einst Platon seine Akademie gegründet, auch ein Reich, das nicht von dieser Welt war. In die Trümmer des deutschen Reiches führt Goethe die Lade Pandoras herab. Das ist eine Parallele, die er weder gewollt noch geahnt hat, aber sie trifft zu.

Die Lade Pandoras birgt Kunst und Wissenschaft; aber was ist Pandora selbst, und wodurch sind die Menschen befähigt, das Priesterthum der Lade zu übernehmen? Es ließe sich das begrifflich sehr wohl entwickeln, wenn wir mit platonischen Begriffen operiren wollten. Aber glücklicherweise ist das nicht nöthig. Epimetheus, der Pandora besessen hat, muß doch wissen, was sie war: er sagt es uns

> Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden,
> die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden.

Und dann preißt er sie in begeisterten Worten und schließt

Erhaltung sie einstehen mußten, heißt diese die »Zugetheilte«, μορία. Ich habe diese Dinge in meinem Buche über Aristoteles und Athen I 240 erläutert. Als Laub vom Baume Athenas wird der Olivenkranz Zeichen des Sieges. Diese Bedeutung hat er in einem Traume des Xerxes (Herodot 7, 19) und ausdrücklich wird das z. B. von Aristides in der Rede auf die Göttin (I S. 24) ausgesprochen. Als solches wird es dem Prometheus nicht gegeben sein, sondern er erhielt in Athen das Laub Athenas; an anderen Orten trug er einen Kranz von Keuschlamm λύγος als Symbol der Fesselung. Immerhin lag die Versöhnung statt der Begnadigung darin, wenn statt dessen die Olive eintrat.

Digitized by Google

Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
nach heiligen Maaßen erglänzt sie und schallt,
und einzig veredelt die Form den Gehalt,
verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt.
Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt.

Der letzte Vers zeigt am deutlichsten, daß es zu eng wäre, wenn wir Pandora für die Schönheit erklären wollten, wie es sich philosophisch auch nicht durchführen ließe, denn die Erscheinung, in der Epimetheus Pandora gesehen hat, und die freilich die Schönheit war, ist nur eine von tausenden, in denen die Form sich offenbart, nach heiligen Maaßen überall, selbst in den Reichen der Farben und der Töne, den Gehalt veredelnd.[1]

Die Form also soll sie sein. Die Form ist für Goethe etwas hochbedeutendes; das meint er zum Theil ganz sinnlich, und in den sehr genauen scenischen Angaben für sein Drama sieht man, wie er die Seite des Prometheus »ganz ohne Symmetrie« formlos dargestellt wissen wollte. Formlos nennt er im Gegensatze zu der italienischen unsere Natur. Aber das geht viel tiefer. Ihm ist im Grunde jede Analysis in der Wissenschaft unheimlich gewesen, in der Geschichte nicht minder als in der Naturwissenschaft, weil sie die Form zerstöre; selbst seine eigne Metamorphosenlehre, die doch gerade die Constanz der Formen nachzuweisen bestrebt ist, kam ihm zuweilen gefährlich vor, weil sie ins Formlose führe. Während alles Elementare und Materielle im ewigen Flusse ist, dauert allein »der Gehalt in unserem Busen«, das Sittliche, »und die Form in unserm Geist«. Das werden wir selbst nicht kürzer erklären können, als indem wir für das lateinische Wort das griechische Idee setzen. Nun erst haben wir es wirklich. Natürlich muß fern bleiben, was nach unserer jetzigen richtigeren Erkenntniß die Ideen Platons sind, da nur das in Betracht kommt, wofür Goethe sie halten musste. Vielleicht wird manchem Pandora dadurch am raschesten verständlich, daß er sie sich als Schillers Ideal denkt. Aber Goethe dachte ja direct an Platon, da seine Pandora gewissermaßen in die Akademie niedersteigt. Er arbeitete ja damals gerade an der Geschichte der Farbenlehre, in der er von Platon sagt »alles was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes,

[1] *Vis superba formae* notirt er in den Sprüchen in Prosa als ein schönes Wort des Johannes Secundus. Das klingt ganz nah an das Wort des Phileros 441 *wer gab der Gestalt die einzige furchtbar entschiedne Gewalt?* Aber das ist nicht allgemein gesagt, wenn auch Phileros, wie jeder, die Gewalt der Idee des Schönen zuerst durch die Gestalt und Schönheit der Geliebten erfährt.

Digitized by Google

Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem anzuregen strebt«. Die Idee ists, auf die Platon alles bezieht, das ist die Form, und die Forderung in unserm Busen, das ist der Eros. Wenn aus dem prometheischen Menschen, der die Liebe nicht an sich erfahren hat, und daher an einem form- und seelenlosen Tagesleben Genüge findet und die himmlischen Gestalten, die trotz allem sich seiner Phantasie zuweilen zeigen, für nichtige Rauchgebilde erklärt, ein Mensch hervorgeht, der Phileros ist, der seine Seele der ewigen Schönheit gefangen gibt, wenn andererseits der dumpfe Träumer, dessen Phantasie nicht über die Gestalten mischende Möglichkeit hinauskommt, die holde liebende Hingabe erzeugt hat, die Vergangenes in ein Bild zu wandeln durch die Schmerzen der unendlichen Liebe gelernt hat, dann ist die Menschheit reif für den Dienst der Idee, dann kann sie arbeiten an dem, worin sich die Idee am höchsten und reinsten offenbart, an Kunst und Wissenschaft,[1] dann hat sie mit Gott den Frieden gefunden.

Das wollte Goethe seinem Volk zum Troste und zur Aufrichtung 1807 sagen; das wollte er ihm als letzte Mahnung scheidend ans Herz legen. Wir wollen nicht fragen, wo die Schwäche dieser Auffassung der Weltentwicklung liegt, obwohl selbst Protagoras sittliche Mächte als die höhere Gottesgabe dem titanischen Feuer entgegengesetzt hatte. Wir wollen auch nicht fragen, in wie weit unser Volk des Meisters Mahnung befolgt hat und sich von der ihm von Alters her anhaftenden Formlosigkeit im äußeren und noch

---

[1] Man vergleiche auch aus dem Gedichtbuch »Parabolisch« das zweite (W. A. 3, 172)

> Gott sandte seinen rohen Kindern
> Gesetz und Ordnung, Wissenschaft und Kunst,
> begabte sie mit aller Himmelsgunst,
> der Erde grasses Loos zu mildern.
> Sie kamen nackt vom Himmel an
> und wussten sich nicht zu benehmen;
> die Poesie zog ihnen Kleider an,
> und keiner hatte sich zu schämen.

Und man denke auch an das fünfte, wo Psyche bei den Musen dichten lernen soll und es erst bei Amor lernt. Die Vermittelung durch die Poesie, um zu den ohne sie zu abstrakten Himmelsgaben zu gelangen, oder durch die Liebe, um für die Poesie empfänglich zu werden, ist jedesmal eine Manifestation von dem, was Pandora im ganzen ist. Das sind alles Reflexe der platonischen Stufenreihe des Eros, Sympos. 210, nicht bewusste Reflexe, aber Goethe hat sich diese Anschauung von der Entwickelung des Lebens in der einzelnen Seele und in der der Menschheit ganz zu eigen gemacht: wie denn andererseits man ihn schwerlich kürzer und wahrer charakterisiren kann, als daß er im platonischen Sinne sich durch sein ganzes Leben als der vollendete ἐρωτικὸς ἀνήρ bewiesen hat.

Digitized by Google

mehr im innern seiner Cultur gehütet hat. Wir wollen nur hier, in unserer Gesellschaft, uns darauf besinnen, daß wir, indem wir Goethes Vermächtniß hegen und ein jeglicher in seinem Kreise dafür wirken, daß es unserm Volke und der Menschheit eine lebendige und belebende Kraft bleibe, Antheil haben an dem Priesterthume, zu dem Pandora die Kinder der Titanen berief. Und freuen wollen wir uns, wie hell auf diesem Altare der Schönheit, der Form, der Idee das Feuer der Epimeleia und des Phileros brennt, und zuversichtlich mag sich Elpore das Wort der prometheischen Schmiede umdeutend aneignen:

Feuer nun flammt's heran.
Feuer schlägt oben an;
Sieht's doch der Vater an,
Der es geraubt.
Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.



Digitized by Google

Digitized by Google

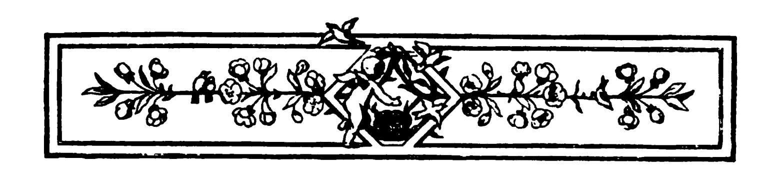
DREIZEHNTER JAHRESBERICHT

DER

GOETHE-GESELLSCHAFT.

Digitized by Google

Digitized by Google



Was in alle Weimarischen Angelegenheiten so tief eingreifende schmerzliche Ereigniß des 23. März 1897 hatte, wie unseren Mitgliedern bekannt, den Vorstand der Goethe-Gesellschaft bewogen, die bisher übliche Jahreseintheilung insofern zu ändern, daß die Generalversammlung und die ihr vorausgehende Vorstandssitzung von der Pfingstwoche auf eine spätere Zeit verschoben wurde.

Auf den 8. October luden die vereinigten Vorstände der Goethe-Gesellschaft, der deutschen Schillerstiftung, der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, des Großherzoglichen Hoftheaters, des Goethe- und Schiller-Archivs ihre Mitglieder zu einer Gedächtnißfeier für die verewigte Frau Großherzogin nach Weimar. In welcher weihevollen Weise sie verlief, wie Exc. *Kuno Fischer* in formvollendeten Worten ein Lebensbild der hohen Verewigten entrollte, das einerseits zeigte, wie unendlich viel wir alle an Ihr verloren, andrerseits aber auf das Viele hinwies, das Sie geschaffen und gestiftet, und das, in treuer Hut bewahrt und fortgeführt, fortleben werde in segenbringendem Gedeihen, — über all' dieses ist seiner Zeit eingehend berichtet worden; denen, die der Feier beiwohnten, wird sie unvergeßlich bleiben.

Der am 9. October sich anschließenden satzungsgemäßen Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft ging die Sitzung des Vorstandes voraus. Von den in ihr berathenen Gegenständen und Beschlüssen ist von allgemeinerem Interesse, daß Herr Professor *Erich Schmidt* auf

Digitized by Google

Antrag des bisherigen Herausgebers und auf Ersuchen des Vorstandes in die Redaktion der von der Gesellschaft herausgegebenen Schriften eintritt und sie fortan gemeinschaftlich mit Herrn Geh. Hofrath *Suphan* leitet.

Ferner beschloß der Vorstand, zum Gedächtniß der verewigten Frau Großherzogin eine Marmorbüste Ihrer Königlichen Hoheit in das Goethe- und Schiller-Archiv zu stiften und mit der Anfertigung den Bildhauer *Karl Donndorf* in Stuttgart zu beauftragen.

An die Vorstandssitzung schloß sich die Generalversammlung, welche durch Wegfall des sonst üblichen Festvortrages einen rein geschäftlichen Charakter trug. An Stelle des wegen seiner leidenden Gesundheit am Erscheinen verhinderten Vorsitzenden, Exc. Dr. *von Simson*, leitete Dr. *Ruland* die Verhandlungen.

Es erfolgte zuerst durch Zuruf die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes für die nächsten drei Jahre; indem der Vorstand dankend annahm, erklärte er, gleichermaßen den bisherigen Ausschuß mit der Führung der Geschäfte zu beauftragen. Von der revisorisch geprüften Rechnungsablage für das Geschäftsjahr 1896 und dem Nachweis des günstigen Vermögensstandes nahm die Versammlung Kenntniß, und indem sie dem leider durch Unwohlsein am Erscheinen verhinderten Schatzmeister Entlastung ertheilte, sprach sie Herrn Dr. *Moritz* den Dank der Gesellschaft für seine so erfolgreiche Mühewaltung aus.

Von der Verlesung des Jahresberichtes wie des Berichtes über Goethe-Bibliothek und Goethe-National-Museum nahm die Versammlung Abstand, weil dieselben schon in dem im Sommer ausgegebenen Jahrbuch allen Mitgliedern im Druck bekannt geworden waren.

Die Mittheilung von dem Beschlusse des Vorstandes, den Mitgliedern für das Jahr 1897 wieder ein Album aus dem Goethehause als Fortsetzung des 1895 vertheilten zugehen zu lassen, wurde zur Kenntniß genommen, — der Absicht, eine Büste der verewigten Frau Großherzogin in das Goethe- und Schiller-Archiv zu stiften, freudig und einhellig zugestimmt.

Das lebhafteste Interesse erweckten die von Herrn Prof. Dr. *Suphan* der Versammlung gemachten Mittheilungen über

Digitized by Google

die von I. K. H. der Frau Großherzogin getroffenen letztwilligen Verfügungen über das Goethe- und Schiller-Archiv; unsere Mitglieder finden das Nähere darüber in dem weiter unten folgenden Archivbericht.

Am Nachmittag vereinigte ein gemeinschaftliches Mahl die auswärtigen Gäste mit den Weimarer Freunden; das Großherzogliche Hoftheater hatte an beiden Tagen zu einer Aufführung des Gluckschen Orpheus und des Shakespeareschen Wintermärchens geladen. War die allgemeine Stimmung des diesjährigen Goethetages auch naturgemäß eine ernstere als sonst, so brachte er doch für alle die Gewißheit, daß neben der Trauer um das Verlorene der feste Entschluß sich bethätige, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die Zukunft der Vergangenheit würdig sei und bleibe! —

* * *

Der Herr Schatzmeister berichtet über das abgelaufene Geschäftsjahr 1897 wie folgt:

»Auch im abgelaufenen Jahre ist es der Gesellschaft leider nicht vergönnt gewesen, die Lücken, welche der natürliche Lauf der Dinge und mancherlei persönliche Verhältnisse in den Mitglieder-Bestand gerissen haben, voll zu ergänzen. Haben sich auch eine ganze Anzahl neuer Mitglieder der Gesellschaft angeschlossen, so haben wir dennoch der entsprechenden Zahl des Vorjahres gegenüber einen Ausfall von 41 Mitgliedern zu verzeichnen. Indessen dauert auch nach Schluß des Berichtsjahres der Eintritt neuer Mitglieder fort,[1] zu welchem unverkennbar die für das Jahr 1897 herausgegebene Schrift »Aus dem Goethe-National-Museum II« die ebenso wirksame wie erfreuliche Anregung gegeben hat.

Am 31. Dezember 1897 bestand die Goethe-Gesellschaft aus 2635 Mitgliedern.

Unter denselben befanden sich 31 Mitglieder auf Lebenszeit und 111 englische Mitglieder, welche ihren Beitritt

[1] In dem Augenblicke, da dieser Bericht zum Druck geht, sind die Verluste durch Todesfall oder freiwilliges Ausscheiden fast ganz durch neue Beitritte ersetzt. C. R.

Digitized by Google

durch die Herren *A. Nutt* in London und *N. Kolp* in Manchester hatten erklären lassen.

Die Einnahmen der Goethe-Gesellschaft, sowie die regelmäßigen Ausgaben für deren Zwecke und die verhältnißmäßig geringen Verwaltungskosten haben gegen das Vorjahr keine irgend in Betracht kommende Veränderung erfahren. Dagegen hat, wie unseren Mitgliedern bekannt ist, die Einweihung des Gebäudes für das Goethe- und Schiller-Archiv und der Antheil, den unsere Gesellschaft an diesem erfreulichen und wichtigen Ereigniß hat bezeugen wollen, den Anlaß zu außerordentlichen Aufwendungen gegeben, welche im Betrage von rund M. 20,000. — im Laufe dreier Jahre ohne Beeinträchtigung der gewohnten Ausgaben der Gesellschaft und ohne Inanspruchnahme des Reserve-Fonds bis auf einen kleinen Rest aus den gewöhnlichen Einnahmen gedeckt worden sind. Bei dem Abschluß der Gesammt-Rechnung am 31. Dezember 1897 tritt ein buchmäßiger Fehlbetrag von M. 2832.55 in die Erscheinung, an welchem auch dieser eben erwähnte Rest einen gewissen Antheil hat. Immerhin kann festgestellt werden, daß der im Jahresbericht für 1895 angekündigte Versuch, diese großen außerordentlichen Bewilligungen aus den laufenden Einnahmen zu bestreiten, bezüglich des Antheils der Gesellschaft an der Erwerbung der Stein-Briefe mit Gelingen durchgeführt worden ist, und es ist hinzuzufügen, daß darüber hinaus das Gleiche geschehen ist bezüglich der zur Einweihung des Goethe- und Schiller-Archivs gewidmeten Marmorbüsten von Goethe und Schiller.

Die Goethe-Gesellschaft besaß am 31. Dezember 1897 in sicheren Werthpapieren verzinslich angelegt einen Bestand von M. 66,266.70, welcher bei der Großherzoglichen Hofhauptkasse in Weimar niedergelegt ist.

Außerordentliche Geldspenden sind der Gesellschaft im Berichtsjahre nicht zugegangen.

Bei Einziehung der Beiträge und Vertheilung der Jahrbücher und Schriften unterstützten uns mit gewohnter Bereitwilligkeit die Herren:

Hofbuchhändler Th. Ackermann, München,
Verlagsbuchhändler Dr. G. Fischer, Jena,

Digitized by Google

Buchhändler Lucas Gräfe, Hamburg,
Buchhändler Paul Kurtz, Stuttgart,
Buchhändler Ernst Lemcke, New-York.
Hofbuchhändler G. Liebermann, Karlsruhe,
Literar. Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.,
Rentier Ferdinand Meyer, Berlin,
Buchhändler Max Niemeyer, Halle a. S.,
Buchhändler Alfred Nutt, London,
F. H. Stephens, Manchester,
Bankier Bernhard Rosenthal, Wien,
Schletter'sche Buchhandlung, Breslau,
Buchhändler von Zahn & Jaensch, Dresden,

Wir sprechen ihnen für ihre freundliche Mühewaltung unsern aufrichtigsten Dank aus.

Auch an dieser Stelle muß abermals der Bitte Ausdruck gegeben werden, daß uns von Wohnungsveränderungen rechtzeitig Kenntniß gegeben werde und daß unsere Mitglieder bei Abwesenheit von zu Hause, namentlich in den Fällen, wo während derselben der Haushalt geschlossen wird, Vorsorge treffen, wie es mit unseren Sendungen gehalten werden soll. In allen Fällen, wo unsere Sendungen die Mitglieder nicht rechtzeitig erreicht haben, hat sich dieser Umstand auf den Mangel rechtzeitiger Vorsorge in diesen beiden Richtungen zurückführen lassen.

Nicht wenig Reclamationen und nicht wenig Arbeit hätten erspart werden können. — Auch mögen die Neueintretenden nicht gleich die Geduld verlieren, wenn ihnen nicht unmittelbar nach Einsendung des Beitrages unsere Veröffentlichungen zugehen. Da die Versendung des Jahrbuches nicht von Weimar, sondern von Frankfurt aus erfolgt und nicht wegen jedes einzelnen Exemplares eine Correspondenz stattfinden kann, so wird es durchschnittlich 14 Tage in Anspruch nehmen, bis beide Sendungen in den Händen der neuen Mitglieder sind. Man möge es nicht zu gering achten, auf eine recht deutliche Namensunterschrift Werth zu legen. Die Schriftsachverständigen des Schatzmeisteramts können irren«.

Diesen von dem Herrn Schatzmeister ausgesprochenen Bitten kann sich der ganze Geschäftsführende Ausschuß

Digitized by Google

nur anschließen. Die Arbeiten, welche von allen zu leisten sind und gern, mit Opfern an Zeit und Arbeitskraft geleistet werden, sind so mannigfach, daß es mit Dank begrüßt werden würde, wenn durch die Beachtung der Worte des Herrn Schatzmeisters wenigstens die meisten der so leicht zu vermeidenden Correspondenzen über Beschwerden wegen Nicht-Erhaltens von Zuschriften und Zusendungen künftig wegfallen würden. Die leitenden Stellen können sich ja damit trösten, daß von hundert Reclamationen sich nicht eine als begründet herausstellt, aber das vermindert weder die Arbeit, noch ersetzt es der Kasse die verausgabten Porti.

* *
*

Wir lassen nun den vom Director des Goethe- und Schiller-Archivs, Herrn Geheimen Hofrath Prof. Dr. *Suphan* erstatteten Bericht folgen:

»Der Bericht über die *Bibliothek* der Gesellschaft kann, wie seit mehreren Jahren, in wenige Sätze gefasst werden. Dieselbe ist in stetigem Wachsen begriffen, gegenwärtig beläuft sich die Zahl ihrer Bände auf 4180. Es ermöglicht sich jetzt, bei den Ankäufen die Zeitgenossen Goethes und und Schillers in größerem Umfange heranzuziehen (Rahel, Varnhagen, die Romantiker u. s. f.). Eine beträchtliche Zahl von Schenkungen ist zu verzeichnen; dankbar werden im Folgenden die Namen der freundlichen Geber aus dem Kreise der Gesellschaft angeführt:

S. K. H. der Großherzog, Dr. Witold Barewicz (Drohobyczu in Galizien), Freiherr Woldemar von Biedermann (Dresden), Verlagsanstalt Ehlermann (Dresden), Dr. Alexander Ehrenfeld (Zürich), Dr. August Fresenius (Weimar), Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin), Dr. B. Golz (Breslau), Geh. Regierungsrath Professor Dr. Herman Grimm (Berlin), Geh. Regierungsrath Professor Dr. Otto Hartwig (Halle a. S.), Alois John (Eger), Professor Dr. C. Kellner (Zwickau), Literarische Anstalt Rütten und Loening (Frankfurt a. M.), Dr. A. Mirus (Weimar), Dr. Franz Sandvoß (Weimar), Regierungsrath Professor Dr. Alfred Schöne (Kiel), Prof. Dr. Erich Schmidt (Berlin), Professor Dr. Bernhard Seuffert

Digitized by Google

(Graz), Geh. Hofrath Director Professor Dr. Bernhard Suphan (Weimar), Professor Calvin Thomas (New-York), Professor Dr. Karl Vorländer (Solingen), Verlagshandlung Leopold Voß (Leipzig und Hamburg), Kirchenrath Dr. Walther (Weimar), Gotthilf Weisstein (Berlin), Professor Dr. G. Witkowski (Leipzig), das Freie Deutsche Hochstift (Frankfurt a. M.), der Goethe-Verein in Wien, der Goethe-Verein in Zwickau, die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar, die Manchester Goethe Society.

Dem Herkommen gemäß schließen sich diesem Berichte, den als Verwalter der Bibliothek der Director des Goethe- und Schiller-Archivs erstattet, die Mittheilungen desselben über das genannte Archiv an. Er eröffnet sie mit den auf den Besitzstand, das Protectorat und die Leitung des Instituts bezüglichen hoch wichtigen Urkunden, die er — ermächtigt dazu durch das Großherzogliche Staatsministerium, Departement des Großherzoglichen Hauses, Chef Freiherr Dr. von Groß — bereits am 9. October 1897 in der Generalversammlung verlas, nachdem Seine Königliche Hoheit der Großherzog Carl Alexander als Protector und Seine Königliche Hoheit der Erbgroßherzog Wilhelm Ernst als der testamentarisch eingesetzte Besitzer des Archivs diesen Modus der Veröffentlichung genehmigt hatten. Der betreffende Vortrag des Directors ist alsbald in der Deutschen Rundschau, als dem der Anstalt am nächsten stehenden Organ, im vollen Wortlaut gedruckt erschienen (November 1897, S. 301—305). Zu dem hier wiederholten Abdruck der Urkunden hat der Verleger freundlichst seine Einwilligung ertheilt.

I. Das Archiv ein Fideicommiss des grossherzoglichen Hauses.

Ich Sophie, Großherzogin von Sachsen, Königliche Prinzessin der Niederlande, urkunde hiermit Folgendes:

Mit Annahme des Vermächtnisses Walther von Goethes habe Ich zugleich für alle Zeiten die Verantwortung für eine würdige, pietätvolle Verwahrung und Erhaltung der Mir anvertrauten Schätze aus dem Nachlasse J. W. von Goethes übernommen. Die gleiche Verantwortung trage Ich gegenüber dem handschriftlichen Nachlaß und der Bibliothek Friedrich von Schillers sowie in Bezug auf alle im Laufe der Jahre durch Schenkung oder Ankauf in Meinen Besitz übergegangenen Nachlässe anderer hervorragender deutscher Dichter und Schriftsteller. Zugleich ist es Mein

Wille, für den Fall Meines Ablebens nicht allein für die Vollendung der Goethe-Ausgabe und der beabsichtigten Goethe-Biographie,[1] sondern nach Möglichkeit auch dafür Sorge getragen zu haben, daß die in Meinem Besitz befindlichen Schätze der nationalen Literatur der gelehrten Forschung nutzbringend erschlossen und Weimar erhalten bleiben, damit dieses, seiner großen Vergangenheit entsprechend, auch ferner ein geistiger Mittelpunkt Deutschlands bleibe.

Ich habe deshalb beschlossen, ein dem Großherzoglichen Hause Sachsen als unveräußerliches Eigenthum angehöriges Familien-Fideicommiß unter dem Namen »Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar« zu begründen, welches mit seinem Stiftungsvermögen und nach Maßgabe Meiner letztwilligen Verfügung die Erreichung der angedeuteten Ziele soweit als möglich zu sichern bestimmt ist. — — —

In Anschluß an das Gesagte und unter Verweisung auf die über das Goethe- und Schiller-Archiv bereits errichtete und Landesherrlich bestätigte Stiftungsurkunde treffe Ich hiermit folgende näheren Be stimmungen:

a) Das Goethe- und Schiller-Archiv soll mit Allem, was dazu gehört, ein unveräußerliches Familien-Eigenthum des Großherzoglichen Hauses Sachsen-Weimar (Familien-Fideicommiß) sein und in demselben sich dergestalt vererben, daß es nach Meinem Ableben auf Meinen Enkel, den Erbgroßherzog Wilhelm Ernst, übergeht, von diesem aber in allen weiteren Erbfällen auf den jedesmaligen Chef des Großherzoglichen Hauses Sachsen-Weimar.

b) Mein Enkel Wilhelm Ernst und jeder nachfolgende fideicommissarische Inhaber des Goethe- und Schiller-Archivs ist gehalten, für die Erhaltung und Verwaltung desselben die Einrichtungen beizubehalten, welche Ich getroffen haben werde. Diese Einrichtungen werden nicht bloß auf fürsorgliche Erhaltung, sondern auch darauf gerichtet sein, die reichen geistigen Schätze dieser Sammlung der Mit- und Nachwelt nutzbringend zu erschließen. Von demselben Geiste sollen auch diejenigen Einrichtungen erfüllt und getragen sein, welche die fideicommissarischen Nachbesitzer zu treffen sich etwa bewogen finden möchten.

pp.

(gez.) Sophie,
Großherzogin von Sachsen,
Königliche Prinzessin der Niederlande.

Schloß Weimar
den 22. März 1895.

---

[1] Ich habe hierzu a. a. O. S. 302 folgendes bemerkt: »In Ihren letzten vier Lebensjahren, da der Bau des Archivs und die Ansammlung eines Fonds für die Anstalt Sie in Anspruch nahmen, ist es der ausgesprochene Wille der Fürstin gewesen, sich auf die monumentale Ausgabe der Werke zunächst zu beschränken und die Biographie einer späteren Zeit vorzubehalten«. B. S.

Digitized by Google

Wir
Carl Alexander
von Gottes Gnaden
Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach,
Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, u. s. w.
beurkunden hiermit:

Von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen, Königlichen Prinzessin der Niederlande, Unserer nun in Gott ruhenden vielgeliebten Frau Gemahlin, sind in Betreff des durch Urkunde vom 7. Juni 1893 unter dem Namen »Goethe- und Schiller-Archiv« errichteten und von Uns unter dem 17. Juni 1893 landesherrlich bestätigten Familien-Fideicommisses des Großherzoglichen Hauses Sachsen die in der Stiftungsurkunde vorbehaltenen Bestimmungen über die Vererbung und Verwaltung des Archivs in dem § 24 ihres Testamentes vom 22. März 1895 getroffen worden.

Indem Wir die Ergänzungen, welche durch diese letztwilligen Bestimmungen Unserer vielgeliebten Frau Gemahlin, Königlichen Hoheit und Liebden, die ursprünglichen Anordnungen erfahren haben, im Anschluß an die früher ausgesprochene Genehmigung hiermit ebenfalls genehmigen, bestätigen Wir als Oberhaupt des Großherzoglichen Hauses und als Landesherr das Familien-Fideicommiß »Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar« gemäß den nunmehr gültigen Anordnungen der verewigten Frau Großherzogin.

Zugleich verordnen Wir mit Zustimmung Unseres Enkels, des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst, Königlichen Hoheit und Liebden, als des derzeitigen Besitzers, daß das Goethe- und Schiller-Archiv, über welches Wir auf Wunsch Unseres vielgeliebten Enkels das Protectorat übernommen haben, wie bisher so auch künftighin den Bestimmungen Unserer in Gott ruhenden Frau Gemahlin gemäß von einer wissenschaftlichen Direction selbständig geleitet und daß das zum Familien-Fideicommiß gehörige, in seinem Bestande dauernd zu erhaltende Vermögen nach näherer Bestimmung des jeweiligen Eigenthümers des Archivs unter der Aufsicht Unseres Staatsministeriums, Departement des Großherzoglichen Hauses, verwaltet werden soll.

Urkundlich haben Wir vorstehende Genehmigungsurkunde Höchsteigenhändig vollzogen, und mit Unserem Staatssiegel bedrucken lassen.

So geschehen und gegeben

Wilhelmsthal, den 16. Juni 1897.

(gez.) Carl Alexander

(L. S.) (ggez.) .v. Groß.

Digitized by Google

II. Die letztwilligen Bestimmungen.

Paragraph 24

des Testaments der Frau Großherzogin.

Meinem vielgeliebten Enkel Wilhelm Ernst vermache Ich die im Jahre 1889 zu einem Goethe- und Schiller-Archiv erweiterten Sammlungen, wie Ich dieselben durch testamentarische Verfügung des Herrn Walther von Goethe und durch die Stiftung des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm erhalten habe.

Die Worte des Herrn Walther von Goethe: »Möge Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin dieses mein Vermächtniß, ich sage besser dieses Goethe'sche Vermächtniß, in dem Sinne empfangen, in dem es Höchstderselben durch mich entgegengebracht wird, als einen Beweis tief empfundenen, weil tief begründeten Vertrauens« — sind die Grundlage Meiner Anschauungen und Meines Handelns gewesen. Als Ich dieses Goethe'sche Vermächtniß gerichtlich annahm, habe Ich Meine Erklärung durch folgende Worte begleitet: »Voll bewußt, welche Verantwortung Ich damit übernehme«.

Freiherr von Gleichen-Rußwurm[1] überwies Mir in dem gleichen Sinne und in dem gleichen Vertrauen, wie Ich das Goethe'sche Archiv empfing, Schiller's gesammten handschriftlichen Nachlaß und dessen Handbibliothek, und die so vereinigten Sammlungen führen den Namen Goethe- und Schiller-Archiv.

Meinen vielgeliebten Enkel und alle Nachfolger im Besitze des Goethe- und Schiller-Archivs beauftrage Ich, eingedenk jener Meiner Worte und entsprechend dem Vertrauen, welches die Nachkommen Goethes und Schillers Mir entgegenbrachten, stets zu handeln.

[Es folgen die Angaben über das derzeitige Stiftungsvermögen. Darunter »5. die von Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft und Freunden Weimars am 8. October vorigen Jahres dargebrachte Sammlung, die als ein Beitrag zum Bau des Goethe- und Schiller-Archivs gedacht ist;.. diese Summe ist zur inneren Ausschmückung des Gebäudes von Mir bestimmt.«] —

Indem Ich dieses Familien-Fideicommiß durch gegenwärtige Urkunde begründe, bestimme ich, daß die Verwaltung dieser Stiftung zu Meinen Lebzeiten durch Mein Secretariat unter Meiner Aufsicht erfolgen soll. Bei Meinem dereinstigen Ableben treten Meine letztwilligen Bestimmungen über die Vererbung und Verwaltung des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar in Kraft.

---

[1] Zu diesem Passus bemerkte ich a. a. O. S. 303: »Freiherr Ludwig von Gleichen-Russwurm zu Weimar und Freiherr Alexander von Gleichen-Russwurm zu Darmstadt übergeben das Schiller-Archiv« — beginnt die Stiftungsurkunde (Deutsche Rundschau 1889, Bd. LX, S. 139). So stehen beide Namen, Schillers Enkel und Urenkel, auf der Marmortafel im Archiv, mit welcher die Grossherzogin ihre Dankbarkeit »für hehres Denken wie für hochherziges Handeln« vor der Welt hat bezeugen wollen. B. S.

Digitized by Google

Schließlich bitte Ich meinen vielgeliebten Herrn Gemahl, den Großherzog, dieser Fideicommissarischen Stiftung in Form einer zugleich hausgesetzlichen Bestimmung die landesherrliche Bestätigung zu verleihen.

Belvedere, am 7. Juni 1893.

(Siegel.) (gez.) Sophie.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog ertheilte die Bestätigung zu Belvedere am 17. Juni 1893.

Die Mittheilung dieser Urkunden — in denen das »Je maintiendrai« der verewigten großen Fürstin, eindringlich vernehmbar, als Ihr letztes, stetig fort tönendes Wort der Goethe-Gesellschaft, als der Bundesgenossin Ihrer Werke und Bestrebungen, verkündet ward, ist überall, wie zahlreiche Berichte besagten, als der weitaus bedeutendste Theil der Verhandlungen empfunden worden. Sie hat sich sogleich als folgenreich im höchsten Grade erwiesen. Der Gedanke, es könne ein Stillstand, ein Rückgang etwa gar eintreten, war gebannt. Und diejenige Macht, auf welche die hohe Frau gebaut hatte, die Mitwirkung der Gleichgesinnten, hat sich nach ihrem Hingang, wie zuvor, nachdrücklich bethätigt. Hätte man nach den großen Darbringungen, die sich an den 28. Juni 1896, den Tag der Einweihung knüpften, eine gewisse Einschränkung als natürliche Folge ohne Bedenken hinnehmen müssen, so ist es doppelt erhebend, daß die Zuwendungen, zumal vom Herbst 1897 an, entschieden sich gemehrt haben. Die Spenden sind gleicherweise den klassischen Beständen des Archivs wie den Sammlungen neuerer Literaturdenkmale zu Gute gekommen. Einer großen Zahl von Spendern war seitens der Direction im Auftrage des hohen Protectors und des hohen Besitzers, wie einst im Namen der Großherzogin Sophie, Dank abzustatten und ihre Eintragung in das »goldene Buch« zu melden.

S. K. H. der *Großherzog* schenkte einen Brief Goethes an Fritz von Stein und Herders Pindarübersetzung, Niederschriften von Ottilie, Wolfgang und Walther von Goethe an Mitglieder des Weimarischen Fürstenhauses sowie an ihn gerichtete Briefe neuerer Schriftsteller (Fanny Lewald, Graf Schack u. a.), das an ihn gerichtete Gedicht Paul Heyses auf

Digitized by Google

die verstorbene Frau Großherzogin Sophie von Sachsen (Salò 8. April 1897) und Tagebücher von Richard Voß; außerdem gab er Correspondenzen der Familie von Goethe dem Archiv zur Aufbewahrung. S. H. *Prinz Hermann von Sachsen* (Stuttgart) schenkte einen alten Kupferstich von Heideloff, darstellend eine Preisvertheilung in der Karlsschule. Die *Direction des Goethe-Nationalmuseums* überwies dem Archiv einen Brief des Grafen Putbus über Weimar (29. Juli 1776). S. Exc. Herr *von Pawel*, Departementschef im Großherzogl. Staatsministerium zu Weimar, schenkte einen Brief Wielands an Pastor Bertram (Weimar 15. April 1794); Freiin *Anna von Welck*, Weimar, einen Foliobogen mit Schillers Niederschrift der Gedichte: Würde der Frauen (letzte Strophen), Der Säemann, Unsterblichkeit, Deutsche Treue, die zwey Tugendwege, Das Höchste, Ilias, Der philosophische Egoist; Dr. *Paul Schlenther*, Director des K. u. K. Hofburgtheaters, Wien, einen Brief Goethes an Eichstädt; Dr. *Oskar von Hase*, Leipzig, einen Brief Herders an Breitkopf; Herr Geh. Regierungsrath Professor Dr. *Otto Hartwig*, Halle, Briefschaften von Charlotte Diede; Fräulein *M. Krehan*, Weimar, einen Streifen von Schillers Demetrius-Handschrift (2. Aufzug, 3. Scene) und eine ansehnliche Sammlung von Autographen und Zeichnungen (Kraus, H. Meyer, Gore, Emilie von Gleichen u. s. w.) aus dem Nachlaß des Professors Lieber, der Lehrer an der freien Zeichenschule in Weimar gewesen war. Exc. Dr. *Eduard von Simson*, Berlin, schenkte die von ihm angeregten Mittheilungen von Gelehrten und Literaturfreunden über das Goethische Citat: Uno volvitur assere (Jacob Balde). Fräulein *Charlotte Krackow*, Weimar, schenkte eine Sammlung von Briefen (Karl August an Kirms; Anna Amalia an ihren Sohn Constantin; Prinzeß Caroline, Eichstädt, de Wette, Johannes Schulze an Frau Voigt geb. Ludecus); Professor Dr. *L. Geiger*, Berlin, Briefe Zimmermanns an Herder; *Gotthilf Weisstein*, Berlin, einen Streifen aus Schillers Maltheser-Handschrift; Dr. *Wilhelm Buchner*, Eisenach, die Masse der Briefe Freiligraths an Carl Buchner; Fräulein *Marie Baur* und Geschwister, Leipzig, einen Band Briefe Grabbes an Immermann; Frau *Anna von Doss* zu Partenkirchen übersandte die gesammte Handschrift

Digitized by Google

von *Felix Dahns* »Kampf um Rom«, ferner das Manuscript von *Leopold Schefer* »Der arme Dschem« (Muskau, März 1838); Frau *Wanda von Dallwitz*, geb. von Graefe, Berlin, Briefe von Gregorovius an von Thile (134 Nummern). Die *Deutsche Schiller-Stiftung* schließlich deponirte unter Vorbehalt des Eigenthumsrechts 3 Briefe von G. A. Bürger, die ihr von Bürgers letzter noch lebender Enkelin, Fräulein Bürger in Leipzig überwiesen worden sind, und Herr Generalagent *Herman Geipel*, Weimar, unter demselben Vorbehalt 3 Briefe Goethes an Peucer und einiges andere.

Auch die Bibliothek des Archivs hatte sich reichlicher Zuwendungen zu erfreuen. Die Namen der Spender werden hier mit bestem Dank angeführt.

Dr. Witold Barewicz (Drohobyczu in Galizien), Oberbibliothekar Geh. Hofrath P. von Bojanowski (Weimar), R. Brockhaus (Leipzig, † 28. Januar 1898), H. Böhlaus Nachfolger (Weimar), Präsident Dr. von Brüger (Jena), Geh. Regierungsrath Professor Dr. Hermann Grimm (Berlin), Fräulein Kämpfer (Weimar), Professor Dr. Keller (Zwickau), Fräulein Magdalena Krehan (Weimar), Dr. Albert Leitzmann (Jena), Professor Dr. Lothholz (Halle a. S.), John Muir (Glasgow), Professor Dr. Siebs (Greifswald), Gräfin Marie von Wedel, geb. von Beust (Weimar), Geh. Hofrath Director Dr. Weniger (Weimar), Oberbibliothekar Dr. G. Wustmann (Leipzig), das Großherzoglich Sächsische Staatsministerium (Weimar), das Freie Deutsche Hochstift (Frankfurt a. M.), der Schwäbische Schillerverein (Marbach).

Außer Handschriften und Büchern können wir diesmal auch einige Schenkungen anführen, die auf anderen Gebieten die Erinnerungen an die klassische Zeit unserer Literatur zu bestärken und zu ergänzen vermögen: eine aus dem Nachlaß des Kais. Russischen Staatsrath von Herder (Grünstadt) stammende Sammlung von Stahlstich-Porträts von hervorragenden Persönlichkeiten der deutschen Literatur (Lessing, Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Jean Paul etc.); eine bronzene Schiller-Denkmünze aus dem Jahre 1847, geschenkt von Dr. C. Schüddekopf, Weimar; eine silberne Schillerdenkmünze aus dem Jahre 1859, geschenkt von Frau Oberlandesgerichtsrath Craß, Cassel; und endlich eine

Digitized by Google

römische Silbermünze (30 Bajocchi) aus dem Jahre 1786 mit dem Bildniß Papst Pius VI., geschenkt von Herman Grimm, aus dem Nachlaß seines Bruders Rudolf Grimm; Ferner von demselben eine große Photographie des Denkmals von Jakob und Wilhelm Grimm zu Hanau und eine vorzügliche photographische Nachbildung des von Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin Auguste Victoria ihm zum 70. Geburtstag (6. Januar 1898) gewidmeten Bronzereliefs von Roloff: Goethes Brustbild nach Jagemann.

So ist nun auch mit lebhaftem Danke der werthvollen Theilnahme zu gedenken, welche die stetig vorrückenden Arbeiten des Archivs fördersam begleitet.

Für längere Zeit überließen dem Archiv die *Bonner Universitätsbibliothek* sämmtliche Goethehandschriften aus Sulpiz Boisserées Nachlaß (Briefe und Gedichte), die Schwestern *Bertha* und *Klara Froriep* zu Weimar die gesammten Goethepapiere ihres Archivs (zumeist Briefe), das *Freie Deutsche Hochstift* zu Frankfurt a. M. die Handschrift des 7. Buches von Wilhelm Meisters Lehrjahren. Herr Geh. Medicinalrath Dr. *von Conta*, Weimar, überwies 27 Briefe Goethes an seinen Vater, den Präsidenten Carl Anton von Conta, nebst erklärenden Beigaben dem Archiv zur Benutzung, desgleichen höchst werthvolle, auf Goethe bezügliche Excerpte aus Briefen seines Vaters an seine Mutter. Frau Geh. Commerzienrath *Merck-Moller*, Darmstadt, schenkte collationirte Abschriften dreier Briefe Goethes an ihren Vater, den Oberbaudirector Moller. Schulinspector Dr. *Fritz Jonas* übersandte die in seinem Besitz befindlichen Abschriften und Originalhandschriften Goethischer Gedichte, Freiherr *von Bernus* auf Stift Neuburg Briefe an Fritz Schlosser, die *J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger* in Stuttgart Abschriften von Briefen an Cotta, die Herren *Frege & Co.* in Leipzig die noch in ihrem Besitz befindlichen Briefe Goethes an ihre Firma. Durch Vermittlung des Herrn Bruno Schulz Briesen in Weimar schickte Professor Dr. *Stammer* in Düsseldorf Briefe Goethes an seinen Großvater, den nassauischen Oberbergrath Cramer, in Abschriften ein, und aus eigenem, freiem Antrieb theilte Dr. *Koetschau*, Director der Sammlungen auf der Veste

Digitized by Google

Coburg, ebenfalls abschriftlich, alles mit, was die dortige Handschriftensammlung an Briefen und Gedichten Goethes besitzt. Briefe aus der ehemaligen Friedländerschen Handschriftensammlung wurden zunächst durch Geh. Archivrath und Geh. Staatsarchivar Dr. *Ernst Friedländer* in Berlin in einer alten Abschrift, dann durch Geh. Justizrath *C. R. Lessing* in Berlin im Original zur Verfügung gestellt. Die *Königl. Bibliothek* zu Berlin gewährte die Benutzung von Briefen und Gedichten Goethes, das *Großherzogl. Sächsische Geh. Haupt- und Staatsarchiv* und das *Cultusdepartement* des Großherzogl. Ministeriums die Benutzung von Acten, welche Goethebriefe enthalten, die *Herzogl. Bibliothek* zu Gotha die Benutzung des »Anzeigers« (einer Beilage der »Deutschen Zeitung«) von 1792.

Durch Nachweisungen, Collationen oder sonstige wissenschaftliche Mittheilungen haben das Archiv zu Dank verpflichtet die Herren *Wilhelm Dancker* in Frankfurt a. M. und *Albert Holz* in Breslau, Professor Dr. *L. Geiger*, Dr. *H. Stümcke*, Herr *Gotthilf Weisstein* und Dr. *Carl Brandis* in Berlin, Professor Dr. *Georg Witkowski* und Dr. *Otto Günther* in Leipzig, *Woldemar Freiherr von Biedermann* und Dr. *Emil Peschel*, Director des Körner-Museums in Dresden und Dr. *G. Steinhausen* in Jena.

Wenn wir in alle den angeführten Bethätigungen von Wohlwollen und Neigung ein Fortwirken der Gedanken und Wünsche unserer verewigten Herrin erkennen, so ist es wohl billig, daß wir zum Schlusse dieses Berichts erwähnen, wie die erste Wiederkehr des Tages begangen worden ist, an dem sie »in höhere Regionen« entrückt ward. Es geschah durch eine »Gedächtniß-Ausstellung«, zu welcher der Zutritt vom 23. März bis zum 1. April verstattet war. Die Theilnahme, welche diese Veranstaltung seitens der Bürgerschaft von Weimar sowohl als vieler Auswärtigen gefunden hat (das Besucherbuch weist in der genannten Woche 286 Eintragungen auf) hat den Beschluß zur Reife gebracht, diese literarische Parentation alljährlich zu wiederholen, außerdem aber sie, in erweiterter Gestalt, der diesjährigen Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft noch einmal darzubieten.

Digitized by Google

Den Bericht über die erste Darbietung geben wir in der Fassung, wie er in der Zeitung »Deutschland« erschienen ist (24. März); Verfasser ist Dr. Carl Schüddekopf, zweiter Assistent des Archivs.«

Von der Gedächtniss-Ausstellung im Goethe-Schiller-Archiv.

Zum Gedächtniß der hohen Stifterin des Goethe- und Schiller-Archivs ist an ihrem Todestage, der für dieses ihr Lieblings-Institut vor allem schmerzliche Erinnerungen heraufführt, eine Ausstellung in den Sälen des Archivs eröffnet. Sie ist von der Direction desselben in der Absicht veranstaltet worden, den persönlichen und geistigen Zusammenhang dieser Schatzkammer der deutschen Nationalliteratur einerseits mit der hohen entschlafenen Herrin, sodann mit dem weimarischen Fürstenhause im allgemeinen zu veranschaulichen. Nach diesen Gesichtspunkten zerfällt die Ausstellung, die sämmtliche Schaukästen des Mittelsaales füllt, im wesentlichen in zwei Abtheilungen Zunächst finden wir eine Reihe von Erinnerungen an die hochselige Frau Großherzogin als Besitzerin und Leiterin des Archivs, die von der lebhaften, gewissenhaften und durchaus persönlichen Theilnahme der Fürstin an den ihr dargebrachten Schätzen und den daraus erwachsenden Aufgaben aufs eindringlichste Zeugniß ablegen. In eigenhändigen Aufzeichnungen legt die hohe Frau hier ihre Gedanken über die von ihr veranstaltete neue und umfassende Ausgabe von Goethes Werken und den Plan zu einer großen, abschließenden Goethe-Biographie nieder; und in Briefen an ihr nahestehende Gelehrte bespricht sie aufs eingehendste die Fragen, die sich an diese weitausschauenden, dem ganzen deutschen Volke dienenden Aufgaben knüpften. Den vorläufigen Abschluß dieser Bestrebungen, die Eröffnung des neuen Goethe- und Schiller-Archivs, illustrirt eine Fülle weiterer Schriftstücke und Urkunden; hier finden wir das Glückwunschschreiben Seiner Majestät des Kaisers und Telegramme der Großherzogin Luise von Baden, Bismarcks Dank für die Uebersendung der zu dieser Feier geprägten Medaille, zwei monumentale Briefe Herman Grimms und Aussprüche Kuno Fischers und Wildenbruchs, sowie die bei der Eröffnung gehaltenen Ansprachen. Auch die Urkunde über die Schenkung der Briefe Goethes an Frau v. Stein ist neben Erinnerungen an die Feier der goldenen Hochzeit unseres Fürstenpaares ausgelegt. — Wehmüthig reihen sich zum Schluß einige Stimmen über den unermeßlichen Verlust an, den die ganze gebildete Welt durch den Tod der hohen Frau erlitten hat. Das Handschreiben Seiner Majestät des Kaisers an den Vorstand der Goethe-Gesellschaft, das dem letzten Bande des Goethe-Jahrbuchs vorgedruckt ist, liegt hier neben Paul Heyses schönem Nachruf:

Zwei Augen schlossen sich, die ihre Welt
Erwärmt mit sanftem Leuchten und erhellt.
Ein Geist ging in die ew'ge Klarheit ein,
Der Wahrheit sucht' und Feind war allem Schein.

Digitized by Google

Zu zeigen, wie die hochselige Großherzogin die Traditionen des weimarischen Fürstenhauses weiter gepflegt und mit klarem Blick und fester Hand fortgeführt hat, dient die zweite Abtheilung der Ausstellung. Die imponirende Reihe der fürstlichen Frauen, die in drei Generationen Weimars Stolz gewesen sind, tritt hier in eigenhändigen Briefen der Herzogin Anna Amalia, Luise und Maria Paulowna vor uns, denen sich Goethes Antworten anschließen. Daß die meisten dieser Schriftstücke bisher unbekannt und ungedruckt sind, sei ausdrücklich hervorgehoben.

Von anderen erlauchten Frauen aus dem weimarischen Fürstenhause, die zu unserer klassischen Literaturepoche Beziehungen haben, sind die Prinzessin Karoline, spätere Erbprinzessin von Mecklenburg, und die Prinzessin Augusta, spätere deutsche Kaiserin, vertreten. Goethes Brief an die letztere vom 9. November 1831, worin er zur Geburt ihres Sohnes, des späterin Kaisers Friedrich, Glück wünscht, liegt daneben. Und als Abschluß dieser großen Vergangenheit dient eine Niederschrift Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs über ein eigenhändiges Gedicht Goethes,

Weite Welt und breites Leben,

das aus Eckermanns Händen in die Franz Liszts übergegangen ist. Welch eine Welt von Erinnerungen liegt in diesen kurzen Worten! — Das Bild der hochseligen Frau Großherzogin, von lebendem Grün umgeben, schmückt als einzige äußere Zierde die Prachträume des Archivs; aber die innere Bedeutung dieser schlichten Gedächtnißfeier predigt jedes Blatt mit lauten Zungen!

Die Ausstellung war, nachdem am 23. März die höheren Lehranstalten Weimars eingeladen worden, an den folgenden Tagen zu der sonst festgesetzten Zeit auch für andere Besucher geöffnet. . . .

* * *

Aus dem *Goethe-Nationalmuseum* ist für das Jahr 1897 manch' Erfreuliches, wenn auch nichts besonders Hervorragendes zu berichten.

Die Bearbeitung der einzelnen Sammlungen nimmt ihren Fortgang, zum ersten Male wirksam unterstützt durch einen besonderen Kenner auf dem betreffenden Gebiete. Herr Professor *Dr. Furtwängler* in München hat die große Güte gehabt, die von Goethe gesammelten geschnittenen Steine einer genauen Durchsicht zu unterziehen und die Ergebnisse seiner Prüfung der Direction zur Verfügung zu stellen. Manche Angabe in dem zweiten Bande von Schuchardts Catalog müssen dem heutigen Stande der Wissenschaft gemäß abgeändert werden; Herrn Professor *Furtwängler* ist für seine Bemühung herzlich zu danken

Digitized by Google

und nur zu wünschen, daß er sie bei günstiger Gelegenheit auch auf die Sammlung der manches interessante Stück enthaltenden kleinen antiken Bronzen ausdehnen möchte.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Geschenken sind dem Goethehause auch in diesem Jahre zugegangen: wir verzeichnen sie gern, mit dem wiederholten Ausdruck des herzlichsten Dankes für die gütigen Stifter.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog überwies dem Goethe-Nationalmuseum das Oelgemälde, welches C. A. Schwerdgeburth zum 7. September 1825 dem Großherzog Carl August verehrt hatte, und das alle Berühmtheiten seiner 50jährigen Regierungszeit im Bilde vereinigt. Zarncke (vgl. seine Goethebildnisse Nr. 47) hatte es lange vergeblich gesucht; in einem Zimmer von Wilhelmsthal ward es im vorigen Sommer gefunden.

Graf F. Clermont-Tonnerre auf Schloß Brugny, ein Enkel der in den dreißiger Jahren in Weimar lebenden und von Goethe sehr bewunderten Gräfin Vaudreuil, schenkte drei Originalzeichnungen Goethes, die seine Großmutter von dem Dichter erhalten, sowie zwölf Handschriften verschiedener Personen des Weimarer Kreises, welche sie gesammelt; letztere wurden in dem Goethe- und Schiller-Archiv niedergelegt; — Ihre Excellenz *Gräfin Hedwig Brühl* in Berlin die Originalhandschrift des Diwan-Gedichtes: »Den Gruß des Unbekannten ehre ja«, das Goethe ihrem Großvater, dem Feldmarschall Grafen Gneisenau am 12. Juli 1819 als Stammbuchsblatt verehrt hatte; — Fräulein *Ch. Krackow* in Weimar ein höchst charakteristisches Biscuit-Büstchen der Herzogin Anna Amalia aus der Fürstenberger Porzellanfabrik.

Die Sammlung der Bildnisse von Goethe und den Personen seines Kreises erhielt Geschenke: von Herrn *William Speck* in Haverstraw bei New-York die Photographie einer in seinem Besitz befindlichen Silhouette Goethes, 1786 in Carlsbad verfertigt; — von Dr. *M. Schubart* in München, die Photographie einer Seite aus Anthings Silhouetten-Album, ein Bild Goethes nebst einer Einzeichnung vom 7. September 1789 enthaltend; — von Herrn Bildhauer *Karl Rumpf* in Frankfurt, Photographien seiner Büsten des jugend-

Digitized by Google

lichen Goethe und seiner Eltern nach den im Frankfurter Goethehause befindlichen Originalen; — von Herrn Geh. Hofrath *Gille* in Jena, ein Bild Augusts von Goethe, sowie das des freundlichen Gebers selbst, eines der wenigen noch lebenden Freunde des Goetheschen Familienkreises; — von Herrn Dr. *Th. Stettner* in München, die Photographie einer Portraitzeichnung einer Dame, in der ein Bild Friederike Brions vermuthet wird; — von Herrn *Th. Demuth* in Wien, ein lithographisches Bildniß des Grafen Franz Klebelsberg, des Stiefvaters von Fräulein Ulrike von Levetzow, und einen seltenen Kupferstich von Thomas Hrnčiž, Ludwig Löwe, den ersten Faust der Wiener, und Carl La Roche, den ersten Mephisto der Weimarer Bühne darstellend; — von Herrn *Robert Scholz* in Görlitz eine Photographie des Grabes von Minna Herzlieb.

Für die Bibliothek des Goethe-Museums schenkte die *Literarische Anstalt Rütten & Loening* in Frankfurt a. M. den XVIII. Jahrgang des Goethe-Jahrbuches; — Herr Professor Dr. *Ad. Michaelis* in Straßburg seine Abhandlung über eine merkwürdige antike Bronze des Museums; — Herr Dr. *Ad. Mirus* in Weimar, seine Monographie über das Körner-Museum in Dresden und die Sammlungen in Schloß Löbichau.

Herr *William Candidus* in Cronberg hat alle Besucher des Goethehauses zu Dank verpflichtet, indem er ihm das in seinem Besitz befindliche merkwürdige Damenportrait, wohl ohne Zweifel die Frau Rath in höherem Alter darstellend, für längere Zeit zur Ausstellung anvertraut hat.

Im Namen der Goethe-Gesellschaft danken wir Herrn *Candidus* dafür, daß er dem Herausgeber gestattet hat, diesen Band des Goethe-Jahrbuches mit einer Nachbildung des Gemäldes zu schmücken; allen Mitgliedern wird es von Werth sein, eine solche zu besitzen.

Möge die freundliche Gesinnung, die sich in all' diesen Zuwendungen und von so verschiedenen Seiten bethätigt, dem Goethe-National-Museum auch ferner erhalten bleiben!

Weimar, 8. April 1898.

Im Auftrage des geschäftsführenden Ausschusses:
Dr. *C. Ruland.*

Digitized by Google

Mitglieder-Verzeichniss

der

Goethe-Gesellschaft.

(Abgeschlossen Mai 1898.)

Protector:

Seine Königl. Hoheit der Grossherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Vorstand:

Präsident:

Präsident des Reichsgerichts a. D., Wirkl. Geh. Rath Dr. *Eduard von Simson,* Excellenz, in Berlin.

Vice-Präsidenten:

Geh. Hofrath Dr. *C. Ruland,* Director des Grossherzoglichen Museums und des Goethe-National-Museums in Weimar.

Geh. Rath Freiherr Dr. *W. von Biedermann* in Dresden.

Vorstands-Mitglieder:

Geh. Staatsrath Dr. *Eggeling,* Cürator der Universität in Jena.

Wirkl. Geh. Rath Professor Dr. *Kuno Fischer,* Excellenz, in Heidelberg.

Freiherr Dr. *L. von Gleichen-Russwurm,* Königl. Bayerischer Kämmerer, in Weimar.

Dr. *Paul Heyse* in München.

Professor Dr. *Erich Schmidt* in Berlin.

Wirkl. Geh. Rath Dr. *Carl von Stremayr,* Präsident des K. K. obersten Gerichtshofes, Excellenz, in Wien.

Geh. Hofrath Professor Dr. *B. Suphan,* Director des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar.

Professor Dr. *Veit Valentin* in Frankfurt am Main.

Digitized by Google

Geschäftsführender Ausschuss in Weimar:

Vorsitzender: Geh. Hofrath Dr. *C. Ruland.*
Stellvertreter: Geh. Hofrath, Oberbibliothekar *P. von Bojanowsky.*
Schriftführer: Staatsrath Dr. *K. Kuhn.*
Schatzmeister: Commerzienrath Dr. jur. *R. Moritz.*

Verlagsbuchhändler *H. Böhlau.*
Archivdirector Dr. *H. Burkhardt.*
Geh. Hofrath Professor Dr. *B. Suphan.*
Kammerherr, Hoftheater-Intendant *H. v. Vignau,* Major z. D.
Oberhofmarschall Wirkl. Geh. Rath Graf *O. v. Wedel,* Exc.



Digitized by Google

Mitglieder:

Seine K. u. K. Majestät Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preussen.

Ihre K. u. K. Majestät Augusta Victoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preussen.

Ihre K. u. K. Majestät Victoria, Kaiserin und Königin Friedrich.

Seine K. u. K. Apost. Majestät der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn.

Seine Majestät der König von Schweden u. Norwegen.

Ihre Majestät die Königin Margherita von Italien.

Ihre Majestät die Königin Marie von Neapel.

Ihre Majestät die Königin Elisabeth von Rumänien.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Grossfürstin Elisabeth Maurikiewna von Russland.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Baden.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin von Baden.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Oldenburg.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Sachsen.

Seine Königliche Hoheit der Erbgrossherzog von Sachsen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Erbgrossherzogin-Wittwe von Sachsen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Carl Theodor in Bayern.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Amalie von Urach.

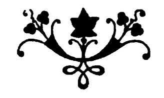
Seine Königliche Hoheit Alexander Friedrich, Landgraf von Hessen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Gräfin von Flandern.

Seine Hoheit Prinz Bernhard Heinrich, Herzog zu Sachsen.

Digitized by Google

Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Altenburg.
Ihre Kaiserlich Königliche Hoheit die Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, Herzogin von Edinburg, Grossfürstin von Russland.
Ihre Hoheit die Frau Herzogin Wittwe von Sachsen-Coburg und Gotha.
Seine Durchlaucht Fürst Reuss j. L.
Seine Hoheit der Erbprinz von Sachsen-Meiningen.
Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.
Ihre Hoheit die Frau Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.
Seine Durchlaucht der Prinz Heinrich VII. Reuss.
Ihre Hoheit Frau Prinzessin Heinrich VII. Reuss.
Ihre Hoheit Frau Prinzessin Moritz von Sachsen-Altenburg.
Ihre Hoheit Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen.
Seine Hoheit Prinz Hermann von Sachsen-Weimar.
Seine Hoheit Prinz Ernst von Sachsen-Weimar.
Seine Hoheit Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen.
Seine Hoheit Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen.
Seine Durchlaucht Erbprinz Heinrich XXVII. von Reuss j. L.
Seine Hoheit Prinz Friedrich Carl von Hessen.
Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin von Schaumburg-Lippe.
Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin Elisabeth von Anhalt.
Ihre Durchlaucht die Frau Prinzessin Hermann zu Solms-Braunfels.
Seine Hoheit der Herzog zu Schleswig-Holstein.



Digitized by Google

Ehren-Mitglieder:

von Gleichen-Russwurm, Freiherr Dr. L., Königl. Bayerischer Kämmerer in Greifenstein ob Bonnland.
Ulrike von Levetzow, Stiftsdame auf Schloss Třiblic in Böhmen.

Mitglieder auf Lebenszeit:

Seine K. u. K. Apostol. Majestät der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn.
Ihre K. K. Hoheit die Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, Herzogin v. Edinburg, Grossfürstin v. Russland.
Seine K. Hoheit Alexander Friedrich, Landgraf von Hessen.

Berlin: *Friedländer,* Frau Professor.
Liebermann, Dr. *F.*
Maas, Heinrich, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Manheimer, Stud. phil. *Victor.*
Geh. Legationsrath *Raschdau.*
von Rheinbaben, Geh. Ober-Regierungsrath.

Budapest: Frau *Anna Jägermayer.*
Kornfeld, Sigmund, Director der Ungarischen Allgem. Creditbank.

Bukarest: *Sturdza, Demetrius,* Kgl. rumän. Staatsminister a. D., Excellenz.

Charlottenburg: Frau Geh. Reg.-Rath *von Siemens.*

Coblenz: Frau Geh. Commerzienrath *E. Spaeter.*

Dorpat: Dr. *Woldemar Masing.*

Dyrotz, Rittergut b. Wustermark: Guts-Administrator *Lothar Meyer.*

Frankfurt a. M,: *Gg. Albert Keyl.*

Godesberg bei Bonn: Frau *Lucy Frentzen,* geb. Hoesch.

Hamburg: Dr. jur. *Adolf Axel von Dehn.*

Hildburghausen: *Paia von Petrovics,* Redacteur.

Digitized by Google

München:	Fräulein *Marie von Ritter.*
	Dr. *M. Schubart.*
Nassau:	Frau Gräfin *L. G. von Kielmansegge.*
Nieder-Ingelheim:	Frau Baronin *von Erlanger-Bernus.*
Nikolajew:	*Rudolf Wolfgang Reyher.*
Potsdam:	Frau Kreisrichter *M. Führling.*
Weimar:	Frau *M. von Göben.*
	Seine Erlaucht Graf *Görtz von Schlitz.*
Wien:	Ihre Durchlaucht Frau Fürstin *M. zu Hohenlohe - Schillingsfürst*, geb. Prinzessin *Wittgenstein.*
	Dumba, Nikolaus, Geheimerrath, Exc.
	Frau *Rosa von Gerold,* geb. *Henneberg.*



Digitized by Google

Die Namen der Mitglieder auf Lebenszeit sind in der nachstehenden Liste nochmals cursiv abgedruckt.

DEUTSCHES REICH.

Aachen.

Messow, Franz G.
Stadtbibliothek.

Achern i/Baden.

Wagner, G., Privatier.

Allenstein i/Ostpr.

Grass, Franz, Rechtsanwalt.
Schey, S., Rechtsanwalt.
Szostakowski, Amtsgerichts-Rath.

Altenburg (Sachsen-Altenburg).

Landesbibliothek, herzogliche.

Altona.

Callisen, Frau Dr.
Kähler, C., Pastor.
Sieveking, Carl, Rechtsanwalt und Notar, Justizrath.

Altwasser (Schles.).

Faist, Frau Director Anna, geb. Kielmann.

Amtitz i/Lausitz (Kr. Guben).

Heinrich, Prinz zu Carolath-Schönaich, Durchlaucht, Freier Standesherr und Majoratsherr.

Andernach.

Schlecht, Frau L.

Annaberg (Erzgebirge).

Warmann, Eduard.

Annettenhöh b/Schleswig.

v. Brockdorff, Frau Baronin.

Apolda.

Opel, Louis, Fabrikant.

Arnsberg (Westf.).

Baltz, Fräulein Johanna, Schriftstellerin.

Arnstadt.

Maempel, Major a. D.

Ars a/Mosel (Lothringen).

Carlebach, Dr. Ed., Notar.

Aschaffenburg.

Reber, Dr. Joseph, Director.

Augsburg.

Bauer, Ludwig, Rechtsanwalt.
Flesch, Gustav, Bankier.
Herzfelder, J., Rechtsanwalt.
Stadtbibliothek.

Aurich.

Grisebach, Erich, Landrichter.

Baden-Baden.

Jordan, Kais. Wirkl. Geh. Rath, Exc.
Roeder, Emil, Commerzienrath.

Bamberg.

Marschalk v. Ostheim, Freiherr Emil.

Barby a/Elbe.

Thierbach, Otto.

Barmen.

Liedtke, Dr. Heinrich, Oberlehrer.
Nordhaus, Hermann, Kaufmann.
Stadtbibliothek.

Bautzen.

Fritzsche, Georg, Gymnasialoberlehrer.
Klee, Dr. Gotthold, Professor, Gymnasialoberlehrer.
Kunz, Dr. Heinrich, Staatsanwalt.

Bayreuth (Bayern).

Gymnasialbibliothek.
Wagner, Siegfried.
Würzburger, Frau Jenny, Rechtsanwaltswittwe.

Digitized by Google

Bellin b/Bärwalde (Neu-Mark).
v. Kahle, Fräulein Julie.

Bergzabern.
Moschel, Rob., Rentamtmann.
Müller, Ldw., Kgl. Bezirksamtmann.

Berlin.
Abraham-Römer, Dr. jur. A., Journalist.
Aegidi, Dr. L., Professor, Geheimer Legationsrath.
Alexander, Felix, Procurist.
Alt, Dr. phil. Carl.
Andresen, Waldemar, Bankbeamter.
Arnheim, Fräulein Amalie.
v. Asten, Fräulein Julie.
Baerwald, S.
Bahlsen, Dr. Leopold, Gymnasiallehrer.
Bardt, Dr. C., Gymnasialdirector.
Becker, Carl, Beamter der Handelsgesellschaft.
v. Beckerath, A.
Behrend, Adolf, Buchhändler.
Bellermann, Dr. B., Director des Königstädtischen Gymnasiums.
v. Berg, Amtsgerichtsrath.
Berger, Dr. phil. Arnold E.
Bernhard, Arthur, Bankier.
Bernhard, Stud. phys. Ludwig.
Bernstein, Frau Professor Dr. C.
Bibliothek, Königliche.
Bibliothek, Städtische der Goeritz-Lübeck-Stiftung (O. Goeritz).
Bibliothek d. Kgl. Realgymnasiums.
Bibliothek des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums.
Bielschowsky, Dr., Oberlehrer.
v. Bissing, Freiherr Dr. phil. Friedrich Wilhelm.
Blumenthal, Dr. Oskar, Director des Lessing-Theaters.
Bodländer, Rechtsanwalt.
Bondi, Dr. phil. Georg, Verlagsbuchhändler.
Borchardt, Dr. Oskar.
Borchardt, Frau Comm.-Rath Rud.
Borckenhagen, Frau Capitän z. See.
Boretius, Fräulein Charlotte.
Brahm, Dr. Otto, Director des Deutschen Theaters.
Braumüller, Dr., Professor, Oberlehrer.
v. Braunschweig, Kaiserl. Gesandter z. D.

Berlin.
Breiderhoff, Frau Dr.
v. Bremen, Geh. Ober-Reg.-Rath.
Breslauer, Bernhard, Rechtsanwalt.
Bril, Fräulein Helene.
Broicher, Otto, Kammergerichtsrath.
v. Brühl, Gräfin Hedwig, Palastdame, Excellenz.
v. Bülow, Freifrau, geb. Prinzess Camporeale, Exc.
Bunsen, Fräulein Marianne.
v. Bunsen, Fräulein Marie.
Bürgers, Max, Bankier.
Busch, Richard, Kammergerichtsrath.
Cahn, Kaiserl. Legationsrath.
Cahn, Frau Kaiserl. Legationsrath.
Caro, Dr. Georg.
Cassirer, Ernst.
Cassirer, Cand. phil. Fritz.
Cohn, Albert, Buchhändler.
Cohn, Alexander Meyer, Bankier.
Cohn, Alfred, Procurist.
Cohn, Dr. Heinrich, Rechtsanwalt.
Coste, Dr. David, Professor, Lehrer am Askanischen Gymnasium.
v. Cramm-Burgdorf, Freiherr, Herzogl. Braunschweig. Gesandter.
Crome, Rechtsanwalt und Notar.
Daffis, Dr. Anton.
Daffis, Dr. jur. Eduard, Gerichts-Assessor.
v. Dallwitz, Frau W., geb. v. Gräfe.
Darmstädter, Dr. Ludwig, Fabrikbesitzer.
v. Decker, Frau.
Delbrück, Dr., Staatsminister, Excellenz.
Delbrück, Ludwig, Bankier.
Delbrück, Frau Geh. Commerzienrath Luise.
Dohme, Frau Geh.-Rath.
v. Donop, Dr. L., Professor.
Doss, Fräulein Marie.
Dreyfus, Stud. phil. Albert.
Dümmler, Dr. E., Professor.
Eger, W.
Elias, Dr. phil. Julius.
Elias, Max, Rentier.
Ellinger, Dr. Georg, Realschullehrer.
Eloesser, Dr. phil. Arthur.
Enslin, Dr. med. Fritz.
Epstein, M., K. Gerichts-Referendar.
Ernst, Eberhard, Verlagsbuchhdlr.
Euchel, F., Justizrath.
Feist, Richard, Referendar.

Digitized by Google

Berlin.

Fischer, Adolf.
Fleischhammer, Dr., Geh. Hofjustizrath.
Flinsch, Alexander, Kaufmann.
Fränkel, Dr. Max, Professor.
Fraenkel, Max, Maurermeister.
v. Frankenberg, Rittmeister im Garde-Kürassierregiment.
Franzos, Dr. K. E., Schriftsteller.
Frenkel, H., Bankier.
Frenzel, Frau Bertha.
Frenzel, Dr. Karl, Professor.
Freund, Ernst.
Frey, Dr. Karl, Professor.
Friedenthal, Frau Margaretha.
Friedländer, Frau Professor.
Friedländer, Max, Amtsgerichtsrath.
Friedländer, Dr. phil. Max, Privatdocent der Musikwissenschaft.
Friedmann, Dr. Alfred, Schriftsteller.
Fromberg, Frau Martha.
Geiger, Dr. Ludwig, Professor.
Geiger, Frau Professor Dr. Martha.
Gerb, Fräulein Franziska.
Gernsheim, Dr. Fr. W., Professor.
Gesch, Paul, Kgl. Reg.-Rath, Hauptmann der Reserve im Gardefüsilierregiment.
Gesenius, Stadtältester, Director des Berliner Pfandbrief-Amtes.
Glaser, Dr. Adolph, Redacteur,
Glaue, Arthur, Buchhändler.
Gloeden, Lehrer an der Sophienschule.
Goecke, Rudolf, Kaufmann.
Goering, Dr. Robert, Chemiker.
v. Goldbeck, Ober-Reg.-Rath.
Goldbeck, Dr. Ernst, Gymnasial-Oberlehrer.
Goldberg, Alfred, Kaufmann.
Goldschmidt, Arthur, Schriftsteller.
Goldschmidt, Rob., Bankier.
Gothein, Kgl. Bergmeister.
Gottheiner, Fräulein Marie.
Gottheiner, P., Stadt-Bauinspector.
Gotthelf, M.
Gottschalk, Gustav, Kaufmann.
Grimm, Dr. Herman, Professor, Geheimer Regierungsrath.
Groebenschütz, Oberverwaltungsgerichtsrath.
de Gruyter, Albert.
de Gruyter, Dr. Walter, Kaufmann.
Güterbock, Stud. phil. Eduard.
v. Guldencrone, Frau Baronin.

Berlin.

Guttmann, Frau Marie.
Hagen, Werner A. G.
Hamburger, Dr. phil. Paul.
Hartmann, Dr. phil. Hugo.
v. Heerwart, Dr. Adolf, Wirkl. Geheimer Rath, Excellenz.
Heinitz, Frau Anna.
Heinitz, Franz, Rechtsanwalt.
Heitmüller, Dr. Ferdinand.
v. Helmholtz, Frau Anna, Exc.
Henning, Theodor, Architect.
Henschel, Stud. Ernst.
Herold, Hugo.
Herrmann, Dr. phil. Max, Privatdocent an der Universität.
Hertz, Wilh., Verlagsbuchhändler.
Heydemann, Dr. phil. V.
Heyl, Fräulein B. H.
Hildebrandt, Cand. phil. Edmund.
Hiller v. Gaertringen, Freiherr Dr. F.
Hirschfeld, Philipp.
Hoffmann, Dr. Ed., Geh. Ober-Reg.-Rath.
Hofmann, Rudolf, Verlagsbuchhändler.
v. Holst, Mathias, Baumeister.
Horsfall, Charles.
Hübler, Dr. jur. Bernhard, Professor, Geh. Ober-Reg.-Rath.
v. Hutten-Czapski, Graf, Mitglied des Herrenhauses.
Jablonski, Berthold.
Jacobi, Leopold, Kaufmann und Stadtverordneter.
Jacoby, Dr. Daniel, Gymnasial-Professor.
Jacquet, Dr. med. W., Sanitätsrath.
Jaffé, Frau Dr. Helene.
Jahn, Cand. phil. Kurt.
Imelmann, Dr. J., Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium.
Joachim, Professor Dr. Joseph, Director der Kgl. Hochschule für Musik.
Jonas, Dr. Fr., Städtischer Schulinspector.
Jonas, Frau Clara.
Isaac, Julius, Fabrikbesitzer.
v. Kalckreuth, Frau Gräfin B., geb. Meyer.
Kalischer, Dr. S.
Kallmann, Eugen, Rechtsanwalt.
Kapp, Fräulein Ida.
Kaskel, Frau Carl.
Kastan, Dr.

Digitized by Google

Berlin.

v. Kaufmann, Dr., Professor, Geh. Regierungs-Rath.
Kekule v. Stradonitz, Dr. Reinhold, Professor, Geh. Reg.-Rath.
Kempner, Frau Ida.
Kerb, Robert, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Kestner, Dr. phil. Ernst.
v. Keudell, Wirkl. Geh. Rath., Exc.
von dem Knesebeck, Kabinetsrath I. M. der deutschen Kaiserin.
Koegel, Dr. phil. Fritz.
Koehne, Frau Clara.
Koenigs, Fräulein Elise.
Kraft, Bernhard, Rechtsanwalt.
Kraft, Cand. med. Ludwig.
Kramsta, Frau Maria.
Krause, Dr. jur.
Krause, Dr. jur. Paul, Rechtsanwalt.
Kriegel, Dr. phil. Fr.
Krieger, Dr. Bagdan, Bibliothekar der Hausbibliothek S. M. des Kaisers.
Kronecker, Fräulein Elisabeth.
Kronfeld, Dr., Rechtsanwalt.
Kronheim, Georg.
Kübler, Dr., Professor, Director des Wilhelm-Gymnasiums.
v. Kühlewein, Regierungsrath.
Lassar, Dr. med. Oscar, Professor.
Leffmann, Gustav, Kaufmann.
Lehmann, Gustav, Geh. Kirchenrath.
Lehmann, Paul, Buchhändler.
Leo, Dr. F. A., Professor.
Leske, Dr., Geh. Justizrath.
Lesse, Justizrath, Rechtsanwalt und Notar.
Lesser, Adolf, Reichsgerichtsrath a. D.
Lesser, Paul Ph.
Lessing, Frau Alma, geb. Marschall v. Biberstein.
Lessing, C. R., Geh. Justizrath.
Lessing, Dr. phil. Oscar.
Levin, Dr. Moritz, Prediger.
Levy, Martin.
Levy, Richard, Bankier.
Levy, Richard, vereideter Wechselmakler.
Levyson, Frau Dr. Auguste.
Lewald, Dr. Felix, Geh. Finanzrath.
Lewald, Theodor, Regierungs-Rath.
Lewinsohn, L., Fabrikbesitzer.
Lewy, Julius, Kaufmann.

Berlin.

v. der Leyen, Dr., Geh. Ob.-Reg. Rath.
Lichtenthal, Simon, Kaufmann.
Liebermann, Dr. F.
Liepmannssohn, Leo, Buchhändler.
v. Lipperheide, Freiherr Franz.
Lisco, Dr. Hermann, Geh. Justizrath.
Lisco, Walter, Rechtsanwalt.
Lobe, Frau Magda.
Loeffler, Ldw., Verlagsbuchhändler.
Maas, Heinrich, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Maass, Dr. Felix, Rechtsanwalt.
Magnus, Frau Geh. Reg.-Rath Bertha.
Manasse-Waldeck.
Manheimer, Stud. phil. Victor.
Martius, Frau Margarethe, geb. Veit.
Marx, S.
Matthiae, Dr. Otto, Professor, Oberlehrer.
Mayer, Frl. Ellen.
Meder, Albert, Kunsthändler.
Meder, Louis, Kunsthändler.
v. Meier, Dr. jur. Ernst, Geh. Ober-Reg.-Rath, Universitäts-Curator a. D.
Meirowsky, Frau Ernestine, geb. Soutonsky.
Mendelssohn-Bartholdy, Frau Maria.
Menzer, Cand. phil. Paul.
Meyer, Dr. jur. Alexander.
Meyer, Frau Dr. Hedwig.
Meyer, Dr. phil. Alfred Gotthold, Professor a. d. Kgl. techn. Hochschule.
Meyer, Carl, Fabrikant.
Meyer, Ferdinand, Rentier.
Meyer, Georg.
Meyer, Dr. Ludwig.
Meyer, Ludwig, Kaufmann.
Meyer, Paul, Rechtsanwalt.
Meyer, Dr. Richard M., Privatdocent.
Meyer, Frau Dr. R. M.
Meyer-Michaelis, Frau Elise.
Michaelis, Dr. Carl Theodor.
Mirauer, Carl, Maurermeister.
Möbius, Dr. Karl, Professor, Geh. Regierungs-Rath, Director der zool. Abth. des Museums für Naturkunde.
Möller, Dr. W., Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium.
v. Mohl, Ottmar, Kgl. Kammerherr, Geh. Legationsrath.

Digitized by Google

Berlin.

v. Moltke, F., Geh. Reg.-Rath.
v. Moltke, Frau Julie.
Morris, Dr. M., prakt. Arzt.
Morsch, Dr. Hans, Realgymnasial-Oberlehrer.
Müller, Conrad, Oberlehrer am Joachimthal'schen Gymnasium.
Müller-Grote, Carl, Verlagsbuchhändler.
Munk, W., Landrichter.
Nathan, Dr. P.
Naumann, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath.
Nehring, K., Oberlehrer.
Nelke, Dr., Rechtsanwalt.
Nelke, Frau Emma.
Neubauer, Dr. Richard, Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster.
Neumann, Dr. H., Rechtsanwalt.
v. Oettingen, Dr. Wolfgang, Prof.
Ohrtmann, Dr. W., Geheimer Sanitätsrath.
Oldenberg, C. M.
Osborn, Dr. phil. Max,
Paetel, Elwin, Verlagsbuchhändler, Commerzienrath.
Paetel, Dr. phil. Georg.
Parey, Dr.
Pernice, Dr. A., Professor, Geh. Justizrath.
Peters, Dr. Carl, Afrikaforscher.
Peters, Johann, Geh. Rath.
Pfaff, Albert, Commerzienrath.
Philipp, Fräulein Marie.
v. Philippsborn, Ernst, Geh. Ober-Reg.-Rath.
Pieper, Oberlehrer.
Pietsch, Ludwig, Professor.
Pietsch, Dr. P., Professor.
Pilger, Dr., Geh. Reg.- u. Schulrath.
Pincsohn, Max.
Pindter, Dr. jur. Ludw., Gerichts-Assessor.
Plessner, Landgerichtsrath.
Plessner, Dr., prakt. Arzt.
Pniower, Dr. phil. Otto.
Posner, Dr. med. Karl, prakt. Arzt.
Preuss, Dr. R., Assistent an der Kgl. Bibliothek.
Prinz Heinrich-Gymnasium, Kgl.
v. Pritzbuer, Fr., Redacteur.
Rading, F.
Raehmel, Dr. jur. Wilhelm.

Berlin.

Raschdau, Geh. Legationsrath.
Raschdau, Frau Geh. Legationsrath.
vom Rath, Adolf.
vom Rath, Frau Anna.
Reimann, Rud., Fabrikbesitzer.
Reissert, Dr. Arnold, Privatdocent.
Reschke, Max, Schiffskapitän a. D.
Reschke, Oscar.
v. Rheinbaben, Geh. Ober-Regierungsrath.
Richter, Frau Professor.
von Richthofen, Freifrau, geb. Mendelssohn-Bartholdy.
Riesenfeld, Hugo, Kaufmann.
Riesser, Frau Dr.
Ring, Louis, Bankdirector.
Robert-Tornow, Frau Edith.
Rodenberg, Dr. Julius.
Rödiger, Dr. Max, Professor.
Rohde, John, Director.
v. Rotenhan, Freiherr, Unterstaatssecretär im Auswärtigen Amt.
Rubensohn, Hermann.
Sachs, Hugo, Rechtsanwalt.
Saegert, Fräulein Anna.
Schaper, Fritz, Professor, Bildhauer.
Schaum, Frau Professor Clara.
v. Schelling, Dr., Staatsminister, Excellenz.
Schelske, Dr. R., Privatdocent.
Scherer, Frau Geh. Reg.-Rath Marie.
Schermann, Leo, vereideter Fondsmakler.
Schiff, Alfred.
Schiff, Dr. med. Emil, Schriftsteller.
Schiff, Georg, Assessor.
Schleicher, Dr. Iwan.
Schlemm, Frau Sanitätsrath.
Schlenther, Amtsgerichtsrath.
Schlesinger, Frau Alice.
Schlesinger, P., Gymnasiallehrer.
Schlesinger-Trier, Frau C.
v. Schlippenbach, Frau Gräfin.
Schmidt, Dr. Erich, Professor.
Schmidt, Frau Dr. Julian.
Schmidt, Dr. Max C. P., Professor, ordentl. Lehrer am Askanischen Gymnasium.
Schmidtlein, Dr. med. C., Arzt.
Schmieden, Kgl. Baurath.
Schmoller, Dr. Gustav, Professor.
Schneider, Dr. E.
Schöll, Robert, Geh. Legationsrath.

Digitized by Google

Berlin.

Schöne, Dr., Wirkl. Geheimer Ober-Regierungsrath, General-director der Kgl. Museen.
Schoenflies, Fräulein Dora.
Schönlank, Frau General-Consul William.
Schröder, Dr. Otto, Professor am Joachimthalschen Gymnasium.
Schroeder, Dr.
Schubert, Geh. Justizrath.
Schulhoff, Fräulein Else.
Schultzen-v. Asten, Frau Professor.
Schulze, Adolf, Professor an der Kgl. Hochschule für Musik.
Schwabe, Frau Mathilde.
Schweitzer, Eugen, Kaufmann.
Schwieger, Dr. Paul, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium.
Seckt, Dr. Felix, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium.
Seebeck, Fräulein Pauline.
Sello, Dr. F., Rechtsanwalt.
Seminar, Kgl., für Germanistische Philologie.
Siemenroth, Franz, Verlagsbuch-händler.
Silberstein, Dr. Max, Rechtsanwalt.
Simon, Frau Adele.
Simon, Dr. Hermann Veit, Rechts-anwalt.
Simonson, Frau Amtsgerichtsrath Gertrud, geb. Mende.
Simrock, Fritz, Musikverleger.
v. Simson, Aug., Justizrath u. Notar.
v. Simson, Dr. Eduard, Wirkl. Geh. Rath, Präsid. des Reichs-gerichts a. D., Excellenz.
v. Simson, Fräulein Elisabeth.
v. Simson, Fräulein Margarethe.
Sobernheim, Siegfried, Handels-richter.
Sommerstorff, Otto, Mitglied des Berliner Theaters.
Spannagel-Karthaus, Frau Auguste.
Steig, Dr. Reinhold, Gymnasial-lehrer.
Stein, Philipp, Redacteur.
v. Steinau-Steinrück, Frau Dr. Martha.
Stengel, Dr. Paul, Oberlehrer am Joachimthalschen Gymnasium.
Stern, Dr. med. E.
Stern, Dr. med. Julius.
Stettenheim, Julius, Schriftsteller.
Stettenheim, Dr. phil. Ludwig.

Berlin.

Stettiner, Frau Mathilde.
Strassmann, Dr. med. P., Augenarzt.
Thiem, Frau Therese, geb. Hollex.
Thost, Dr. Robert, i. Firma Gebr. Bornträger, Verlags-Buchhandl.
Tiktin, Paul, Referendar.
Tobler, Dr. A., Professor.
Todt, Carl, Gymnasiallehrer und Adjunct.
Toeche, Dr. Theodor, Königlicher Hofbuchhändler.
Toennis, Frau Adelheid, geb. Cremer.
Trippel, Frau Marie, verw. Bau-meister, geb. Gutike.
v. Uhden, Dr. jur. Richard.
Ullrich, Dr. phil. Richard.
Universitätsbibliothek, Königliche.
Vahlen, Dr., Professor, Geh. Re-gierungsrath.
Victoria-Lyceum.
Vierling, G., Professor.
Violet, Dr. Franz, Gymnasial-Ober-lehrer.
Vogeler, Julius, Schuldirector.
Vogeler, Richard, Director einer höheren Mädchenschule.
Wagner, Dr. A., Professor, Geh. Regierungsrath.
Wagner, Dr. B. A., Professor.
Wahlländer, Frau Geh. Rath.
Weber, Otto, Landgerichtsrath.
v. Wedel, Frau, Excellenz.
Wehrenpfennig, Frau Geheimrath, geb. Kopp.
Weigert, Dr. Max, Stadtrath.
Weinhagen, Ernst.
Weinhold, Dr. Karl, Professor, Geh. Regierungsrath.
Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller.
Wellmann, Dr. E., Professor am Königsstädtischen Gymnasium.
Welti, Dr. Heinrich, Schriftsteller.
Werner, Dr. R., Oberlehrer.
Wesendonck, Frau Mathilde.
Wessely, Dr. Hermann.
Wetzel, Johannes, Gymnasiallehrer.
v. Weyrauch, Dr., Unterstaatssecret.
v. Wildenbruch, Dr. Ernst, Lega-tionsrath.
Wilmanns, Dr. A., Professor, Gene-raldirector der Kgl. Bibliothek.
Wilmersdörffer, Rechtsanwalt.
Wolff, Frau Adelheid.
Wolff, Charles.
Wolff, Dr., Oberstabsarzt.

Digitized by Google

Berlin.

Wrede, Dr. jur. Friedrich, Schriftsteller.
Zimmermann, Dr. A., Consul.
Zimmermann, Frau Consul Elsbeth.

Bielefeld.

Loebell'sche Bibliothek.
Ransohoff, Dr. phil. Georg.

Blankenburg a/Harz.

Wellmer, A., Schriftsteller.

Blitzenrodt b/Lauterbach (Oberhessen).

Matthaei, Kgl. Eisenbahnbau- und Betriebs-Inspector,

Bochum i/Westf.

Broicher, Frau Elise.
Leseverein.

Bogenhausen b/München.

Weigand, Wilhelm, Schriftsteller.

Bonn.

Akadem.-germanistischer Verein.
Dernen, Hermann, Director.
Drescher, Dr. phil. Carl, Privatdocent.
Franck, Dr. Joh., Professor.
Frank, Max, Amtsgerichtsrath.
Grafe, Dr., Professor.
Haass, Dr. med. Friedrich Ludwig.
Hüffer, Dr. Hermann, Professor, Geh. Justizrath.
v. Humboldt-Dachroeden, Freiherr Bernhard, Prem.-Lieut.
Kayser, Dr. H., Professor.
Leo, Fräulein Therese.
Litzmann, Dr. B., Professor.
Loeschke, Dr. G., Professor.
Magnus, Gustav, Justizrath.
Prym, Dr. Eugen, Professor.
Rosenmund, Dr. phil. Richard, Privatgelehrter.
Schöller, Edgar.
Schöller, Frau Julius.
Schultze, Dr. Fr., Prof., Director der med. Klinik.
Seminar, Kgl. germanistisches der Universität.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Usener, Dr. Hermann, Professor, Geh. Regierungs-Rath.
Wilmanns, Dr. W., Professor, Geh. Reg.-Rath.
Zitelmann, Dr. Ernst, Professor.

Schloss Bothmer bei Klütz. (Mecklenburg-Schwerin.)

v. Bothmer, Frau Gräfin Bertha.

Brake b/Lemgo.

Roller, Dr., Director.

Brandenburg a/H.

Crampe, Stud. med. R.
Heine, Dr., Domherr, Director der Ritter-Akademie.
Köpke, Fräulein Suse.

Braunschweig.

Aronheim, Dr. med. Felix.
Bergmann, Ernst, Gymnasial-Oberlehrer.
Bibliothek des Gymnasiums Martius-Katharineum.
Blasius, Dr. Wilhelm, Professor.
Flechsig, Dr. phil. Eduard.
Frühling, Hermann, Hôtelbesitzer.
Grundner, Dr. F., Kammerrath.
Helle, Carl.
Huch, Dr. jur. Richard, Rechtsanwalt und Notar.
Köhn, Dr. phil. Karl.
Magnus, Karl, Bankier.
Westermann, Friedrich, Verlagsbuchhändler.

Bremen.

Deetjen, Gustav.
Frese, Fräulein Anna.
Fritze, Dr. phil. Edmund, Professor.
Hackfeld, Frau M., geb. Pflüger.
Hartlaub, Dr. G.
Jacobi, Justus, Pastor an der St. Stephani-Kirche.
Kippenberg, Anton, Buchhändler.
Krug, E., Director der Deutschen Bank.
Pauli, Dr. jur., Senator, Bürgermeister.
Pflüger, J. C., Kaufmann.
Rassow, Gustav.
Sattler, W., Professor.
Stadtbibliothek.

Breslau.

Aust, Dr. Rudolf, Oberlehrer.
Bienko, Dr., Polizeipräsident.
Breslauer Dichterschule.
Cohn, Dr. Ferdinand, Professor, Geh. Regierungs-Rath.
Fielitz, Prof. Dr. W.

Digitized by Google

Breslau.

v. Flottwell, Regierungspräsident.
Franck, Fräulein A. H.
Friedenthal, Adolf, Kaufmann.
Germanistisches Seminar der Universität.
Gesellschaft der Freunde.
Henry, Felix, Architekt.
Hensel, Frau Stadtgerichtsrath Selma.
Heyne, Alfred, Eisenbahnsecretär.
Hirt, Dr. med. Ludwig, Professor.
Holz, Albert, Bankier
Jacoby, Sanitätsrath Dr.
Jänicke, Karl, Stadtrath.
Immerwahr, Leopold, Kaufmann.
Kammer, Prof. Dr., Provinzialschulrath.
Koch, Dr. Max, Professor.
Ladenburg, Frau Geheimrath, Professor M.
Lucée, C., Buchhändler.
Milch, Dr. phil. Louis, Privatdocent an der Universität.
Molinari, Frau Commerzienrath.
Neisser, Dr. med., Professor.
Partsch, Dr. med. Carl, Professor.
Pinder, Frau Caroline.
Ponfick, Emil, Professor, Medicinalrath.
Pringsheim, Max A., Kaufmann.
Richter, Dr., Professor.
Rösler, Frau Marie.
Sackur, Frau Margaretha.
Seidel, Eisenbahnbau- und Betriebsinspector.
Silbergleit, Frau Seraphine.
Sitte, Otto, Opticus.
Stadt-Bibliothek.
Stern, Frau Charlotte.
Storch, A., Director.
Trewendt, Ernst, Verlagsbuchhändler.
Trewendt & Graniers Buchhandlung (Alfred Preuss).
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Urbach, Fräulein Rosa.
Vogt, Dr. F., Professor.
Wendriner, Dr. phil. R.
Zimpel, Frau Professor Helene.

Bretten.

Kahn, Dr. Franz, Amtsrichter.

Bromberg.

Belling, Frau Oberlehrer Dr. Marie.

Bückeburg.

Lücke, Dr. O., Gymnasialdirector.

Büdesheim (Oberhessen).

v. Oriola, Frau Gräfin W.

Burgsteinfurt (Westfalen).

Eschmann, Dr. Gustav.

Calw (Württemberg).

Weizsäcker, Dr. phil. Paul, Director des Reallyceums.

Cassel.

Förster, Auguste, Lehrerin.
Landesbibliothek, Ständische.
Muff, Dr., Professor, Gymnasial-Director.
Schmitt, Dr. phil. H., Gymnasial-Oberlehrer.
Stölting, G., Consistorialrath.

Charlottenburg.

Belger, Dr. Chr., Professor.
Berent, Fräulein Selma.
Boeckh, Dr. R., Professor, Geh. Reg.-Rath.
Brandis, Dr. phil. K.
Cohn, Frau Stadtrath Dr. Anna.
Cornicelius, Dr. phil. Max.
v. Erdberg, Dr. Robert.
Fulda, Dr. L., Schriftsteller.
Grisebach, Hans, Architekt.
Heinemann, Felix, Redacteur.
Hirschfeld, Dr. Otto, Professor.
Kehrbach, Dr. phil. Karl.
Kühlstein, Frau Ernst.
Lehrerbibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Lepsius, Reinhold, Maler.
Lessmann, Otto, Herausgeber der Allg. Deutschen Musik-Zeitung.
March, Otto, Kgl. Baurath.
Mommsen, Dr. Theodor, Professor.
Neumann-Hofer, Otto, Redacteur.
Poppenberg, Dr. phil. Felix, Schriftsteller.
Siemens, Frau Geh. Reg.-Rath.
v. Simson, Dr. jur., Assessor.
Spielhagen, Friedrich, Schriftsteller.
Strehlke, Frau Marie.
Strützki, Ed., Kammergerichtsrath a. D., Geh. Justizrath.
Thür, Fräulein Anna.

Digitized by Google

Charlottenburg.

Weber, Dr. jur. M., Stadtrath von Berlin.
Weingartner, Felix, Kgl. Hofkapellmeister.
Wolff, Julius.
Zabel, Dr. Eugen, Redacteur.
Zimmermann, Frau Generalmajor Johanna.

Chemnitz.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Kirchner, Dr. Carl, Professor, Oberlehrer.
Kühn, Dr. Bernhard, Landrichter.
Morell, Georg.
Stadtbibliothek.
Ullrich, Dr. phil. H., Oberlehrer.
Wächter, Dr. med. R.

Coblenz.

Deiters, Dr. Hermann, Geh. Reg.-Rath.
Jordan, Otto, Rentner.
Mostert, Heinrich, Fabrikant.
Spaeter, Frau Geh. Commerzienrath E.
Wahl, C., Realgymnasial-Oberlehrer.

Coburg.

Beck, Dr. Heinrich, Professor, Gymnasialdirector.

Colmar i/Elsass.

Curtius, Dr., Kreisdirector.
Weber, Dr. Wolf, Ober-Landgerichtsrath.

Cöln a/Rhein.

Bürgers-Stein, Frau Geh. Justizrath J.
Curtius, Dr. Rud., Reg.-Assessor.
Düntzer, Dr. Heinrich, Professor, Bibliothekar.
Herbertz, Frau Geh. Rath. M.
Herstatt, Arthur, Landgerichtsrath a. D.
Heuser, Frau Eugenie, geb. Nicolovius.
Heuser, F. Robert.
Leiden, Franz D., Vice-Consul.
Meuser, Paul, Rechtsanwalt.
v. Mevissen, Dr. G., Geh. Commerzienrath.
v. Mevissen, Fräulein Mathilde.
v. Mevissen, Frau Therese.

Cöln a/Rhein.

Peill, Wilh., Kaufmann.
Pfeifer-Schnitzler, Frau Paula.
Schneider, Frau Professor Lina.
Schnitzler, Eduard.
Schnitzler, Frau Amtsrichter Robert.
Schnitzler, Robert, Geh. Rath.
Schnitzler, Dr. jur. Victor, Rechtsanwalt.
Schuch, Paul, Regierungsrath.
Stein, Frau Elise, geb. v. Mevissen.
Stein, Frau Julicka, geb. Leiden.
Vorster, Julius, Fabrikbesitzer, Commerzienrath.
Wüllner, Dr. Franz, Professor, Kapellmeister.

Crefeld.

Peltzer, Dr. jur. Rudolf.

Cüstrin.

v. Wurmb, Frau E., geb. Gräfin v. Bothmer.

Danzig.

Bibliothek des städtischen Gymnasiums.
Dassé, Dr., Kaufmann.
v. Gossler, Dr., Staatsminister, Oberpräsident, Excellenz.
Löschins Bibliothek des Realgymnasiums zu St. Johann.
Stadtbibliotek.

Darmstadt.

Bibliothek der Grossherzoglichen Technischen Hochschule.
Edward, Hugo, Hofschauspieler.
Harnack, Dr. Otto, Professor.
Hepp, C.
Hofbibliothek, Grossherzogliche.
Literarischer Verein.
Merck, Dr. phil. C. E.
Merck, Dr. Louis.
Merck, Wilhelm.
Rieger, Dr. Max.
Wulckow, Director, Dr.

Dessau.

Antoinettenschule, Herzogl.
Friedrichs-Gymnasium, Herzogl.
Meinert, Carl, Fabrikbesitzer.
Oechelhäuser, Geh. Commerzienrath.
v. Oechelhäuser, W., General-Director der Deutschen Continental-Gasgesellschaft.

Digitized by Google

Detmold.

Gymnasium Leopoldinum.
v. Meysenbug, Freiherr, Major a. D. und Kammerherr.

Donaueschingen.

Hentig, Präsident der Fürstlich Fürstenbergischen Kammer.
Hofbibliothek, Fürstlich Fürstenbergische.

Dortmund.

Gymnasial-Curatorium.
Nagel, Bernhard, Amtsgerichtsrath.

Dresden.

Amen, Frau Dr.
Arndt, Jul. Max, Grosskaufmann.
Aulhorn, Stud. med. Ernst Rud.
Aulhorn. Paul Rud., Fabrikbesitzer.
v. Biedermann, Freiherr B., Major.
v. Biedermann, Dr., Freiherr W., Geh.-Rath.
v. Boxberg-Zschorna, Frau Oswine, geb Keil.
Diestel, Dr., Professor.
Ehlermann, Dr. phil. Erich, Verlagsbuchhändler.
v. Einsiedel, Fräulein Helene.
v. Finck-Nöthnitz, Freiherr, Kammerherr.
Förster, Dr. med. Richard, Hofrath.
v. Gerbel-Embach, Dr. Nicolaus.
Gmeiner-Benndorf, Frau Commerzienrath Rosa.
Götze, Dr. Edmund, Professor beim Kadettencorps.
v. Haber, Baron R., Premierlieutenant a. D.
Hasper, Dr. Theodor, Professor.
Hassel, Dr. Paul, Geh. Reg.-Rath, Director des Hauptstaatsarchivs.
Heyl, Frau Anna, geb. Hübler.
Jaensch, Emil, Buchhändler (i. Fa. v. Zahn & Jaensch).
Jensen, Paul, Kgl. Hofopernsänger.
Jordan, Dr. Max., Geh. Ober-Reg.-Rath.
Kayser-Langerhanns, Frau Sanitätsrath Agnes.
Knoop, Wilhelm, Consul.
v.Könneritz, Fräulein Marie, Staatsdame a. D.
Körner-Museum der Stadt Dresden.
Krausse, Robert, Maler, Professor.
Leopold, Dr., Professor, Geheimer Medicinalrath.

Dresden.

Leky, Wilhelm, Rechtsanwalt.
Lewinger, Ernst, Oberregisseur.
Lücke, Dr. Herm., Professor.
v. Mangoldt, Fräulein Helene.
Mannl, Johannes.
Meinert, Dr. med. E.
Müller, Dr. Theodor, Landgerichtspräsident.
v. Overbeck, Fräulein Camilla.
Paul, A., Königl. Sächsischer Hofschauspieler.
Pechwell, Dr. jur. Alfred, Königl. Sächs. Ober-Kriegsgerichtsrath.
Posse, Dr. phil., Regierungsrath.
Prinzhorn, Realschuldirector.
Pusinelli, Dr. med., prakt. Arzt.
Rachel, Dr. Paul, Oberlehrer.
Richelsen, Christel, Regisseur am Kgl. Hoftheater
Ritterstädt, Dr., Geh. Finanzrath.
Sauer, Frau Dr.
Schanze, Dr. jur. Oscar, Kaiserl. Reg.-Rath a. D.
Scheidemantel, K., Kammersänger.
Schmidt, Rudolf, Rechtsanwalt u. Notar.
Schnorr v. Carolsfeld, Dr. Franz, Professor,Kgl.Oberbibliothekar.
Schramm, Frau Dr. Martin.
v. Schultzendorff, W., Kammerherr.
Schwender, G. E.
Sendig, Rudolph, Hôtelbesitzer.
Sontag, Carl, Hofschauspieler.
Stern, Dr. A., Professor.
v. Steun, Frau Therese, geb. v. Dziembowska.
Stürenburg, Dr. H., Professor, Rector der Kreuzschule.
Undeutsch, Max, Rechtsanwalt.
Villers, Dr. Alexander.
Vogel, Dr. Theodor, Professor, Geh. Schulrath.
Vollmöller, Dr. Karl, Professor.
Vorländer, H., Rentner.
v. Weber, Freiherr, Oberstlieutenant z. D.
Wiecke, Paul, Kgl. Hofschauspieler.
Woermann, Dr. Karl, Prof., Director der Kgl. Gemäldegallerie.
Würzburger, Dr. Eugen, Director des städt. Statistischen Amtes.
v. Zahn, Robert, Buchhändler (i. Fa. v. Zahn & Jaensch).
Zschille, Frau Therese, geb. v. Einsiedel.

Digitized by Google

Duisburg a/Rh.

Feller, W., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Vijgen, Dr. jur. Max, Gerichtsassessor.

Dulzen b/Preuss. Eylau.

Rosenow, Frau Johanna, geb. Fredenhagen, Rittergutsbesitzerin.

Dürkheim a/H.

Chally, P., Kgl. Gymnasiallehrer.

Düsseldorf.

Böninger, Ferdinand, Fabrikbesitzer.
Künstler-Verein »Malkasten«.

Dyrotz b/Wustermark.

Meyer, Lothar, Gutsadministrator.

Eberswalde.

Klein, Dr. J., Gymnasialdirector.

Eimsbüttel b/Hamburg.

Hahn, Emil.

Eisenach.

Apelt, Dr. phil. O., Gymnasialdirector.
Ganzert, Carl, Fabrikbesitzer.
Hossfeld, Dr. Carl, Gymnasiallehrer.
Kieser, Hugo, Archidiaconus.
Koellner, Dr., Arzt.
Kürschner, Joseph, Prof., Geh. Hofrath.
Michels-Schnitzler, Frau Kaufmann Julius.
Schwabe, Fräulein Luise, Institutsvorsteherin.
Streck, Carl, Apotheker.
Weber, Dr. H., Hofrath, Gymnasialdirector.

Eisenberg (Sachsen-Altenburg).

Frenzel, Carl, Stadtrath.
Gymnasial-Bibliothek.

Elberfeld.

Blank, Frau Alexander.
Martens, Dr. Ludwig, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Simons, Walter, Commerzienrath.
Weychardt, Conrad.
Wieruszowski, Alfred, Landrichter.
Zurhellen, Frau Justizrath.

Ellwangen.

Frik, G., Rechtsanwalt.

Emden.

Bibliothek des Königl. Wilhelms-Gymnasiums.
Freytag, Dr. Hans, Wissenschaftl. Hilfslehrer.

Emmendingen.

Feldbausch, Dr. Otto, Arzt an der Irrenanstalt.

Erdeborn (Rittergut) b/Ober-Voeslingen a/See.

Marckwald, Fräulein Marie.

Erfurt.

Barth, M., Reg.-Rath.
Burkhardt, Dr. med. Friedrich, Augenarzt.
Gymnasium, Königl.
Heinzelmann, Dr. Wilhelm., Prof. am Kgl. Gymnasium.
Lochner, K., Geh. Baurath.
Lucius, Geh. Commerzienrath.
Stürcke, Hermann, Geh. Commerzienrath.
Suchsland, Adolf, Landesgerichtsrath.

Erlangen.

Penzoldt, Dr. F. Professor.
Rosenthal, Dr. J., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Vogel, Frau Professor Dr. W.

Eutin.

v. Beaulieu-Marconnay, Freiherr, Grossherzogl. Oldenburgischer Ober-Jägermeister.

Finsterwalde i/Neumark.

Rhode, Fräulein, Anna.

Flonheim (Rheinhessen).

Knell, Dr. Karl, prakt. Arzt.

Frankenthal (Rheinpfalz).

Baum, W., Landgerichts-Director.

Frankfurt a/M.

Stadt Frankfurt a/M.
Abendroth, Moritz, Buch- und Kunsthändler.
Albert, Frau Elisabeth.
Auerbach, Fritz.
Baer, Simon Leopold, Buchhändler.
Baerwald, Dr. Hermann, Realschul-Director.

Digitized by Google

Frankfurt a/M.

de Bary, Dr. med. Joh. Jacob, Sanitätsrath.
Beil, Dr. med. W.
Beit, Frau Eduard.
Berghoeffer, Dr., Bibliothekar der Freiherrl. Carl v. Rothschildschen öffentlichen Bibliothek.
v. Bethmann, Freiherr Simon Moritz.
Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts.
Bibliothek der Polytechnischen Gesellschaft.
Bibliothek, Freiherrl. Carl v. Rothschildsche öffentliche.
Binswanger, Rudolf, Kaufmann.
Braun, Landgerichts-Präsident.
Braunfels, Otto.
v. Brüning, Frau Dr. Clara.
Bürgerverein,
Burghold, Dr. Julius, Rechtsanwalt.
Cahn-Blumenthal, Hch, Kaufmann.
Carl, Dr. med. August.
Cohnstaedt, Ludwig, Redacteur.
Detloff, Adolf, Buchhändler.
Dietz, Dr. Alexander, Rechtsanwalt.
Dondorf, Bernhard, Rentier.
Donner- v. Richter, Otto, Historienmaler.
Dotter, Fräulein Doris.
Dreyfus, Georges.
Ebler, Frau Rosa.
Eckhard, Frau Dr., Ober-Landesgerichtsrath-Wwe.
Ehlers, Dr. R., Consistorialrath.
Ellissen, August.
Emden, Heinrich.
Flersheim, Robert.
Frankfurter Zeitung (Redaction).
Friedländer, Dr. Adolph, Gerichtsassessor.
Fries, Jacob, Ingenieur u. Fabrikant.
Funck, Carl, Kaufmann.
Geiger, Dr. Berthold, Rechtsanwalt, Justizrath.
Goldschmidt, Dr. jur. Hermann.
Goldschmidt, Marcus Moritz, Bankier.
Günther, Ferdinand, Kunsthändler.
Hammeran, Dr. phil. A.
Hanau, Heinrich A.
Herxheimer, Dr. med. S., prakt. Arzt, Sanitätsrath.
Hochhut, Joh. D., Kaufmann.
Hoffmann, Frau Dr. Therese, Geh. Sanitätsraths-Wwe.

Frankfurt a/M.

Jung, Dr. phil. Rudolf, Stadtarchivar.
Junker, Hermann, Kunstmaler.
Kahn, Bernhard, Bankier.
Kahn, Julius.
Keyl, Georg Albert.
Koch, Frau Anna Louise, geb. v. St. George.
Koenitzer, Carl Wolfgang.
Kullmann, Hermann, Kaufmann.
Lentz, A., Professor.
Lichtenstein, Leopold, Kaufmann.
Liebmann, Dr., Landrichter.
Lucius, Dr. Eugen.
May, Eduard Gustav.
Mayerfeld, Anton, Kaufmann.
Meister, Frau C. F. Wilhelm.
Melber, Walter Wolfgang.
Merton, W., Kaufmann.
v. Mumm, P. H.
Neher, Ludwig, Architekt.
Neumann, Dr. jur. Paul, Rechtsanwalt.
Osterrieth, Eduard.
Osterrieth-Laurin, August.
Oswalt, Frau Wwe. Brandine, Verlagsbuchhändlerin.
Oswalt, Dr. jur. H., Rechtsanwalt, Justizrath.
Peschel, Frau Prof. Dr., geb. Kamp.
Pfeiffer, C. W.
Philippi, Fräulein Helene.
Quincke, Wolfgang, Schauspielregisseur der vereinigten Stadttheater.
Rade, Dr. M., Pfarrer.
Reinhardt, Dr. phil. Carl, Director des Goethe-Gymnasiums.
Reitz & Köhler, Buchhandlung.
Rosenmeyer, Dr. med. Ludwig.
Rothschild, August, Bankier.
Rumpf, K., Bildhauer.
Sachs, Dr. Otto, Rechtsanwalt.
Sanct-Goar, Ludolph.
Sauer, Julius, Kaufmann.
Schmidt-Metzler, Dr. Moritz, Geh. Sanitätsrath.
Scholderer, Dr. Emil, Director.
Schölles, Frau Dr. Henriette, Sanitätsraths-Wwe.
Scholz, Dr. Bernhard, Professor.
Schott, Sigmund.
Siebert, Dr. jur. Jacob, Justizrath.
Sondheim, Moritz.
Speyer, Georg, Bankier.
Stern, Hermann, Redacteur.
Stern, Theodor, Bankier.

Digitized by Google

Frankfurt a/M.

Stiebel, Dr. med. Fritz.
Strasburger, P., Bankier.
Textor, C. W.
Trommershausen, Dr. E., Oberlehrer am Gymnasium.
Valentin, Dr. Veit, Professor.
Varrentrapp, Dr. A., Stadtrath.
Völcker, Georg, Buchhändler.
Vohsen, Dr. med. Carl.
Weigert, Dr. Carl, Professor, Geh. Sanitätsrath.
Weiss, Dr. Guido.
Wohl, Jacques.

Frankfurt a/O.

Hoffmann, Paul, Lehrer.
Klaerich, Rechtsanwalt.
Kühn-Schuhmann, Frau Antonie.
Scheller, Fräulein Emilie.

Freiberg i/S.

Heisterbergk, Ulrich, Justizrath.

Freiburg i/Br.

Berg, Stud. phil. Otto.
Hettler, Eugen, Fabrikant u. Kaufmann.
Kluge, Dr. F., Professor.
Manz, Dr. med. Otto.
Martin, Dr. E., Professor.
Meyer, C. M. Robert.
Rümelin, Dr., Professor.
Schmitt, Dr. H., Professor.
v. Simson, Dr. B., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Grossherzogliche.
Weissenfels, Dr. phil. Richard, Professor.

Freiburg i/Schlesien.

Realprogymnasium.

Freienwalde a/O.

Quedefeld, Dr. G., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.

Friedberg (Hessen).

Trapp, Carl, Fabrikbesitzer.

Friedenau b/Berlin.

Paetow, Dr. phil. Walter, Schriftsteller.
Raabe, Dr. phil.
Roenneberg, Frau Melida, Schulvorsteherin.

Fulda.

Landesbibliothek, Ständische.

Fürth i/Bayern.

Besels, Heinrich, Kaufmann.
Türkheim, Leo.

Georgengarten b/Dessau.

v. Ditfurth, Fräulein Else, Hofdame I. K. H. der Landgräfin v. Hessen.

Gera (Reuss j. L.).

Golle, Rügold, Kaufmann.
Gymnasial- und Landesbibliothek, Fürstliche.
v. Meysenbug, Freiherr, Ober-Hofmarschall, Excellenz.
Müller, Rudolf, Justizrath, Rechtsanwalt und Notar.
Schlotter, Dr. jur. Alfred, Rechtsanwalt und Notar.
Schrader, Dr. med., Augenarzt.

Germersheim a/Rh.

Klarmann, J., Major und Ingenieur-Offizier vom Platz.

Gernsbach i/B.

Funck, Heinrich, Professor.

Giessen.

Behaghel, Dr. Otto, Professor.
Bock, Alfred, Schriftsteller.
Collin, Dr. J., Privatdocent.
Gaffky, Dr., Professor.
Höhlbaum, Dr., Professor.
Löhlein, Dr. med. Hermann, Professor.
Oncken, Dr. Wilhelm, Professor.
Schmidt, Dr. jur. Arthur, Professor.
Siebeck, Dr. H., Professor.
Strack, Dr. Adolf, Privatdocent.
Universitäts-Bibliothek, Grossh.
Wetz, Dr. Wilhelm, Professor.

Bergisch-Gladbach.

Zanders, Hans, Papierfabrikant.
Zanders, Frau Marie.

M.-Gladbach.

Quack, Wm., Commerzienrath.

Gleiwitz.

Winkler, Siegfried.
Zuckerkandl, Victor.

Digitized by Google

Glogau i/Schl.
Cohn, Frau Justizrath Caroline.
Diehl, Dr. phil. Ernst.
Sachs, Leopold, Stadtrath (i/Fa. Sachs & Gellin).

Glückstadt.
Gymnasium, Königliches.

Godesberg b/Bonn.
Frentzen, Frau Lucy, geb. Hoesch.

Göppingen.
Gutmann, Frau Fabrikant Bernhard.

Görlitz.
Rörig, A., Kgl. Eisenb.-Verkehrs-Inspector a. D.

Gotha.
Bibliothek des Gymnasium Ernestinum.
Bibliothek, Herzogliche.
v. Ebart, Freiherr P., Kammerherr.
Fleischmann, Julius.
Gilbert, Dr., Professor.
Purgold, Dr. K., Director des Herzoglichen Museums.
Rohrbach, Dr. phil. Carl E. M., Gymnasiallehrer.
Schwarz, Dr. med., prakt. Arzt.

Göttingen.
Coehn, Dr. phil. Alfred.
Dilthey, Dr. Karl, Professor.
Droysen, Dr. med. Felix, Professor und prakt. Arzt.
Ehlers, Dr., Professor.
Frensdorff, Dr. F., Professor, Geh. Justizrath.
Hentze, Dr. Kr., Professor.
Lehmann, Professor Max.
Leo, Dr. F., Professor.
Lexis, Dr., Professor.
Röthe, Dr., Professor.
Schulze, Dr. W., Professor.
Schwalm, Dr. phil. J.
Seminar, Königliches, für deutsche Philologie.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Wentzel, Dr. phil. Georg, Privatdocent.
Wildhagen, Dr., Rechtsanwalt.

Greifenstein ob/Bonnland.
v. Gleichen-Russwurm, Freiherr Alexander, Kgl. bayr. Kammerjunker.

Greifswald.
Bibliothek des germanistischen Seminars.
Reifferscheid, Dr. A., Professor.
Rewoldt, Dr., Rechtsanwalt u. Notar.
Siebs, Dr. Th., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Greiz.
Stier, Paul, Geh. Reg.-Rath.

Grimma b/Leipzig.
Fürsten- und Landesschule.

Grossalsleben (Anhalt).
Exter, Pastor.

Grosskarben (Hessen).
v. Leonhardi, Freiherr Moritz, Gutsbesitzer.

Gross-Lichterfelde b/Berlin.
Booth, Fräulein Esther.
Delbrück, Heinr., Landgerichtsrath.
v. Hopfen, Dr. Hans, Schriftsteller.
Jaffé, Rechtsanwalt.
Kekule von Stradonitz, Dr. Stephan.
Müller, Paul, Gymnasialoberlehrer.
Quincke, Walter, Kaufmann.
Rothstein, Dr. Max, Privatdocent.
Rudorff, Ernst, Professor an der Kgl. Hochschule für Musik.
Schubert, Dr. phil. Joh.
Schwarz, Director Arthur.
Sommerfeld, Otto, Fabrikbesitzer.

Grunewald b/Berlin.
Barnstorff, Frau Wwe. D.
Grandke, Wirkl. Geh. Ober-Finanzrath.
Lüders, Stud. jur. Philipp.

Guben.
Driese, Emil, Kaufmann.
Hormann, Rechtsanwalt u. Notar.

Gumbinnen (Ostpr.).
Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Hecht, Dr. phil. Max, Gymnasial-Oberlehrer.
Lewald, Dr. Otto, Regierungsrath.

Hagenau i/Elsass.
Brodrück, Georg, Major.

Haggn (Schloss) b/Bogen a/Donau.
v. Schrenk, Freiherr Leopold, Kgl. bayr. Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer.

Digitized by Google

Hainholz (vor Hannover).

Seeligmann, Sigmund, Fabrikant.

Halberstadt.

Zimmer, Frau Rittmeister.

Halensee b/Berlin.

Mauthner, Fritz, Schriftsteller.
Servaes, Dr. phil. Franz.
v. Zahn, Gustav, Secondelieutenant.

Halle a/S.

Bertram, Frau Constanze, Oberbürgermeisterswittwe.
Bethke, L., Bankier.
Bibliothek des Stadtgymnasiums.
Burdach, Dr. Konrad, Professor.
Erdmann, Dr. H., Privatdocent.
Franke, Fräulein Marie.
Fränkel, Dr. Carl, Professor.
Friedberg, Dr. R., Professor.
Fries, Dr., Professor, Director der Franke'schen Stiftung.
v. Fritsch, Dr. K., Professor.
Genzmer, Dr. A., Professor.
Goeschen, Assessor.
Gosche, Fräulein Agnes.
Grenacher, Dr. H., Professor.
Gründig, A., Administrator der Buchdruckerei d. Waisenhauses.
Harnack, Dr. Erich, Professor.
Haym, Dr. R., Professor.
Hessler, Dr. H., Privatdocent.
Hiller, Frau Professor Dr. E.
Kohlschütter, Dr. E., Professor.
Kraus, Dr. Gregor, Professor.
Kühn, Dr. J., Geh. Regierungsrath.
Lehmann, Heinrich, Bankier.
Leser, Dr. Edmund, Privatdocent.
v. Lippmann, Dr. Edmund, Director der Zuckerraffinerie.
Lothholz, Dr., Professor, Gymnasialdirector a. D.
Meier, Dr. phil. John.
Mekus, Dr., Arzt.
Nickel, M. Philipp, Kaufmann.
Niemeyer, Fräulein Marianne.
Niemeyer, Dr. Max, Verlagsbuchhändler.
Pott, Dr. jur. R., Professor.
Robert, Dr. Karl, Professor.
Ross, Frau Professor Emma, geb. Schwetschke.
Savan, Dr. phil. Franz.
Scherff, Stud. jur. F.

Halle a/S.

Schlieckmann, Geh. Justizrath.
Schmeitzer, Geh. Ober-Finanzrath.
Schulze, August, Director der Zuckerraffinerie.
Schwarz, Dr. E., Professor.
Strauch, Dr. Philipp, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Vaihinger, Dr. H., Universitäts-Professor.
Wagner, Dr. Albrecht, Professor.

Hamburg.

Arndt, Oskar (i/Fa. Arndt & Cohn).
Behn, Dr. jur. Hermann.
Behrmann, Sen. G. D. theol., Hauptpastor.
v. Berenberg-Gossler, John, Bankier.
Bertheau, D. theol. Carl, Pastor.
Brackenhoeft, Dr. jur. E., Rechtsanwalt.
Bülau, Dr. med. Gotthard.
v. Dehn, Dr. jur. Adolf Axel.
Duncker, Richard.
Elkan, Ed. Ferdinand.
Fertsch, F. (i/F. Fertsch & Laeisz).
Gerstenberg, Dr. phil. Heinr., Oberlehrer.
Gloede, Dr. phil. Hermann.
Goldschmidt, Dr. phil. Adolf.
Gräfe, Lucas, Buchhändler.
Groothoff, H., Architekt,
Groth, G. J. Th., Kreisgerichtsrath.
Gruner, Dr. Th. W.
Hartmann, Dr. jur. K., Rechtsanwalt.
Hertz, Dr. G., Senator.
Heylbut, Dr. phil. G.
Hinrichsen, Siegmund, stellv. Vorsitzender der Handelskammer.
Hottenroth, Hans, General-Agent.
Johler, G. (i/Fa. Mühlweister & Johler).
Kiehn, Heinrich.
Koehne, Ernst, Kaufmann.
Köster, Paul, Kaufmann.
Kreusler, Fräulein L.
Lehmann, Frau Dr. Emil.
Levy, Dr. H. B.
Lorenz, Dr. phil. Karl.
May, Anton.
Meissner, jun., Otto, Buchhändler.
Merschberger, Dr. G., Professor.
Metz, Adolf, Lic. theol., Professor am Johanneum.
Mönckeberg, Dr. Rudolf.

Digitized by Google

Hamburg.

Newman, Fräulein Julie.
Oehrens, Dr. med. Wilhelm.
Oppenheim, Emil.
Oppenheim, Frau Marie.
Petersen, Rudolf, Director.
Pflüger, Dr. M.
Rebattu, Dr. Albert, Pastor zu St. Gertrud.
Redlich, Dr. C., Director der höheren Bürgerschule.
Rosenhagen, Dr. phil. Gustav, Oberlehrer.
Rudolph, G. A., Buchhändler.
Sasse, Wilhelm.
Scharlach, Dr. jur., Advokat.
Schiff, Fräulein Jenny.
Schroeder, Dr., Senator.
Schwabach, Frau Reg.-Rath Henriette.
Sieveking, Dr. med. Wilhelm.
Söhle, Dr. jur. Martin.
Sokolowsky, Dr. phil. Rudolf.
Sporri, Dr. H., ev. Prediger.
Stadtbibliothek.
Stemann, Dr., Landgerichtsdirector.
Suse, Dr. Theodor.
Thöl, Dr., Oberlandesgerichtsrath.
Warburg, Aby S.
Warburg, Siegmund Rudolf.
Weisser, Dr., Kgl. preuss. Stabsarzt.
Wohlwill, Dr. Adolf, Professor.
Wolffson, Dr. A.

Hamm i/Westf.

Beneke, Prof. Dr., Director des Königlichen Gymnasiums.
Gymnasium, Königliches.
Hanow, Oberlandesgerichts-Senats-Präsident.
Litten, Dr., Landesgerichtsrath.

Hanau.

Osius, Rechtsanwalt.
Zimmermann, Frau Emma.

Hannover.

v. Benningsen, Rudolph, Oberpräsident, Excellenz.
Berding, Stud. phil. Friedrich.
Graetzel v. Graetz, Dr. P., Oberlehrer.
Hüncke, Herm., Kaufmann.
Juncken, Frau Johanna, geb. Maudt.
Meyer, Erich, Gymnasial-Oberlehrer.

Hanau.

Schaefer, H., Professor, Gymnasial-Director.
Schläger, Dr. med. Hermann.
Schmorl u. v. Seefeld, Nachf., Buchhändler.
Spiegelberg, Frau Elsbeth, geb. Frank.
Wülbern, Senator.

Hattenheim.

Wilhelmy, A., Procurator.

Heidelberg.

Abbott, Frau Dr.
Braune, Dr. W., Professor.
Buhl, Dr. H., Professor.
Erb, Dr. Wilhelm, Professor, Geh. Rath.
Erdmannsdörffer, Dr. B., Professor.
Fischer, Dr. Kuno, Professor, Wirkl. Geh. Rath, Excellenz.
Fürst, Dr., Rechtsanwalt.
Gegenbauer, Dr. Karl, Professor, Geh. Rath.
Germanisch-Romanisches Seminar an der Universität.
Groos, Karl, Buchhändler.
Hausrath, Dr. Adolf, Professor, Kirchenrath.
Hoffmeister, H., Lederfabrikant.
v. Holle, Baron.
Knaps, Fräulein Anna.
Koehler, Dr. Karl, Professor.
v. Lilienthal, Dr. Carl, Professor.
Meyer, Dr. jur. G., Professor, Hofrath.
Meyer v. Waldeck, Dr. F., Professor der Universität, Hofrath, Kaiserl. russ. Kollegienrath.
Petters, Otto, Buchhändler.
Schöll, Dr. F., Professor.
Schwinger, Dr. phil. Richard.
Universitäts-Bibliothek, Grossherzoglich Badische.
v. Waldberg, Freiherr, Dr. Max, Professor an der Universität.
Wunderlich, Dr., Professor.

Heidenheim.

Meebold, Frau Commerzienrath Natalie.
Meebold, Fräulein Ulla.

Heilbronn.

Harmonie-Gesellschaft.

Digitized by Google

Heinrichau b/Breslau.

Eberhardt, Julius, Generaldirector.
Gottwald, Superintendent und Schlossprediger.

Heinrichsdorf b/Wilhelmsfelde (Reg.-Bez. Stettin).

Lenke, Fräulein Jenny.

Hildburghausen.

v. Petrovics, Paia.

Hildesheim (Hannover).

von Gneist, Regierungs-Assessor.
Schiefler, Gustav, Landgerichtsrath.

Hoerde (Westf.).

Vohwinkel, Dr. med. Karl, prakt. Arzt.

Hofgeismar b/Cassel.

v. Wittich, Frau Luise.

Hohenfichte (Sachsen).

Hauschild, Max E., Commerzienrath.

Hohen-Pähl, Schloss b/Wilshofen (Oberbayern).

Czermak, Ernst, Gutsbesitzer.

Husum (Schleswig-Holstein).

Tönnies, Fräulein Elisabeth.

Jena.

v. Bardeleben, Dr. K., Professor.
Delbrück, Dr. B., Professor.
Devrient, Dr. phil. H.
Eggeling, Dr. H., Geh. Staatsrath, Curator der Universität.
Eichhorn, Dr. med. Gustav, prakt. Arzt.
Eucken, Dr. R., Professor, Geh. Hofrath.
Fischer, Dr. G., Verlagsbuchhändler.
Fürbringer, M., Professor, Hofrath.
Genthe, Theodor, Lehrer.
Gille, Dr., Geh. Hof- und Justizrath.
Götz, Dr., Professor.
Haeckel, Dr. Ernst, Professor.
Hallgarten, Fräulein.
Kniep, Dr., Professor.
Knorr, Dr. L., Professor.
Leitzmann, Dr. Albert, Privatdocent an der Universität.
Lemcke, Ernst, Candidat des höh. Schulamts.

Jena.

Liebenam, Dr. W., Professor.
Liebmann, Dr. Otto, Professor, Hofrath.
Lorenz, Dr. O., Professor.
Merian-Genast, Dr. Hans.
Michels, Dr. Victor, Professor.
Rausch, Dr. Alfred, Gymn.-Lehrer.
Richter, Dr. G., Gymnasialdirector, Geh. Hofrath.
Rosenthal, Dr. Eduard, Professor.
Schlösser, Dr. Rudolf, Privatdocent.
Stichling, Carl, Oberlandesgerichtsrath.
Stoy, Dr. Heinrich, Privatdocent.
Stoy, Dr. Stephan, Privatdocent.
Türk, Dr. phil. Hermann.
Universitäts-Bibliothek.
v. Vogel-Fromannshausen, Frau Anna, k. k. Regierungsraths- u. o. ö. Professors-Wittwe.
Walter, Dr. phil. Johannes, Professor.
Warburg, Stud. agr. Georges S.
Wilhelm, Dr. Eugen, Professor.

Illenau b/Achern.

Schüle, Dr. H., Geh. Hofrath.

Ilmenau.

»Gemeinde Gabelbach«, Gesellschaft.

Insterburg.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.

Isselburg b/Wesel.

Nering-Bögel, G., Kgl. Commerzienrath.

Itzehoe.

Claussen, Dr. med., Sanitätsrath.

Kaukehmen (Ostpreussen).

Meyerowitz, Max, Amtsrichter.

Kappeln (Schleswig-Holstein).

Thomsen jun., Dr. med. Julius, prakt. Arzt.

Karlsruhe i/B.

Arnsperger, Dr. phil. Walther.
Bernays, Frau Professor Dr.
Bielefeld, Jos., Verlagsbuchhändler, K. K. österr.-ungar. Consul.
Blankenhorn, Dr. Adolf, Professor.
Boeckh, Stadtrath.

Digitized by Google

Karlsruhe i/B.

Bürklin, Dr. jur. Albert, General-Intendant d. Grossherzogl. Hoftheaters.
Bürklin, Frau Dr. A.
v. Chelius, Rich., Geh. Kabinetsrath, Kammerherr.
v. Edelsheim, Freiherr, Grossh. bad. Obersthofmeister, Excellenz.
v. Eisendecher, Frau, geb. Freiin v. Eickstedt, Excellenz.
Eller, Dr. Carl, Oberlandesgerichtsrath.
Ettlinger, Fräulein Anna.
von und zu Gemmingen, Freiherr, Oberstkammerherr, Excellenz.
Göller, L., Ministerialrath.
Hauck, Dr. Carl.
Hauser, Joseph, Grossh. badischer Kammersänger.
Hof- und Landesbibliothek, Grossh.
Liebermann, Gustav (i/Fa. A. Bielefelds Hofbuchhandlung).
Mainzer, Fräulein Helene.
Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts.
Molitor, Fräulein Fanny.
v. Oechelhäuser, Dr. A., Professor am Polytechnicum.
Ordenstein, Heinrich, Director des Conservatoriums für Musik.
Regensburger, Dr. Leopold, Rechtsanwalt.
Roffhack, Dr. jur., Geh. Reg.-Rath.
Schnorr von Carolsfeld, Frau Malvina, königl. bayr. Kammersängerin.
Seubert, Emil, Geh. Rath, Ministerialdirector.
Weltzien, Alexander.
Wendt, Dr. Gustav, Geh. Hofrath.

Rittergut **Kattern** (Kr. Breslau).

Lewald, Frau Dr. Julie.

Kehl a/Rh.

Gernand, Dr. phil. Cas., Lehramtspraktikant.

Kennenburg b/Esslingen a. Neckar.

Landerer, Dr. med. Paul, Hofrath, Director der Heilanstalt.

Kerpen b/Cöln.

Wenzel, Amtsrichter.

Kessenich.

Schlieper, Frau Gustav.

Kiel.

Gering, Dr. H., Professor.
Kauffmann, Dr. Fr., Professor.
Kirchhoff, Frau Capitain zur See.
Krogmann, Ernst, Gerichtsassessor.
Mühlau, Dr. F., Professor.
von Müller, Stud. phil. Hans.
Niepa, Alexander, Chefredacteur.
Ratjen, Ad., Landesgerichts-Präsident.
Rogge, Frau Clara, geb. Plantier.
Scheppig, Dr. phil. Richard, Professor, Oberlehrer.
Schlossmann, Dr., Professor.
Schöne, Dr. Alfred, Professor, Geh. Rath.
Stange, H., Professor.
Toeche, Paul, Hofbuchhändler.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Wolff, Dr. Eugen, Professor.

Klein-Oels b/Ohlau i/Schlesien.

Yorck v. Wartenburg, Graf Hans.
Yorck v. Wartenburg, Graf Heinrich.

Klein-Sägewitz b/Kattern. (Reg.-Bez. Breslau.)

Lewald, Georg.

Klotzsche b/Dresden.

Schramm, O. E., Ingenieur.

Kohlhöhe b/Gutschdorf (Schles.).

v. Richthofen-Damsdorf, Freiherr, Ober-Reg.-Rath.

Königsberg i/Pr.

Alscher, Dr. Walter, Rechtsanwalt.
Baumgart, Dr. Hermann, Professor.
Bibliothek der städtischen Realschule.
Bibliothek des Altstädtischen Gymnasiums.
Bibliothek des Kneiphöfischen Gymnasiums.
Bibliothek des Realgymnasiums auf der Burg.
Bibliothek des städtischen Realgymnasiums.
Bibliothek des Königl. Wilhelms-Gymnasiums.
Brode, Max, Dirigent der Kgl. Sinfonie-Konzerte.

Digitized by Google

Königsberg i/Pr.
Dittmer, Geh.Ober-Regierungsrath.
Frohmann, Dr. med. Julius, prakt. Arzt.
Gerber, Dr. med. P. H., Privatdocent.
Goldberg, Julius, Bankier, Consul.
Gruenhagen, Dr., Professor, Geheimrath.
Güterbock, Dr. jur., Professor, Geheimrath.
Gyssling, Robert, Rechtsanwalt.
Königl. u. Universitäts-Bibliothek.
Lehnert, Dr. phil. Max, Gymnasial-Oberlehrer.
Rümpler, Alex, Redacteur.
Samuel, Dr., Professor.
Scherschewsky, Dr. jur., Kaufmann.
Schöndörffer, Dr. Otto, Gymnasiallehrer.
Seelig, Dr. med. Alb.
Simon, Frau Rittmeister Marie, geb. Burchardt.
Stern, Frau Dr. Agnes, geb. Wiehler.
Teppich, Frau Emil.
Töchterschule, städtische höhere.
Vogel, Rudolf, Rechtsanwalt.

Schloss **Könitz** i/Thüringen.
Reiss, Dr. Wilhelm, Geh. Reg.-Rath.

Konitz (Westpr.).
Kalau vom Hofe, Gymnasiallehrer.

Konstanz.
Brandes, Wilhelm, Bankdirector.
Fischer, Dr. med. Gg., Hofrath.
Mülberger, Dr. F.
Ottendörfer, Dr. Hermann, Landgerichtsrath.

Bad **Kösen.**
Schütze, Dr. med. Carl.

Kowanówko b/Obornik (Posen).
Lewald, Dr., leitender Arzt der Privat-Heilanstalt für Nerven- und Gemüthskranke.

Krotoschin (Posen).
Bibliothek des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums.

Kusel (Rheinpfalz).
Heydel, J., Kgl. Regierungsrath.

Lahr i/Baden.
Stadtbibliothek.

Landau (Pfalz).
Zahn, August, Kgl. Landgerichtsrath.

Landeshut i/Schlesien.
Realgymnasium.

Langenburg (Württemberg).
zu Hohenlohe-Langenburg, Frau Fürstin Leopoldine, Grossherzogliche Hoheit.

Lauban i/Schlesien.
Wissenschaftlicher Verein.

Leipzig.
Abraham, Dr. Max, Verlagsbuchhändler.
v. Bahder, Dr. Karl, Professor.
Baur, Fräulein Marie.
Beer, Dr. Rudolph, Gymnasial-Oberlehrer.
Berlit, Georg, Professor, Oberlehrer.
Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Bibliothek des Nikolaigymnasiums.
Bibliothek des Thomasgymnasiums.
v. Biedermann, Freiherr F. W., Verlagsbuchhändler.
Binding, Dr. Karl, Professor.
Borchers, Bodo, Hofopernsänger a. D., Gesangslehrer.
Brockhaus, Dr. Eduard, Verlagsbuchhändler.
Brockhaus, Rudolf, Verlagsbuchhändler.
Brugmann, Dr. Oskar, Professor, Oberlehrer am Nicolai-Gymnasium.
Curschmann, Dr. med., Professor, Geh. Medicinal-Rath.
Degenkolb, Dr., Professor.
Dix, Paul, Rechtsanwalt.
Dodel, jun., Friedrich Wilhelm, Kaufmann.
Doering, Dr. B., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Dolega, Dr. med. Max.
Dürr, Alphons, Stadtrath.
Dürr, Dr. Alphons, Buchhändler.
Eelbo, Bruno, Baurath.
Elster, Dr. Ernst, Professor an der Universität.
Förster, Dr. med. Fritz.
Fränkel, Dr. Albert, Schriftsteller.
Friedberg, Dr. Emil, Professor, Geh. Hofrath.
Geibel, Frau Leonore, geb. Weisz.

Digitized by Google

Leipzig.

Geibel, Frau Marianne.
Gensel, Dr. jur. Julius, Secretär an der Handelskammer.
Georgi, Dr., Rechtsanwalt.
Giesecke, Herm. F. (Firma Giesecke & Devrient).
Goetz, Ernst.
Goetze, Fräulein Auguste, Kammersängerin.
Haarhaus, Julius R., Redacteur und Schriftsteller.
Haessel, H., Verlagsbuchhändler.
v. Hahn, Frau Präsident.
v. Hase, Dr. Oskar, Verlagsbuchhändler.
Heinemann, Dr. phil. Karl.
Herbst, Günther, Kaufmann.
Hering, Stud. phil. Robert Eugen.
Hildebrand, Dr. phil. Rudolf, Realschul-Oberlehrer.
Hirzel, Georg, Verlagsbuchhändler.
Institut, bibliographisches.
Junck, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Jungmann, Dr., Professor, Rector zu St. Thomae.
Kayser, Dr. Paul, Wirkl. Geh. Legationsrath, Senatspräsident.
Kettembeil, Dr. jur. Johannes, Landrichter.
Kinkel, Walter.
Köhler, K. F., Buchhändler.
König, Wilhelm.
Krehl, Dr. Ludolf, Professor, Geh. Hofrath.
Lange, Dr. Robert.
Leskien, Dr. A., Professor.
Liebisch, Bernhard, Buchhändler.
Limburger, Rechtsanwalt.
Lipsius, Dr. Hermann, Professor, Geh. Hofrath.
Lorentz, Alfred, Buchhändler.
Loewenstein, Dr., Senats-Präsident.
Meyer, Friedrich Heinrich, Buchhändler und Antiquar.
Meyer, Georg Heinrich, Verlagsbuchhändler.
Müller, Dr. jur. Carl Otto, Kgl. Sächs. Geh. Rath, Professor.
Nachod, Frau Consul Marie.
Pfalz, Dr. Franz, Professor, Director der Realschule.
Prüfer, Dr. jur. u. phil. Arthur, Privatdocent.
Reisland, O.R., Verlagsbuchhändler.
Ribbeck, Dr. E., Professor, Geh. Rath.

Leipzig.

Romberg, O. L., Geh. Justizrath.
Rost, Adolph, Buchhändler (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung).
Scheibner, Dr. Wilhelm, Professor, Geh. Hofrath.
Schmidt, Cand. jur. Reinhard Benno.
Schneider, Dr. Arthur, Professor.
Schneider, Carl, Kaufmann.
Schulz, Hermann, Buchhändler.
Schunck, Fräulein Cornelia.
Schuster, Dr. phil. Hermann, Institutsdirector.
Schwabe, Frau Susanne, geb. Klemm.
Seelig, Dr. Justizrath, Rechtsanwalt beim Reichsgericht.
Seemann, Arthur, Verlagsbuchhändler.
Seminar, Königl. Deutsches.
Sivers, Dr. E., Professor.
Simon, Dr. jur. Gustav Wilhelm, Rechtsanwalt.
Simon, Frau Stadtrath Hedwig.
Stadtbibliothek.
Staegemann, M., Director des Stadttheaters.
Steffen, Dr. Georg, Gymnasial-Oberlehrer.
Streitberg, Dr. W., Professor.
Stumme, Dr. med. Emmrich Gerhard.
v. Tauchnitz, Bernhard, Freiherr, Verlagsbuchhändler.
Titze, Adolf, Verlagsbuchhändler.
Tröndlin, Dr., Bürgermeister.
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Voerster, Alfred, Buchhändler.
Voerster, Karl, Buchhändler.
Vogel, Dr. Julius, Custos am städt. Museum.
Voigt, Dr. phil. Hans, Gymnasial-Oberlehrer.
Volkelt, Dr. Johannes, Professor.
Wagner, Franz, Commerzienrath, Stadtrath.
Wagner, Dr. med. Paul, Privatdocent.
Walter, Geh. Ober-Postrath.
Weber, Dr. phil. Robert.
Wendland, Dr. jur., Handelskammersecretär.
Wiesand, Dr. jur., Kaiserl. Reichsgerichtsrath.
Windscheid, Fräulein Dr. Käthe.
Witkowsky, Dr. Georg, Professor.
Wülker, Dr. Richard, Professor.

Digitized by Google

Leipzig.

Wundt, Dr. Wilh., Professor.
Zarncke, Dr. Eduard, Professor.
Zschiesche Nachf. (Georg Müller), Buchhändler.

Liegnitz.

v. Lüdinghausen-Wolff, Baron, Oberstlieutenant, Commandeur des Grenadier-Regiments König Wilhelm I. No. 7.
Rawitscher, Frau Assessor.

Lindau i/B.

Brüller, Max, Kgl. Bezirks-Thierarzt.

Linden b/Hannover.

Bibliothek des Königl. Kaiserin Augusta-Victoria-Gymnasiums.
Grasshof, Dr., Gymnasialdirector.
Haase, Frau Helene.
Laporte, Rechtsanwalt.

Löbejün (Saalkreis).

Matzdorff, Dr. Hans, prakt. Arzt.

Löcknitz (Pommern).

v. Eickstedt - Peterswaldt, Frau Gräfin, geb. v. Eisendecher.

Lübben (Niederlausitz).

Schneider, Florentin, Landesbestallter der Niederlausitzer Stände.

Lübeck.

Achilles, Dr. E., Rechtsanwalt.
Curtius, Frau Senator Dr.
Fehling, Dr., Senator.
Hoffmann, Dr. Paul, Director der Ernestinenschule.
Schillerstiftung, Lübeckische.
Stooss, Dr. jur. Alfred, Rechtsanwalt und Notar.

Ludwigslust.

Schaumkell, Ernst, Lic. theol.

Lüneburg.

Gravenhorst, K., Justizrath.

Lyck (Ostpreussen).

Dembowski, Dr. Johannes, Oberlehrer.
Gymnasium, Königliches.
Wiebe, Emil, Buchhändler.
Aufrecht, Dr.

Magdeburg.

Glatte, Elly, Lehrerin.
Hindenburg, Frau Carl, geb. Reimann.
Kawerau, Waldemar, Redacteur der Magdeburger Zeitung.
Liebau, Frau Hermann.
Sträter, Dr. phil. E., Oberrealschullehrer.
Trosien, E., Geh. Reg.- und Provinzialschulrath.
Waetzoldt, Prof. Dr., Kgl. Regier.- und Schulrath.
Zuckschwerdt, Frau Fanny.

Mainz.

Feldheim, C. F., Geh. Commerzienrath.
Heidenheimer, Dr. phil. Heinrich.
Scholz, Carl (Firma Jos. Scholz).
Schultheis, Albrecht.
Stadtbibliothek.

Mannheim.

Bibliothek, öffentliche.
Darmstaedter, Dr., Rechtsanwalt.
Diffené, Dr. K.
Hecht, Dr. Felix, Geh. Hofrath, Bankdirector.
Hirsch, Emil.
Hirsch, Louis, Kaufmann.
Kahn, Dr. Richard, Rechtsanwalt.
Köhler, Martin, Kaufmann.
Ladenburg, Frau Commerzienrath Ida.
Lenel, Alfred, Kaufmann.
Loewe, M. (Firma Loewe & Eschellmann).
Mathy, Johann Wolfgang.
Reimann, Frau Dr. Clara, geb. Diffené.
Reiss, Fräulein Anna.
Reiss, Carl, General-Consul.
Staudt, Dr. med. J., prakt. Arzt.
Thorbecke, Julius, Fabrikant.

Marburg i/Hessen.

Cohen, Dr. H., Professor.
Germanistisches Seminar der Universität.
Gymnasium, Königliches.
Hartwig, Dr. O., Geh. Rath.
Hess, Dr. Carl, Professor, Augenarzt.
Kochendörffer, Dr. Karl, Bibliothekar.
Köster, Dr. Albert, Professor.

Digitized by Google

Marburg i/Hessen.
Kühnemann, Dr. phil., Privatdocent.
Rathke, Dr., Professor.
Schröder, Dr. Eduard, Professor.
Souchay, C. C., Gutsbesitzer.
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Wenck, Dr. C., Professor.
Wilbrandt, Dr. Adolf.

Marklissa.
Kauffmann, Wilhelm, Fabrikbesitzer.

Markowitz (Provinz Posen).
v. Wilamowitz-Möllendorf, Freiherr, Kgl. Kammerherr, Oberpräsident d. Prov. Posen, Excell.

Marksteft a/Main.
Putz, Karl, Past. emerit.

Meerane i/S.
Scheitz, Dr. Emil, Apotheker.

Meiningen (Sachsen-Meiningen).
Baumbach, Dr. Rudolf, Hofrath.
Kircher, Dr., Geh. Regierungsrath.
v. Koelichen, Oberst z. D.
Lindau, Dr. Paul, Intendant des Hoftheaters.
Martiny, Fr., Eisenbahn-Maschinen-Ingenieur.

Meissen.
Bibliothek der Kgl. Fürsten- und Landesschule.

Memel.
Bibliothek der höheren Töchterschule.
Friede, Fräulein Lucie.
Gymnasialbibliothek, Kgl.
Valentin, Richard.

Merseburg.
v. Waldow, Steinhoefel, geb. Edle von der Planitz.

Metz.
Neuffer, Dagobert, Hofschauspieler, Director des Stadttheaters.

Militsch (Reg.-Bez. Breslau).
Oehme, Frau Hanna, geb. Becker.

Mülhausen i/Elsass.
Kestner, Dr. Hermann, San.-Rath.

Mühlheim a/Ruhr.
Stinnes, Dr. jur. Heinrich.

Muhrau b/Striegau i/Schl.
v. Kramsta, Fräulein Marie.

München.
Ackermann, Theodor, Kgl. Hofbuchhändler.
Bernstein, Max, Schriftsteller.
Bittmann, Friedrich.
v. Bodman, Freiherr J. Ferd., Grossh. Bad. Gesandter.
Bronsart v. Schellendorff, Kammerherr, Wirkl. Geh. Rath, Exc.
v. Bürkel, Ludwig, Kgl. Bayer. Ministerial-Director.
v. Cornelius, Dr. C. A., Professor, Geh. Rath.
Cornelius, Dr. phil. Carl.
v. Dursy, Kaiserl. Ministerialrath.
Dyck, Dr. Franz, prakt. Arzt.
Eller, Frau Henriette, Oberhofgerichts-Advocatenwittwe.
Faehndrich, H. A., Amtsrichter a. D.
Fraenkel, Dr. Ludwig, Realschullehrer.
v. Gietl, Ritter Max, Ministerialrath.
Göppinger-Meebold, Frau Adelheid.
Gotthelf, Cand. phil. Fritz.
Grätz, Dr. Leo, Universitäts-Professor.
Haaser, Ernst, Journalist.
Hanfstängl, Edgar, Hofrath.
Hartleben, Otto Erich, Schriftsteller.
v. Hausmann, Frau Justizrath Dr. Betty.
von der Hellen, Dr. Eduard.
Hertz, Dr. Wilhelm, Professor.
Heyse, Dr. Paul.
Hof- und Stadtbibliothek, Kgl.
Kappelmeier, Georg, Brauerei-Director.
Lehner, Johann, Director der Bayer. Notenbank.
Lehrerbibliothek, Städtische.
Levi, Dr. Hermann, K. General-Musikdirector.
Levi, Frau General-Musikdirector Dr. Hermann.
v. Marogna, Graf.
v. Marogna, Gräfin Angela, Hofdame I. K. Hoheit der Frau Herzogin Carl Theodor in Bayern.
v. Mayer, Dr. Carl, Kgl. Staatsrath.

Digitized by Google

München.

Muncker, Dr. Franz, Professor.
v. Naegeli, Frau Professor Henriette.
Oberhummer, Roman.
Oelschläger, Dr. phil. Hermann.
Oertel, Cand. phil. Heinrich.
v. Oettingen, Frau M.
Oldenbourg sen., R., Verlagsbuchhändler.
Pallmann, Dr. phil. Heinrich.
Paul, H., Professor.
v. Perfall, Freiherr, General-Intendant der Königl. Hofmusik, Excellenz.
Quidde, Dr. phil. L.
v. Ritter, Fräulein Marie.
Savits, Jocza, Oberregisseur des Kgl. Hoftheaters.
Scherer, Dr. Georg, Professor.
Schmidt, Dr. med. Oswald.
Schubart, Dr. M.
Solbrig, Dr. Veit, K. Ober-Stabsarzt.
Steinitzer, Paul, K. K. österr. Major a. D.
Sulger-Gebing, Dr. phil. Emil, Privatdocent.
Traube, Dr. Ludwig.
Universitätsbibliothek, Königliche.
Waldthausen, Justus, Kaufmann.
Weltrich, Richard, Kgl. Professor.

Münchenbernsdorf (Grossh. Sachsen).

v. der Gabelentz-Linsingen, Lieut. im Hus.-Reg. v. Ziethen.

Münster i/Westphalen.

Andresen, Dr. Hugo, Professor.
Koepp, Dr. Friedrich, Professor.
Lüdicke, Max, Eisenbahndirections-Präsident.
Paulinische Bibliothek, Kgl.
Schmedding, Frau Reg.-Rath Laura, geb. Hüffer.

Muskau (Lausitz).

Gülke, Frau August, geb. Vulpius.

Nassau.

v. Kielmannsegge, Frau Gräfin L. G.

Nastätten (Prov. Nassau).

Cathrein, Joseph.

Naumburg a/S.

Bennecke, Justizrath.
Bröse, G., Oberlehrer.

Naumburg a/S.

v. Gisecke, Dr. jur. Hermann, Landgerichtsrath.
Jaenisch, C., Geh. Reg.-Rath.
Kirchner, Fräulein Elisabeth.
Köster, Dr., Geh. Sanitätsrath.
Lehmann, Oberlandes-Gerichtsrath a. D.
Seelmann, Fräulein C. L. Gertrud.
Sturm, Dr. Aug., Rechtsanwalt und Notar.

Naundorf (Bez. Dresden).

v. Lindenfels, Freiherr, Kgl. Oberförster.

Naunhof bei Leipzig.

Francke, Carl, Versicherungsbank-Director a. D.

Neuburg (Stift) b/Heidelberg.

v. Bernus, Freiherr.

Neudietendorf.

Wenck, W., Prediger.

Neuendorf (Bezirk Köslin).

v. Osterroht, Gotthilf.

Neumünster.

Crespel, A., Rechtsanwalt.

Neustadt a/Haardt.

Kern, Frau Anna, Rentnerin.

Neustrelitz.

Götz, Dr. G., Obermedicinalrath.

Niederbreisig.

Huyssen, W., Ingenieur.

Nieder-Ingelheim.

v. Erlanger-Bernus, Frau Baronin.

Niederwalluff.

Marcuse, H., Consul.

Niep b/Crefeld.

Boscheidgen, Dr. jur. Hermann, Gerichtsassessor.

Nordhausen a/H.

Gymnasium, Königliches.
Kneiff, Rudolf.
Mylius, C., Landgerichtsrath.
Schenke, Hermann, Premier-Lieutenant, Stadtrath a. D. und Brennerei-Besitzer.

Digitized by Google

Nürnberg.

Cohen, Dr. phys. Rudolf.
Enderlein, Landgerichtspräsident.
Germanisches Nationalmuseum.
Hopf, Frau Lili, geb. Josephthal.
Lechner, Dr. Max, Gymnasial-rector.
Pegnesischer Blumenorden (Literar. Verein).
Rau, Rudolf, Rechtsanwalt.
Stadt Nürnberg.
Wendriner, Ferd., Kaufmann.

Oberlahnstein (Rheinprovinz).

Lessing, A.

Offenbach a/M.

Grünebaum, Emil.
Weber, Frau Justizrath Dr.

Ohrdruf.

Gymnasium Gleichense, Herzogl.

Oldenburg i/Grossh.

v. Beaulieu-Marconnay, Eugen, Baron, Oberlandesgerichts-Präsident, Excellenz.
Becker, Landesgerichts-Präsident.
Bibliothek, Grossherzogliche öffentl.
Kelp, W., Apotheker.
Leesenberg, Dr. phil. F. A.
Mosen, Dr. R., Ober-Bibliothekar.
Schwartz, A., Hofbuchhändler.
Wolken, E., Kaufmann.

Oppeln (Prov. Schlesien).

Glasewald, Kgl. Oberreg.-Rath.
Maske, Georg, Verlagsbuchhändler.
v. Viebahn, Oberstlieutenant.

Ostenwalde b/Melle.

Bibliothek Ostenwalde.

Ostrowo (Reg.-Bez. Posen).

v. Lützow, Freiherr, Dr. jur., Landrath und Kgl. Kammerherr.

Pankow b/Berlin.

Ehrstaedt, Dr. P., Besitzer der Adler-Apotheke.

Partenkirchen.

Mayer-Doss, Georg Ludwig.

Penzig i. d. Oberlausitz.

Drevin, Helmuth, Apotheker.

Pforzheim.

Bissinger, C., Gymnasial-Director.
Fischer, Dr. Franz, Director der Irrenanstalt.
Waag, Alfred, Architect, Director der Kunstgewerbeschule.

Plagwitz b/Leipzig.

Keil, Dr. phil. Alfred.

Plauen i/Sachsen.

Baldauf, Fräulein Martha.
Erbert, Dr. jur. Karl, Referendar.
Hofmann-Stirl, Frau Hofrath Professor Helene, Kammersängerin.

Posen.

Kantorowicz, Frau Helene Lina.
Minde-Pouet, Dr. phil. Georg.

Potsdam.

Bertz, Eduard, Schriftsteller.
v. Chelius, Hauptmann im Generalstab.
König, Dr. Robert, Daheim-Redacteur a. D.
Philippi, G.
v. Wedel, Graf E., Kaiserl. Oberstallmeister, Excellenz.

Prietzen b/Bronstadt (Schlesien).

Hoffmann, Frau Geh. Rath.

Räcknitz b/Dresden.

v. Biedermann, Freiherr M. O., Generalmajor a. D.

Radeburg.

Strack, Frau Hauptmann Fanny, geb. Hertz.

Rastenburg i/Ostpr.

Kowalski, Carl, Kaufmann.

Rathenow.

Rhein, Frau Clara.

Ratzeburg (Lauenburg).

Wassner, Dr. Julius, Gymnasial-director.

Rechtenfleht b/Bremen.

Allmers, Hermann.

Rehnsdorf b/Elstra (Sachsen).

v. Boxberg, Georg, Rittergutsbesitzer.

Digitized by Google

Reichenbach i/Schlesien.
Preu, Dr. med., Sanitätsrath.

Remagen a/Rh.
Linden, Fräulein Lina, Pensionats-Vorsteherin.

Retzin b/Priegnitz.
zu Putlitz, Frau Baronin.

Reutlingen.
Kusel, Fräulein Lucie.

Risstissen b/Ulm a/D.
Schenck v. Stauffenberg, Dr. Fr., Freiherr.

Rostock i/Mecklenburg.
Eggers, Dr. Carl, Senator.
Stiller'sche Hof- und Universitäts-Buchhandlung.
Universitäts-Bibliothek, Grossh.

Rotenburg i/Hannover.
Boehrs, Dr. D., Kreisphysicus.

Rudolstadt.
Bibliothek, Fürstl. öffentliche.

Satzkorn b/Potsdam.
Brandhorst-Satzkorn, W., Rittergutsbesitzer.

Schede b/Wetter a/Ruhr.
Harkort, Frau Commerzienrath P.

Schkeuditz.
Schäfer, F. W. E., Buchhändler.

Schleiz.
Paetz, G., Kammerpräsident.

Schleswig.
Bergas, Julius, Buchhändler.
Hoe'sche Bibliothek.

Schlettstadt.
Kapff, Dr., Stabsarzt.

Schlobitten i/Ostpreussen.
zu Dohna, Frau Gräfin Emmy.

Schneidemühl.
Löbner, Dr. Heinrich.

Schnepfenthal b/Waltershausen.
Ausfeld, Dr. Wilhelm, Schulrath.

Schönebeck b/Magdeburg.
Saalwächter, Otto, Fabrikbesitzer.

Schöneberg b/Berlin.
Fuchs, Dr. phil. Max.
Kern, Dr. phil. Reinold.

Schönwerder b/Dölitz i/Pommern.
v. Bonin, Frau, geb. v. Zanthier.

Schreitlangken b/Willkischken i/Ostpreussen.
v. Dressler, Frau.

Schulpforta.
Kettner, Dr. Gustav, Professor.
Landesschule, Königliche.
Schreyer, Dr. Hermann, Professor.
Volkmann, Dr. Dietrich, Professor, Rector der Landesschule.
Zimmermann, Justizrath, Procurator der Landesschule.

Schwenda b/Stollberg a/Harz.
Hausmann, J., Pastor.

Schwerin i/M.
v. Ledebur, Freiherr, Kammerherr, General-Intendant des Hoftheaters.
Müller, Dr. phil. Walter.
v. Prollius, Jaspar, Ministerialrath im Grossherzogl. Meckl.-Schwerin. Finanzministerium.
Schröder, Dr., Regierungsrath.

Schwerin a/Warthe.
Hünke, Fritz, Reg.-Referendar.

Seesen a/Harz.
Philippson, Dr. phil. Emil, Director der Realschule.

Seifersdorf b/Radeberg (Sachsen).
v. Brühl, Graf Carl.

Siegersleben b/Eisleben.
Führling, Frau Kreisrichter M.

Skalmierzyce (Prov. Posen).
Peretz, Moritz.

Sondershausen.
Budde, Staatsrath.
v. Gerber, Frau Staatsminister Exc.

Sorau N/L.
Lorentz, Dr. phil. P., Gymnasial-Oberlehrer.

Digitized by Google

Springe (Hannover).
Kaufmann, Karl, Fabrikbesitzer.

Steglitz b/Berlin.
Dahms, Dr. Rudolf, Professor.
Hoffmann, Dr. Otto, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Paulson, Dr. Friedrich, Professor.
Weber, W., Oberbürgermeister a. D.
Wendeler, Dr. Camillus, Professor.

Stettin.
Adler, Dr. med. Eugen.
Gerstäcker, Otto, Amtsgerichtsrath.
Jobst, R., Professor.
Keddig, C. A., Director.
Klauwell, Rudolf, Kaufmann.
Kurtz, Frau Kaufmann Reinhold.
May, Rudolf, Kaufmann.
Meister, Ernst, Rechtsanwalt.
Preusser, Fräulein Marie.
Schleich, Dr. med. Karl Ludwig, Sanitätsrath.
Steffen, Frau Dr. Sanitätsrath P.
v. Wedel, Frau Margarethe.

Stolberg i/Harz.
Albrecht Ilger, Prinz zu Stolberg-Stolberg, Durchlaucht.
Aye, Heinrich, Consistorialrath.
Bode, Fritz, Fürstl. Stolberg'scher Kammerdirector.

Stolno, Post Klein-Czyste.
(Kreis Kulm i/Westpreussen.)
Strübing, Fräulein Frieda.

Stolp (Pommern).
Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Pickert, W., Gymnasial-Oberlehrer und Bibliothekar.

Stralsund.
Wendorff, Landgerichts-Präsident.

Strasburg W/Pr.
Gymnasium, Königliches.

Strassburg i/Elsass.
Budde, Dr. Karl, Professor.
Friedländer, Dr. Ludwig, Professor, Geh. Rath.
Gerland, H., Referendar.
Henning, Dr. R., Professor.
Jacob, Dr. Carl.
Joseph, Dr. Eugen, Privatdocent.

Strassburg i/Elsass.
Lenel, Dr. phil. Walter.
Magnus-Levy, Dr. med. A.
Robertson, Dr. John G., Lector an der Universität.
Seminar, Germanistisches, an der Universität.
Stilling, Dr. J., Professor.
Trübner, Karl J., Verlagsbuchhändler.
Universitäts- u. Landesbibliothek, Kaiserliche.
Varrentrapp, Dr. C., Professor.
Ziegler, Dr. Theobald, Professor.

Stuttgart.
Abert, Hofcapellmeister.
Bacher, Dr. jur. Albert, Amtsrichter.
Becher, Fräulein Emmy.
Bibliothek, Kgl. öffentliche.
Bibliothek der Kgl. Technischen Hochschule.
Deahna, Dr., prakt. Arzt.
Donndorf, A., Professor.
Douglas, Theobald, Bergwerksbesitzer.
Gerock, Dr. Christoph, prakt. Arzt.
Gerschel, Oskar, Antiquar und Buchhändler.
Hartmann, Dr. Julius, Professor, Oberstudienrath.
Haude, Fräulein Pauline.
Hausmann, Conrad, Rechtsanwalt.
Hertz, Prof. Dr.
Krabbe, C., Verlagsbuchhändler.
Kröner, Adolf, Verlagsbuchhändler, Geh. Commerzienrath.
Kröner, Alfred, Buchhändler.
Kurtz, P., Buchhändler.
Lang, Dr. Wilhelm.
Mayer, Paul, Ober-Regierungsrath.
Müller, Gustav, Kaufmann.
Müller-Palm, Adolf, Professor.
Museums-Gesellschaft.
Obrist, Dr. Aloys, Hofcapellmeister.
Obrist, Frau Dr. Hildegard.
Proels, Johannes, Redacteur.
Rominger, jun., Nathanael.
Rommel, Dr. Otto.
Schall, Dr. Rich., Rechtsanwalt.
Schoenhardt, Dr., Oberstaatsanwalt.
Schott, Frau Amalie.
Siegle, Gustav, Geh. Commerzienrath.
Spemann, W., Verlagsbuchhändler, Geh. Commerzienrath.

Digitized by Google

Stuttgart.

v. Steiner, Dr. K., Director, Geh. Commerzienrath.
Stockmayer, M. E., Rechtsanwalt.
Straub, Dr. L. W., Professor.
Ulrich, Gustav, Privatier.
Vetter, Leo, Kaufmann, Commerzienrath.
v. Westenholz, Freiherr, Dr. Friedr.
Wildermuth, Dr. H. A., Arzt.
Zeller, Dr. Eduard, Professor, Excellenz.

Styrum i/Rheinland.

Mauritz, Dr. jur., Julius.

Tangerhütte b/Magdeburg.

v. Arnim, Frau Marie.

Thalstein b/Jena.

v. Tümpling, Kaiserl. Legationsrath a. D.

Tharandt.

Hucho, Dr. Heinrich, Amtsrichter.

Thorn.

Bischoff, Landrichter.

Tiefurt b/Weimar.

Graness, Kammergutspächter.

Torgau.

Girt, Bürgermeister.

Trachenberg (Schlesien).

v. Hatzfeld, Frau Fürstin, Durchlaucht, geb. Gräfin v. Benckendorff, Oberhofmeisterin I. M. der Kaiserin Friedrich.

Tübingen.

Froriep, Dr. August, Professor.
Geib, Frau Professor L.
Geiger, Dr. Karl, Oberbibliothekar.
Hüfner, Dr. G., Professor.
Oesterlen, Dr., Professor.
Siemerling, Dr. E., Professor.
v. Sigwart, Dr., Professor.
Spitta, Dr., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Vöchting, Dr. H., Professor.

Tutzing b/München.

Ebers, Dr. Georg, Professor.

Rittergut **Ulbersdorf** i/Sachsen.

v. Gontard, Alexander.

Urach (Württemberg).

Klüpfel, Dr. med. R.

Vegesack b/Bremen.

Werry, F., Real-Gymn.-Oberlehrer.
Wilmanns, Dr. med. Georg.

Verden a/Aller.

Echte, Landrichter.

Vieselbach.

Starke, Dr. med., Bezirksarzt.

Vogtshof (Herrnhut) Sachsen.

Bertram, M., Fabrikdirector.

Vorra b/Hersbruck (Bayern).

v. Soden, Freiherr, Kais. deutscher Gouverneur.

Waldhaus Degerloch b/Stuttgart.

Nast, Adolf, Buchhändler.

Wandsbeck.

Gymnasium.

Wannsee b/Berlin.

v. Siemens, Frau Ellen, geb. v. Helmholtz.

Wehlau (Ostpreussen).

Moldaenke, Gymnasiallehrer, Professor.

Weilburg a/Lahn.

Bibliothek der Landwirthschafts-Schule.

Weimar.

v. Ahlefeld-Dehn, Baron Louis.
Anding, Karl, Kaufmann.
Asmus, Wilhelm, Redacteur der Weimarischen Zeitung.
Aulhorn, Max, Major a. D.
Batsch, C. F., Vice-Admiral à la suite des See-Offiziercorps, Excellenz.
Behrend, Frau Martha.
Bessier, Adolf, Kaufmann.
Böhlau, H., Verlagsbuchhändler.
v. Bojanowski, P., Geh. Hofrath, Oberbibliothekar.
v. Bothmer, Graf M., Hofreisemarschall S. K. H. d. Grossh. v. Sachsen.
v. Bothmer, Gräfin E., Staatsdame I. K. H. der Frau Erbgrossherzogin von Sachsen-Weimar, Excellenz.

Digitized by Google

Weimar.

Brüger, E., Staatsrath.
v. Budberg, Kais. Russ. Gesandter, Excellenz.
Burkhardt, Dr. H., Archivdirector.
Busch, Frau Wirkl. Geh. Rath, Excellenz.
v. Bylandt - Rheydt, Graf, Rittmeister, Flügel-Adjutant Sr. K. H. des Grossherzogs v. Sachsen.
Callmann, Otto, Bankier.
v. Conta, Dr. A., Geh. Medicinalrath.
von Crompten, Ewans, Prem.-Lieut. a. D.
Deinhardt, Frau Dr. Marie.
Demmering, Gerhard, Verlagsbuchhändler.
von und zu Egloffstein, Reichs-Freiherr, Dr. phil. Hermann.
Emminghaus, Fräulein Marie.
Ernst, H., Pfarrer.
Felber, Emil, Verlagsbuchhändler.
Förster-Nietzsche, Frau Dr.
Francke, Dr. Otto, Professor.
Fresenius, Dr. phil. A.
v. Freytag - Loringhoven, Freiin Maria.
v. Freytag - Loringhoven, Freiin Mathilde.
Froriep, Fräulein Clara.
Geister, Carl, Rentier.
Genast, Frau Ministerialdirector A.
v. Göben, Frau M.
Göpfart, K., Kapellmeister.
Görtz v. Schlitz, Graf, Erlaucht.
Gottschalk, G., Rentier.
Gräfe, Dr. A., Prof., Geh. Med.-Rath.
Graue, Paul, Diaconus.
v. Gross, Dr. R., Freiherr, Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister, Excell.
v. Gross, Freiin Melanie, Stiftsdame.
Guyet, Frau Geh. Staatsrath, Adolfine.
Haberstolz, Dr. med. A.
v. Hannecken, Fräulein Minnette.
Hardtmuth, Frau Charlotte, geb. Voelkel.
Hartung, Albert, Verlagsbuchhändler.
Hertel, Friedrich, Hofphotograph.
Hesse, Dr. B., General - Superintendent, Geh. Rath, Excellenz.
Hight, Geo Ainslie.
v. Holleben, Frau, geb. v. Kunow.
Hummel, Karl, Professor.

Weimar.

Hunnius, Dr. jur. Joh., Geh. Finanzrath.
Huschke, A., Hofbuchhändler.
Isles, Miss Alison.
v. Knobelsdorff, Oberstlieutnant.
v. Knobelsdorff, Frau Oberstlieutn.
Knopf, Frau Dr. Marie.
Kohl, Ernst, Ober-Baurath.
Kramsta, Frau Marie.
Krause, O., Kanzleirath.
Krehan, Arno, Kaufmann.
Krieger, Fräulein Karoline.
Kriesche, E., Ober-Baurath.
Küchling, Robert, Geh. Hofrath.
Kuhn, Dr. jur. K., Staatsrath.
Kuhn, O., Geh. Finanzrath.
Lämmerhirt, Dr. phil. Gustav.
Lassen, Dr. Eduard, General-Musikdirector z. D.
Löbbecke, Ad., Rentner.
v. Loën, Freifrau Maria, Excellenz.
Mensing, Wilhelm, Privatier.
Meurer, Dr. H., Professor.
v. Milde, Fr., Kammersänger.
v. Minckwitz, Wirkl. Geh. Rath, Excell.
Mirus, Dr. A., Gerichts-Assessor a. D., Schriftsteller.
Moritz, Dr. jur. R., Commerzienrath.
Müller, Theodor, Hofjuwelier.
Müller-Hartung, Karl, Professor, Hofrath, Director der Grossh. Musikschule.
v. Müller-Schubart, Frau Baronin, geb. Gräfin v. Bothmer.
zu Münster, Frau Gräfin, geb. Freiin von Rheinbaben.
Niemeyer, Fräulein Betty.
v. Palézieux - Falconnet, General-major u. General-Adjutant Sr. K. H. d. Grossherzogs von Sachsen.
Panse, A., Oberst z. D.
Panse, Frau Oberst.
v. Pappenheim, Fräulein Julie.
v. Pawel, Wirkl. Geh. Rath, Chef des Kultusministeriums, Excell.
Pfeiffer, Dr. Ludwig, Geh. Hof- u. Medicinalrath.
Preller, Frau Professor.
Rassow, Dr., Geh. Oberschulrath, Geh. Hofrath.
v. Reitzenstein, Freiherr, Kgl. Sächsischer Gesandter.
Rothe, K., Wirkl. Geh. Rath, Excellenz.

Digitized by Google

Weimar.

v. Rott, Fräulein Amelie.
Rudolph, A., Oberst z. D.
Ruickoldt, Dr. med. W., prakt. Arzt.
Ruland, Dr. C., Geh. Hofrath, Director des Grossherzoglichen Museums und des Goethe-National-Museums.
Sältzer, O., Staatsrath.
Sandvoss, Dr. Franz, Schriftsteller.
zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, PrinzOtto,Durchlaucht,General-major und Flügel-Adjutant Sr. K. H. des Grossherzogs von Sachsen.
Scharf von Gauerstedt, Ritterguts-besitzer.
v. Scheffler, Dr. phil. Ludwig, Privatgelehrter,
Scheidemantel, Dr. E., Gymnasial-lehrer.
Schenk, Dr. E., Staatsrath, Ministe-rial-Director.
»Schlaraffia Vimaria«.
Schmid, Dr. jur. J., Geh. Reg.-Rath.
Schmid, Regierungsrath.
Schöll, Fräulein Louise.
Schomburg, Fräulein Doris.
v. Schorn, Fräulein Adelheid, Stifts-dame.
Schubert, Dr. phil. O., Professor, Gymnasiallehrer.
Schüddekopf, Dr. Carl, Assistent am Goethe- u. Schiller-Archiv.
Schütz, Frau Rath W.
Schwabe, Dr. B., Oberstabsarzt.
v. Schwendler, Fräulein E.
Schwier, K., Photograph.
Scott, Miss Frieda.
Slevogt,Dr.K., Geh.Regierungsrath.
Sophienstift.
Spinner, Dr., Oberhofprediger und Kirchenrath.
Stapff, A., Rechtsanwalt.
Stavenhagen, W., Rentier.
Steiner, Dr. Rudolf, Schriftsteller.
Stichling, Fräulein L., Stiftsdame.
Stollberg, J., Geh. Finanzrath.
v. Strachwitz, Frau Gräfin, geb. GräfinHenckel v.Donnersmarck.
v. Strauch, W., Oberlandjäger-meister, Excellenz.
Suphan, Dr. Bernhard, Professor, Geh. Hofrath, Director des Goethe- und Schiller-Archivs.
v. Taube von der Issen, Otto, Baron.

Weimar.

Thelemann, Ludwig, Hof-Buch-händler.
v. Thüna, Dr., Freiherr, Bezirks-director a. D.
Trümpler, Frau Anna.
Uschmann, Ernst, Buchdruckerei-besitzer.
v. Vignau, H., Kammerherr, Major z. D., Generalintendant des Grossh. Hoftheaters und der Hofkapelle.
v. Vignau, Frau Margarethe.
Voigt, Heinr., Verlagsbuchhändler.
Vulpius, Fräulein Helene.
Wächter, Frau Justizrath Bertha.
Wahle, Dr. Julius, Archivar.
v. Wasmer, Fräulein L.
v. Watzdorf, Fräulein A., Staats-dame.
Wedekind,Frau Reg.-Rath-Wwe.G.
v. Wedel, Graf O., Wirkl. Geh. Rath, Ober-Hofmarschall, Excellenz.
Weniger, Dr. L., Professor, Geh. Hofrath, Gymnasialdirector.
Weniger, Fräulein Elisabeth.
v. Wilamowitz-Möllendorff, Tello, Oberstlieutenant z. D.
Zeller, Heinrich, Grossh. Kammer-sänger.

Weinheim (Baden).

Goebel, Dr. phil., Gymnasial-Ober-lehrer a. D.

Weissenfels i/S.

Flitner, Dr. med. Fritz, prakt. Arzt.

Wernigerode.

Harnack, Frau Professor H.
Henkel, Dr., Professor, Gymnasial-director a. D.

Westend b/Charlottenburg.

Sydow, Frau Elisabeth, geb. Fuhr-mann.
v. Wilamowitz-Möllendorf, Frau Professor.

Wiesbaden.

Bickel, Dr. Gustav, prakt. Arzt.
Conrady,Dr.Max, Geh.Sanitätsrath.
v. Crüger, G., Generallieutenant a. D., Excellenz.
Frank, Dr. Georg, Docent.
Fresenius, Dr. R., Professor, Geh. Hofrath.

Digitized by Google

Wiesbaden.
Gecks, Leonhard, Buchhändler.
Grünhut, Dr. Leo, Docent am chemischen Laboratorium.
Guttmann, Rechtsanwalt.
Hotzel, Dr. med. Arno.
v. Hülsen, G., Hoftheater-Intendant, Kammerherr.
Konopacka, Fräulein Anna.
Landesbibliothek, Kgl.
Lemke, Julius, Privatmann.
Lugenbühl, Frl. Helene, Rentnerin.
Magdeburg, Stud. med. W.
Meissner, Dr. Carl, Professor.
Pfaff-Beringer, Otto.
Pfeiffer, Dr. Emil, Sanitätsrath.
Schleiden, Fräulein Eleonore.
Wankel, Hauptmann a. D.
Weidenbusch, H.
v. Woehrmann, Baron H.

Wilmersdorf b/Berlin.
Gymnasium.
Manasse, Julius, Kaufmann.

Wittenberg.
Guhrauer, Gymnasialdirector.

Wohlau i/Schl.
Arlt, Albrecht, Gymnasial-Oberlehrer.

Wolfenbüttel.
Gräf, Dr. phil. Hans Gerhard.

Worms.
Heyl zu Herrnsheim, Freiherr.
Reinhart, Frau Nicolaus.

Würzburg.
Prym, Dr. Friedrich, Professor.
Roettecken, Dr. Hubert, Privatdocent.
Schönborn, Dr., Professor, Geh. Medicinalrath.
Stahel, Oscar, Kgl. Hof- und Verlagsbuchhändler.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Zabrze O/S.
Serlo, Walter, Kgl. Bergassessor.

Dominicum **Zakrzewo** b/Wytaszyce (Provinz Posen).
Carst, Frau Dr. Martha.

Zehlendorf, Kr. Teltow.
Lewinsohn, E., Amtsgerichtsrath.

Zittau i/Sachsen.
Neumann, Dr. phil., Realgymnas.-Oberlehrer.
Stadtbibliothek, öffentliche.

Zschopau.
Gensel, Richard, Buchhändler.

Zweibrücken (Rheinpfalz).
v. Bobics, Baron E., Gutsbesitzer.
Henigst, Oscar, Kaufmann.

Zwickau.
Becker, Stud. phil. Erwin Joh.
Goethe-Verein.
Kellner, Dr. phil. H. C., Professor und Gymnasial-Oberlehrer.
Rathsschul-Bibliothek.

ÖSTERREICH-UNGARN.

Baden b/Wien.
Landes-, Real- und Ober-Gymnasium, Nieder-Österreichisches.
Rollet, Dr. Hermann, Stadtarchivar und Museums-Custos.

Balince, Post Slatina.
Förster, Frau Eugen.

Blancko (Mähren).
Salm, Fürst Hugo, Durchlaucht.

Blauda bei Hohenstadt (Mähren).
v. Castella, Frau Emma, geb. Gräfin Zierotin.

Braunau (Böhmen).
Langer, Dr. Eduard J. U., Landesadvocat und Landtagsabgeordneter.

Brünn.
Franzens-Museum.

Budapest.
v. Benczúr, Frau Director Gyula.
Elischersche Goethesammlung.
Heinrich, Dr. Gustav, Professor.
Jägermeyer, Frau Anna.
Kornfeld, Sigmund, Director der Ungarischen Allgem. Creditbank.

Carlsbad (Böhmen).
Stadtgemeinde Carlsbad.

Czernowitz.
Paschkis, Dr. Moritz, Director der Bukowinaer Boden-Credit-Anst.
Staats-Obergymnasium, K. K.
Universitäts-Bibliothek, K. K.

Döbling b/Wien.
v. Gionima, Eugen, Landgerichtsrath.

Eger (Böhmen).
Stadt Eger.

Gaya (Mähren).
Koch, Dr. Carl, Advocat und Bürgermeister.

Graz.
Adamek, Dr. Otto, Professor.
v. Attems, Dr., Graf Ignaz.
v. Attems, Frau Gräfin Rosa.
v. Gnad, Dr. Ernst, Ritter, K. K. Landesschul-Inspector a. D., Hofrath.
Hofmann, Dr. Karl B., Professor.
Landes-Bibliothek, Steiermärkische.
Landes-Oberrealschule.
Mack, Fräulein Marianne.
Neuhold, Franz, Bankier.
Schlossar, Dr. Anton, Kaiserl. Rath, Custos der K. K. Universitäts-Bibliothek.
Schönbach, Dr. Arnold E., Professor, Regierungsrath.
Seminar für deutsche Philologie an d. K. K. Karl-Franz-Universität.
Seuffert, Dr. Bernhard, Professor.
Strzygowski, Dr. Jos., Univers.-Professor.
Universitäts-Bibliothek, K. K.

Gries b/Bozen (Tyrol).
Jansen, Dr. phil. A., Professor.

Hermannstadt.
Baron Samuel v. Brukenthal'sches Museum.

Jaworzno (Galizien).
Stein, Ernst Eduard, Director der Jaworznoer Steinkohlen - Gewerkschaft.

Innsbruck (Tyrol).
Loewit, Dr. Moritz, Professor.
Staats-Gymnasium, K. K.
Wackernell, Dr. Jos. E., Professor.

Katzelsdorf
bei Wiener Neustadt.
v. Quirini, Frau Rittmeister Hermine, geb. Borckenstein.

Klagenfurt (Kärnthen).
v. Dratenoxich, Frau Emma, Obersten-Wwe.

Klagenfurt (Kärnthen).
Obermayer, Victor, Ingenieur i. P. der Ungarischen Staatsbahn.

Krakau.
Creizenach, Dr. Wilhelm, Professor.
v. Gorski, Dr. phil. Konstantin.
Seminar, germanistisches, an der K. K. Universität.

Krumpendorf b/Klagenfurt.
Rauscher v. Stainberg, Eduard.

Leitmeritz i/Böhmen.
Lehrerbibliothek des K. K. Staats-Obergymnasiums.

Lemberg.
Seminar für deutsche Philologie.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Werner, Arnold, Kaufmann.
Werner, Dr. Richard Maria, Professor.

Marburg a/Drau.
Prem, Dr. S. M., K. K. Professor an der Staats-Oberrealschule.

Neusatz (Ungarn).
Savic, Dr. Milan, Schriftsteller.

Olmütz.
Hölzel, Ed. Buchhändler.

Paierdorf, Post Rojach (Kärnthen).
Wutte, Johannes.

Pola (Istrien).
Mayer, Dr. Karl, Professor am K. K. Staatsgymnasium.

Prag.
Feilchenfeld, Frau Bankdirector Henriette.
Fürst, Dr. phil. Rudolf.
Hauffen, Dr. Adolf, Professor.
Hruschka, Alois, Professor.
Keindl, Ottomar, General-Agent der Leipziger Feuer-Vers.-Anst.
Kraus, Dr. phil. Ernst, Professor.
Lambel, Dr. Hans, Professor.
Lese- und Rede-Halle der deutschen Studenten in Prag.
Rabl, Dr. C., Professor.
Reiter, Dr. Siegfried, K. K. Gymnasial-Professor.
Sauer, Dr. August, Professor.

Digitized by Google

Prag.

Seminar für deutsche Philologie.
Toischer, Dr. Wendelin, Professor.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Urban, Dr. Karl.

Radautz.

Obergymnasium, K. K.

Ranshofen (Ober-Österreich).

Wertheimer, Frau Franziska.

Ravelsbach (Nieder-Österreich).

Slaby, Engelbert, Volksschullehrer.

Reichenberg (Böhmen).

v. Liebieg, Frau Baronin Alice.

Salzburg.

Jäger, Dr. Anton, Hof- und Gerichts-advocat.
Werner, Alexander, K. K. Baurath.
zu Wrede, Fürst Friedrich, Durchlaucht.

Scheibbs (Nieder-Österreich).

Baumeister, Johann, K. K. Landgerichtsrath.

Schottwien (pr. Gloggnitz).

Schuselka-Brüning, Ida, Schriftstellerin.

Semlin (Kroatien-Slavonien).

Nedeljković, Dr. Theodor, Advocat.

Teplitz-Schönau.

Rosche, H., Director der Aussig-Teplitzer Eisenbahn.

Volosca (Istrien).

v. Schmidt-Zabierow, Freifrau, Exc.

Weissenbach a/d. Ems (Steiermark).

Sauerländer, Walter.

Weisskirchen i/Mähren.

Staats-Obergymnasium, K. K.

Wien.

Adler, Frau Emma.
v. Adrian-Werburg, Baron Ferdinand
Bauer, Moritz, Director des Wiener Bankvereins.

Wien.

Beer, Dr. A., Professor, Hofrath.
Benndorf, Dr. O., Professor, Hofrath.
Berl, Richard.
Bettelheim, Dr. Anton, Schriftsteller.
v. Bezecny, Freiherr, Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, General-Intendant der Hoftheater, Excellenz.
Bibliothek des K. K. Staats-Gymnasiums im VIII. Bezirk.
Bondy, A. E.
Boschan, Wilh., Kaiserl. Rath.
Brandeis, Dr. phil. Arthur.
Brüch, Dr. Hermann, Hof- und Gerichts-Advocat.
Buff-Giessen, Hans, Kammersänger.
Chrobak, Frau Professor Nelly.
Club, wissenschaftlicher.
Daubrawa, Dr. Alfred.
Demuth, Theodor (Firma Gerold & Comp., Buchhandlung).
Dumba, Nicolaus, Reichsrath, Geheimer Rath, Excellenz.
v. Egger-Möllwald, Dr. Alois, Ritter, K. K. Regierungsrath.
Eissler, Arthur.
Faber, Frau Bertha.
Federn, Dr. S.
v. Feifalik, Ritter Hugo, Hofrath.
Fellner, Dr. Richard, Dramaturg des Deutschen Volkstheaters.
Figdor, Frau Marie.
v. Fleischl, Frau Ida.
Freund, Theophil.
Frick, W., K. K. Hofbuchhandlung.
Gaber, Dr. Karl, Auskultant.
v. Gerold, Frau Rosa, geb. Henneberg.
Gilhofer & Ranschburg, Buchhdlg.
Ginzberger, T., Inspector der Kaiser Ferdinand-Nordbahn.
Glaser, Frau Geh. Raths-Wwe. Wilhelmine, Excellenz.
Goethe-Verein, Wiener.
Göttmann, Karl, Scriptor der Kaiserl. Hofbibliothek.
Gomperz, Dr. Theodor, Professor.
Guglia, Dr. E., Professor.
v. Hartel, Dr. W., Professor, Hofrath, Wirkl. Geh. Rath, K. K. Sectionschef, Excellenz.
Hartmann, Ernst, Hofschauspieler und Regisseur.
Heinzel, Ritter, Dr. Richard, Professor, Hofrath.

Digitized by Google

Wien.

Hofbibliothek, Kaiserl. Königl.
Hofmann, Dr. med. Julius, Hofrath.
zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Frau Fürstin A., geb. Prinzessin Wittgenstein, Durchlaucht.
Holzmann, Dr. Michael.
Horn, Joseph.
Kaiser, Frau Hermine.
Kalbeck, Dr. Max, Schriftsteller.
v. Kinsky, Fürst Ferdinand, Durchlaucht.
v. Kinsky, Frau Fürstin Marie, Durchlaucht.
Koenig, Rudolf.
Konegen, Karl, Buchhändler.
Krastel, Fritz, Hofschauspieler.
v. Lanckorónsky, Dr., Graf Carl, Wirkl. Geh. Rath, Excellenz.
Langer, Frau Irma.
Lehrerbibliothek des K. K. Staats-Gymnasiums im II. Bezirk.
Lewinsky, Joseph, Hofschauspieler und Regisseur, Professor.
v. Mauthner-Markhof, Frau Editha, geb. Baronin v. Sustenau.
Mayer, Dr. phil. F. Arnold.
v. Merey, Alexander, Geheimer Rath, Sectionschef im Reichs-Finanzministerium, Excellenz.
Minor, Dr. Jacob, Professor.
Neumann, Karl.
Oppenheim, Joseph, Redacteur.
Payer von Thurn, Rudolf, Beamter in der Cabinetskanzlei S. M. des Kaisers, Redacteur der Chronik des Wiener Goethe-Vereins.
Pinder, Rittmeister.
Plutzar, Dr. Ernst, Hof- und Gerichts-Advocat.
Poschacher, Frau Louise, geb. Ried.
Rieger, Dr. Karl, Professor.
Robert, Emerich, Hofschauspieler.
Rosenthal, Bernhard, Bankier.
Russ, Dr. Victor, Gutsbesitzer, Mitglied des Abgeordnetenhauses.
Russo, Isidor.
Schlenther, Dr. Paul, Direktor des K. K. Hofburgtheaters.
Schnabel, Dr. Isidor, Professor.
v. Schneider, Dr. Robert, Ritter, Custos der Kaiserl. Antikensammlung.
Schnitzler, Dr. Arthur, Arzt und Schriftsteller.

Wien.

Schöne, Hermann, Hofschauspieler.
Schröer, Dr. K. J., Professor.
v. Schultes, Karl.
Schulz v. Strasznitzki, Dr. Johann, Sectionsrath im K. K. österr. Ackerbau-Ministerium.
Schwab, Cand. jur. Albert.
Seegen, Dr. Joseph, Professor.
Seidel, Ludwig, Buchhändler.
Seminar für deutsche Philologie an der K. K. Universität.
v. Sizzo-Noris, Frau Gräfin Marie.
v. Skene, Louis.
v. Sonnenthal, Ritter Adolf, Hofschauspieler und Regisseur.
Speidel, Dr. Ludwig, Schriftsteller.
v. Spiegl, Edgar, Chefredacteur.
v. Stern, Frau Leopold.
Streicher, Fräulein Karoline.
v. Stremayr, Dr. Karl, Geh. Rath, Präsident des K. K. Obersten Gerichts- und Kassationshofes, Excellenz.
Thimig, Hugo, Hofschauspieler.
v. Trauschenfels, Dr. Eugen, Oberkirchenrath.
Unger, Dr. Josef, Prof., Minister a.D., Präsident des Reichsgerichts, Geh. Rath, Excellenz.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Wahrmann, Frau Dr. Emma.
Wärndorfer, Fritz.
v. Weilen, Ritter Dr. Alexander.
v. Weiss-Starkenfels, Freiherr Alfons, K. K. Sectionsrath im Ackerbau-Ministerium.
Weiss v. Tessbach, Ritter Dr. Adolf.
Weiss v. Wellenstein, Frau Stefanie.
Wickhoff, Dr. Franz, Professor.
Zweybrück, Dr. Franz.

Wiener Neustadt.

v. Hornau, Ritter Karl Gerbert, K. u. K. Hauptmann, Lehrer an der Theresianischen Militär-Academie.
Nieder-Österr. Landes-Oberreal- und Gewerbeschule.

Schloss Zalabér.

(Südbahnstation Szt Jóan Ungarn.)

v. Gutmann-Gelse, Frau Laczi, geb. Rosa Klein.

Digitized by Google

SCHWEIZ.

Aarau.
Cantons-Bibliothek, Aargauische.

Au Zürichsee.
Moser, Fräulein Fanny.

Basel.
Burckhardt, Dr. jur. C., Rathsherr.
Kögel, Dr. Rud., Professor.
Lese-Gesellschaft.
Thommen, Dr. phil. Rudolph.
Volkland, Dr. Alfred, Capellmeister.
Wackernagel, Dr. R., Staatsarchivar.

Bern.
Marcusen, Fräulein Lilli.
Marcusen, Dr. jur. W., Professor.
Stadt-Bibliothek.
v. Tattenbach, Frau Gräfin Constance.
Walzel, Dr. Oscar F., Professor.

Genf.
Soret, J. Louis.

Kilchberg b/Zürich.
Meyer, Dr. Conrad Ferdinand.

Lausanne.
Cart, Dr. William, Professor.

Solothurn.
Cantons-Bibliothek.

St. Gallen.
Stadt-Bibliothek (Vadiana).

Winterthur.
Radecke, Dr. phil. Ernst, Städtischer Musikdirector.
Stadt-Bibliothek.

Zürich.
Bertheau, Dr. F., Spinnereibesitzer.
Blümner, Dr. Hugo, Professor.
Bodmer, Dr. phil. Hans.
Hirzel, Dr. Paul, Schulpräsident.
Museums-Gesellschaft.
Stadt-Bibliothek.
Vögeli-Bodmer, A., Oberst.
Widmer, C., Director der schweiz. Rentenanstalt.

BELGIEN.

Antwerpen.
Rooses, Max, Conservateur du Musée Plantin.

Brüssel.
Caratheodory-Effendi, Kaiserl. Türkischer Gesandter, Excellenz.

Brüssel.
Gevaert, Franz Aug., Professor, Directeur du Conservatoire Royal de Musique.
Wieniawski, Frau Joseph.

Gent.
Engelcke, H., Librairie.

DÄNEMARK.

Kopenhagen.
Bibliothek, Grosse, Königliche.
Bobé, Dr. phil. Louis.
Hansen, P., Professor.
Henrigues, L., Wechselmakler,
Hirschsprung, Oskar H., Fabrikant.

Kopenhagen.
Neergard, N. T., Redacteur.
Schmidt, Rudolf, Schriftsteller.
Wimmer, Dr. Ludwig, Professor.
Zeuthen, L., Obergerichts-Anwalt.

Digitized by Google

FRANKREICH.

Algier.
v. Syburg, F., Kaiserl. Consul.

Levallois-Perret (Seine).
Saling, Jacques, Professeur de langue et de littérature allemandes.

Nizza.
v. Arnoldi, Frau Gräfin.
Schropp, Ralph, Privatier.

Paris.
Andler, Charles.
Barine, Frau Arvède.
École Normale Supérieure.
Onéguine, Alexander, Homme de lettres.
Soulange-Bodin, Frau Martha.
Wiesenthal, Alfred, Kaufmann.
Wolff, Theodor, Schriftsteller.
v. Wolkenstein-Trostburg, Frau Gräfin, geb. v. Buch, Excellenz.

Valentigny.
Bovet, Alfred.

GRIECHENLAND.

Athen.
Richardson, George M.

Piräus-Athen.
Lüders, Dr. Otto, Kaiserl. Geh. Regierungsrath und General-Consul.

GROSSBRITANNIEN.

Beckenham b/London.
Weiste, D.

Bowdon b/Manchester.
Güterbock, Alfred.

Bristol.
Cann-Lippincott, R. C.

Cambridge.
Breul, Karl, Litt. D. Ph. D. M. A.
Browning, Oscar, M. A.

Edinburgh.
Schlapp, Otto, Docent an der Universität.

Glasgow.
Robertson, Mrs. R. A.
Rottenburg, Fritz.
Rottenburg, Paul.
Tille, Dr. Alexander.

Leeds (Yorkshire).
Schüddekopf, Dr. A. K.
Yorkshire College-Library.

Liverpool.
Meyer, Kuno, Professor am University College.

London.
Armbruster, Carl, Capellmeister.
Broicher, Fritz.
Buchheim, Dr. C. A., Professor am King's College.
Coupland, Dr. W. C., M. A.
Cyres, Lord St.
Freund, Max.
Holzmann, Dr. Moritz.
Kremling, W.
Lecky, Mrs.
Lehmann, Rud., Maler.
Robb, Mrs.
Rudolph, H.

Manchester.
Bibliothek des Owens College.
Schiller-Anstalt.

Newcastle o/Tyne.
Merz, Dr. Theodor.
Owen Seaman, Esq.

Oxford.
Bodleian Library.
Taylor-Institution.

Digitized by Google

Mitglieder der English Goethe-Society, welche, als zugleich der deutschen Goethe-Gesellschaft angehörig, durch Mr. A. Nutt bei letzterer angemeldet sind:

Cambridge.

Lee, Miss Jane.
Ward, Miss.
Welsh, Miss.

Cheltenham.

de Laffan, Rev. C.
Macgowan, M. S., M. A.

Dublin.

Dowden, Prof. E., L. D.
Dowden, Miss.
Lyster, Thomas Wilson, W. A.
National Library.
Smith, Mrs. Travers.
Trinity College Library.
Webb, T. E., Professor, Judge.

Dulverton.

Owen, Rev. J.

East Twickenham (Surrey).

Alford, R. G.

Edinburgh.

Morris, Rev. A. B.

Eltham (Kent).

v. Orsbach, Rev. E.

Glasgow.

Blackie, Walter, Verlagsbuchhändler.

Limpsfield (Surrey).

Bellars, W. B.

London.

Buss, Miss.
Chadwick, Miss M.
Ferguson, Miss Phémie.
Hecht, Max.
Hertz, Miss.
Joachim, Mrs.
Kirby, W. F.
Kroeker-Freiligrath, Mrs. K.
Lawrence, Miss Mary.
Lewes, Prof. V. B.
Leycester, Rafe.
Librarian Reform-Club.
London Library.
Mathews, Mrs. A. N.
Mensch, R. A.
Metcalfe, Miss F.
Meyer, H.
Moenich, Oscar.
Momerie, Rev. Prof. A. W., M. A.
Mond, L.
Mond, Mrs. L.
Montefiore, C. J.
Moon, Rob. O.
Morgan, Miss.
Northcote, The Right Hon. Sir Stafford.
Oswald, Dr. Eugen, M. A.
Plattnauer, R.
Ridley-Prentice, Mrs. Esther.
Riepmann, Prof. W.
Ritchie, Mrs. Anna.
Strauss-Collins, A.
Swanwick, Miss Anna.
Tatton, R. G., M. A.
Walhouse, M. J.
Werner, Rinaldo.

Marlborough b/London.

Mullins, W. E., M. A.

Oxford.

Boulton, Mrs.
Müller, Prof. F. Max, M. A.
Shields, Guthbert, C. C. C.

Richmond (Surrey).

Thorne, Dr. L. T.

St. Helen's (Lancashire).

Binney, Hudson A.

Staines b/London.

Dittel, Prof. T. H.

Watford.

Herkomer, Prof. H., M. A., R. A.

Windsor.

Vaughan, E. L.

Digitized by Google

Mitglieder der Manchester Goethe-Society, welche, als zugleich der deutschen Goethe-Gesellschaft angehörig, durch Herrn N. Kolp bei letzterer angemeldet sind:

Buxton.

Hofmann, O.

Didsbury b/Manchester.

Robinow, M.
Simon, Heinrich.

Knutsford (Cheshire).

Wilkinson, T. R.

Manchester.

Bibliothek der Manchester Goethe-Society.
Bornmüller, R.
Brumm, Charles.
Cornish, Rev. J. J.
Dehn, Rudolf.
Kolp, N.
Kullmann, Julius.
Levinstein, Iwan.
Liebert, Emil, Consul.
Murray, George R.
Schelling, G.
Schmölder, L.
Schuster, Prof. A.
Simon, Louis.
Stephens, T. A., M. A.
Toller, Prof. T. N.
Ward, Prof. A. W., Litt. D. L. L. D.

Withington b/Manchester.

Hager, Mrs. Hermann.
v. Knoop, Frau Luis.
Wallenfels, Dr. H.

ITALIEN.

Florenz.

v. Kaufmann, Ludwig, Rentier.
v. Nolde, Baron Wilhelm.
v. Zoubow, Frau Marie, Excellenz.

Neapel.

Dohrn, Dr. Anton, Professor.
Kellner, August, Kgl. dänischer Consul.

Ospedaletti (Liguria).

Kaerner, Wilhelm.

Rom.

Guerrieri-Gonzaga, Frau Marchesa E.
Kempner, L., Kaufmann.
Mengarini, Frau Dr. Margherita.
v. Meysenbug, Fräulein Malwida.

NIEDERLANDE.

Alkmaar.

Blum, J. H., Kreisschul-Inspector.

Amsterdam.

van Hall, Dr. jur. J. N., Redacteur.
Hartog, Jacques, Docent für Musikgeschichte am Conservatorium.
Nijhoff, P., Buchhändler.
Oelsner, Fritz, Consul.

Baarn b/Amsterdam.

van Lier, Fräulein Fanny, Lehrerin der deutschen Sprache und Literatur.

Groeningen.

v. Haarst, J. W. G., Universitäts-Bibliothekar.
Symons, Dr. B., Professor.

Haag.

van Hensbrock, P. A. M., Buchhändler.
Kossmann, Dr. phil. E. F., Gymn.-Lehrer.
v. Randwyck, Frau Gräfin J., geb. Baronesse v. Hogendarp.
Royaards, Dr. jur. G., Secretaris van dem Raad van Staate.
Scheurleer, Dr. F., Bankier.

Digitized by Google

Haarlem.
Smit-Kleine, Dr., Schriftsteller.

Hilversum.
Byvanck, Dr. W. G. C.

Leiden.
Breuning, H. H., Docent am Gymnasium.
v. Doesburgh, S. C., Buchhändler.

Utrecht.
de Jonge, Dr. jur. F. W.
Utrechts-Leesmuseum.

Zütphen.
Henny, Fräulein Agnes.

Zwolle.
Talen, J. G., Gymnasiallehrer.

NORWEGEN UND SCHWEDEN.

Christiania.
Universitäts-Bibliothek.

Djurskolm b/Stockholm.
Gyldén, Frau Professor Therese, geb. v. Knebel.

Lund.
Olin, Cand. jur. Gustaf.

Stockholm.
Bibliothek, Königliche.

RUMÄNIEN.

Bukarest.
Sturdza, Demetrius, Kgl. Staatsminister a. D., Excellenz.

RUSSLAND.

Dorpat.
v. Anrep-Ringen, Frau.
v. Bradke, Fräulein Marie.
Curonia (Corporation).
Fraternitas Rigensis (Studentische Corporation).
v. Hoerschelmann, Frau Prof. A.
v. Liphart-Rathsdorf, R.
Lundman, Chr., Oberlehrer.
Masing, Dr. Woldemar.
Meyer, Dr. Leo, Professor, Wirklicher Staatsrath.
Muyschel, Fräulein M., Instituts-Vorsteherin.
v. Oettingen, Dr. Alex., Professor.
v. Oettingen, Max.
Schlüter, Dr. Wolfgang, Universitäts-Bibliothekar.
Sintenis, F., Oberlehrer, Staatsrath.
Universitäts-Bibliothek, Kaiserliche.

Schloss Gross-Roop (Livland).
v. Rosen, Freiin Ady, Edelfräulein.

Schloss Grünhofb/Mitau (Kurland).
v. Medem, Frau Reichsgräfin Alexandrine, geb. Fürstin v. Lieven, Durchlaucht.

Helsingfors (Finnland).
Donner, Dr. phil. J. O. E.
Universitäts-Bibliothek.

Kischineff (Süd-Russland).
v. Kartagi, Stud. Michael.

Menzen i/Livland.
v. Wulf, Dr. phil. Max.

Mitau.
v. Medem, Frau Reichsgräfin Jenny, geb. Baronin von Offenberg.

Moskau.
Bachmann, Georg, Staatsrath.

Narva.
Zimmermann, Carl Arthur, Apotheker.

Digitized by Google

Nikolajew.

Reyher, Rudolf Wolfgang.

Odessa.

v. Meyer, Dr. Heinr., Wirkl. Staatsrath, Excellenz.
Schmidt, Dr. Carl.

Riga.

v. Bock, H., Landrath, Exc.
v. Budberg, Baron Gotthard, Generallieutenant a. D., Excellenz.
v. Freytag-Loringhoven, Baron Alexander.
v. Freytag-Loringhoven, Baron Carl, Rechtsanwalt.
Hartmann, J.
v. Lieven, Fürstin Constance, Durchlaucht.
Lovis, Frau Professor Adeline.
Martersteig, Max, Director des Stadttheaters.
v. Nolcken, Baron Georg, Majoratsherr auf Esern.
Nölting, Fräulein Bertha (E. Heldt).
Scheel, Frau.
Treutler, Ludwig, Director des Stadttheaters.

Semershof (Livland).

v. Wolf, Freiin Eleonore.

Smilten (Livland).

Bergmann, Eugen, Apotheker.

St. Petersburg.

Bibliothek, Kaiserl. öffentliche.
Heyse, Th., Kaufmann.
Kirějew, Alexander, Generallieutenant, Excellenz.
Koenig, Josef, Schuldirector, Wirkl. Staatsrath, Excellenz.
Kroug, Frau Dr. Elfriede.
v. Radecki, Dr. med., Staatsrath.
v. Struve, Dr. Nicolaus, Professor.

Schloss Tarwast i/Livland (via Fellin).

v. Mensenkampff, Frau Gabrielle, geb. Fürstin v. Lieven, Durchlaucht.

Wiborg (Finnland).

Alfthan, Ferd., Vice-Consul.

SPANIEN.

Madrid.

v. Radowitz, Kaiserl. Deutscher Botschafter, Wirkl. Geh. Rath, Exc.

TÜRKEI.

Konstantinopel.

Bartsch, Dr. jur. Rud., Rechtsanwalt.
Grosser, Dr. Julius, Correspondent der Kölnischen Zeitung und Director der Agence de Constantinople.
v. Humbracht, Baron J., Legationssecretär der deutschen Gesandtschaft.

AFRIKA.

Cairo.

v. Hölzke, Baron C., Wirkl. Geh. Rath, Kaiserl. Russischer Minister-Resident, Excellenz.

AMERIKA.

Auburndale (Mass.).

Morris, Miss Helen B.

Andover.

Ripley, A. L., Professor.

Ann Arbor.

Library of University of Michigan.

Athens (Ohio).

Super, Charles W., Professor in the Ohio University.

Digitized by Google

Aurora (N. Y.).
Piutti, Fräulein Elise, Lehrerin.

Baltimore.
Gudemann, Dr. Alfred, Docent an der Johns Hopkins University.
Hilken, Fräulein Marie.
Hofmann, Julius, Pastor.
John Hopkins University.
Reinhardt, Dr. Ferdinand.
Wilkens, Dr. Friedrich H., Professor.
Wood, Dr. Henry, Professor.

Beloit (Wisc.).
Beloit College Library.

Berkeley (Californien).
Library of University of California.

Boston (Mass.).
Adams, Miss Sarah Holland.
v. Blomberg, Freiin Eva.
Boston Athenaeum.
Gardner, Frau J. L.
Higginson, Mrs. Henry L.
Vogel, Franz, Prof. of modern Languages.

Brooklyn (N.-Y.)
Pratt Institute.

Bryn Mawr (Pa.).
Bryn Mawr College.
Collitz, Dr. phil. Hermann, Prof.

Buenos-Aires.
Krauel, R., Kaiserl. Gesandter.

Cambridge (Mass.).
Harvard College.

Chicago.
Frank, Henry L.
Rohde, Frau Sara P.
Vocke, William, Attorney and Counsellor at Law.

Cleveland (Ohio).
Adelbert College.

Clinton (N.Y.).
Brandt, H. C. G., Professor.

Columbia.
University of Missouri.

Grinnell (Iowa).
Nollen, Dr. phil. John S., Prof. am Iowa College.

Haverstraw (N.Y.).
Speck, William A.

Ithaka (N.Y.).
Cornell University Library.
Hart, Professor Dr. J. M., Cornell University.
Hewett, Dr. W. T., Professor.
Withe, Dr. Horatio Stevens, Prof.

Knoxville (Tennessee).
Hennemann, Dr. John B.

Leominster (Mass.).
Scott, Dr. G. R. W.

Madison (Wisc.).
Rosenstengel, W. H., Professor.

Milwaukee (Wisc.).
Grant v. Tetzel, Frau Frances.
Mendel, Henry M.
Weis, C.

New Hawen (Conn.).
Gruener, Gustav.
Palmer, A. H., Professor.
Yale-University.

New Orleans (La.).
v. Meysenbug, Freiherr E., K. deutscher Consul.
Tulane-University.

New-York.
Astor Library.
Baumgarten, W.
Billqvist, C. E.
Columbia University Library.
Dreier, L.
Goebel, Dr. Julius.
Lemcke, Ernst, Buchhändler.
Loewy, Benno, Counsellor at Law.
Miller, C. R., Redacteur der New-York-Times.
Palmer, A. M.
Ringer, S., Professor.
Roe, Fräulein Laura B. C.
Roelker, A.
Stechert, Gustav E., Buchhändler.
Stern, S. M., Director of Stern's School of Languages.

Digitized by Google

New-York.
Taylor, Mrs. Bayard.
Thomas, Calvin, Professor an Columbia University.
Wakeman, T. B.
Zickel, S., Buchhändler.

Nutley (N.-Jersey).
Genung, Charles H.

Oberlin.
Oberlin College.

Palo Alto (Calif.).
Flügel, Dr. Ewald, Professor der Stanford University.
Library Leland Stanford jr. University.

Philadelphia (Penns.).
Ebbinghausen, Adéle D.

Princeton (N.-J.).
Humphrey, W., Professor.
Library Princeton University.

Richmond (Indiana).
Gerber, Dr. A., Professor.

Roxbury (Mass.):
Pratt, C. E.

San Francisco.
Mc. Allister, Elliot, Attorney and Counsellor at Law.

St. Louis (Mo.).
Langton, John J. P., B. A.
Meier, Mrs. Eduard D.
Renth, Henry.

Swarthmore (Pa.).
Jones, R.

Toronto (Canada).
van der Smissen, W. H., Professor, Bibliothekar der Universität.
Universitäts-Bibliothek.

Washington.
v. Holleben, Baron, Dr., Kaiserlich Deutscher Botschafter, Exc.

Williamstown (Mass.).
Rice, R. A., Professor.
Wahl, George Moritz, Professor.
Williams College.

ASIEN.

Japan.

Tokio.
Christlieb, Max, Pfarrer.

Indien.

Calcutta.
Rathsam, Theodor, Kaiserl. Deutscher Consul.

AUSTRALIEN.

Apia (Samoa-Inseln).
Schmidt - Leda, Dr., Kaiserlich Deutscher General-Consul.

Melbourne.
Hartung, Ernst.

Sydney.
Trechmann, Ernst, Professor an der Universität.



Digitized by Google

LITERARISCHE ANSTALT, RÜTTEN & LOENING, FRANKFURT A. M.

In unserem Verlage ist erschienen:

Im blühenden Cinquecento.

Eine Dichtung in Bildern aus Raffael Sanzios Römertagen

von

August Kellner.

186 Seiten kl. 8°; mit dem Bild der Fornarina in Lichtdruck
eleg. Leinwand ob. Schnitt vergoldet.

Preis: M. 4.80.

August Kellner in Neapel, dessen bekannte epische Dichtung »Hie Rothenburg« innerhalb des ersten Jahres nach ihrem Erscheinen in Schulze's Verlag in Oldenburg bereits eine zweite Auflage erforderte, hat unlängst in seiner Vaterstadt bei uns einen neuen Cyklus epischer Dichtungen u. d. T. »Im blühenden Cinquecento« veröffentlicht.

Raffael ist deren Mittelpunkt; sein Verhältniss zu den Frauen — der ihm anverlobten Maria di Bibbienna und der Fornarina —, die herrlichen römischen Schöpfungen seiner Hand und das allzu frühe Hinsterben des Meisters, sind der rothe Faden, um den sich ein blühendes Rankenwerk lieblich zierlichster Kleinmalerei schlingt. Wie »In den Loggien« des Vatikan, nach denen einer der ausgeführtesten Gesänge benannt ist, eine Fülle graziöser malerischer Motive uns hingezaubert wird und fesselt, so weiß Kellner im strahlenden Lichte des Südens, der ihm ja seit langen Jahren so vertraut, das üppig reiche Leben und Künstlertreiben in Rom zur Zeit Leo's X. packend und farbenprächtig darzustellen. Von den Kindern der Straße bis zu den stolzen Kardinälen: alle Typen Roms sind da, lebendig da. In wohllautenden, leicht dahinfließenden Versen, in einer Reihe stimmungsvoller Kulturbilder, die am guten Alten ebenso treu festhalten, wie sie sich dem künstlerisch Möglichen der Moderne nicht verschließen, ist hier ein der ganzen gebildeten Welt zugehöriger und liebgewordener Stoff mit frischer, fröhlicher Künstlerschaft behandelt. Lebenswarm vom Herzen kommend, wird die Lektüre dieses schönen, gesunden Werkes nicht allein zu künstlerischem Empfinden genußreich anregen, sondern auch den ernsteren Ansprüchen Genüge thun, da streng historische und kunstgeschichtliche Studien mit dem freien Fluge des schaffenden dichterischen Genius verknüpft sind.

Digitized by Google

Verlag der J. C. HINRICHS'schen Buchhandlung in Leipzig.

Die klassische Aesthetik der Deutschen.

Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schillers, Goethes und ihrer Freunde.

Von Dr. **Otto Harnack.**

Mit dem Facsimile eines ungedruckten Gedichts von Schiller.

M. 5.—; geb. M. 6.—

»... So energisch Harnack aber auch für den Rückzug der Aesthetik zu Goethe und Schiller eintritt, so wenig verkennt er die Einseitigkeiten und Irrthümer, die den kunsttheoretischen Arbeiten dieser Meister anhaften. Welchen Standpunkt man auch in aesthetischer Hinsicht einnehmen möge, sicherlich wird man nicht ohne bleibenden Nutzen das Harnack'sche Buch lesen.« **Die Post.**

Goethe in der Epoche seiner Vollendung (1805—1832).

Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung.

Von Dr. **Otto Harnack.**

M. 5.—; geb. M. 6.—

»Eine umfassende Darstellung von Goethes Denkweise und Weltbetrachtung, aufgebaut aus den Prosaschriften und Sprüchen, den brieflichen und mündlichen Aeusserungen aus der Zeit seiner Vollreife. Der Verfasser verzichtet auf alle willkürliche Systemkünstelei; was er gibt ist Goethe selbst, die zahllosen Einzelheiten nach grossen Gruppen zusammengestellt, geordnet, in schlichter, sachlicher Sprache vermittelt, und abschliessend auf ihren Kern zurückgeführt.— Das Bild des Weisen, dem in einem edleren Sinne nichts Menschliches fremd war, ist mir nie erhabener und überwältigender entgegengetreten als aus diesem **herrlichen** Buche«.
Westermanns Monatshefte.

Soeben erschien:

Antiquarischer Lagerkatalog Nr. 116.

Deutsche Litteratur und Sprache.

Reichhaltige Sammlung eines Bücherfreundes unserer klassischen Periode, nebst einer schönen Sammlung

Goethe-Bildnisse.

Der Katalog steht gratis zur Verfügung und bitte ich zu bestellen.
Leipzig, 1. April 1898.
A. Twietmeyer, Buchhandlung.

Goethe-Jahrbücher, Schriften der Goethe-Gesellschaft,

vergriffene Bände und komplette Einzel- und erste Ausgaben sämmtlicher Werke **Goethes, Schillers, Wielands** und **Herders; Original-Handschriften, Bildnisse** und **Antiquitäten** von Weimar und berühmten Männern die da lebten.
Empfiehlt und nimmt Aufträge entgegen

Weimar. **Wolfgang Bach.**
Buchhandlung und Antiquariat.

Digitized by Google

OTTO AUG. SCHULZ, Autogrh. in Leipzig, Thalstr. 2, I.

empfiehlt sein **reichhaltiges** und **wertvolles**

Autographenlager

(das größte des Kontinents)

zur Anlage und Vervollständigung von Sammlungen und versendet zur Auswahl **gratis** folgende **neue** Kataloge:

Kat. Nr. XX. **Berühmte Frauen und die Dichter der Liebe.** 885 Nrn.
» » XXI. **Berühmte Aerzte, Naturforscher, Physiker, Chemiker und Astronomen.** 1072 Nrn.
» » XXII. u. XXIII. **Das Zeitalter der Reformation und der 30jährige Krieg.** 1825 Nrn.
» » XXIV. **Friedrich der Grosse und seine Zeit.** 1030 Nrn.
» » XXV. **Berühmte Philosophen u. Pädagogen** (in Vorbereitg.).

Soeben erschien in meinem Verlage:

Goethe

in Breslau und Oberschlesien

und

seine Werbung um Henriette von Lüttwitz.

Neue Beiträge zu Goethes Lebensgeschichte

von **Adalbert Hoffmann.**

Preis 3 Mk.—. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Oppeln. **Georg Maske.**

Verlag von JOSEPH BAER & CO., Frankfurt a. M.

Goethes Faustidee

nach der ursprünglichen Conception

aufgedeckt und nachgewiesen

von **Wilhelm Gwinner.**

Ein Band 8° von XI und 507 SS. Preis broschirt M. 7.50.

Dieses Buch weist eingehend nach, daß Goethes Faust I. Theil, hauptsächlich infolge des dem Gedichte vorausgeschickten »Prologs im Himmel« im Widerspruch mit der vorgeführten Handlung durchgängig unrichtig aufgefasst wird. Der Verfasser deckt die in der Handlung der »Tragödie« verwirklichte, mit der tiefsinnigen Faustsage übereinstimmende wahre Faustidee nach Goethes ursprünglicher Conception zum ersten Mal im Zusammenhange der alten Faustscenen auf.

Digitized by Google

ALEXANDER DUNCKER, Königlicher Hofbuchhändler, Berlin.

Goethe.

Die Aufgeregten.

Politisches Drama in fünf Acten.

Ergänzende Bearbeitung von **Felix von Stenglin.**

Kl. 8°. X, 119 S. Elegant geheftet 3 Mark.

Ludwig Pietsch.

Goethe im deutschen Hause zu Wetzlar.
September 1792.
Lith. Imp. M. 7.50.

Schiller bei den Seinen
Weimar 1802.
Phot. M. 6.—

E. Geibel.

Nach der Natur gemalt von **Louise Kugler.**
Auf Stein gez. von **Schertle.**
Folio M. 2.50.

Von diesen 3 Blättern kann ich nur noch wenige Exemplare abgeben.

Professor Alexander Wagner.

Götz und Weislingen. **Adelheid und Franz.**

Photographieen von Franz Hanfstaengl.

Imperialfolio je M. 15.—

Gundlach.

Italienische Lyrik seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart.

In deutschen Uebertragungen.
Eleg. gbd. M. 7.50.

Ein werthvoller Beitrag zur italienischen Litteraturgeschichte, der die italienische Lyrik von Dante, Michelangelo u. a. an bis zu den Dichtern unserer Tage d'Annunzio, Carducci, Pascoli, Ada Negri in meisterhaften Uebertragungen von Geibel, Heyse, Graf Schack u. a. zusammenstellt.

G. z. Putlitz.

Ein Lebensbild

aus Briefen zusammengestellt und ergänzt
von
Elisabeth zu Putlitz.

3 Bde. geh. M. 15.—, gbd. M. 18.—

»Ein litterarisches Ehrendenkmal für den liebenswürdigen, feinsinnigen Dichter, den geistvollen Erzähler und erfolgreichen Dramatiker, zusammengestellt von seiner langjährigen Lebensgefährtin aus seinen Briefen«.

»Wichtiges Material für Litteratur-, Theater- und Zeitgeschichte«.

Digitized by Google



Mainufer bei Höchst.

Pointe sèche (Kaltnadelarbeit), nach der Natur radirt von B. Mannfeld im Mai 1897.

Bildgrösse 30:24 cm. — Papiergrösse 52:42 cm.

Künstlerdrucke auf Atlas in Passepartout Mk. 100.—
Avant la lettre . . . . „ 50.—
Schriftdrucke, chin. . . . . „ 25.—

◄ ◄ ◄ Evelyn ► ► ►

nach dem Pastell, gemalt von W. Schüler in Frkft. a. M.

Pointe sèche von B. Mannfeld 1898.

Plattengrösse 65:48 cm. — Papiergrösse 100:70 cm.

No. 1—25 vom Künstler selbst gedruckt Mk. 400.—
Farbige Künstlerdrucke auf Atlas . . . „ 300.—
Farbige Künstlerdrucke auf chin. . . . „ 250.—
Einfarbige Künstlerdrucke . . . . „ 200.—
Farbige Schriftdrucke auf Atlas . . . . „ 75.—
Farbige Schriftdrucke auf chin. . . . . „ 40.—
Einfarbige Schriftdrucke auf chin. . . . „ 30.—

Digitized by Google

WINTER-IDYLL ► ► ► ► ► ► ► ► ►

(Motiv: **Schloss Höchst a. M.**)

von einem Fenster aus nach der Natur radirt

von B. Mannfeld 1897.

Plattengrösse 64:45 cm. — Papiergrösse 100:80 cm.

No. 1—10 vor der Marke	Mk.	300.—
Künstlerdrucke mit Marke	„	200.—
Avant la lettre	„	100.—
Schriftdrucke, chin. . .	„	35.—
Schriftdrucke, weiss . .	„	25.—


Digitized by Google

Arbeiten von B. Mannfeld.

Die Drei Wahrzeichen von Frankfurt a. M.

erscheint Mitte Juni d. J. Nach der Natur radirt 1897.

Plattengrösse 65:46 cm. — Papiergrösse 100:75 cm.

Farbige Künstlerdrucke auf Atlas . . .	Mk. 300.—
Farbige Künstlerdrucke auf chin. . . .	„ 250.—
Einfarbige Künstlerdrucke auf Atlas . .	„ 200.—
Einfarbige Künstlerdrucke auf chin. . .	„ 150.—
Farbige Schriftdrucke auf chin.	„ 50.—
Schwarze Schriftdrucke auf chin. . . .	„ 30.—

Frankfurt im Schnee (Eisgang)

erscheint Mitte Juli d. J.

Bildgrösse 31:65 cm. — Papiergrösse 54:85 cm.

Farbige Künstlerdrucke . . .	Mk. 150.—
Farbige Avant la lettre . . .	„ 100.—
Farbige Drucke mit der Schrift	„ 40.—

Das Denkmal auf dem Niederwald.

Plattengrösse 65:50 cm. — Papiergrösse 100:85 cm.

Von dieser Platte werden nur Schriftdrucke herausgegeben.

Farbige Drucke auf Atlas . .	Mk. 50.—
Farbige Drucke, chin.	„ 25.—
Schwarze Drucke, chin. . . .	„ 20.—
Schwarze Drucke, ohne chin. .	„ 15.—

Dasselbe verkleinerte Heliogravure

Plattengrösse 34:27 cm. — Papiergrösse 20:15 cm.

Auf chin. Papier gedruckt . . .	Mk. 4.—
Auf weiss Kupferdruckpapier . .	„ 3.—

Dasselbe in Miniatur-Heliogravure

Plattengrösse 12:9 cm. — Papiergrösse 22:17 cm.

Auf chin. Papier gedruckt . . .	Mk. 1.50
Weiss	„ 1.—

Desgleichen Postkarten

à Stück 50 Pfg., 5 Stück in Couverts 2 Mark.

Verlag von Josef Meder in Höchst a. M.

Digitized by Google

Original-Radirungen Frankfurter Künstler

in Mappe.

Herausgegeben von B. MANNFELD, Lehrer am Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M., Dürerstrasse 10.

INHALT:

No. 1. **Eugenie Bandell** . . . . *Römischer Barbytonspieler. Als Titelblatt.*
„ 2. „ „ . . . . . *Mondnacht. Motiv bei Hanau.*
„ 3. **Gustav Kilb** . . . . . *Drei Landsknechte.*
„ 4. **Bernhard Mannfeld** . . . *Galgen bei Beerfelden i. O.*
„ 5. „ „ . . . . . *Auf Besuch. Kaltnadelarbeit.*
„ 6. **Franziska Redelsheimer** . . *Hexenbrünnchen zu Frankfurt a. M.*
„ 7. **Hans Thoma. Erster Radirversuch.** *Schwarzwaldpartie bei St. Blasien.*
„ 8. **Annette Versel** . . . . *Marktbrunnen in Michelstadt i. O.*
„ 9. „ „ . . . . . *Altes Gehöft in Michelstadt i. O.*

I. AUSGABE

50 Exemplare Künstlerdrucke mit Marke à Mk. 50.—

II. AUSGABE

Drucke vor der Schrift à Mk. 25.—

Zu beziehen durch: B. MANNFELD, Dürerstrasse 10, oder JOSEF MEDER, Höchst a. M.

III. AUSGABE

Drucke mit der Schrift à Mk. 25.— Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

In Vorbereitung.

Zur Zeit unter der Presse und im Herbst d. J. erscheinend.

Mit Stift und Feder.

Band I. **Ein altes Haus,**
„ II. **Die Dorfpension.**

Geschrieben und illustriert von B. MANNFELD 1897 u. 98.

Jeder, der unter sich unabhängigen Bände enthält circa 30 künstlerische Darstellungen von der Hand des Autors in Buch-, Kupfer- und Farbendruck. Ausgeführt in der Privat-Buch- und Kunstdruckanstalt für Lehrzwecke im Stædelschen Kunstinstitut zu Frankf. a. M.

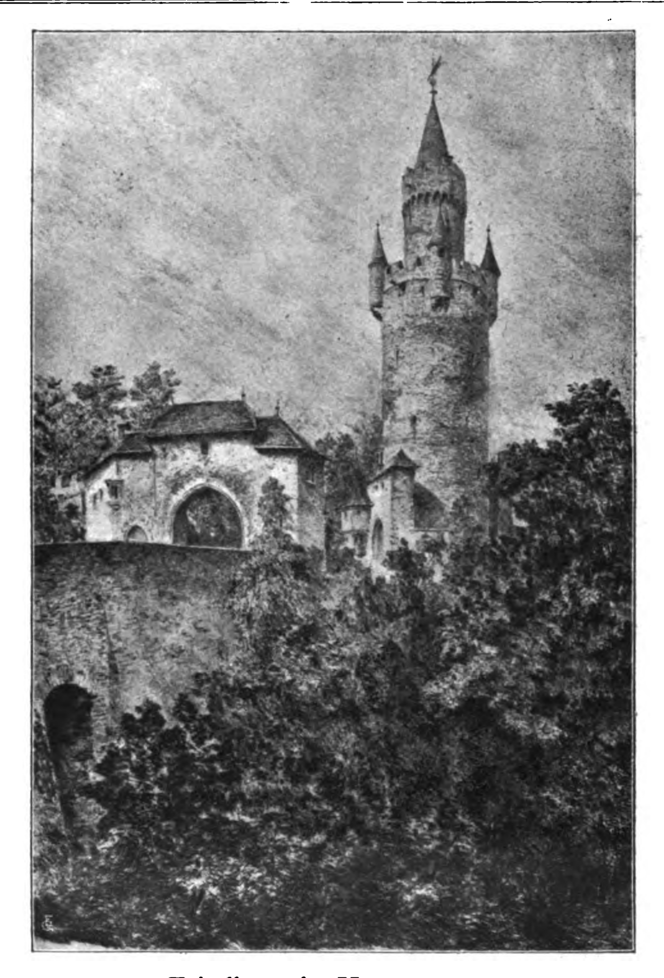
Numerierte Luxus-Ausgabe auf japan. Papier und Pergament-Einband mit je 4 Remarkdrucken Mk. 100.— von in diesem Jahre vollendeten Original-Radirungen.

Publikums-Ausgabe Mk. 5.—

Format: Octav.

Vorausbestellungen werden in der Druckerei im Stædel'schen Kunst-Institut zu Frankfurt a. M. Dürerstrasse 10 entgegengenommen.

Digitized by Google



Friedberg in Hessen.

Bergfried und Stadtthor.

Kaltnadelarbeit von B. Mannfeld.

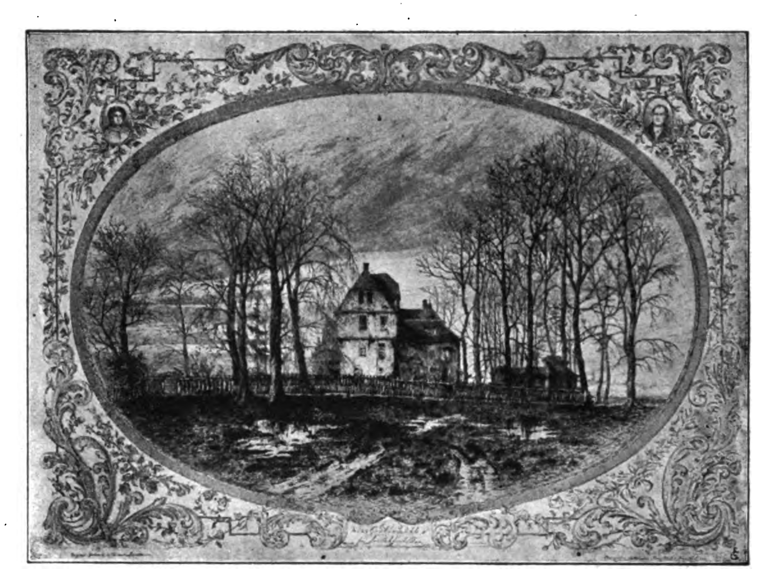
Von dieser Radirung kommen nur 50 Feinexemplare mit einer Marke, Stift und Feder mit dahinter aufgehender Sonne darstellend, in den Handel. Zu jedem Exemplar wird dem Käufer ein Stück der zerschnittenen Orignal-Platte ausgehändigt.

Plattengrösse 50:32 cm. — Papiergrösse 85:65 cm.

25 Abzüge auf Japan-Papier . Mk. 150.—
25 Abzüge auf chin. Papier . „ 100.—

Die Künstler- oder Remarquedrucke tragen sämmtlich die eigenhändige Unterschrift B. Mannfeld.

Digitized by Google



Die Gerbermühle bei FRANKFURT A. M.

Eine Gœthe-Erinnerung.

Original-Radirung von Franziska Redelsheimer.

Plattengrösse 34:49 cm. — Papiergrösse 61:90 cm.

In GŒTHES Leben spielt die Gerbermühle bei Frankfurt eine wichtige Rolle. — Er ist dahin zu seinen Freunden WILLEMER 1814 und 1815 gewandert. — Dort hat er die Suleika seines »westöstlichen Divan's« gefunden, MARIANNE VON WILLEMER. — Es wird wohl nicht mehr lange dauern und die Gerbermühle gehört zu den **verschwundenen Erinnerungsstätten aus Gœthes Leben.** **Auszug aus der Kunstchronik des 21. 1. 97.**
V. Valentin.

Künstlerabzüge auf chin. Papier Mk. 40.—
Drucke auf chin. Papier . . . „ 15.—
Drucke auf Kupferdruckpapier . „ 10.—

Städtchen im Odenwald.

(Marktplatz von Michelstadt in Hessen).

Original-Radirung von Franziska Redelsheimer.

Plattengrösse 37:26 cm. — Papiergrösse 58:46 cm.

Künstlerdrucke mit Marke auf chin. Papier Mk. 50.—
Avant la lettre Drucke auf chin. Papier . „ 30.—
Schriftdrucke auf chin. Papier . . . . . „ 15.—
Schriftdrucke auf Kupferdruckpapier . . „ 12.—

Beide Blätter zu beziehen durch den Selbstverlag von Franziska Redelsheimer, FRANKFURT A. M., Dürerstr. 10 und ausserdem durch Josef Meder, HÖCHST A. M.

Digitized by Google

3.50

Digitized by Google

ALDERMAN LIBRARY
e return of this book is due on the date
indicated below

DUE	DUE

E-DUE ON DISCHARGE CARD

lly books are lent out for two weeks, but
are exceptions and the borrower should
carefully the date stamped above. Fines
arged for over-due books at the rate of
nts a day; for reserved books there are
rates and regulations. Books must be
ted at the desk if renewal is desired.
72044

Digitized by Google


Digitized by Google

